

## »Giölgeda padishanün.«

Reise-Erinnerungen aus dem Türkenreiche von Karl May.

ABU EL NASSR.

»Und ist es wirklich wahr, Sihdi<sup>1</sup> daß Du ein Giaur bleiben willst, ein Ungläubiger, welcher verächtlicher ist als ein Hund, widerlicher als eine Ratte, die nur Verfaultes frißt?«

»Ja.«

»Effendi, ich hasse die Ungläubigen und gönne es ihnen, daß sie nach ihrem Tode in die Dschehenna kommen, wo der Teufel wohnt; aber Dich möchte ich retten vor dem ewigen Verderben, welches Dich ereilen wird, wenn Du Dich nicht zum Ikrar bil Lisan, zum heiligen Zeugnisse, bekennst. Du bist so gut, so ganz anders als andere Sihdis, denen ich gedient habe, und darum werde ich Dich bekehren, Du magst wollen oder nicht.«

So sprach Halef, mein Diener und Wegweiser, mit dem ich in den Schluchten und Klüften des Dschebel Aures herum gekrochen und dann nach dem Dra el Haua heruntergestiegen war, um über den Dschebel Tarfau nach Seddada, Kris und Dgasche zu kommen,

---

<sup>1</sup>Herr.

von welchen Orten aus ein Weg über den berüchtigten Schott Dscherid nach Fetnassa und Kbilli führt.

Halef war ein eigentümliches Kerlchen. Er war so klein, daß er mir kaum bis unter die Arme reichte, und dabei so hager und dünn, daß man hätte behaupten mögen, er habe ein volles Jahrzehnt zwischen den Löschpapierblättern eines Herbariums in fortwährender Pressung gelegen. Dabei verschwand sein Gesichtchen vollständig unter einem Turban, der drei volle Fuß im Durchmesser hatte, und sein einst weiß gewesener Burnus, welcher jetzt in allen möglichen Fett- und Schmutznuancen schimmerte, war jedenfalls für einen weit größeren Mann gefertigt worden, so daß er ihn, sobald er vom Pferde gestiegen war und nun gehen wollte, empornehmen mußte, wie das Reitkleid einer Dame. Aber trotz dieser äußeren Unansehnlichkeit mußte man allen Respekt vor ihm haben. Er besaß einen ungemeinen Scharfsinn, viel Muth und Gewandtheit und eine Ausdauer, welche ihn die größten Beschwerden überwinden ließ. Und da er auch außerdem alle Dialekte sprach, welche zwischen dem Wohnsitze der Uëlad Bu Seba und den Nilmündungen erklingen, so kann man sich denken, daß er meine vollste Zufriedenheit besaß, so daß ich ihn mehr als Freund denn als Diener behandelte.

Eine Eigenschaft besaß er nun allerdings, welche mir zuweilen recht unbequem werden konnte: er war ein fanatischer Muselmann und hatte aus Liebe zu mir den

Entschluß gefaßt, mich zum Islam zu bekehren. Eben jetzt hatte er wieder einen seiner fruchtlosen Versuche unternommen, und ich hätte lachen können, so komisch sah er dabei aus.

Ich ritt einen kleinen, halb wilden Berberhengst, und meine Füße schleiften dabei fast am Boden; er aber hatte sich, um seine Figur zu unterstützen, eine alte, dürre, aber himmelhohe Hassi-Ferdschahn-Stute ausgewählt und saß also so hoch, daß er zu mir herniederblicken konnte. Während der Unterhaltung war er äußerst lebhaft; er wedelte mit den bügellosen Beinen, gestikulierte mit den dünnen, braunen Ärmchen und versuchte, seinen Worten durch ein so lebhaftes Mienenspiel Nachdruck zu geben, daß ich alle Mühe hatte, ernst zu bleiben.

Als ich auf seine letzten Worte nicht antwortete, fuhr er fort:

»Weißt Du, Sihdi, wie es den Giaurs nach ihrem Tode ergehen wird?«

»Nun?«

»Nach dem Tode kommen alle Menschen, sie mögen Moslemim, Christen, Juden oder etwas Anderes sein, in den Barzakh.«

»Das ist der Zustand zwischen dem Tode und der Auferstehung?«

»Ja, Sihdi. Aus ihm werden sie alle mit dem Schall der Posaunen erweckt, denn el Jaum el akbar, der jüngste Tag, und el Akhired, das Ende, sind gekommen, wo

dann alles zu Grunde geht, außer el Kuhrs, der Sessel Gottes, el Ruhh, der heilige Geist, el Lauhel mafus und el Kalam, die Tafel und die Feder der göttlichen Vorherbestimmung.«

»Weiter wird nichts mehr bestehen?«

»Nein.«

»Aber das Paradies und die Hölle?«

»Sihdi, Du bist klug und weise; Du merkst gleich, was ich vergessen habe, und daher ist es Jammerschade, daß Du ein verfluchter Giaur bleiben willst. Aber ich schwöre es bei meinem Barte, daß ich Dich bekehren werde, Du magst wollen oder nicht!«

Bei diesen Worten zog er seine Stirn in sechs drohende Falten, zupfte sich an den sieben Fasern seines Kinnes, zerrte an den acht Spinnenfäden rechts und an den neun Partikeln links von seiner Nase, Summa Summarum Bart genannt, schlenkerte die Beine unternehmend in die Höhe und fuhr mit der freien anderen Hand der Stute so kräftig in die Mähne, als sei sie der Teufel, dem ich entrissen werden sollte.

Das so grausam aus seinem Nachdenken gestörte Thier machte einen Versuch, vorn emporzusteigen, besann sich aber sofort auf die Ehrwürdigkeit seines Alters und ließ sich in seinen Gleichmuth stolz zurückfallen. Halef aber setzte seine Rede fort:

»Ja, Dschennet, das Paradies, und Dschehenna, die Hölle, müssen auch mit bleiben, denn wohin sollten

die Seligen und die Verdammten sonst kommen? Vorher aber müssen die Auferstandenen über die Brücke Ssirath, welche über den Teich Handh führt und so schmal und scharf ist, wie die Schneide eines gut geschliffenen Schwertes.«

»Du hast noch Eins vergessen.«

»Was?«

»Das Erscheinen des Deddschel.«

»Wahrhaftig! Sihdi, Du kennst den Kuran und alle heiligen Bücher und willst Dich nicht zur wahren Lehre bekehren! Aber trage nur keine Sorge; ich werde einen gläubigen Moslem aus Dir machen! Also vor dem Gerichte wird sich der Deddschel zeigen, den die Giaurs den Antichrist nennen, nicht wahr, Effendi?«

»Ja.«

»Dann wird über jeden das Buch Kitab aufgeschlagen, in welchem seine guten und bösen Thaten verzeichnet stehen, und die Hisab gehalten, die Musterrung seiner Handlungen, welche über fünfzig tausend Jahre währt, eine Zeit, welche den Guten wie ein Augenblick vergehen, den Bösen aber wie eine Ewigkeit erscheinen wird. Das ist das Hukm, das Abwiegen aller menschlichen Thaten.«

»Und nachher?«

»Nachher folgt das Urtheil. Diejenigen mit überwiegenden guten Werken kommen in das Paradies, die ungläubigen Sünder aber in die Hölle, während die sündigen Moslemim nur auf kurze Zeit bestraft werden. Du

siehst also, Sihdi, was Deiner wartet, selbst wenn Du mehr gute als böse Thaten verrichtest. Aber Du sollst gerettet werden, Du sollst mit mir in das Dschennet, in das Paradies, kommen, denn ich werde Dich bekehren, Du magst wollen oder nicht!«

Und wieder strampelte er bei dieser Versicherung so energisch mit den Beinen, daß die alte Hassi-Ferdschahn-Stute ganz verwundert die Ohren spitzte und mit den großen Augen nach ihm zu schielen versuchte.

»Und was harrt meiner in Eurer Hölle?« frug ich ihn.

»In der Dschehenna brennt das Nar, das ewige Feuer; dort fließen Bäche, welche so sehr stinken, daß der Verdammte trotz seines glühenden Durstes nicht aus ihnen trinken mag, und dort stehen fürchterliche Bäume, unter ihnen der schreckliche Baum Zakum, auf dessen Zweigen Teufelsköpfe wachsen.«

»Brrrrrr!«

»Ja, Sihdi, es ist schauderhaft! Der Beherrscher der Dschehenna ist der Strafengel Thabek. Sie hat sieben Abtheilungen, zu denen sieben Thore führen. Im Dschehennem, der ersten Abtheilung, müssen die sündhaften Moslemim büßen so lange, bis sie gereinigt sind; Ladha, die zweite Abtheilung, ist für die Christen, Hothama, die dritte Abtheilung, für die Juden, Sair, die vierte, für die Sabier, Sakar, die fünfte, für die Magier und Feueranbeter, und Gehim, die sechste, für Alle, welche Götzen oder Fetische anbeten. Zaoviat

aber, die siebente Abtheilung, welche auch Derk Asfal genannt wird, ist die allertiefste und fürchterlichste; sie wird alle Heuchler aufnehmen. In allen diesen Abtheilungen werden die Verdammten von bösen Geistern durch Feuerströme geschleppt, und dabei müssen sie vom Baume Zakum die Teufelsköpfe essen, welche dann ihre Eingeweide zerbeißen und zerfleischen. O, Effendi, bekehre Dich zum Propheten, damit Du nur kurze Zeit in der Dschehenna zu stecken brauchst!«

Ich schüttelte den Kopf und sagte:

»Dann komme ich in unsere Hölle, welche ebenso entsetzlich ist wie die Eurige.«

»Glaube dies nicht, Sihdi! Ich verspreche Dir beim Propheten und allen Khalifen, daß Du in das Paradies kommen wirst. Soll ich es Dir beschreiben?«

»Thue es!«

»Das Dschennet liegt über den sieben Himmeln und hat acht Thore. Zuerst kommst Du an den großen Brunnen Hawus Kewser, aus welchem hunderttausende Selige zugleich trinken können. Sein Wasser ist weißer als Milch, sein Geruch köstlicher als Moschus und Myrrha, und an seinem Rande stehen Millionen goldener Trinkschalen, welche mit Diamanten und Steinen besetzt sind. Dann kommst Du an Orte, wo die Seligen auf golddurchwirkten Kissen ruhen. Sie erhalten

von unsterblichen Jünglingen und ewig jungen Houris köstliche Speisen und Getränke. Ihr Ohr wird ohne Aufhören von den Gesängen des Engels Israfil entzückt und von den Harmonien der Bäume, in denen Glocken hängen, welche ein vom Throne Gottes gesendeter Wind bewegt. Jeder Selige ist sechzig Ellen lang und immerfort grad dreißig Jahre alt. Unter allen Bäumen aber ragt hervor der Tubah, der Baum der Glückseligkeit, dessen Stamm im Palaste des großen Propheten steht und dessen Äste in die Wohnungen der Seligen reichen, wo an ihnen alles hängt, was zur Seligkeit erforderlich ist. Aus den Wurzeln des Baumes Tubah entspringen alle Flüsse des Paradieses, in denen Milch, Wein, Kaffee und Honig strömt.«

Trotz der Sinnlichkeit dieser Vorstellung mußte ich bemerken, daß Muhammed aus der christlichen Anschauung geschöpft und dieselbe für seine Nomadenhorden umgemodelt hat. Halef blickte mich jetzt mit einem Gesichte an, in welchem sehr deutlich die Erwartung zu lesen war, daß mich seine Beschreibung des Paradieses überwältigt haben werde.

»Nun, was meinst Du jetzt?« frug er, als ich schwieg.

»Ich will Dir aufrichtig sagen, daß ich nicht sechzig Ellen lang werden mag; auch mag ich von den Houris nichts wissen, denn ich bin ein Feind aller Frauen und Mädchen.«

»Warum?« frug er ganz erstaunt.

»Weil der Prophet sagt: ›Des Weibes Stimme ist wie der Gesang des Bülbül<sup>1</sup> aber ihre Zunge ist voll Gift wie die Zunge der Natter.‹ Hast Du das noch nicht gelesen?«

»Ich habe es gelesen.«

Er senkte den Kopf; ich hatte ihn mit den Worten seines eigenen Propheten geschlagen. Dann frug er mit etwas weniger Zuversichtlichkeit:

»Ist nicht trotzdem unsere Seligkeit schön? Du brauchst ja keine Houri anzusehen!«

»Ich bleibe ein Christ!«

»Aber es ist ja nicht schwer, zu sagen: La Illa illa Allah, we Muhammed Resul Allah!«

»Ist es schwerer, zu beten: Ja abana 'Iledsi, fi 's – semavati, jata – haddeso 'smoka?«

Er blickte mich zornig an.

»Ich weiß es wohl, daß Isa Ben Marryam, den Ihr Jesus nennt, Euch dieses Gebet gelehrt hat; Ihr nennt es das Vaterunser. Du willst mich stets zu Deinem Glauben bekehren, aber denke nur nicht daran, daß Du mich zu einem Abtrünnigen vom Tauhid, dem Glauben an Allah, machen wirst!«

Ich hatte schon mehrmals versucht, seinem Bekehrungsversuche den meinigen entgegen zu stellen. Zwar war ich von der Fruchtlosigkeit desselben vollständig überzeugt, aber es war das einzige Mittel, ihn zum

---

<sup>1</sup>Nachtigall.

Schweigen zu bringen. Das bewährte sich auch jetzt wieder.

»So laß mir meinen Glauben, wie ich Dir den Deinen lasse!«

Er knurrte auf diese meine Worte etwas vor sich hin und brummte dann:

»Aber ich werde Dich dennoch bekehren, Du magst wollen oder nicht. Und das muß mir gelingen, denn Du hast ja auch ein Tesbih, einen Rosenkranz, umhängen. Was ich einmal will, das will ich, denn ich bin der Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah!«

»So bist Du also der Sohn Abul Abbas', des Sohnes Dawud al Gossarah?«

»Ja.«

»Und beide waren Pilger?«

»Ja.«

»Auch Du bist ein Hadschi?«

»Ja.«

»So waret Ihr alle Drei in Mekka und habt die heilige Kaaba gesehen?«

»Dawud al Gossarah nicht.«

»Ah! Und dennoch nennst Du ihn einen Hadschi?«

»Ja, denn er war einer. Er wohnte am Dschebel Schur-Schum und machte sich als Jüngling auf die Pilgerreise. Er kam glücklich über el Dschuf, das man den Leib der Wüste nennt; dann aber wurde er krank und mußte am Brunnen Trasah zurückbleiben. Dort nahm

er ein Weib und starb, nachdem er seinen Sohn Abul Abbas gesehen hatte. Ist er nicht ein Hadschi, ein Pilger, zu nennen?«

»Hm! Aber Abul Abbas war in Mekka?«

»Nein.«

»Und auch er ist ein Hadschi?«

»Ja. Er trat die Pilgerfahrt an und kam bis in die Ebene Admar, wo er zurückbleiben mußte.«

»Warum?«

»Er erblickte da Amareh, die Perle von Dschuneth, und liebte sie. Amareh wurde sein Weib und gebar ihm Halef Omar, den Du hier neben Dir siehst. Dann starb er. War er nicht ein Hadschi?«

»Hm! Aber Du selbst warst in Mekka?«

»Nein.«

»Und nennst Dich dennoch einen Pilger!«

»Ja. Als meine Mutter todt war, begab ich mich auch auf die Pilgerschaft. Ich zog gen Aufgang und Niedergang der Sonne; ich ging nach Mittag und nach Mitternacht; ich lernte alle Oasen der Wüste und alle Orte Egypten's kennen; ich war noch nicht in Mekka, aber ich werde noch dorthin kommen. Bin ich also nicht ein Hadschi?«

»Hm! Ich denke, nur wer in Mekka war, darf sich einen Hadschi nennen?«

»Eigentlich, ja. Aber ich bin ja auf der Reise dorthin!«

»Möglich! Doch Du wirst auch irgendwo eine schöne Jungfrau finden und bei ihr bleiben; Deinem Sohne wird es ebenso gehen, denn dies scheint Euer Kismet zu sein, und dann wird nach hundert Jahren Dein Urenkel sagen: ›Ich bin Hadschi Mustafa Ben Hadschi Ali Assabeth Ibn Hadschi Saïd al Hamza Ben Hadschi Schehab Tofail Ibn Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah,‹ und keiner von all diesen sieben Pilgern wird Mekka gesehen haben und ein ächter, wirklicher Hadschi geworden sein. Meinst Du nicht?«

So ernst er sonst war, er mußte dennoch über diese kleine, unschädliche Malice lachen. Es gibt unter den Muhammedanern sehr, sehr Viele, die sich, besonders dem Fremden gegenüber, als Hadschi geberden, ohne die Kaaba gesehen, den Lauf zwischen Ssafa und Merweh vollbracht zu haben, in Arafah gewesen und in Minah geschoren und rasirt worden zu sein. Mein guter Halef fühlte sich geschlagen, aber er nahm es mit guter Miene hin.

»Sihdi,« frug er kleinlaut, »wirst Du es ausplaudern, daß ich noch nicht in Mekka war?«

»Ich werde nur dann davon sprechen, wenn Du wieder anfängst, mich zum Islam zu bekehren; sonst aber werde ich schweigen. Doch schau, sind das nicht Spuren im Sande?«

Wir waren schon längst in das Wadi Tarfau eingebogen und jetzt an eine Stelle desselben gekommen, an

welcher der Wüstenwind den Flugsand über die hohen Felsenufer hinabgetrieben hatte. In diesem Sande war eine sehr deutliche Fährte zu erkennen.

»Hier sind Leute geritten,« meinte Halef unbekümmert.

»So werden wir absteigen, um die Spur zu untersuchen.«

Er blickte mich fragend an.

»Sihdi, das ist überflüssig. Es ist genug, zu wissen, daß Leute hier geritten sind. Weißhalb willst Du die Hufspuren untersuchen?«

»Es ist stets gut, zu wissen, welche Leute man vor sich hat.«

»Wenn Du alle Spuren, welche Du findest, untersuchen willst, so wirst Du unter zwei Monden nicht nach Seddala kommen. Was gehen Dich die Männer an, die vor uns sind?«

»Ich bin in fernen Ländern gewesen, in denen es viel Wildniß gibt und wo sehr oft das Leben davon abhängt, daß man alle Darb und Ethar, alle Spuren und Fährten, genau betrachtet, um zu erfahren, ob man einem Freunde oder einem Feinde begegnet.«

»Hier wirst Du keinem Feinde begegnen, Effendi.«

»Das kann man nicht wissen.«

Ich stieg ab. Es waren die Fährten dreier Thiere zu bemerken, eines Kameels und zweier Pferde. Das erstere war jedenfalls ein Reitkameel, wie ich an der Zierlichkeit seiner Hufeindrücke bemerkte. Bei genauer Betrachtung fiel mir eine Eigenthümlichkeit der Spuren auf, welche mich vermuthen ließ, daß das eine der Pferde an dem ›Hahnenritte‹ leide. Dieses mußte meine Verwunderung erregen, da ich mich in einem Lande befand, dessen Pferdereichtum zur Folge hat, daß man niemals Thiere reitet, welche mit diesem Übel behaftet sind. Der Besitzer des Rosses war entweder kein oder ein sehr armer Araber.

Halef lächelte über die Sorgfalt, mit welcher ich den Sand untersuchte, und frug, als ich mich wieder emporrichtete:

»Was hast Du gesehen, Sihdi?«

»Es waren zwei Pferde und ein Kameel.«

»Zwei Pferde und ein Dschemmel! Allah segne Deine Augen; ich habe ganz dasselbe gesehen, ohne daß ich von meinem Thiere zu steigen brauchte. Du willst ein Taleb sein, ein Gelehrter, und thust doch Dinge, über welche ein Hamahr, ein Eselstreiber, lachen würde. Was hilft Dir nun der Schatz des Wissens, den Du hier gehoben hast?«

»Ich weiß nun zunächst, daß die drei Reiter vor ungefähr vier Stunden hier vorübergekommen sind.«

»Wer gibt Dir etwas für diese Weisheit? Ihr Männer aus dem Belad el Rumi, aus Europa, seid sonderbare Leute!«

Er schnitt bei diesen Worten ein Gesicht, von welchem ich das tiefste Mitleid lesen konnte, doch zog ich es vor, schweigend unsern Weg fortzusetzen.

Wir folgten der Fährte wohl eine Stunde lang, bis wir da, wo das Wadi eine Krümmung machte und wir nun um eine Ecke bogen, unwillkürlich unsere Pferde anhielten. Wir sahen drei Geier, welche nicht weit vor uns hinter einer Sanddüne hockten und sich bei unserem Anblick mit heiseren Schreien in die Lüfte erhoben.

»El Büdj, der Bartgeier,« meinte Halef. »Wo er ist, da gibt es ganz sicher ein Aas.«

»Es wird dort irgend ein Thier verendet sein,« antwortete ich, indem ich ihm folgte.

Er hatte sein Pferd rascher vorwärts getrieben, so daß ich hinter ihm zurück geblieben war. Kaum hatte er die Düne erreicht, so hielt er mit einem Rucke still und stieß einen Ruf des Schreckens aus.

»Maschallah, Wunder Gottes! Was ist das? Ist das nicht ein Mensch, Sihdi, welcher hier liegt?«

Ich mußte allerdings bejahend antworten. Es war wirklich ein Mann, welcher hier lag, und an dessen Leichnam die Geier ihr schauerhaftes Mahl gehalten hatten. Schnell sprang ich vom Pferde und kniete bei ihm nieder. Seine Kleidung war von den Krallen der

Vögel zerfetzt. Aber lange konnte dieser Unglückliche noch nicht todt sein, wie ich bei der Berührung sofort fühlte.

»Allah kerihm, Gott ist gnädig! Sihdi, ist dieser Mann eines natürlichen Todes gestorben?« frug Halef.

»Nein. Siehst Du nicht die Wunde am Halse und das Loch im Hinterhaupte? Er ist ermordet worden.«

»Allah verderbe den Menschen, der dies gethan hat! Oder sollte der Todte in einem ehrlichen Kampfe gefallen sein?«

»Was nennst Du ehrlichen Kampf? Vielleicht ist er das Opfer einer Blutrache. Wir wollen seine Kleider untersuchen.«

Halef half dabei. Wir fanden nicht das Geringste, bis mein Blick auf die Hand des Todten fiel. Ich bemerkte einen einfachen Goldreif von der gewöhnlichen Form der Trauringe und zog ihn ab. In seine innere Seite war klein, aber deutlich eingegraben: »E. P 15. juillet 1830.«

»Was findest Du?« frug Halef.

»Dieser Mann ist kein Ben Arab.«

»Was sonst?«

»Ein Franzose.«

»Ein Franke, ein Christ? Woran willst Du dies erkennen?«

»Wenn ein Christ sich ein Weib nimmt, so tauschen Beide je einen Ring, in welchem der Name und der Tag eingegraben ist, an dem die Ehe geschlossen wurde.«

»Und dies ist ein solcher Ring?«

»Ja.«

»Aber woran erkennst Du, daß dieser Todte zu dem Volke der Franken gehört? Er könnte doch ebenso gut von den Inglis oder den Nemsis stammen, zu denen auch Du gehörst.«

»Es sind französische Zeichen, welche ich hier lese.«

»Er kann dennoch zu einem anderen Volke gehören. Meinst Du nicht, Effendi, daß man einen Ring finden oder auch stehlen kann?«

»Das ist wahr. Aber sieh das Hemde, welches er unter seiner Kleidung trägt. Es ist dasjenige eines Europäers.«

»Wer hat ihn getödtet?«

»Seine beiden Begleiter. Siehst Du nicht, daß der Boden hier aufgewühlt ist vom Kampfe? Bemerkest Du nicht, daß — — —«

Ich hielt mitten im Satze inne. Ich hatte mich aus meiner knieenden Stellung erhoben, um den Boden zu untersuchen, und fand nicht weit von der Stelle, an welcher der Todte lag, den Anfang einer breiten Blutspur, welche sich seitwärts zwischen die Felsen zog. Ich folgte ihr mit schußbereitem Gewehre, da die Mörder sich leicht noch in der Nähe befinden konnten. Noch war ich nicht weit gegangen, so stieg mit lautem Flügelschlage ein Geier empor und ich bemerkte an dem Orte, von welchem er sich erhoben hatte, ein Kameel liegen.

Es war todt; in seiner Brust klaffte eine tiefe, breite Wunde. Halef schlug die Hände bedauernd in einander.

»Ein graues Hedjihn, ein graues Tuareg-Hedjihn, und diese Mörder, diese Schurken, diese Hunde haben es getödtet!«

Es war klar, er bedauerte das prächtige Reitthier viel mehr als den todtten Franzosen. Als ächter Sohn der Wüste, dem der geringste Gegenstand kostbar werden kann, bückte er sich nieder und untersuchte den Sattel des Kameels. Er fand nichts; die Taschen waren leer.

»Die Mörder haben bereits Alles hinweggenommen, Sihdi. Mögen sie in alle Ewigkeit in der Dschehenna braten. Nichts, gar nichts haben sie zurückgelassen, als das Kameel – und die Papiere, welche dort im Sande liegen.«

Durch diese Worte aufmerksam gemacht, bemerkte ich in einer Entfernung von uns allerdings einige mit den Händen zusammengeballte und wohl als unnütz weggeworfene Papierstücke. Sie konnten mir vielleicht einen Anhaltspunkt bieten, und ich ging, um sie aufzuheben. Es waren mehrere Zeitungsbogen. Ich glättete die zusammengeknitterten Fetzen und paßte sie genau an einander. Ich hatte zwei Seiten der »Vigie algérienne« und ebenso viel vom »L'Indépendant« und der »Mahouna« in den Händen. Das erste Blatt erscheint in Algier, das zweite in Constantine und das dritte in Guelma. Trotz dieser örtlichen Verschiedenheit bemerkte ich bei näherer Prüfung eine mir auffällige

Übereinstimmung bezüglich des Inhaltes der drei Zeitungsfetzen: Sie enthielten nämlich alle drei einen Bericht über die Ermordung eines reichen französischen Kaufmannes in Blidah. Des Mordes dringend verdächtig war ein armenischer Händler, welcher die Flucht ergriffen hatte und steckbrieflich verfolgt wurde. Die Beschreibung seiner Person stimmte in allen drei Journalen ganz wörtlich überein.

Aus welchem Grunde hatte der Todte, welchem dieses Kameel gehörte, diese Blätter bei sich geführt? Ging ihn der Fall persönlich etwas an? War er ein Verwandter des Kaufmanns in Blidah, war er der Mörder, oder war er ein Polizist, der die Spur des Verbrechers verfolgt hatte?

Ich nahm die Papiere an mich, wie ich auch den Ring an meinen Finger gesteckt hatte, und kehrte mit Halef zu der Leiche zurück. Über ihr schwebten beharrlich die Geier, welche sich nun nach unserer Entfernung auf das Kameel niederließen.

»Was gedenkest Du nun zu tun, Sihdi?« frug der Diener.

»Es bleibt uns nichts übrig, als den Mann zu begraben.«

»Willst Du ihn in die Erde scharren?«

»Nein; dazu fehlen uns die Werkzeuge. Wir errichten einen Steinhaufen über ihm; so wird kein Thier zu ihm gelangen können.«

»Und Du denkst wirklich, daß er ein Giaur ist?«

»Er ist ein Christ.«

»Es ist möglich, daß Du Dich dennoch irrst, Sihdi; er kann trotzdem auch ein Rechtgläubiger sein. Darum erlaube mir eine Bitte!«

»Welche?«

»Laß uns ihn so legen, daß er mit dem Gesichte nach Mekka blickt!«

»Ich habe nichts dagegen, denn dann ist es zugleich nach Jerusalem gerichtet, wo der Weltheiland litt und starb. Greife an!«

Es war ein trauriges Werk, welches wir in der tiefen Einsamkeit vollendeten. Als der Steinhaufler, welcher den Unglücklichen bedeckte, so hoch war, daß er der Leiche vollständigen Schutz gegen die Thiere der Wüste gewährte, fügte ich noch so viel hinzu, daß er die Gestalt eines Kreuzes bekam, und faltete dann die Hände, um ein Gebet zu sprechen. Als ich damit geendet hatte, wandte Halef sein Auge gegen Morgen, um mit der hundertundzwölften Sure des Kurans zu beginnen:

»Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Sprich: Gott ist der einzige und ewige Gott. Er zeugt nicht und ist nicht gezeugt, und kein Wesen ist ihm gleich. Der Mensch liebt das dahineilende Leben und lässet das zukünftige unbeachtet. Deine Abreise aber ist gekommen, und nun wirst Du hingetrieben zu Deinem Herrn, der Dich auferwecken wird zu neuem Leben. Möge dann die Zahl Deiner Sünden klein sein und die Zahl

Deiner guten Thaten so groß wie der Sand, auf dem Du einschliefst in der Wüste!«

Nach diesen Worten bückte er sich nieder, um seine Hände, die er mit der Leiche verunreinigt hatte, mit dem Sande abzuwaschen.

»So, Sihdi, jetzt bin ich wieder tahir, was die Kinder Israel kauscher nennen, und darf wieder berühren, was rein und heilig ist. Was thun wir jetzt?«

»Wir eilen den Mördern nach, um sie einzuholen.«

»Willst Du sie tödten?«

»Ich bin ihr Richter nicht. Ich werde mit ihnen sprechen und dann erfahren, warum sie ihn getödtet haben. Dann weiß ich, was ich thun werde.«

»Es können keine klugen Männer sein, sonst hätten sie nicht ein Hedjihnn getödtet, welches mehr werth ist, als ihre Pferde.«

»Das Hedjihnn hätte sie vielleicht verrathen. Hier siehst Du ihre Spur. Vorwärts! Sie sind fünf Stunden vor uns; vielleicht treffen wir morgen auf sie, noch ehe sie Seddada erreichen.«

Wir jagten trotz der drückenden Hitze und des schwierigen, felsigen Bodens mit einer Eile dahin, als ob es gelte, Gazellen einzuholen, und es war dabei ganz unmöglich, ein Gespräch zu führen. Diese Schweigsamkeit aber konnte mein guter Halef unmöglich lange aushalten.

»Sihdi,« rief er hinter mir, »Sihdi, willst Du mich verlassen?«

Ich drehte mich nach ihm um.

»Verlassen?«

»Ja. Meine Stute hat ältere Beine als Dein Berberhengst.«

Wirklich triefte die alte Hassi-Ferdschahn-Stute bereits von Schweiß, und der Schaum flog ihr in großen Flocken von dem Maule.

»Aber wir können heute nicht wie gewöhnlich während der größten Hitze Rast machen, sondern wir müssen reiten bis zur Nacht, sonst holen wir die Beiden, welche vor uns sind, nicht ein.«

»Wer zu viel eilt, kommt auch nicht früher als der, welcher langsam reitet, Effendi, denn – Allah akbar, blicke da hinunter!«

Wir befanden uns vor einem jähen Sturze des Wadi und sahen in der Entfernung von vielleicht einer Viertelwegsstunde unter uns zwei Reiter oder vielmehr zwei Männer an einer kleinen Sobha<sup>1</sup> sitzen, in welcher sich einiges brackige Wasser erhalten hatte. Ihre Pferde knabberten an den dünnen, stacheligen Mimosen herum, welche in der Nähe standen.

»Ah, sie sind es!«

»Ja, Sihdi, sie sind es. Auch ihnen ist es zu heiß gewesen, und sie haben beschlossen, zu warten, bis die größte Gluth vorüber ist.«

---

<sup>1</sup>Lache.

»Oder sie haben sich verweilt, um die Beute zu teilen. Zurück, Halef, zurück, damit sie Dich nicht bemerken! Wir werden das Wadi verlassen und ein wenig nach West reiten, um zu thun, als ob wir vom Schott Rharsa kämen.«

»Warum, Effendi?«

»Sie sollen nicht ahnen, daß wir die Leiche des Ermordeten gefunden haben.«

Unsere Pferde erklimmen das Ufer des Wadi, und wir ritten stracks nach Westen in die Wüste hinein. Dann schlugen wir einen Bogen und hielten auf die Stelle zu, an welcher sich die Beiden befanden. Sie konnten uns nicht kommen sehen, da sie in der Tiefe des Wadi saßen, mußten uns aber hören, als wir demselben nahe gekommen waren.

Wirklich hatten sie sich, als wir den Rand der Vertiefung erreichten, bereits erhoben und nach ihren Gewehren gegriffen. Ich that natürlich, als sei ich ebenso überrascht wie sie selbst, hier in der Einsamkeit der Wüste so plötzlich auf Menschen zu treffen, hielt es jedoch nicht für nöthig, nach meiner Büchse zu langen.

»Sallam aaleïkum!« rief ich, mein Pferd anhaltend, zu ihnen hinab.

»Aaleïkum,« antwortete der Ältere von ihnen. »Wer seid Ihr?«

»Wir sind friedliche Reiter.«

»Wo kommt Ihr her?«

»Von Westen.«

»Und wo wollt Ihr hin?«

»Nach Seddada.«

»Von welchem Stamme seid Ihr?«

Ich deutete auf Halef und antwortete:

»Dieser hier stammt aus der Ebene Admar, und ich gehöre zu den Beni-Sachsa. Wer seid Ihr?«

»Wir sind von dem berühmten Stamme der Uëlad Hamalek.«

»Die Uëlad Hamalek sind gute Reiter und tapfere Krieger. Wo kommt Ihr her?«

»Von Gafsa.«

»Da habt Ihr eine weite Reise hinter Euch. Wohin wollt Ihr?«

»Nach dem Bir Saudi, wo wir Freunde haben.«

Beides, daß sie von Gafsa kamen und nach dem Brunnen Saudi wollten, war eine Lüge, doch that ich, als ob ich ihren Worten glaubte, und frug:

»Erlaubt Ihr uns, bei Euch zu rasten?«

»Wir bleiben hier bis zum frühen Morgen,« lautete die Antwort, welche also für meine Frage weder ein Ja noch ein Nein enthielt.

»Auch wir gedenken, bis zum Aufgang der nächsten Sonne hier auszuruhen. Ihr habt genug Wasser für uns alle und auch für unsere Pferde. Dürfen wir bei Euch bleiben?«

»Die Wüste gehört allen. Marhaba, Du sollst uns willkommen sein!«

Es war ihnen trotz dieses Bescheides leicht anzusehen, daß ihnen unser Gehen lieber gewesen wäre, als unser Bleiben; wir aber ließen unsere Pferde den Abhang hinunter klettern und stiegen an dem Wasser ab, wo wir sofort ungeniert Platz nahmen.

Die beiden Physiognomien, welche ich nun studiren konnte, waren keineswegs Vertrauen erweckend. Der Ältere, welcher bisher das Wort geführt hatte, war lang und hager gebaut. Der Burnus hing ihm am Leibe wie an einer Vogelscheuche. Unter dem schmutzig blauen Turban blickten zwei kleine, stechende Augen unheimlich hervor; über den schmalen, blutleeren Lippen fristete ein dünner Bart ein kümmerliches Dasein; das spitze Kinn zeigte eine auffallende Neigung, nach oben zu steigen, und die Nase, ja, diese Nase erinnerte mich lebhaft an die Geier, welche ich vor kurzer Zeit von der Leiche des Ermordeten vertrieben hatte. Das war keine Adler- und auch keine Habichtsnase; sie hatte wirklich die Form eines Geierschnabels.

Der andere war ein junger Mann von auffallender Schönheit; aber die Leidenschaften hatten sein Auge umflort, seine Nerven entkräftet und seine Stirn und Wangen zu früh gefurcht. Man konnte unmöglich Vertrauen zu ihm haben.

Der Ältere sprach das Arabische mit jenem Accente, wie man es am Euphrat spricht, und der jüngere ließ mich vermuthen, daß er kein Orientale, sondern ein Europäer sei. Ihre Pferde, welche in der Nähe

standen, waren schlecht und sichtlich abgetrieben; ihre Kleidung hatte ein sehr mitgenommenes Aussehen, aber ihre Waffen waren ausgezeichnet. Da, wo sie vorhin gesessen, lagen verschiedene Gegenstände, welche sonst in der Wüste selten sind und wohl nur deßhalb liegen geblieben waren, weil die Beiden keine Zeit gefunden hatten, sie zu verbergen: ein seidenes Taschentuch, eine goldene Uhr nebst Kette, ein Compaß, ein prachtvoller Revolver und ein in Maroquin gebundenes Taschenbuch.

Ich tat, als ob ich diese Gegenstände gar nicht bemerkt hätte, nahm aus der Satteltasche eine Hand voll Datteln und begann, dieselben mit gleichgültiger und zufriedener Miene zu verzehren.

»Was wollt Ihr in Seddada?« frug mich der Lange.

»Nichts. Wir gehen weiter.«

»Wohin?«

»Über den Schott Dscherid nach Fetnassa und Kbilli.«

Ein unbewachter Blick, den er auf seinen Gefährten warf, sagte mir, daß ihr Weg der nämliche sei. Dann frug er weiter:

»Hast Du Geschäfte in Fetnassa oder Kbilli?«

»Ja.«

»Du willst Deine Heerden dort verkaufen?«

»Nein.«

»Oder Deine Sklaven?«

»Nein.«

»Oder vielleicht die Waaren, die Du aus dem Sudan kommen lässest?«

»Nein.«

»Was sonst?«

»Nichts. Ein Sohn meines Stammes treibt mit Fetnassa keinen Handel.«

»Oder willst Du Dir ein Weib dort holen?«

Ich improvisirte eine sehr zornige Miene.

»Weißt Du nicht, daß es eine Beleidigung ist, zu einem Manne von seinem Weibe zu sprechen! Oder bist Du ein Giaur, daß Du dieses nicht erfahren hast?«

Wahrhaftig, der Mann erschrack förmlich, und ich begann, inloedessen die Vermuthung zu hegen, daß ich mit meinen Worten das Richtige getroffen hatte. Er hatte ganz und gar nicht die Physiognomie eines Beduinen; Gesichter, wie das seinige, waren mir vielmehr bei Männern von armenischer Herkunft aufgefallen und – ah, war es nicht ein armenischer Händler, der den Kaufmann in Blidah ermordet hatte und dessen Steckbrief ich in der Tasche trug? Ich hatte mir nicht die Zeit genommen, den Steckbrief, wenigstens das Signalement, aufmerksam durchzulesen. Während mir diese Gedanken blitzschnell durch den Kopf gingen, fiel mein Blick nochmals auf den Revolver. An seinem Griff befand sich eine silberne Platte, in welche ein Name eingravirt war.

»Erlaube mir!«

Zu gleicher Zeit mit dieser Bitte griff ich nach der Waffe und las: »Paul Galingré, Marseille.« Das war ganz sicher nicht der Name der Fabrik, sondern des Besitzers. Ich verrieth aber mein Interesse durch keine Miene, sondern frug leichthin:

»Was ist das für eine Waffe?«

»Ein – ein – – ein Drehgewehr.«

»Magst Du mir zeigen, wie man mit ihm schießt?«

Er erklärte es mir. Ich hörte ihm sehr aufmerksam zu und meinte dann:

»Du bist kein Uëlad Hamalek, sondern ein Giaur.«

»Warum?«

»Siehe, daß ich recht geraten habe! Wärest Du ein Sohn des Propheten, so würdest Du mich niederschießen, weil ich Dich einen Giaur nannte. Nur die Ungläubigen haben Drehgewehre. Wie soll diese Waffe in die Hände eines Uëlad Hamalek gekommen sein! Ist sie ein Geschenk?«

»Nein.«

»So hast Du sie gekauft?«

»Nein.«

»Dann war sie eine Beute?«

»Ja.«

»Von wem?«

»Von einem Franken.«

»Mit dem Du kämpftest?«

»Ja.«

»Wo?«

»Auf dem Schlachtfelde.«

»Auf welchem?«

»Bei El Guerara.«

»Du lügst!«

Jetzt riß ihm doch endlich die Geduld. Er erhob sich und griff nach dem Revolver.

»Was sagst Du? Ich lüge? Soll ich Dich niederschießen wie — — —«

Ich fiel ihm in die Rede:

»Wie den Franken da oben im Wadi Tarfau!«

Die Hand, welche den Revolver hielt, sank wieder nieder, und eine fahle Blässe bedeckte das Gesicht des Mannes. Doch raffte er sich zusammen und frug drohend:

»Was meinst Du mit diesen Worten?«

Ich langte in meine Tasche, zog die Zeitungen heraus und that einen Blick in die Blätter, um den Namen des Mörders zu finden.

»Ich meine, daß Du ganz gewiß kein Uëlad Hamalek bist. Dein Name ist mir sehr bekannt; er lautet Hamd il Amasat.«

Jetzt fuhr er zurück und streckte beide Hände wie zur Abwehr gegen mich aus.

»Woher kennst Du mich?«

»Ich kenne Dich; das ist genug.«

»Nein, Du kennst mich nicht; ich heiße nicht so, wie Du sagtest; ich bin ein Uëlad Hamalek, und wer das nicht glaubt, den schieße ich nieder!«

»Wem gehören diese Sachen?«

»Mir.«

Ich ergriff das Taschentuch. Es war mit »P. G.« gezeichnet. Ich öffnete die Uhr und fand auf der Innenseite des Deckels ganz dieselben Buchstaben eingravirt.

»Woher hast Du sie?«

»Was geht es Dich an? Lege sie von Dir!«

Anstatt ihm zu gehorchen, öffnete ich auch das Notizbuch. Auf dem ersten Blatte desselben las ich den Namen Paul Galingré; der Inhalt aber war stenographirt, und ich kann Stenographie nicht lesen.

»Weg mit dem Buche, sage ich Dir!«

Bei diesen Worten schlug er mir dasselbe aus der Hand, so daß es in die Lache flog. Ich erhob mich, um den Versuch zu machen, es zu retten, fand aber jetzt doppelten Widerstand, da sich nun auch der jüngere der beiden Männer zwischen mich und das Wasser stellte.

Halef hatte dem Wortwechsel bisher scheinbar gleichgültig zugehört, aber ich sah, daß sein Finger an dem Drücker seiner langen Flinte lag. Es bedurfte nur eines Winkes von mir, um ihn zum Schusse zu bringen. Ich bückte mich, um auch den Compaß noch aufzunehmen.

»Halt; das ist mein! Gib diese Sachen heraus!«

Er faßte meinen Arm, um seinen Worten Nachdruck zu geben; ich aber sagte so ruhig wie möglich:

»Setze Dich wieder nieder! Ich habe mit Dir zu reden.«

»Ich habe mit Dir nichts zu schaffen!«

»Aber ich mit Dir. Setze Dich, wenn ich Dich nicht niederschießen soll!«

Diese Drohung schien doch nicht ganz unwirksam zu sein. Er ließ sich wieder zur Erde nieder, und ich that ganz dasselbe. Dann zog ich meinen Revolver und begann:

»Siehe, daß ich auch ein solches Drehgewehr habe! Lege das Deinige weg, sonst geht das meinige los!«

Er legte die Waffe langsam neben sich hin aus der Hand, hielt sich aber zum augenblicklichen Griffe bereit.

»Du bist kein Uëlad Hamalek?«

»Ich bin einer.«

»Du kommst nicht von Gafsa?«

»Ich komme von dort.«

»Wie lange Zeit reitest Du bereits im Wadi Tarfau?«

»Was geht es Dich an!«

»Es geht mich sehr viel an. Da oben liegt die Leiche eines Mannes, den Du ermordet hast.«

Ein böser Zug durchzuckte sein Gesicht.

»Und wenn ich es getan hätte, was hättest Du darüber zu sagen?«

»Nicht viel; nur einige Worte.«

»Welche?«

»Wer war der Mann?«

»Ich kenne ihn nicht.«  
»Warum hast Du ihn und sein Kameel getödtet?«  
»Weil es mir so gefiel.«  
»War er ein Rechtgläubiger?«  
»Nein. Er war ein Giaur.«  
»Du hast genommen, was er bei sich trug?«  
»Sollte ich es bei ihm liegen lassen?«  
»Nein, denn Du hattest es für mich aufzuheben.«  
»Für Dich – –?«  
»Ja.«  
»Ich verstehe Dich nicht.«  
»Du sollst mich verstehen. Der Todte war ein Giaur;  
ich bin auch ein Giaur und werde sein Rächer sein.«  
»Sein Bluträcher?«  
»Nein; wenn ich das wäre, so hättest Du bereits auf-  
gehört, zu leben. Wir sind in der Wüste, wo kein Gesetz  
gilt als nur das des Stärkeren. Ich will nicht erproben,  
wer von uns der Stärkere ist; ich übergebe Dich der Ra-  
che Gottes, des Allwissenden, der alles sieht und keine  
That unvergolten läßt; aber das Eine sage ich Dir, und  
das magst Du Dir wohl merken: Du gibst alles heraus,  
was Du dem Todten abgenommen hast.«  
Er lächelte überlegen.  
»Meinst Du wirklich, daß ich dieses thue?«  
»Ich meine es.«  
»So nimm Dir, was Du haben willst!«

Er zuckte mit der Hand, um nach dem Revolver zu greifen; schnell aber hielt ich ihm die Mündung des meinigen entgegen.

»Halt, oder ich schieße!«

Es war jedenfalls eine sehr eigentümliche Situation, in der ich mich befand. Glücklicherweise aber schien mein Gegner mehr Verschlagenheit als Muth zu besitzen. Er zog die Hand wieder zurück und schien unentschlossen zu werden.

»Was willst Du mit den Sachen thun?«

»Ich werde sie den Verwandten des Todten zurückgeben.«

Es war fast eine Art von Mitleid, mit der er mich jetzt fixirte.

»Du lügst. Du willst sie für Dich behalten!«

»Ich lüge nicht.«

»Und was wirst Du gegen mich unternehmen?«

»Jetzt nichts; aber hüte Dich, mir jemals wieder zu begegnen!«

»Du reitest wirklich von hier nach Seddada?«

»Ja.«

»Und wenn ich Dir die Sachen gebe, wirst Du mich und meinen Gefährten ungehindert nach dem Bir Saudi gehen lassen?«

»Ja.«

»Du versprichst es mir?«

»Ja.«

»Beschwöre es!«

»Ein Giaur schwört nie; sein Wort ist auch ohne Schwur die Wahrheit.«

»Hier, nimm das Drehgewehr, die Uhr, den Compaß und das Tuch.«

»Was hatte er noch bei sich?«

»Nichts.«

»Er hatte Geld.«

»Das werde ich behalten.«

»Ich habe nichts dagegen; aber gib mir den Beutel oder die Börse, in der es sich befand.«

»Du sollst sie haben.«

Er griff in seinen Gürtel und zog eine gestickte Perlenbörse hervor, die er leerte und mir dann entgegen reichte.

»Weiter hatte er nichts bei sich?«

»Nein. Willst Du mich aussuchen?«

»Nein.«

»So können wir gehen?«

»Ja.«

Er schien sich jetzt doch leichter zu fühlen als vorher; sein Begleiter aber war ganz sicher ein furchtsamer Mensch, der sehr froh war, auf diese Weise davonzukommen. Sie nahmen ihre Habseligkeiten zusammen und bestiegen ihre Pferde.

»Sallam aaleikum, Friede sei mit Euch!«

Ich antwortete nicht, und sie nahmen diese Unhöflichkeit sehr gleichgültig hin. In wenigen Augenblicken

waren sie hinter dem Rande des Wadiufers verschwunden.

Halef hatte bis jetzt kein einziges Wort gesprochen; nun brach er sein Schweigen.

»Sihdi!«

»Was?«

»Darf ich Dir etwas sagen?«

»Ja.«

»Kennst Du den Strauß?«

»Ja.«

»Weißt Du, wie er ist?«

»Nun?«

»Dumm, sehr dumm.«

»Weiter!«

»Verzeihe mir, Effendi, aber Du kommst mir noch schlimmer vor, als der Strauß.«

»Warum?«

»Weil Du diese Schurken laufen lässest.«

»Ich kann sie nicht halten und auch nicht tödten.«

»Warum nicht? Hätten sie einen Rechtgläubigen ermordet, so kannst Du Dich darauf verlassen, daß ich sie zum Scheïtan, zum Teufel, geschickt hätte. Da es aber ein Giaur war, so ist es mir sehr gleichgültig, ob sie Strafe finden oder nicht. Du aber bist ein Christ und lässest die Mörder eines Christen entkommen!«

»Wer sagt Dir, daß sie entkommen werden?«

»Sie sind ja bereits fort! Sie werden den Bir Saudi erreichen und von da nach Debila und El Uöd gehen, um in der Areg<sup>1</sup> zu verschwinden.«

»Das werden sie nicht.«

»Was sonst? Sie sagten ja, daß sie nach Bir Saudi gehen werden.«

»Sie logen. Sie werden nach Seddada gehen.«

»Wer sagte es Dir?«

»Meine Augen.«

»Allah segne Deine Augen, mit denen Du die Tapfen im Sande betrachtetest. So wie Du kann nur ein Ungläubiger handeln. Aber ich werde Dich schon noch zum rechten Glauben bekehren; darauf kannst Du Dich verlassen, Du magst nun wollen oder nicht!«

»Dann nenne ich mich einen Pilger, ohne in Mekka gewesen zu sein.«

»Sihdi – –! Du hast mir ja versprochen, das nicht zu sagen!«

»Ja, so lange Du mich nicht bekehren willst.«

»Du bist der Herr, und ich muß es mir gefallen lassen. Aber, was thun wir jetzt?«

»Wir sorgen zunächst für unsere Sicherheit. Hier können wir leicht von einer Kugel getroffen werden. Wir müssen uns überzeugen, ob diese beiden Schurken auch wirklich fort sind.«

---

<sup>1</sup>Region der Dünen.

Ich erstieg den Rand der Schlucht und sah allerdings die zwei Reiter in bereits sehr großer Entfernung von uns auf Südwest zuhalten. Halef war mir gefolgt.

»Dort reiten sie,« meinte er. »Das ist die Richtung nach Bir Saudi.«

»Wenn sie sich weit genug entfernt haben, werden sie sich nach Osten wenden.«

»Sihdi, Dein Gehirn dünkt mir schwach. Wenn sie dies thäten, müßten sie uns ja wieder in die Hände kommen!«

»Sie meinen, daß wir erst morgen aufbrechen, und glauben also, einen guten Vorsprung vor uns zu erlangen.«

»Du räthst und wirst doch das Richtige nicht treffen.«

»Meinst Du? Sagte ich Dir nicht da oben, daß eins ihrer Pferde den Hahnentritt habe?«

»Ja, das sah ich, als sie davonritten.«

»So werde ich auch jetzt Recht haben, wenn ich sage, daß sie nach Seddada gehen.«

»Warum folgen wir ihnen nicht sofort?«

»Wir kämen ihnen sonst zuvor, da wir den geraden Weg haben, dann würden sie auf unsere Spur stoßen und sich hüten, mit uns wieder zusammenzutreffen.«

»Laß uns also wieder zum Wasser gehen und ruhen, bis es Zeit zum Aufbruch ist.«

Wir stiegen wieder hinab. Ich streckte mich auf meine am Boden ausgebreitete Decke aus, zog das Ende meines Turbans als Lischam<sup>1</sup> über das Gesicht und schloß die Augen, nicht um zu schlafen, sondern um über unser letztes Abenteuer nachzudenken. Aber wer vermag es, in der fürchterlichen Gluth der Sahara seine Gedanken längere Zeit mit einer an sich schon unklaren Sache zu beschäftigen? Ich schlummerte wirklich ein und mochte über zwei Stunden geschlafen haben, als ich wieder erwachte. Wir brachen auf.

Das Wadi Tarfauı mündet in den Schott Rharsa; wir mußten es also nun verlassen, wenn wir, nach Osten zu, Seddada erreichen wollten. Nach Verlauf von vielleicht einer Stunde trafen wir auf die Spur zweier Pferde, welche von West nach Ost führte.

»Nun, Halef, kennst Du diese Ethar, diese Fährte?«

»Maschallah, Du hattest recht, Sihdi! Sie gehen nach Seddada.«

Ich stieg ab und untersuchte die Eindrücke.

»Sie sind erst vor einer halben Stunde hier vorübergekommen. Laß uns langsamer reiten, sonst sehen sie uns hinter sich.«

Die Ausläufer des Dschebel Tarfauı senkten sich allmählig in die Ebene hernieder, und als die Sonne unterging und nach kurzer Zeit der Mond emporstieg, sahen wir Seddada zu unsern Füßen liegen.

»Reiten wir hinab?«

---

<sup>1</sup>Gesichtsschleier.

»Nein. Wir schlafen unter den Oliven dort am Abhange des Berges.«

Wir bogen ein wenig von unserer Richtung ab und fanden unter den Ölbäumen einen prächtigen Platz zum Bivouac. Wir waren beide an das heulende Bel-len des Schakal, an das Gekläffe des Fennek und an die tieferen Töne der schleichenden Hyäne gewöhnt und ließen uns von diesen nächtlichen Lauten nicht im Schlafe stören. Als wir erwachten, war es mein Erstes, die gestrige Fährte wieder aufzusuchen. Ich war überzeugt, daß sie mir hier in der Nähe eines bewohnten Ortes nicht mehr von Nutzen sein werde, fand aber zu meiner Überraschung, daß sie nicht nach Seddada führte, sondern nach Süden bog.

»Warum gingen sie nicht hernieder?« frug Halef.

»Um sich nicht sehen zu lassen. Ein verfolgter Mörder muß vorsichtig sein.«

»Aber wohin gehen sie denn?«

»Jedenfalls nach Kris, um über den Dscherid zu reiten. Dann haben sie Algerien hinter sich und sind in leidlicher Sicherheit.«

»Wir sind doch bereits jetzt in Tunis. Die Grenze geht vom Bir el Khalla zum Bir el Tam über den Schott Rharsa.«

»Das kann solchen Leuten noch nicht genügen. Ich wette, daß sie über Fezzan nach Kufarah gehen, denn erst dort sind sie vollständig sicher.«

»Sie sind auch hier bereits sicher, wenn sie ein Budjeruldu<sup>1</sup> des Sultans haben.«

»Das würde ihnen einem Consul oder Polizei-Agenten gegenüber nicht viel nützen.«

»Meinst Du? Ich möchte es Keinem raten, gegen das mächtige ›Giölgeda padishanün<sup>2</sup> zu sündigen!«

»Du sprichst so, trotzdem Du ein freier Araber sein willst?«

»Ja. Ich habe in Egypten gesehen, was der Großherr vermag; aber in der Wüste fürchte ich ihn nicht. Werden wir jetzt nach Seddada gehen?«

»Ja, um Datteln zu kaufen und einmal gutes Wasser zu trinken. Dann aber setzen wir den Weg fort.«

»Nach Kris?«

»Nach Kris.«

Bereits eine Viertelstunde später hatten wir uns restaurirt und folgten dem Reitwege, welcher von Seddada nach Kris führt. Zu unserer Linken glänzte die Fläche des Schott Dscherid zu uns herauf, ein Anblick, den ich vollständig auszukosten suchte.

Die Sahara ist ein großes, noch immer nicht gelöstes Rätsel.

Schon seit Virlet d'Aoust im Jahre 1845 besteht das Projekt, einen Theil der Wüste in ein Meer und dadurch die anliegenden Gebiete in ein fruchtbares

---

<sup>1</sup>Legitimation, Reisepaß.

<sup>2</sup>Wörtlich: ›Im Schatten des Padischa.«

Land zu verwandeln und so auch die Bewohner dieser Strecken dem Fortschritte der Civilisation näher zu bringen. Ob aber dieses Projekt ausführbar und dann auch von den beabsichtigten Erfolgen gekrönt sein wird, darüber läßt sich noch immer streiten.

Am Fuße des Südabhanges des Dschebel Aures und der östlichen Fortsetzung dieser Bergmasse, also des Dra el Haua, Dschebel Tarfau, Dschebel Situna und Dschebel Hadifa, dehnt sich eine einheitliche, unübersehbare, hier und da leicht gewellte Ebene aus, deren tiefste Stellen mit Salzkrusten und Salzauswitterungen bedeckt sind, welche als Überreste einstiger großer Binnengewässer im algerischen Theile den Namen Schott und im tunesischen Theile den Namen Shoba oder Sebcha führen. Die Grenze dieses eigenthümlichen und hochinteressanten Gebietes bilden im Westen die Ausläufer des Beni-Mزاب-Plateau, im Osten die Landenge von Gabes und im Süden die Dünenregion von Ssuf und Nifzaua nebst dem langgestreckten Dschebel Tebaga. Vielleicht ist unter dieser Einsenkung der Golf von Triton zu verstehen, von welchem uns Herodot, der Vater der Geschichtschreibung, berichtet.

Außer einer großen Anzahl kleinerer Sümpfe, welche im Sommer ausgetrocknet sind, besteht dieses Gebiet aus drei größeren Sebcha, nämlich, von West nach Ost verfolgt, aus den Schotts Melrir, Rharsa und Dscherid, welche Letzterer auch El Kebir genannt zu werden pflegt. Diese drei Becken bezeichnen eine Zone, deren

westliche Hälfte tiefer liegt, als das Mittelmeer bei Gabel zur Zeit der Ebbe.

Die Einsenkung des Schottgebietes ist heutzutage zum großen Theile mit Sandmassen angefüllt, und nur in der Mitte der einzelnen Bassins hat sich eine ziemlich beträchtliche Wassermasse erhalten, welche durch ihr Aussehen den arabischen Schriftstellern und Reisenden Veranlassung gab, sie bald mit einem Kampherteppich oder einer Kristalldecke, bald mit einer Silberplatte oder der Oberfläche geschmolzenen Metalls zu vergleichen. Dieses Aussehen erhalten die Schotts durch die Salzkruste, mit der sie bedeckt sind und deren Dicke sehr verschieden ist, so daß sie zwischen zehn und höchstens zwanzig Centimeter variirt. Nur an einzelnen Stellen ist es möglich, sich ohne die eminenteste Lebensgefahr auf sie zu wagen. Wehe dem, der auch nur eine Hand breit von dem schmalen Pfade abweicht! Die Kruste gibt nach, und der Abgrund verschlingt augenblicklich sein Opfer. Unmittelbar über dem Kopfe des Versinkenden schließt sich alsbald die Decke wieder. Die schmalen Furten, welche über die Salzdecke der Schotts führen, werden besonders in der Regenzeit höchst gefährlich, indem der Regen die vom Flugsande überdeckte Kruste bloßlegt und auswäscht.

Das Wasser dieser Schotts ist grün und dickflüssig und bei weitem salziger als das des Meeres. Ein Versuch, die Tiefe des Abgrundes unter sich zu messen, würde des Terrain halber zu keinem Resultate führen,

doch darf wohl angenommen werden, daß keiner der Salzmoräste tiefer als fünfzig Meter ist. Die eigentliche Gefahr bei dem Einbrechen durch die Salzdecke ist bedingt durch die Massen eines flüssigen, beweglichen Sandes, welcher unter der fünfzig bis achtzig Centimeter tiefen, hellgrünen Wasserschicht schwimmt und ein Produkt der Jahrtausende langen Arbeit des Samums ist, der den Sand aus der Wüste in das Wasser trieb.

Schon die ältesten arabischen Geographen, wie Ebn Dschobeir, Ebn Batuta, Obeidah el Bekri, El Istakhri und Omar Ebn el Wardi, stimmen in der Gefährlichkeit dieser Schotts für die Reisenden überein. Der Dscherid verschlang schon Tausende von Kameelen und Menschen, welche in seiner Tiefe spurlos verschwanden. Im Jahre 1826 mußte eine Karavane, welche aus mehr als tausend Lastkameelen bestand, den Schott überschreiten. Ein unglücklicher Zufall brachte das Leitkameel, welches an der Spitze des Zuges schritt, vom schmalen Wege ab. Es verschwand im Abgrunde des Schott, und ihm folgten alle anderen Thiere, welche rettungslos in der zähen, seifigen Masse verschwanden. Kaum war die Karavane verschwunden, so nahm die Salzdecke wieder ihre frühere Gestalt an, und nicht die kleinste Veränderung, das mindeste Anzeichen verrieth den gräßlichen Unglücksfall. Ein solches Vorkommniß könnte unmöglich erscheinen, aber um es zu glauben, muß man sich nur vergegenwärtigen, daß jedes Kameel gewohnt ist, dem voranschreitenden, mit dem es

ja meist auch durch Stricke verbunden ist, blind und unbedingt zu folgen, und daß der Pfad über die Schotts oft so schmal ist, daß es einem Thiere oder gar einer Karavane ganz unmöglich wird, wieder umzukehren.

Der Anblick dieser tückischen Flächen, unter denen der Tod lauert, erinnert an einzelnen Stellen an den bläulich schillernden Spiegel geschmolzenen Bleies. Die Kruste ist zuweilen hart und durchsichtig wie Flaschenglas und klingt bei jedem Schritte wie der Boden der Solfatara in Neapel; meist aber bildet sie eine weiche, breiige Masse, welche vollständig sicher zu sein scheint, aber doch nur so viel Festigkeit besitzt, um einen leichten Anflug von Sand zu tragen, bei jeder anderen Last aber unter derselben zu weichen, um sich über ihr wieder zu schließen.

Den Führern dienen kleine, auseinander liegende Steine als Wegzeichen. Früher gab es auf dem Schott El Kebihr auch eingesteckte Palmenäste. Der Ast der Dattelbäume heißt Dscherid, und diesem Umstande hat der Schott seinen zweiten Namen zu verdanken. Diese Steinhäufchen heißen »Gmäir«, und auch sie fehlen an solchen Punkten, wo auf mehrere Meter Länge der Boden von einer den Pferden bis an die Brust reichenden Wasserfläche bedeckt wird.

Die Kruste der Schotts bildet übrigens nicht etwa eine einheitliche, flache Ebene, sondern sie zeigt im Gegentheile Wellen, welche selbst dreißig Meter Höhe erreichen. Die Kämme dieser Bodenwellen bilden

eben die Furten, welche von den Karavanen benützt werden, und zwischen ihnen, in den tiefer liegenden Stellen, lauert das Verderben. Doch geräth schon bei einem mäßigen Winde die Salzdecke in eine schwingende Bewegung und läßt das Wasser aus einzelnen Öffnungen und Löchern mit der Macht einer Quelle hervorbrechen.

Also diese freundlich glitzernde, aber trügerische Fläche lag zu unserer Linken, als wir den Weg nach Kris verfolgten, von wo aus eine Furt über den Schott nach Fetnassa auf der gegenüberliegenden Halbinsel des Nifzaua führt. Halef streckte die Hand aus und deutete hinab.

»Siehst Du den Schott, Sihdi?«

»Ja.«

»Bist Du schon einmal über einen Schott geritten?«

»Nein.«

»So danke Allah, denn vielleicht wärest Du sonst bereits zu Deinen Vätern versammelt! Und wir wollen wirklich hinüber?«

»Allerdings.«

»Bismillah, in Gottes Namen! Mein Freund Sadek wird wohl noch am Leben sein.«

»Wer ist das?«

»Mein Bruder Sadek ist der berühmteste Führer über den Schott Dscherid; er hat noch niemals einen

falschen Schritt getan. Er gehört zum Stamme der Merasig und ward geboren von seiner Mutter in Muï Hamed, lebt aber mit seinem Sohne, der ein wackerer Krieger ist, in Kris. Er kennt den Schott, wie kein Zweiter, und er ist es ganz allein, dem ich Dich anvertrauen möchte, Sihdi. Reiten wir direkt nach Kris?«

»Wie weit haben wir noch bis hin?«

»Ein Kleines über eine Stunde.«

»So biegen wir jetzt ab gegen West. Wir müssen sehen, ob wir eine Spur der Mörder finden.«

»Du meinst wirklich, daß sie auch nach Kris gegangen sind?«

»Auch sie haben jedenfalls im Freien ihr Lager gehalten und werden bereits vor uns sein, um über den Schott zu gehen.«

Wir verließen den bisherigen Weg und hielten grad nach West. In der Nähe des Pfades fanden wir viele Spuren, welche wir zu durchschneiden hatten; dann aber wurden sie weniger zahlreich und hörten endlich ganz auf. Da schließlich, wo der Reitpfad nach El Hamma führt, erblickte ich die Fährte zweier Pferde im Sande, und nachdem ich sie gehörig geprüft hatte, gelangte ich zu der Überzeugung, daß es die gesuchte sei. Wir folgten ihr bis in die Nähe von Kris, wo sie sich im breiten Wege verlor. Ich hatte also die Gewißheit, daß sich die Mörder hier befanden.

Halef war nachdenklich geworden.

»Sihdi, soll ich Dir etwas sagen?« meinte er.

»Sage es!«

»Es ist doch gut, wenn man im Sande lesen kann.«

»Es freut mich, daß Du zur Erkenntniß kommst. Doch da ist Kris. Wo ist die Wohnung Deines Freundes Sadek?«

»Folge mir!«

Er ritt um den Ort, der aus einigen unter Palmen liegenden Zelten und Hütten bestand, herum bis zu einer Gruppe von Mandelbäumen, in deren Schutze eine breite, niedere Hütte lag, aus der bei unserem Anblick ein Araber trat und meinem kleinen Halef freudig entgegeneilte.

»Sadek, mein Bruder, Du Liebling des Khalifen!«

»Halef, mein Freund, Du Gesegneter des Propheten!«

Sie lagen einander in den Armen und herzten sich wie ein Liebespaar.

Dann aber wandte sich der Araber zu mir:

»Verzeihe, daß ich Dich vergaß! Tretet ein in mein Haus; es ist das Eurige!«

Wir folgten seinem Wunsche. Er war allein und präsentirte uns allerhand Erfrischungen, denen wir fleißig zusprachen. Jetzt glaubte Halef die Zeit gekommen, mich seinem Freunde vorzustellen.

»Das ist Kara Ben Nemsî, ein großer Taleb aus dem Abendlande, der mit den Vögeln redet und im Sande lesen kann. Wir haben schon viele große Thaten vollbracht; ich bin sein Freund und Diener und soll ihn zum wahren Glauben bekehren.«

Der brave Mensch hatte mich einmal nach meinem Namen gefragt und wirklich das Wort Karl im Gedächtnisse behalten. Da er es aber nicht auszusprechen vermochte, so machte er rasch entschlossen ein Kara daraus und setzte Ben Nemsî, Nachkomme der Deutschen, hinzu. Wo ich mit den Vögeln geredet hatte, konnte ich mich leider nicht entsinnen, jedenfalls sollte mich diese Behauptung ebenbürtig an die Seite des weisen Salomo stellen, der ja auch die Gabe gehabt haben soll, mit den Thieren zu sprechen. Auch von den großen Thaten, die wir vollbracht haben sollten, wußte ich weiter nichts, als daß ich einmal im Gestrüppe hängen geblieben und dabei gemächlich von meinem kleinen Berbergaule gerutscht war, der diese Gelegenheit dann benutzte, einmal mit mir Haschens zu spielen. Der Glanzpunkt der Halef'schen Diplomatie war nun allerdings die Behauptung, daß ich mich von ihm bekehren lassen wolle. Er verdiente dafür eine Zurechtweisung; daher frug ich Sadek:

»Kennst Du den ganzen Namen Deines Freundes Halef?«

»Ja.«

»Wie lautet er?«

»Er lautet Hadschi Halef Omar.«

»Das ist nicht genug. Er lautet Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gosarah. Du hörst also, daß er zu einer frommen, verdienstvollen Familie gehört, deren Glieder alle Hadschi waren, obgleich — —«

»Sihdi,« unterbrach mich Halef mit einer ganz unbeschreiblichen Pantomime des Schreckens, »sprich nicht von den Verdiensten Deines Dieners! Du weißt, daß ich Dir stets gern gehorchen werde.«

»Ich hoffe es, Halef. Du sollst nicht von Dir und mir sprechen; frage lieber Deinen Freund Sadek, wo sich sein Sohn befindet, von dem Du mir gesagt hast!«

»Hat er wirklich von ihm gesprochen, Effendi?« frug der Araber. »Allah segne Dich, Halef, daß Du derer gedenkst, die Dich lieben! Omar Ibn Sadek, mein Sohn, ist über den Schott nach Seftimi gegangen und wird noch heute wiederkehren.«

»Auch wir wollen über den Schott, und Du sollst uns führen,« meinte Halef.

»Ihr? Wann?«

»Noch heute.«

»Wohin, Sihdi?«

»Nach Fetnassa. Wie ist der Weg hinüber?«

»Gefährlich, sehr gefährlich. Es gibt nur zwei wirklich sichere Wege hinüber an das jenseitige Ufer, nämlich El Toserija zwischen Toser und Fetnassa und Es Suida zwischen Nefta und Sarsin. Der Weg von hier nach Fetnassa aber ist der allerschlimmste, und nur

zwei gibt es, die ihn genau kennen; das bin ich und Arfan Rakedihm hier in Kris.«

»Kennt Dein Sohn den Weg nicht auch?«

»Ja, aber allein ist er ihn noch nicht gegangen. Desto besser aber kennt er die Strecke nach Seftimi.«

»Diese fällt wohl einige Zeit lang zusammen mit der nach Fetnassa.«

»Über zwei Drittheile, Sihdi.«

»Wenn wir am Mittag aufbrechen, bis wann sind wir in Fetnassa?«

»Vor Anbruch des Morgens, wenn Deine Thiere gut sind.«

»Du gehst auch während der Nacht über den Schott?«

»Wenn der Mond leuchtet, ja. Ist es aber dunkel, so übernachtet man auf dem Schott, und zwar da, wo das Salz so dick ist, daß es das Lager tragen kann.«

»Willst Du uns führen?«

»Ja, Effendi.«

»So laß uns zunächst den Schott besehen!«

»Du hast noch keinen Schott überschritten?«

»Nein.«

»So komm! Du sollst den Sumpf des Todes sehen, den Ort des Verderbens, das Meer des Schweigens, über welches ich Dich hinwegführen werde mit sicherem Schritte.«

Wir verließen die Hütte und wandten uns nach Osten. Nachdem wir einen breiten, sumpfigen Rand überschritten hatten, gelangten wir an das eigentliche

Ufer des Schott, dessen Wasser vor der Salzkruste, die es deckte, nicht zu sehen war. Ich stach mit meinem Messer hindurch und fand das Salz vierzehn Centimeter dick. Dabei war es so hart, daß es einen mittelstarken Mann zu tragen vermochte. Es wurde verhüllt von einer dünnen Lage von Flugsand, welcher an vielen Stellen weggeweht war, die dann in bläulich weißem Schimmer erglänzten.

Noch während ich mit dieser Untersuchung beschäftigt war, ertönte hinter uns eine Stimme:

»Sallam aaleikum, Friede sei mit Euch!«

Ich wandte mich um. Vor uns stand ein schlanker, krummbeiniger Beduine, dem irgend eine Krankheit oder wohl auch ein Schuß die Nase weggenommen hatte.

»Aaleikum!« antwortete Sadek. »Was tut mein Bruder Arfan Rakedihm hier am Schott? Er trägt die Reisekleider. Will er fremde Wanderer über die Sobha führen?«

»So ist es,« antwortete der Gefragte. »Zwei Männer sind es, die gleich kommen werden.«

»Wohin wollen sie?«

»Nach Fetnassa.«

Nun deutete er auf mich und Halef und fragte:

»Wollen diese zwei Fremdlinge auch über den See?«

»Ja.«

»Wohin?«

»Auch nach Fetnassa.«

»Und Du sollst sie führen?«

»Du erräthst es.«

»Sie können gleich mit mir gehen; dann ersparst Du Dir die Mühe.«

»Es sind Freunde, die mir keine Mühe machen werden.«

»Ich weiß es: Du bist geizig und gönnst mir nichts. Hast Du mir nicht stets die reichsten Reisenden weggefangen?«

»Ich fange Keinen weg; ich führe nur die Leute, welche freiwillig zu mir kommen.«

»Warum ist Omar, Dein Sohn, Führer nach Seftimi geworden? Ihr nehmt mir mit Gewalt das Brod hinweg, damit ich verhungern soll; Allah aber wird Euch strafen und Eure Schritte so lenken, daß Euch der Schott verschlingen wird.«

Es mochte sein, daß die Concurrenz hier eine Feindschaft entwickelt hatte, aber dieser Mann besaß überhaupt keine guten Augen, und so viel war sicher, daß ich mich ihm nicht gern anvertraut hätte. Er wandte sich von uns und schritt am Ufer hin, wo in einiger Entfernung zwei Reiter erschienen, welche er führen sollte.

»Sihdi,« rief Halef. »Kennst Du sie?«

»Ich kenne sie.«

»Wollen wir sie ruhig ziehen lassen?«

Er hob bereits das Gewehr zum Schusse empor. Ich hinderte ihn daran.

»Laß! Sie werden uns nicht entgehen.«

»Wer sind die Männer?« frug unser Führer.

»Mörder,« antwortete Halef.

»Haben sie Jemand aus Deiner Familie oder aus Deinem Stamme getödtet?«

»Nein.«

»Hast Du über Blut mit ihnen zu richten?«

»Nein.«

»So laß sie ruhig ziehen! Es taugt nicht, sich in fremde Händel zu mischen.«

Der Mann sprach wie ein ächter Beduine. Er hielt es nicht einmal für nöthig, die Männer, welche ihm als Mörder geschildert worden waren, mit einem Blick zu betrachten. Auch sie hatten uns bemerkt und erkannt. Ich sah, wie sie sich beeilten, auf die Salzdecke zu kommen. Als dies geschehen war, hörten wir ein verächtliches Lachen, mit welchem sie uns den Rücken kehrten.

Wir gingen in die Hütte zurück, ruhten noch bis Mittag aus, versahen uns dann mit dem nöthigen Proviant und traten die gefährliche Wanderung an.

Ich habe auf fremden, unbekanntem Strömen zur Winterszeit mit Schneeschuhen meilenweite Strecken zurückgelegt und mußte jeden Augenblick gewärtig sein, einzubrechen, habe aber dabei niemals die Empfindung wahrgenommen, welche mich beschlich, als ich jetzt den heimtückischen Schott betrat. Es war

nicht etwa Furcht oder Angst, sondern es mochte ungefähr das Gefühl eines Seiltänzers sein, der nicht genau weiß, ob das Tau, welches ihn trägt, auch gehörig befestigt worden ist. Statt des Eises eine Salzdecke – das war mir mehr als neu. Der eigenthümliche Klang, die Farbe, die Krystallisation dieser Kruste – das Alles erschien mir zu fremd, als daß ich mich hätte sicher fühlen können. Ich prüfte bei jedem Schritte und suchte nach sicheren Merkmalen für die Festigkeit unseres Fußbodens. Stellenweise war derselbe so hart und glatt, daß man hätte Schlittschuhe benutzen können, dann aber hatte er wieder das schmutzige, lockere Gefüge von niedergethautem Schnee und vermochte nicht, die geringste Last zu tragen.

Erst nachdem ich mich über das so Ungewohnte einigermaßen orientirt hatte, stieg ich zu Pferde, um mich nächst dem Führer auch zugleich auf den Instinkt meines Thieres zu verlassen. Der kleine Hengst schien gar nicht zum ersten Male einen solchen Weg zu machen. Er trabte, wo Sicherheit vorhanden war, höchst wohlgemuth darauf los und zeigte dann, wenn sein Vertrauen erschüttert war, eine ganz vorzügliche Liebhaberei für die besten Stellen des oft kaum fußbreiten Pfades. Er legte dann die Ohren vor oder hinter, beschnupperte den Boden, schnaubte zweifelnd oder überlegend und trieb die Vorsicht einigemale so weit, eine zweifelhafte Stelle erst durch einige Schläge mit dem Vorderhufe zu prüfen.

Der Führer schritt voran; ich folgte ihm, und hinter mir ritt Halef. Der Weg nahm unsere Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß nur wenig gesprochen wurde. So waren wir bereits über drei Stunden unterwegs, als sich Sadek zu mir wandte:

»Nimm Dich in Acht, Sihdi! Jetzt kommt die schlimmste Stelle des ganzen Weges.«

»Warum schlimm?«

»Der Pfad geht oft durch hohes Wasser und ist dabei auf eine lange Strecke so schmal, daß man ihn mit zwei Händen bedecken kann.«

»Bleibt der Boden stark genug?«

»Ich weiß es nicht genau; die Stärke unterliegt oft großen Veränderungen.«

»So werde ich absteigen, um die Last zu halbieren.«

»Sihdi, thue es nicht. Dein Pferd geht sicherer als Du.«

Hier war der Führer Herr und Meister; ich gehorchte ihm also und blieb sitzen. Doch noch heute denke ich mit Schauern an die zehn Minuten, welche nun folgten; zehn Minuten nur, aber unter solchen Verhältnissen sind sie eine Ewigkeit.

Wir hatten ein Terrain erreicht, auf welchem Thal und Hügel wechselte. Die wellenförmigen Erhebungen bestanden zwar aus hartem, haltbarem Salze, die Thalmulden aber aus einer zähen, breiartigen Masse, in welcher sich nur einzelne schmale Punkte befanden,

auf denen Mensch und Thier nur unter höchster Aufmerksamkeit und mit der größten Gefahr zu fußen vermochten. Und dabei ging mir, trotzdem ich auf dem Pferde saß, das grüne Wasser oft bis an die Oberschenkel heran, so daß die Stellen, auf denen man fußen konnte, erst unter der Fluth gesucht werden mußten. Dabei war das Allerschlimmste, daß der Führer und dann wieder auch die Thiere diese Stellen erst suchen und dann probiren mußten, ehe sie sich mit dem ganzen Gewichte darauf wagen konnten, und doch war dieser Halt so gering, so trügerisch und verrätherisch, daß man keinen Augenblick zu lange darauf verweilen durfte, wenn man nicht versinken wollte – es war fürchterlich.

Jetzt kamen wir an eine Stelle, welche uns auf wohl zwanzig Meter Länge kaum einen zehn Zoll breiten, halbwegs zuverlässigen Pfad bot.

»Sihdi, aufgepaßt! Wir stehen mitten im Tode,« rief der Führer. Er wandte sich während des Forttastens mit dem Gesichte nach Morgen und betete mit lauter Stimme die heilige Fatcha: »Im Namen des allbarmherzigen Gottes. Lob und Preis Gott, dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrscht am Tage des Gerichtes. Dir wollen wir dienen und zu Dir wollen wir flehen, auf daß Du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die Deiner Gnade sich freuen und nicht den Weg derer, über welche – – –«

Halef war hinter mir in das Gebet eingefallen; plötzlich aber verstummten Beide zu gleicher Zeit: – zwischen den zwei nächsten Wellenhügeln hervor fiel ein Schuß. Der Führer warf beide Arme empor, stieß einen unartikulierten Schrei aus, trat fehl und war im nächsten Augenblick unter der Salzdecke verschwunden, die sich sofort wieder über ihm schloß.

In solchen Augenblicken erhält der menschliche Geist eine Spannkraft, welche ihm eine ganze Reihe von Schlüssen, zu denen sonst Viertelstunden oder gar Stunden gehören, mit der Schnelligkeit des Blitzes und tageshellen Deutlichkeit zum Bewußtsein bringt. Noch war der Schuß nicht verhallt und der Führer nicht ganz versunken, so wußte ich bereits Alles. Die beiden Mörder wollten ihre Ankläger verderben; sie hatten ihren Führer um so leichter gewonnen, als derselbe auf den unserigen eifersüchtig war. Sie brauchten uns gar kein Leid zu thun; wenn sie unsern Führer tödteten, waren wir unbedingt verloren. Sie lauerten also hier bei der gefährlichsten Stelle des ganzen Weges und schossen Sadek nieder. Nun brauchten sie nur zuzusehen, wie wir versanken.

Daß Sadek von der Kugel in den Kopf getroffen war, merkte ich trotz der Schnelligkeit, mit der Alles geschah. Hatte die durchfahrende Kugel auch mein Pferd gestreift, oder war es der Schreck über den Schuß? Der kleine Berberhengst zuckte heftig zusammen, verlor hinten den Halt und brach ein.

»Sihdi!« brüllte hinter mir Halef in unbeschreiblicher Angst.

Ich war verloren, wenn mich nicht Eins rettete: noch während das Pferd im Versinken war und sich mit den Vorderhufen vergeblich anzuklammern suchte, stützte ich die beiden Hände auf den Sattelknopf, warf die Beine hinten in die Luft empor und schlug eine Volte über den Kopf des armen Pferdes hinweg, welches durch den hierbei ausgeübten Druck augenblicklich unter den Salzboden gedrückt wurde. In dem Augenblick, während dessen ich durch die Luft flog, hat Gott das inbrünstigste Gebet meines ganzen Lebens gehört. Nicht lange Worte und viele Minuten gehören zum Gebete; wenn man zwischen Leben und Tod hindurchfliegt, gibt es keine Worte und keine Zeit zu messen.

Ich bekam festen Boden; er wich aber augenblicklich unter mir; halb schon im Versinken, fußte ich wieder und raffte mich empor; ich sank und erhob mich, ich strauchelte, ich trat fehl, ich fand dennoch Grund; ich wurde hinabgerissen und kam dennoch vorwärts und ging dennoch nicht unter; ich hörte nichts mehr, ich fühlte nichts mehr, ich sah nichts mehr als nur die drei Männer dort an der Salzwelle, von denen zwei mit angeschlagenem Gewehre mich erwarteten.

Da, da endlich hatte ich festen Boden unter den Füßen, festen, breiten Boden, zwar auch nur Salz, aber es trug mich sicher. Zwei Schüsse krachten – Gott wollte,

daß ich noch leben sollte; ich war gestolpert und niedergestürzt; die Kugeln piffen an mir vorüber. Ich trug mein Gewehr noch auf dem Rücken; es war ein Wunder, daß ich es nicht verloren hatte; aber ich dachte jetzt gar nicht an die Büchse, sondern warf mich gleich mit geballten Fäusten auf die Schurken. Sie erwarteten mich nicht einmal. Der Führer floh; der Ältere der Beiden wußte, daß er ohne Führer verloren sei, und folgte ihm augenblicklich; ich faßte nur den Jüngeren. Er riß sich los und sprang davon; ich blieb hart hinter ihm. Ihm blendete die Angst und mir der Zorn die Augen; wir achteten nicht darauf, wohin uns unser Lauf führte – er stieß einen entsetzlichen, heiseren Schrei aus, und ich warf mich sofort zurück. Er verschwand unter dem salzigen Gische und ich stand kaum dreißig Zoll vor seinem heimtückischen Grabe.

Da ertönte hinter mir ein angstvoller Ruf.

»Sihdi, Hülfe, Hülfe!«

Ich wandte mich um. Grad an der Stelle, wo ich festen Fuß gefaßt hatte, kämpfte Halef um sein Leben. Er war zwar eingebrochen, hielt sich aber an der dort zum Glücke sehr starken Salzkruste noch fest. Ich sprang hinzu, riß die Büchse herab und hielt sie ihm entgegen, indem ich mich platt niederlegte.

»Fasse den Riemen!«

»Ich habe ihn, Sihdi! O, Allah illa Allah!«

»Wirf die Beine empor; ich kann nicht ganz hin zu Dir. Halte aber fest!«

Er wandte seine letzte Kraft an, um seinen Körper in die Höhe zu schnellen; ich zog zu gleicher Zeit scharf an, und es gelang – er lag auf der sichern Decke des Sumpfes. Kaum hatte er Athem geschöpft, so erhob er sich auf die Knie und betete die vierundsechzigste Sure:

»Alles, was im Himmel und auf Erden ist, preiset Gott; sein ist das Reich, und ihm gebührt das Lob, denn er ist aller Dinge mächtig!«

Er, der Muselmann, betete; ich aber, der Christ, ich konnte nicht beten, ich konnte keine Worte finden, wie ich aufrichtig gestehe. Hinter mir lag die fürchterliche Salzfläche so ruhig, so bewegungslos, so gleißend, und doch hatte sie unsere beiden Thiere, und doch hatte sie unseren Führer verschlungen, und vor uns sah ich den Mörder entkommen, der dies Alles verschuldet hatte! Jede Faser zuckte in mir, und es dauerte eine geraume Weile, bis ich ruhig wurde.

»Sihdi, bist Du verwundet?«

»Nein. Aber Mensch, auf welche Weise hast Du Dich gerettet?«

»Ich sprang vom Pferde, grad wie Du, Effendi. Und weiter weiß ich nichts. Ich konnte erst dann wieder denken, als ich dort am Rande hing. Aber wir sind nun dennoch verloren.«

»Warum?«

»Wir haben keinen Führer. O, Sadek, Freund meiner Seele, Dein Geist wird mir verzeihen, daß ich Schuld

an Deinem Tode bin. Aber ich werde Dich rächen, das schwöre ich Dir bei dem Barte des Propheten; rächen werde ich Dich, wenn ich nicht hier verderbe.«

»Du wirst nicht verderben, Halef.«

»Wir werden verderben, wir werden verhungern und verdursten.«

»Wir werden einen Führer haben.«

»Wen?«

»Omar, den Sohn Sadek's.«

»Wie soll er uns hier finden?«

»Hast Du nicht gehört, daß er nach Seftimi gegangen ist und heute wieder zurückkehren wird?«

»Er wird uns dennoch nicht finden.«

»Er wird uns finden. Sagte nicht Sadek, daß der Weg nach Seftimi und nach Fetnassa auf zwei Dritteile ganz derselbe sei?«

»Effendi, Du gibst mir neue Hoffnung und neues Leben. Ja, wir werden warten, bis Omar hier vorüberkommt.«

»Für ihn ist es ein Glück, wenn er uns findet. Er würde hier hinter uns untergehen, da der frühere Pfad versunken ist, ohne daß er es weiß.«

Wir lagerten uns neben einander am Boden nieder; die Sonne brannte so heiß, daß unsere Kleider in wenigen Minuten getrocknet und mit einer salzigen Kruste überzogen wurden, so weit sie naß gewesen waren.

Der Nachmittag verging; es waren nur noch zwei Stunden bis zum Abend; da ließ sich eine Gestalt erkennen, welche von Osten her langsam der Stelle nahe, an welcher wir uns befanden. Sie kam näher und näher und erblickte nun auch uns.

»Er ist es,« meinte Halef und legte die Hände wie ein Sprachrohr an den Mund. »Omar Ben Sadek, eile herbei!«

Der Gerufene verdoppelte seine Schritte und stand bald vor uns. Er erkannte den Freund seines Vaters.

»Sei willkommen, Halef Omar!« grüßte er.

»Hadschi Halef Omar!« verbesserte Halef.

»Verzeihe mir! Die Freude, Dich zu sehen, ist Schuld an diesem Fehler. Du kamst nach Kris zum Vater?«

»Ja,« antwortete Halef.

»Wo ist er? Wenn Du auf dem Schott bist, muß er in der Nähe sein.«

»Er ist in der Nähe,« antwortete Halef feierlich.

»Wo?«

»Omar Ibn Sadek, dem Gläubigen geziemt es, stark zu sein, wenn ihn das Kismet trifft.«

»Rede, Sadek, rede! Es ist ein Unglück geschehen?«

»Ja.«

»Welches?«

»Allah hat Deinen Vater zu seinen Vätern versammelt.«

Der Jüngling stand vor uns, keines Wortes mächtig. Sein Auge starrte den Sprecher entsetzt an, und sein

Angesicht war furchtbar bleich geworden. Endlich gewann er die Sprache wieder, aber er benützte sie auf ganz andere Weise, als ich vermuthet hatte.

»Wer ist dieser Sihdi?« frug er.

»Es ist Kara Ben Nemsî, den ich zu Deinem Vater brachte. Wir verfolgten zwei Mörder, welche über den Schott gingen.«

»Mein Vater sollte Euch führen?«

»Ja; er führte uns. Die Mörder bestachen Arfan Rake-dihm und stellten uns hier einen Hinterhalt. Sie schossen Deinen Vater nieder; er und die Pferde versanken in dem Sumpfe, uns aber hat Allah gerettet.«

»Wo sind die Mörder?«

»Der eine starb im Salze, der andere aber ist mit dem Chabir<sup>1</sup> nach Fetnassa.«

»So ist der Pfad hier verdorben?«

»Ja. Du kannst ihn nicht betreten.«

»Wo versank mein Vater?«

»Dort, dreißig Schritte von hier.«

Omar ging so weit vorwärts, als die Decke trug, starrte eine Weile vor sich nieder und wandte sich dann nach Osten:

»Allah, Du Gott der Allmacht und Gerechtigkeit, höre mich! Muhammed, Du Prophet des Allerhöchsten, höre mich! Ihr Khalifen und Märtyrer des Glaubens, hört mich! Ich, Omar Ben Sadek, werde nicht eher lachen, nicht eher meinen Bart beschneiden, nicht eher

---

<sup>1</sup>Führer.

die Moschee besuchen, als bis die Dschehennah aufgenommen hat den Mörder meines Vaters! Ich schwöre es!«

Ich war tief erschüttert von diesem Schwure, durfte aber nichts dagegen sagen. Nun setzte er sich zu uns und bat mit beinahe unnatürlicher Ruhe: »Erzählt!«

Halef folgte seinem Wunsche. Als er fertig war, erhob sich der Jüngling.

»Kommt!«

Nur das eine Wort sprach er, dann schritt er voran, wieder in die Richtung zurück, aus der er gekommen war.

Wir hatten bereits vorher die schwierigsten Stellen des Weges überwunden; es war keine große Gefahr mehr zu befürchten, trotzdem wir den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch marschirten. Am Morgen betraten wir das Ufer der Halbinsel Nifzaua und sahen Fetnassa vor uns liegen.

»Was nun?« frug Halef.

»Folgt mir nur!«

Dies war das erste Wort, welches ich seit gestern von ihm hörte. Er schritt auf die dem Strande zunächst gelegene Hütte zu. Ein alter Mann saß vor derselben.

»Sallam aaleikum!«

»Aaleikum.«

»Du bist Abdullah el Hamis, der Salzverwieger?«

»Ja.«

»Hast Du gesehen den Chabir Arfan Rakedihm aus Kris?«

»Er betrat bei Tagesanbruch mit einem fremden Manne das Land.«

»Was thaten sie?«

»Der Chabir ruhte bei mir aus und ging dann nach Bir Rekeb, um von da nach Kris zurückzukehren. Der Fremde aber kaufte sich bei meinem Sohne ein Pferd und frug nach dem Wege nach Kbilli.«

»Ich danke Dir, Abu el Malah!«<sup>1</sup>

Er ging schweigend weiter und führte uns in eine Hütte, wo wir einige Datteln aßen und eine Schale Lagmi tranken. Dann ging es nach Beschni, Negua und Mansurah, wo wir auf unsere Erkundigungen überall in Erfahrung brachten, daß wir dem Gesuchten auf den Fersen seien. Von Mansurah ist es gar nicht weit bis zu der großen Oase Kbilli. Dort gab es damals noch einen türkischen Wekil<sup>2</sup> welcher unter der Aufsicht des Regenten von Tunis den Nifzaua verwaltete. Hierzu waren ihm zehn Soldaten zur Verfügung gestellt worden.

Wir begaben uns zunächst in ein Kaffeehaus, wo Omar nicht lange Ruhe hatte. Er verließ uns, um Erkundigungen einzuziehen, und kehrte erst nach einer Stunde zurück.

»Ich habe ihn gesehen.«

»Wo?«

---

<sup>1</sup>Vater des Salzes.<

<sup>2</sup>Statthalter.

»Beim Wekil.«

»Beim Statthalter?«

»Ja. Er ist sein Gast und trägt sehr prächtige Kleidung. Wenn Ihr mit ihm reden wollt, so müßt Ihr kommen, denn es ist jetzt die Zeit der Audienz.«

Mein Interesse war im höchsten Grade erregt. Ein steckbrieflich verfolgter Mörder war der Gast eines großherrlichen Statthalters!

Omar führte uns über einen freien Platz hinweg nach einem steinernen, niedrigen Hause, dessen Umfassungsmauern keine Spur von Fenstern zeigten. Vor der Thür desselben standen neun Nefers<sup>1</sup> welche vor einem Onbaschi<sup>2</sup> exerzirten, während der Saka<sup>3</sup> zuschauend an der Thür lehnte. Wir wurden ohne Widerstand eingelassen und von einem Neger um unser Begehrt befragt. Er führte uns in das Selamlük, einen kahlwändigen Raum, dessen einzige Ausstattung in einem alten Teppiche bestand, der in einer Ecke des Zimmers ausgebreitet war. Auf demselben saß ein Mann mit verschwommenen Gesichtszügen, welcher aus einer uralten persischen Hukah Tabak rauchte.

»Was wollt Ihr?« frug er.

Der Ton, in dem diese Frage ausgesprochen wurde, behagte mir nicht. Ich antwortete daher mit einer Gegenfrage:

---

<sup>1</sup>Soldaten.

<sup>2</sup>Commandeur von zehn Mann.

<sup>3</sup>Tambour.

»Wer bist Du?«  
Er sah mich in starrem Erstaunen an.  
»Der Wekil!«  
»Wir wollen mit dem Gaste reden, welcher heut oder  
gestern bei Dir angekommen ist.«  
»Wer bist Du?«  
»Hier ist mein Paß.«  
Ich gab ihm das Dokument in die Hand. Er warf  
einen Blick darauf, faltete es zusammen und steckte  
es in die Tasche seiner weiten Pumphosen.  
»Wer ist dieser Mann?« frug er dann weiter.  
»Mein Diener.«  
»Wie heißt er?«  
»Er nennt sich Hadschi Halef Omar.«  
»Wer ist der andere?«  
»Er ist der Führer Omar Ben Sadek.«  
»Und wer bist Du selbst?«  
»Du hast es ja gelesen!«  
»Ich habe es nicht gelesen.«  
»Es steht in meinem Passe.«  
»Er ist mit den Zeichen der Ungläubigen geschrie-  
ben. Von wem hast Du ihn?«  
»Von dem französischen Gouvernement in Algier.«  
»Das französische Gouvernement in Algier gilt hier  
nichts. Dein Paß hat den Werth eines leeren Papiers.  
Also, wer bist Du?«  
Ich beschloß, den Namen zu behalten, welchen mir  
Halef gegeben hatte.

»Ich heiÙe Kara Ben Nemsi.«

»Du bist ein Sohn der Nemsi? Ich kenne sie nicht.  
Wo wohnen sie?«

»Vom Westen der Türkei bis an die Länder der Franzosen und Engländer.«

»Ist die Oase groß, in der sie leben, oder haben sie mehrere kleine Oasen?«

»Sie bewohnen eine einzige Oase, die aber so groß ist, daß fünfzig Millionen Menschen auf ihr wohnen.«

»Allah akbar, Gott ist groß! Es gibt Oasen, in denen es von Geschöpfen wimmelt. Hat diese Oase auch Bäche?«

»Sie hat fünfhundert Flüsse und Millionen Bäche. Viele von diesen Flüssen sind so groß, daß Schiffe auf ihnen fahren, die mehr Menschen fassen, als Basmah oder Rahmath Einwohner hat.«

»Allah kerihm, Gott ist gnädig! Welch ein Unglück, wenn alle diese Schiffe in einer Stunde von den Flüssen verschlungen würden! An welchen Gott glauben die Nemsi?«

»Sie glauben an Deinen Gott, aber sie nennen ihn nicht Allah, sondern Vater.«

»So sind sie wohl nicht Sunniten, sondern Schiiten?«

»Sie sind Christen.«

»Allah iharkilik, Gott verbrenne Dich! So bist Du also auch ein Christ?«

»Ja.«

»Ein Giaur? Und Du willst es wagen, mit dem Wekil von Kbilli zu reden! Ich werde Dir die Bastonnade geben lassen, wenn Du nicht sogleich dafür sorgest, daß Du mir aus den Augen kommst!«

»Habe ich etwas gethan, was gegen die Gesetze ist oder was Dich beleidigt?«

»Ja. Ein Giaur darf sich niemals unterstehen, mir unter die Augen zu treten. Also wie heißt hier dieser Dein Führer?«

»Omar Ben Sadek.«

»Gut! Omar Ben Sadek, wie lange dienst Du diesem Nemsi?«

»Seit gestern.«

»Das ist nicht lange. Ich will also gnädig sein und Dir nur zwanzig Hiebe auf die Fußsohle geben lassen.«

Zu mir gewendet, fuhr er fort:

»Und wie heißt dieser Dein Diener hier?«

»Allah akbar, Gott ist groß, aber er hat leider Dein Gedächtniß so klein gemacht, daß Du Dir nicht einmal zwei Namen merken kannst! Mein Diener heißt, wie ich Dir bereits gesagt habe, Hadschi Halef Omar.«

»Du willst mich beschimpfen, Giaur? Ich werde nachher Dein Urtheil fällen! Also, Halef Omar, Du bist ein Hadschi und dienst einem Ungläubigen? Das verdient doppelte Streiche. Wie lange Zeit bist Du bereits bei ihm?«

»Fünf Wochen.«

»So wirst Du sechzig Hiebe auf die Fußsohlen erhalten und darauf fünf Tage hungern und dürsten müssen! Und Du, nun wieder; wie war Dein Name?«

»Kara Ben Nemsî.«

»Gut, Kara Ben Nemsî, Du hast drei große Verbrechen begangen.«

»Welche, Sihdi?«

»Ich bin kein Sihdi; Du hast mich Dschenabin-iz oder Hazretin-iz, also Euer Gnaden oder Euer Hoheit zu nennen! Deine Verbrechen sind folgende: Du hast erstens zwei Rechtgläubige verführt, Dir zu dienen, macht fünfzehn Stockschläge; Du hast zweitens es gewagt, mich in meinem Kef zu stören, macht wieder fünfzehn Stockschläge; Du hast drittens an meinem Gedächtnisse gezweifelt, macht zwanzig Stockschläge; zusammen also fünfzig Hiebe auf die Fußsohle. Und da es mein Recht ist, für jeden Richterspruch das Wergi, die Abgabe, zu verlangen, so wird alles, was Du besitzt und bei Dir trägst, von jetzt an mir gehören; ich confiscire es.«

»O, großer Dschenabin-iz, ich bewundere Dich; Deine Gerechtigkeit ist erhaben, Deine Weisheit ganz erhaben, Deine Gnade noch erhabener und Deine Klugheit und Schlaueit am allererhabensten! Aber ich bitte Dich, edler Bei von Kbilli, laß uns Deinen Gast sehen, ehe wir die Streiche erhalten.«

»Was willst Du von ihm?«

»Ich vermuthe, daß er ein Bekannter von mir ist, und möchte mich an seinem Anblick weiden.«

»Er ist kein Bekannter von Dir. Denn er ist ein großer Krieger, ein edler Sohn des Sultans und ein strenger Anhänger des Kuran; er ist also nie der Bekannte eines Ungläubigen gewesen. Aber damit er sehe, wie der Wekil von Kbilli Verbrechen bestraft, werde ich ihn kommen lassen. Nicht Du sollst Dich an seinem Anblick weiden, sondern er soll sich an den Hieben ergötzen, welche Ihr erhaltet. Er wußte, daß Ihr kommen würdet.«

»Ah! Woher wußte er es?«

»Ihr seid vorhin an ihm vorübergegangen, ohne ihn zu sehen, und er hat Euch sofort bei mir angezeigt. Wäret Ihr nicht von selbst gekommen, so hätte ich Euch holen lassen.«

»Er hat uns angezeigt? Weißhalb?«

»Das werdet Ihr noch hören. Ihr sollt dann eine zweite Strafe erhalten, die noch größer ist als diejenige, welche ich Euch vorhin dictirt habe.«

Das war nun allerdings ein eigenthümlicher, wunderlicher Verlauf, den unsere Audienz bei diesem Beamten nahm. Ein Wekil mit zehn Stück Soldaten in einer so vorgeschobenen, vergessenen Oase – er war jedenfalls einmal nichts Anderes gewesen, als höchstens Tschausch oder Mülasim<sup>1</sup> und man weiß ja, was man

---

<sup>1</sup>Tschausch = Feldwebel, Mülasim = Lieutenant.

von einem türkischen Lieutenant zu halten hat. Diese Subalternen sind oder waren nichts anderes, als die Stiefelputzer und Pfeifenstopfer der höheren Chargen. Man hatte den guten Mann nach Kbilli gesetzt, um ihm Gelegenheit zu geben, für sich selbst zu sorgen, und dann jedenfalls nie wieder an ihn gedacht, denn der Bei von Tunis hatte bereits alle türkischen Soldaten aus dem Lande gejagt, und die Beduinenstämme standen nur in der Weise unter dem Schutze des Großherrn, daß er ihren Häuptlingen jährlich die ausbedungenen Ehrenburnus schickte, während sie sich ihm dadurch dankbar erwiesen, daß sie gar nicht mehr an ihn dachten. Der brave Wekil war also in Beziehung auf seinen Unterhalt auf Erpressung angewiesen, und da dies den Eingebornen gegenüber immer eine gefährliche Sache war, so mußte ihm ein Fremder wie ich ganz gelegen kommen. Er wußte nichts von Deutschland, er kannte nicht die Bedeutung der Consulate, er wohnte unter räuberischen Nomaden, glaubte mich schutzlos und nahm also an, ungestraft thun zu können, was ihm beliebte.

Allerdings hatte es seine Richtigkeit, daß ich nur auf mich selbst angewiesen war, aber es fiel mir doch nicht ein, mich vor ›Seiner Hoheit‹ zu fürchten, vielmehr machte es mir Spaß, daß er uns in so genialer Unverfrorenheit mit der Bastonnade beglücken wollte. Zugleich war ich neugierig, ob sein Gastfreund wirklich der von uns Gesuchte sei. Omar konnte sich ja geirrt

haben, was mir allerdings nicht wahrscheinlich erschien, wenn ich in Betracht zog, daß dieser Gastfreund uns angezeigt hatte. Welches Verbrechen er uns bezüchtigt hatte, ahnte ich. Jedenfalls war er ein früherer Bekannter des Wekil und benutzte dies, uns auf irgend eine Weise unschädlich zu machen.

Der Statthalter klatschte in die Hände, und sogleich erschien ein schwarzer Diener, der sich vor ihm wie vor dem Sultan auf die Erde warf. Dieser flüsterte ihm einige Worte zu, worauf er sich entfernte. Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür, und die zehn Soldaten mit ihrem Onbaschi traten ein. Sie boten einen kläglichen Anblick in ihren aus allen möglichen Fetzen zusammengesetzten Kleidern, die nicht im mindesten einer militärischen Uniform glichen; die Meisten von ihnen waren barfuß, und Alle trugen Gewehre, mit denen man Alles eher tun konnte, als schießen. Sie warfen sich kunterbunt durch einander vor dem Wekil nieder, der sie zunächst mit einem möglichst martialischen Blick musterte und dann seinen Befehl aussprach:

»Kalkyn – steht auf!«

Sie erhoben sich, und der Onbaschi riß seinen mächtigen Sarras aus der Scheide.

»Kylyn syraji – bildet die Reihe!« brüllte er mit einer Stentorstimme.

Sie stellten sich neben einander und hielten die Flinten nach Belieben in den braunen Händen.

»Has – dur – das Gewehr über!« commandirte er nun.

Die Flinten flogen empor, stießen gegeneinander, gegen die Mauer oder gegen die Köpfe der stattlichen Helden, kamen aber doch nach einiger Zeit glücklich auf die Achseln ihrer Besitzer zu liegen.

»Isalam – dur – präsentirt das Gewehr!«

Wieder bildeten die Flinten einen wirren Knäuel, bei dessen Unentwirrbarkeit es kein Wunder war, daß die eine ihren Lauf verlor. Der Soldat bückte sich gemächlich nieder, hob ihn in die Höhe, betrachtete ihn von allen Seiten, hielt ihn dann gegen das Licht, um hindurchzugucken und sich zu überzeugen, daß das Loch, aus dem geschossen wird, noch vorhanden sei, zog dann eine Palmenfaserschnur aus der Tasche und band den desertirten Lauf behutsam auf dem Orte fest, wo er hingehörte, nämlich an den Schaft. Dann endlich brachte er die restaurirte Waffe mit höchst befriedigter Miene in diejenige Lage, welche mit dem letzten Commandoworte vorgeschrieben war.

»Sessiz, sölle-me-niz – steht still und schwatzt nicht!«

Bei diesem Rufe drückten sie die Lippen mit sichtlicher Kraft und Energie zusammen und ließen durch ein sehr ernsthaftes Augenzwinkern erkennen, daß es ihr unumstößlicher Wille sei, keinen Laut von sich zu geben. Sie merkten, daß sie geholt worden seien, drei Verbrecher zu bewachen, und da galt es also, uns zu imponiren.

Ich mußte mir wirklich Mühe geben, bei diesem sonderbaren Exercitium ernsthaft zu bleiben, und wie ich deutlich bemerkte, hatte meine heitere Laune zugleich den Erfolg, den Muth meiner beiden Begleiter zu befestigen.

Und wieder öffnete sich die Thüre. Der Erwartete trat ein. Er war es.

Ohne uns eines Blickes zu würdigen, ging er zum Teppich, ließ sich an der Seite des Wekil nieder und nahm die Pfeife aus der Hand des Schwarzen, der mit ihm eingetreten war und sie ihm anbrannte. Dann erst erhob er das Auge und musterte uns mit einer Verachtung, die gar nicht größer gedacht werden konnte.

Jetzt nahm der Statthalter das Wort:

»Dieser Mann ist es, den Ihr sehen wolltet. Ist er ein Bekannter von Dir?«

»Ja.«

»Du hast recht gesprochen; er ist ein Bekannter von Dir, das heißt, Du kennst ihn. Aber Dein Freund ist er nicht.«

»Ich würde mich auch für seine Freundschaft sehr bedanken. Wie nennt er sich?«

»Er heißt Abu el Nassr.«

»Das ist nicht wahr! Sein Name ist Hamd il Amasat.«

»Giaur, wage es nicht, mich der Lüge zu zeihen, sonst erhältst Du zwanzig Hiebe mehr! Allerdings heißt mein Freund Hamd il Amasat; aber wisse, Du Hund von einem Ungläubigen, als ich noch als Miralai in Stambul

stand, wurde ich einst des Nachts von griechischen Banditen angefallen; da kam Hamd il Amasat dazu, sprach mit ihnen und rettete mir das Leben. Seit jener Nacht heißt er Abu el Nassr, der Vater des Sieges, denn Niemand kann ihm widerstehen, nicht einmal ein griechischer Bandit.«

Ich konnte mich nicht enthalten, lachend den Kopf zu schütteln.

»Du willst in Stambul Miralai, also Oberst gewesen sein? Bei welcher Truppe?«

»Bei der Garde, Du Sohn eines Schakals.«

Ich trat einen Schritt näher zu ihm heran und erhob die Rechte.

»Wage es noch einmal, mich zu schimpfen, so gebe ich Dir eine Ssille, das heißt, eine solche Ohrfeige, daß Du morgen Deine Nase für ein Minaret ansehen sollst! Du wärst mir der Kerl, ein Oberst gewesen zu sein! So etwas darfst Du wohl hier Deinen Oasenhelden weis machen, nicht aber mir; verstanden!«

Er erhob sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Das war ihm noch nie vorgekommen; das ging ihm über alle seine Begriffe; er starrte mich an, als ob ich ein Gespenst sei, und stotterte dann, ich weiß nicht, ob vor Wut oder vor Verlegenheit:

»Mensch, ich hätte sogar Lawi-Pascha werden können, also General-Major, wenn mir die Stelle hier in Kbilli nicht lieber gewesen wäre!«

»Ja, Du bist ein wahrer Ausbund von Muth und Tapferkeit. Du hast mit Banditen gekämpft, welche Dein Freund mit bloßen Worten besiegte, hörst Du es? Er ist also jedenfalls ein sehr guter Bekannter von ihnen gewesen oder gar ein Mitglied ihrer Sippe. Er hat in Algier einen Raubmord begangen; er hat im Wadi Tarfau einen Mann getödtet; er hat auf dem Schott Dscherid meinen Führer, den Vater dieses Jünglings, erschossen, weil er mich verderben wollte; er ist von mir verfolgt worden bis nach Kbilli, und ich finde diesen Menschen wieder als den Freund eines Mannes, der ein Oberst im Dienste des Großherrn gewesen zu sein behauptet. Ich klage ihn des Mordes bei Dir an und verlange, daß Du ihn gefangen nimmst!«

Jetzt erhob sich auch Abu el Nassr. Er rief:

»Dieser Mensch ist ein Giaur. Er hat Wein getrunken und weiß nicht, was er redet,« meinte er mit sehr geringschätzender Miene. »Er mag seinen Rausch verschlafen und sich dann verantworten.«

Das war mir denn doch zu viel. Im Nu hatte ich ihn gepackt, hob ihn empor und warf ihn zu Boden. Er sprang auf und zog sein Messer.

»Hund, Du hast Dich an einem Gläubigen vergriffen; Du mußt jetzt sterben!«

Mit diesen Worten warf er sich mit aller Gewalt auf mich. Ich aber gab ihm einen so wohlgezielten Faustschlag, daß er niederstürzte und regungslos liegen blieb.

»Faßt ihn!« gebot der Wekil seinen Soldaten.

Ich erwartete, daß sie mich sofort packen würden, sah aber zu meiner Verwunderung, daß es ganz anders kam. Der Unteroffizier nämlich trat vor die Fronte der Seinigen und commandirte:

»Komyn silahlari – legt die Gewehre weg!«

Alle bückten sich zugleich, legten ihre Flinten auf den Boden und kehrten dann in ihre vorige Haltung zurück.

»Döndärmek sagha – rechts umgedreht!«

Sie machten halbe Wendung rechts und standen nun in einer Reihe hinter einander.

»Gityn erkek tschewresinde, koschyn-iz – nehmt den Mann in die Mitte, marsch!«

Wie auf dem Exercirplatze erhoben sie den linken Fuß; der Flügelmann markierte »sol – sagha, sol – sagha – links – rechts, links – rechts!« sie marschirten um mich herum und blieben, als der Kreis gebildet war, auf das Commando des Unteroffiziers stehen.

»Onu tutmyn – ergreift ihn!«

Zwanzig Hände mit gerade hundert braunen, schmutzigen Fingern streckten sich von hinten und vorn, von rechts und links nach mir aus und faßten mich am Burnus. Die Sache war zu komisch, als daß ich eine Bewegung zu meiner Befreiung hätte machen mögen.

»Dschenabin-iz, bizim – war herifu – Hoheit, wir haben den Kerl!« meldete der Oberstcommandirende der tapfern Truppe.

»Brakyn-jok onu tekrar azad – laßt ihn nicht wieder frei!« gebot der Statthalter mit strenger Miene.

Die hundert Finger krallten sich noch fester und tiefer in meinen Burnus als vorher, und gerade die steife, orientalische Würde, mit der das alles geschah, und die etwas urkomisch Marionettenhaftes hatte, war Schuld, daß ich beinahe laut aufgelacht hätte.

Während dieses Vorganges hatte sich Abu el Nassr wieder erhoben. Seine Augen funkelten vor Wuth und Rachgier, als er zum Wekil sagte:

»Du wirst ihn erschießen lassen!«

»Ja, er soll erschossen werden; vorher aber werde ich ihn verhören, denn ich bin ein gerechter Richter und mag Niemand ungehört verurtheilen. Bring Deine Anklage vor!«

»Dieser Giaur,« begann der Mörder, »ging mit einem Führer und seinem Diener über den Schott; er traf auf uns und stürzte meinen Gefährten in die Fluthen, so daß dieser elend ertrinken mußte.«

»Warum that er dies?«

»Aus Rache.«

»Wofür wollte er sich rächen?«

»Er hat im Wadi Tarfau einen Mann getödtet; wir kamen dazu und wollten ihn festnehmen, er aber entwischte uns.«

»Kannst Du Deine Worte beschwören?«

»Beim Barte des Propheten!«

»Das ist genug! – Hast Du diese Worte vernommen?«  
frug er mich dann.

»Ja.«

»Was sagst Du dazu?«

»Daß er ein Schurke ist. Er war der Mörder und hat  
in seiner Anklage die Personen geradezu verdreht.«

»Er hat geschworen, und Du bist ein Giaur. Ich glaube nicht Dir, sondern ihm.«

»Frage meinen Diener! Er ist mein Zeuge.«

»Er dient einem Ungläubigen; seine Worte gelten nichts. Ich werde den großen Rath der Oase einberufen lassen, der meine Worte hören und über Dich entscheiden wird.«

»Du willst mir nicht glauben, weil ich ein Christ bin, und schenkst dennoch einem Giaur Dein Vertrauen. Dieser Mensch ist ein Armenier und also kein Moslem, sondern ein Christ.«

»Er hat beim Propheten geschworen.«

»Das ist eine Niederträchtigkeit und eine Sünde, für die ihn Gott bestrafen wird. Wenn Du mich nicht hören willst, so werde ich ihn beim Rathe der Oase verklagen.«

»Ein Giaur kann keinen Gläubigen verklagen, und der Rath der Oase könnte ihm nicht das Geringste thun, denn mein Freund besitzt ein Bu-djeruldu und ist also im Giölgeda padishanün, Einer, der im Schatzen des Großherrn steht.«

»Und ich bin ein Giölgeda senin kyalün, Einer, der im Schatten seines Königs wandelt. Auch ich habe ein Bu-djeruldu; Du hast es in Deiner Tasche.«

»Es ist in der Sprache der Giaurs geschrieben; ich würde mich verunreinigen, wenn ich es läse. Deine Sache wird noch heute untersucht werden; zunächst aber erhaltet Ihr die Bastonnade: Du fünfzig, Dein Diener sechzig und Dein Führer zwanzig Hiebe auf die Fußsohle. Führt sie hinab in den Hof; ich werde nachkommen!«

»Alykomün elleri – nehmt die Hände zurück!« gebot sofort der Unteroffizier.

Die hundert Finger ließen augenblicklich von mir ab.

»Alyn-iz tüfenkleri – hebt die Flinten auf!«

Die Helden stürzten auf ihre Gewehre zu und nahmen sie wieder an sich.

»Wirmyn hep – ütsch – umschließt alle drei!«

Im Nu hatten sie mich, Halef und Omar umringt. Wir wurden hinaus in den Hof geführt, in dessen Mitte sich ein bankartiger Block befand. Seine Beschaffenheit deutete darauf hin, daß er zur Aufnahme derjenigen bestimmt sei, welche die Bastonnade erhalten sollten.

Weil ich selbst mich ruhig gefügt hatte, waren auch meine beiden Gefährten ohne allen Widerstand gefolgt, aber ich sah es in ihren Augen, daß sie nur auf mein Beispiel warteten, um der Posse ein Ende zu machen.

Als wir eine Weile vor dem Blocke gehalten hatten, erschien der Wekil mit Abu el Nassr. Der Schwarze trug den Teppich vor ihnen her, breitete ihn auf dem Boden aus und reichte, als sie sich gesetzt hatten, ihnen Feuer für ihre ausgegangenen Pfeifen. Jetzt deutete der Wekil auf mich.

»Wermyn ona elli – gebt ihm Fünzig!«

Jetzt war es Zeit.

»Hast Du mein Bu-djeruldu noch in der Tasche?« frug ich ihn.

»Ja.«

»Gib es mir!«

»Du wirst es niemals zurückerhalten!«

»Warum?«

»Daß sich kein Gläubiger daran verunreinigen kann.«

»Du willst mich wirklich schlagen lassen?«

»Ja.«

»So werde ich Dir zeigen, wie es ein Nemsî macht, wenn er gezwungen ist, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen!«

Der kleine Hof war an drei Seiten von einer hohen Mauer und an der vierten von dem Gebäude umschlossen; es gab keinen andern Ausgang als denjenigen, durch welchen wir eingetreten waren. Zuschauer gab es nicht; wir waren also Drei gegen Dreizehn. Die Waffen hatte man uns gelassen, so erforderte es der ritterliche Gebrauch der Wüste; der Wekil war völlig unschädlich, ebenso auch seine Soldaten, und nur Abu

el Nassr konnte gefährlich werden. Ich mußte ihn vor allen Dingen kampfunfähig machen.

»Hast Du eine Schnur?« frug ich Omar leise.

»Ja; meine Burnusschnur.«

»Mache sie los!« Und gegen Halef fügte ich hinzu:  
»Du springst zum Ausgang und lässest keinen Menschen durch!«

»Verschaffe sie Dir!« hatte indessen der Wekil geantwortet.

»Sogleich!«

Mit diesen Worten sprang ich ganz plötzlich zwischen den Soldaten hindurch und auf Abu el Nassr zu, riß ihm die Arme auf den Rücken und drückte ihm das Knie so fest auf den Nacken, daß er sich in seiner sitzenden Stellung nicht zu rühren vermochte.

»Binde ihn!« gebot ich Omar.

Dieser Befehl war eigentlich überflüssig, denn Omar hatte mich sofort begriffen und war bereits dabei, seine Schnur um die Arme des Armeniers zu schlingen. Ehe nur eine Bewegung gegen uns geschehen konnte, war er gefesselt. Mein plötzlicher Angriff hatte den Wekil und seine Leibwache so perplex gemacht, daß sie mich ganz consternirt anstauten. Ich zog jetzt mit der Rechten mein Messer und faßte ihn mit der Linken am Genick. Er streckte vor Entsetzen Arme und Beine von sich, als ob er bereits vollständig todt sei; desto mehr Leben aber kam in die Soldaten.

»Hatschyn, aramin imdadi – reißt aus, bringt Hilfe!« brüllte der Onbaschi, der zuerst die Sprache wiedergefunden hatte.

Sein Säbel wäre ihm hinderlich geworden, er warf ihn weg und rannte dem Ausgange zu; die andern folgten ihm. Dort aber stand bereits der wackere Halef mit schußfertigem Gewehre.

»Geri; durar-siz bunda – zurück! Ihr bleibt hier!« rief er ihnen entgegen.

Sie stutzten, wandten sich um und sprangen nach allen vier Richtungen auseinander, um Schutz in den Mauerecken zu suchen.

Auch Omar hatte sein Messer gezogen und stand mit finsterem Blick bereit, es Abu el Nassr in das Herz zu stoßen.

»Bist Du todt?« frug ich den Wekil.

»Nein, aber Du wirst mich tödten?«

»Das kommt auf Dich an, Du Inbegriff aller Gerechtigkeit und Tapferkeit. Aber ich sage Dir, daß Dein Leben an einem dünnen Haare hängt.«

»Was verlangst Du von mir, Sihdi?«

Noch ehe ich antwortete, erscholl der angstvolle Ruf einer Weiber-Stimme. Ich blickte auf und bemerkte eine dicke, kleine weibliche Gestalt, welche vom Eingange her mit möglichster Anstrengung auf uns zugekugelt kam.

»Tut – halt!« rief sie mir kreischend zu. »Öldirme onu; dir benim kodscha – tödte ihn nicht; er ist mein Mann!«

Also diese dicke, runde Madame, welche unter ihrer dichten Kleiderhülle mit wahrhaft schwimmähnlichen Bewegungen auf mich zusteuerte, war die gnädige Frau Statthalterin. Jedenfalls hatte sie von dem mit einem Holzgitter versehenen Frauengemache aus der interessanten Exekution zusehen wollen und zu ihrem Entsetzen bemerken müssen, daß dieselbe jetzt an ihrem Ehegatten vollzogen werden solle. Ich frug ihr ruhig entgegen:

»Wer bist Du?«

»Im kary wekilün, ich bin das Weib des Wekil,« antwortete sie.

»Ewet, dir benim awret, gül Kbillinün – ja, sie ist mein Weib, die Rose von Kbilli,« bestätigte ächzend der Statthalter.

»Wie heißt sie?«

»Demar-im Mersinah – ich heiße Mersinah,« berichtete sie.

»He, demar Mersinah – ja, sie heißt Mersinah,« ertönte das Echo aus dem Munde des Wekil.

Also sie war die ›Rose von Kbilli‹ und hieß Mersinah, d.i. Myrte. Einem so zarten Wesen gegenüber mußte ich nachgiebig sein.

»Wenn Du mir die Morgenröthe Deines Antlitzes zeigst, o Blume der Oase, so werde ich meine Hand von ihm nehmen,« sagte ich.

Sofort flog der Jaschmak, der Schleier, von ihrem Angesichte. Sie hatte lange Zeit unter den Arabern gelebt, deren Frauen unverhüllt gehen, und war also weniger zurückhaltend geworden, als unter andern Verhältnissen die Türkinnen sein müssen. Übrigens handelte es sich hier, wie sie dachte, um das kostbare Leben ihres Eheherrn.

Ich blickte in ein farbloses, mattes, verschwommenes Frauenangesicht, welches so fett war, daß man die Augen kaum und das Stumpfnäschen beinahe gar nicht unterscheiden konnte. Madame Wekil war vielleicht vierzig Jahre alt, hatte aber die Folgen dieses Alters durch hochgemalte, schwarze Augenbrauen und rothangestrichene Lippen zu paralsiren gesucht. Zwei schwarze, mittels einer Kohle je auf der Mitte der Wange hervorgebrachte Punkte gaben ihr ein pittoreskes Aussehen, und als sie jetzt die Vorderarme aus der Hülle streckte, bemerkte ich, daß sie nicht bloß die Nägel, sondern auch die ganzen Hände mit Henna roth gefärbt hatte.

»Ich danke Dir, Du Sonne vom Dscherid!« schmeichelte ich. »Wenn Du mir versprichst, daß der Wekil ruhig sitzen bleibt, soll ihm jetzt kein Leid geschehen.«

»Kaladschak-dir – er wird sitzen bleiben; ich verspreche es Dir!«

»So mag er es Deiner Lieblichkeit danken, daß ich ihn nicht zerdrücke wie eine Indschir, wie eine Feige, die in der Presse liegt, um getrocknet zu werden. Senin seda benzemar sedaja düdükün – Deine Stimme gleicht der Stimme der Flöte; senin göz perdahlamar nasyıl göz güneschün – Dein Auge glänzt wie das Auge der Sonne; ile senin shekl shekla Scheheresahdenün benzemar – und Deine Gestalt ist wie die Gestalt von Scheherezahde. Nur Dir allein bringe ich das Opfer, daß ich ihn leben lasse!«

Ich nahm die Hand von ihm; er richtete sich auf, indem er erleichtert stöhnte, blieb aber gehorsam in seiner sitzenden Stellung. Sie betrachtete mich sehr aufmerksam vom Kopfe bis zu den Füßen herab und frug dann mit freundlichem Tone:

»Wer bist Du?«

»Ich bin ein Nemsı, ein Fremdling, dessen Heimat weit drüben über dem Meere liegt.«

»Sind Eure Frauen schön?«

»Sie sind schön, aber sie gleichen doch nicht den Frauen am Schott El Kebıhr.«

Sie nickte, befriedigt lächelnd, und ich sah es ihr an, daß ich Gnade vor ihren Augen gefunden hatte.

»Die Nemsı sind sehr kluge, sehr tapfere und sehr höfliche Leute, das habe ich schon oft gehört,« entschied sie. »Du bist uns willkommen! Doch warum hast

Du diesen Mann gebunden; warum fliehen unsere Soldaten vor Dir, und warum wolltest Du den mächtigen Statthalter tödten?»

»Ich habe diesen Mann gebunden, weil er ein Mörder ist; Deine Soldaten flohen vor mir, weil sie merkten, daß ich sie alle Elf besiegen würde, und den Wekil habe ich gebunden, weil er mich schlagen und dann vielleicht sogar zum Tode verurtheilen wollte, ohne mir Gerechtigkeit zu geben.«

»Du sollst Gerechtigkeit haben!«

Da wollte sich mir die Überzeugung aufdrängen, daß der Pantoffel im Oriente dieselbe zauberische Kraft besitzt, wie im Abendlande. Der Wekil sah seine Autorität bedroht und machte einen Versuch, sie wieder herzustellen:

»Ich bin ein gerechter Richter und werde – – –«

»Sus-olmar-sen – Du wirst schweigen!« gebot sie ihm. »Du weißt, daß ich diesen Menschen kenne, der sich Abu el Nassr, Vater der Sieger, nennt; er sollte sich aber Abu el Jalani, Vater der Lügner, nennen. Er war Schuld, daß man Dich nach Algier schickte, grad als Du Mülasim werden konntest; er war Schuld, daß Du dann nach Tunis kamst und hier in dieser Einsamkeit vergraben wurdest, und so oft er hier bei Dir war, mußttest Du etwas thun, was Dir Schaden brachte. Ich hasse ihn, ich hasse ihn und habe nichts dagegen, daß dieser Fremdling hier ihn tödtet. Er hat es verdient!«

»Er kann nicht getödtet werden; er ist im Giölgeda padishanün!«

»Tut aghyzi, halte den Mund! Er ist im Giölgeda padishanün, das heißt, er steht im Schatten des Padischa; dieser Fremdling aber ist ein Giölgeda wekilanün, das heißt, er steht im Schatten der Statthalterin, in meinem Schatten, hörst Du? Und wer in meinem Schatten steht, den soll Deine Hitze nicht verderben. Steh auf und folge mir!«

Er erhob sich; sie wandte sich zum Gehen, und er machte Miene, sich ihr anzuschließen. Das war natürlich ganz gegen meine Absicht.

»Halt!« gebot ich, indem ich ihn nochmals beim Genick faßte. »Du bleibst da!«

Da wandte sie sich um.

»Hast Du nicht gesagt, daß Du ihn freigeben willst?« frug sie.

»Ja, doch nur unter der Bedingung, daß er an seinem Platze bleibt.«

»Er kann doch nicht in alle Ewigkeit hier sitzen bleiben!«

»Du hast Recht, o Perle von Kbilli; aber er kann jedenfalls so lange hier bleiben, bis meine Angelegenheit erledigt ist.«

»Die ist bereits erledigt.«

»Inwiefern?«

»Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du uns willkommen bist?«

»Das ist richtig.«

»Du bist also unser Gast und sollst mit den Deinen so lange bei uns wohnen, bis es Dir gefällig ist, uns wieder zu verlassen.«

»Und Abu el Nassr, den Du Abu el Jalani genannt hast?«

»Er bleibt Dein, und Du kannst mit ihm machen, was Du willst.«

»Ist das wahr, Wekil?«

Er zögerte, eine Antwort zu geben, doch ein strenger Blick aus den Augen seiner Herrin zwang ihn, zu sprechen:

»Ja.«

»Du schwörst es mir?«

»Ich schwöre es.«

»Bei Allah und seinem Propheten!«

»Muß ich?« frug er Madame, die Rose von Kbilli.

»Du mußt!« antwortete sie sehr entschieden.

»So schwöre ich es bei Allah und dem Propheten.«

»Nun darf er mit mir gehen?«

»Er darf.«

»Du wirst nachkommen und mit uns einen Hammel mit Kuskussu speisen.«

»Hast Du einen Ort, an dem ich Abu el Nassr sicher aufbewahren kann?«

»Nein. Binde ihn an den Stamm der Palme dort an der Mauer. Er wird Dir nicht entfliehen, denn ich werde ihn durch unsere Truppen bewachen lassen.«

»Ich werde ihn selbst bewachen,« antwortete Omar an meiner Stelle. »Er wird mir nicht entfliehen, sondern mit seinem Tode das Leben meines Vaters bezahlen. Mein Messer wird so scharf sein, wie mein Auge.«

Der Mörder hatte von dem Augenblick seiner Fesselung an nicht das kleinste Wort gesprochen; aber sein Auge glühte tückisch und unheimlich auf uns, als er uns nach der Palme folgen mußte, an welcher wir ihn festbanden. Es lag wahrhaftig nicht in meiner Absicht, ihm das Leben zu nehmen; aber er war der Blutrache verfallen, und ich wußte, daß keine Bitte meinerseits Omar vermocht hätte, ihn zu begnadigen. Ed d'em b'ed d'em, oder wie der Türke sagt, kan kanü ödemar, das Blut bezahlt das Blut. Am liebsten wäre es mir trotz Al-lem gewesen, wenn es ihm gelingen konnte, ohne meine Mitwissenschaft zu entweichen; aber so lange ich mich auf seiner Fährte befunden hatte und so lange er sich in meiner Gewalt befand, mußte ich ihn als Feind und Mörder betrachten und also auch als solchen behandeln. Gewiß war es auf alle Fälle, daß er mich nicht schonen würde, falls ich das Unglück haben sollte, in seine Hand zu fallen.

Ich ließ ihn also in der Obhut Omar's und begab mich mit Halef nach dem Selamlük. Unterwegs frug mich der kleine Diener:

»Du sagtest, dieser Mensch sei kein Moslem. Ist dies wahr?«

»Ja. Er ist ein armenischer Christ und gibt sich da, wo er es für geboten hält, für einen Mohammedaner aus.«

»Und Du hältst ihn für einen schlechten Menschen?«

»Für einen sehr schlechten.«

»Siehst Du, Effendi, daß die Christen schlechte Menschen sind! Du mußt Dich zum wahren Glauben bekennen, wenn Du nicht in alle Ewigkeit in der Dschehenna braten willst!«

»Und Du wirst selbst so lange darin braten!«

»Weßhalb?«

»Hast Du mir nicht erzählt, daß im Derk Asfal, in der siebenten und tiefsten Hölle, alle Lügner und Heuchler braten und die Teufelsköpfe vom Baume Zakum essen müssen?«

»Ja, aber was habe ich damit zu schaffen?«

»Du bist ein Lügner und Heuchler!«

»Ich, Sihdi? Meine Zunge redet die Wahrheit, und in meinem Herzen ist kein Falsch. Wer mich so nennt, wie Du mich nanntest, den wird meine Kugel treffen!«

»Du lügst, Mekka gesehen zu haben, und heuchelst, ein Hadschi zu sein. Soll ich das dem Wekil erzählen?«

»Aman, aman, verzeihe! Das wirst Du nicht thun an Hadschi Halef Omar, dem treuesten Diener, den Du finden kannst!«

»Nein, ich werde es nicht thun; aber Du kennst auch die Bedingung, unter welcher ich schweige.«

»Ich kenne sie und werde mich in Acht nehmen, doch wirst Du dennoch ein wahrer Gläubiger werden, Du magst nun wollen oder nicht, Sihdi!«

Wir traten ein und wurden bereits von dem Wekil erwartet. Es war keineswegs die freundlichste Miene, mit welcher er mich empfing.

»Setze Dich!«

Ich folgte seiner Aufforderung und nahm hart neben ihm Platz, während Halef sich mit den Pfeifen zu thun machte, welche man mittlerweile in einer Ecke des Raumes bereitgestellt hatte.

»Warum wolltest Du das Angesicht meines Weibes sehen?« begann die Unterhaltung.

»Weil ich ein Franke bin, der gewohnt ist, stets das Angesicht dessen zu sehen, mit dem er spricht.«

»Ihr habt schlechte Sitten! Unsere Frauen verbergen sich, die Eurigen aber lassen sich sehen. Unsere Frauen tragen Kleider, die oben lang und unten kurz sind; die Eurigen aber haben Gewänder, welche oben kurz und unten lang, oft auch oben und unten zugleich kurz sind. Habt Ihr jemals eine unserer Frauen bei Euch gesehen? Eure Mädchen aber kommen zu uns, und weißhalb? O jazik, o wehe!«

»Wekil, ist das die Gastfreundschaft, welche mir von Euch geboten wurde? Seit wann ist es Sitte geworden, den Gastfreund mit einer Beleidigung zu empfangen?

Ich brauche weder Deinen Hammel noch Dein Kuskusu und werde wieder hinuntergehen in den Hof. Folge mir!«

»Effendi, verzeihe mir! Ich wollte Dir nur sagen, was ich dachte, aber ich wollte Dich nicht beleidigen.«

»Wer nicht beleidigen will, darf nicht stets sagen, was er denkt. Ein schwatzhafter Mann gleicht einem zerbrochenen Topfe, den Niemand brauchen kann, weil er nichts bewahrt.«

»Setze Dich wieder nieder und erzähle mir, wo Du Abu el Nassr getroffen hast.«

Ich erstattete ihm ausführlichen Bericht von unserem Abenteuer. Er hörte schweigend zu und schüttelte sodann den Kopf.

»Du glaubst also, daß er den Kaufmann in Blidah ermordet hat?«

»Ja.«

»Du warst nicht dabei!«

»Ich schliesse es.«

»Nur Allah allein darf schließen; er ist allwissend, und des Menschen Gedanke ist wie der Reiter, den ein ungehorsames Pferd dorthin trägt, wohin er nicht kommen wollte.«

»Nur Allah darf schließen, weil er allwissend ist? O Wekil, Dein Geist ist müde von den vielen Hammeln mit Kuskusu, die Du gegessen hast! Eben weil Allah allwissend ist, braucht er nicht zu schließen; wer

schließt, der sucht ein Ergebnis seiner Folgerungen, ohne es vorher zu kennen.«

»Ich höre, daß Du ein Taleb bist, ein Gelehrter, der viele Schulen besucht hat, denn Du sprichst in Worten, die Niemand verstehen kann. Und Du glaubst auch, daß er den Mann im Wadi Tarfauï getödtet hat?«

»Ja.«

»Warst Du dabei?«

»Nein.«

»So hat es Dir der Todte erzählt?«

»Wekil, die Hammel, welche Du verzehrtest, hätten gewußt, daß ein Todter nicht mehr sprechen kann!«

»Effendi, jetzt sprichst Du selbst eine Unhöflichkeit! Also Du warst nicht dabei, und der Todte konnte es Dir nicht sagen; woher also willst Du wissen, daß er ein Mörder ist?«

»Ich schliesse es.«

»Ich habe Dir bereits gesagt, daß nur Allah schließen darf!«

»Ich habe seine Spur gesehen und verfolgt, und als ich ihn traf, hat er mir den Mord eingestanden.«

»Daß Du seine Spur gefunden hast, ist kein Beweis, daß er ein Mörder ist, denn mit einer Spur hat noch Niemand einen Menschen erschlagen. Und daß er Dir den Mord eingestanden hat, das macht mich nicht irre; er ist ein Kusch-schakanün, ein Spaßvogel, dessen Absicht es war, sich einen Scherz zu machen.«

»Mit einem Morde spaßt man nicht!«

»Aber mit einem Menschen, und der warst Du. Und Du glaubst auch endlich, daß er den Führer Sadek erschossen hat?«

»Ja.«

»Du warst dabei?«

»Allerdings.«

»Und hast es gesehen?«

»Sehr deutlich. Auch Hadschi Halef Omar ist Zeuge.«

»Nun wohl, so hat er ihn erschossen; aber willst Du wirklich deßhalb sagen, daß er ein Mörder sei?«

»Natürlich!«

»Sihdi, Allah stärke Deine Gedanken, denn Du sollst gleich einsehen, daß der Mensch nicht schließen soll!«

»Nun?«

»Weil Du Zeuge bist, daß er den Führer erschossen hat, schließt Du, daß er ein Mörder sei?«

»Das versteht sich doch ganz von selbst.«

»Falsch! Wenn es nun eine Blutrache gewesen wäre. Gibt es in Deinem Lande keine Blutrache?«

»Nein.«

»So sage ich Dir, daß der Bluträcher niemals ein Mörder ist. Kein Richter verdammt ihn; nur diejenigen, zu denen der Todte gehörte, haben das Recht, ihn zu verfolgen.«

»Aber Sadek hat ihn nicht beleidigt!«

»So wird ihn der Stamm beleidigt haben, zu welchem Sadek gehörte.«

»Auch das ist nicht der Fall. Wekil, ich will Dir sagen, daß ich meinerseits mit diesem Abu el Nassr, der eigentlich Hamd il Amasat heißt und schon vorher wohl auch noch einen armenischen Namen getragen hat, gar nichts zu schaffen haben mag, sobald er mich in Ruhe läßt. Aber er hat den Führer Sadek erschlagen, dessen Sohn Omar Ben Sadek ist, und dieser Letztere hat also, wie Du vorhin selbst erklärtest, ein Recht auf das Leben des Mörders. Mache es mit ihm ab, doch Sorge auch dafür, daß mir dieser Vater der Sieger nicht wieder begegnet, sonst rechne ich mit ihm ab!«

»Sihdi, jetzt trieft Deine Rede von Weisheit. Ich werde mit Omar sprechen, der ihn freigegeben soll; Du aber bist mein Gast, so lange es Dir gefällt.«

Er erhob sich und schritt nach dem Hofe. Ich wußte voraus, daß alle seine Bemühungen bei Omar vergeblich sein würden. Wirklich kehrte er nach einer Zeit mit finsterer Miene zurück und blieb auch schweigsam, als der am Spieße gebratene Hammel aufgetragen wurde, den die lieblichen Hennafinger der ›Rose von Kbilli‹ zubereitet hatten. Ich und Halef, wir langten wacker zu, und eben hatte mir der Wekil gesagt, daß Omar seine Mahlzeit hinaus in den Hof bekommen solle, da er nicht zu bewegen sei, von seinem Gefangenen fortzugehen, als draußen ein lauter Schrei erscholl. Ich horchte auf, und der Ruf wiederholte sich:

»Breh, Effendina, zu Hilfe!«

Dieser Ruf galt mir. Ich sprang auf und eilte hinaus. Omar lag an der Erde und balgte sich mit den Soldaten herum, der Gefangene aber war nicht zu sehen. Am andern Ausgange aber stand der Schwarze und grinste mir mit schadenfroher Miene entgegen:

»Fort, Sihdi – dort reiten!«

Drei Schritte brachten mich vor das Haus, und ich sah Abu el Nassr eben zwischen den Palmen verschwinden. Er ritt ein Eilkameel, welches einen ganz famosen Schritt zu haben schien. Ich errieth Alles. Wekil war erfolglos im Hofe gewesen, aber er wollte Abu el Nassr retten; er hatte dem Schwarzen den Befehl gegeben, das Kameel bereit zu halten, und den Soldaten befehlen, Omar zu halten und den Gefangenen loszuschneiden. Die elf muthigen Helden hatten sich an diesen Einen gewagt, und der Streich war gelungen.

Freilich hatten sie dieses Gelingen theuer bezahlt. Omar hatte sein Messer gebraucht, und als ich den Knäuel, den die Kämpfenden bildeten, aus einander brachte, sah ich, daß mehrere von ihnen bluteten.

»Er ist fort, Sihdi!« keuchte der junge Führer vor Wut und Anstrengung.

»Ich sah es.«

»Wohin?«

»Dorthin.«

Ich deutete mit der Hand die Himmelsrichtung an.

»Strafe Du diese hier, Effendi, ich aber werde dem Entflohenen nachjagen.«

»Er saß auf einem Reitkameele.«

»Ich werde ihn dennoch ereilen.«

»Du hast kein Thier!«

»Sihdi, ich habe hier Freunde, welche mir ein edles Thier geben werden, und Datteln und Wasserschläuche. Ehe er am Horizonte verschwindet, werde ich auf seiner Spur sein. Du wirst auch die meinige finden, wenn Du mir nachkommen willst.«

Er eilte von dannen.

Halef hatte Alles gesehen und mir auch geholfen, Omar aus den Händen der Soldaten zu befreien. Er glühte vor Zorn.

»Warum habt Ihr diesen Menschen befreit, Ihr Hunde, Ihr Abkömmlinge von Mäusen und Ratten — — —«

Er hätte sicherlich seine Strafpredigt fortgesetzt, wenn nicht die Wekila auf dem Platze erschienen wäre. Sie war wieder dicht verschleiert.

»Was ist geschehen?« frug sie mich.

»Deine Truppen sind über meinen Führer hergefallen —«

»Murdarlar, tschapkinler — Ihr Schurken, Ihr Buben!« rief sie, mit dem Fuße stampfend und die roten Fäuste durch die Hülle zwängend.

»Und haben den Gefangenen befreit — — —«

»Tschodschukler, dolandyryschler — Ihr Spitzbuben, Ihr Betrüger!« fuhr sie fort, und es hatte allen Anschein, als ob sie sich an ihnen vergreifen werde.

»Auf Befehl des Wekil,« fügte ich hinzu.

»Des Wekil? – Bu kurd, bu jalangdschy, bu faidasitzlikler, bu imaddschilikler – Der Wurm, der Ungehorsame, der Unnütze, der Trotzkopf! Meine Hand soll über ihn kommen, ile gertschekki hemen schimdi, und zwar sogleich, in diesem Augenblick!«

Sie wandte sich um und ruderte in vollem Zorne nach dem Selamlük.

O Du beglückende Pantoffelherrschaft, Dein Scepter ist ganz dasselbe im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen! Halef machte ein sehr befriedigtes Gesicht und meinte:

»Sie ist der Wekil und er die Wekila, und wir stehen uns hier besser im Giölgeda wekilanün, im Schatten der Statthalterin, als wenn wir ein Bu-djeruldu hätten und der Giölgeda padishanün, der Schatten des Großherrn, uns beschützte. Hamdulillah, Preis sei Allah, daß ich nicht so glücklich bin, der Wekil dieser Statthalterin zu sein!« – – –

#### DIE TSCHIKARMA.

Es war um die Zeit, in welcher die egyptische Sonne ihre Strahlen mit der gesteigertsten Gluth auf die Erde sendet und ein jeder, den nicht die Noth hinaus unter den freien Himmel treibt, sich unter den Schutz seines Daches zurückzieht und nach der möglichsten Ruhe und Kühlung strebt.

Auch ich lag auf dem weichen Divan meiner gemietheten Wohnung, schlürfte würzigen Mokka und

schwelgte im Dufte des würzigen Djebeli, welcher meiner Pfeife entströmte. Die starken, nach außen fensterlosen Mauern boten dem Sonnenbrande Einhalt, und die aufgestellten porösen Thongefäße, durch deren Wände das Nilwasser verdunstete, machten die Atmosphäre so erträglich, daß ich von der während der Mittagszeit hier so gewöhnlichen Abspannung des Menschen wenig oder gar nichts bemerkte.

Da erhob sich draußen die scheltende Stimme meines Dieners Halef Agha.

Halef Agha? Ja, mein guter, kleiner Halef war ein Agha, ein Herr geworden, und wer hatte ihn dazu gemacht? Spaßhafte Frage! Wer denn sonst als er selbst!

Wir waren über Tripolis und Kufarah nach Egypten gekommen, hatten Kairo besucht, welches der Araber schlechtweg el Masr, die Hauptstadt, oder noch lieber el Kahira, die Siegreiche, nennt, waren den Nil, so weit es mir meine beschränkten Mittel erlaubten, hinaufgefahren und hatten uns dann zum Ausruhen die Wohnung genommen, in welcher ich mich ganz wohl befunden hätte, wenn nicht mein sonst ganz prächtiger Divan und alle Teppiche sehr dicht von jenen springfertigen, stechkundigen Geschöpfen heimgesucht worden wären, von welchen der alte, gute Fischart dichtete:

»Mich bizt neizwaz, waz mag daz seyn?«

und von denen man außer dem großäugigen *Pulex canis* und dem röthlichen *Pulex musculi* noch den allbeliebten *Pulex irritans* und den wütenden *Pulex penetrans* kennen gelernt hat. Leider muß ich sagen, daß Egypten nicht das Jagdgelände des ›irritans‹, sondern des ›penetrans‹, also nicht des ›reizenden‹ sondern des ›durchdringenden‹ *Pulex* ist, und so brauche ich wohl nicht hinzuzufügen, daß mein Kef, meine Mittagsruhe, nicht ganz ohne alle Belästigung geblieben war.

Also draußen erhob sich die scheltende Stimme meines Dieners Halef Agha, die mich aus meinen Träumen weckte:

»Was? Wie? Wen?«

»Den Effendi,« antwortete es schüchtern.

»Den Effendi el kebîr, den großen Herrn und Meister willst Du stören?«

»Ich muß ihn sprechen.«

»Was? Du mußt? Jetzt, in seinem Kef? Hat Dir der Teufel – Allah beschütze mich vor ihm! – den Kopf mit Nilschlamm gefüllt, so daß Du nicht begreifen kannst, was ein Effendi, ein Hekim, zu bedeuten hat, ein Mann, den der Prophet mit Weisheit speist, so daß er Alles kann, sogar die Todten lebendig machen, wenn sie ihm nur sagen, woran sie gestorben sind!«

Ach, ja wohl, ich muß es eingestehen, daß mein Halef hier in Egypten viel, viel anders geworden war! Er war jetzt außerordentlich stolz, unendlich grob und

heillos aufschneiderisch geworden, und das will im Oriente viel sagen.

Im Morgenlande wird jeder Deutsche für einen großen Gärtner und jeder Ausländer für einen guten Schützen oder für einen großen Arzt gehalten. Nun war mir unglücklicherweise in Kairo eine alte, nur noch halb gefüllte homöopathische Apotheke von Willmar Schwabe in die Hand gekommen; ich hatte hier und da bei einem Fremden oder Bekannten fünf Körnchen von der dreißigsten Potenz versucht, dann während der Nilfahrt meinen Schiffern gegen alle möglichen eingebildeten Leiden eine Messerspitze Milchzucker gegeben und war mit ungeheurer Schnelligkeit in den Ruf eines Arztes gekommen, der mit dem Scheitan im Bunde stehe, weil er mit drei Körnchen Durrhahirse Todte lebendig machen könne.

Dieser Ruf hatte in dem Kopfe meines Halef eine gelinde Art von Größenwahn erweckt, der ihn aber glücklicherweise nicht hinderte, mir der treueste und aufmerksamste Diener zu sein. Daß er am meisten beitrug, meinen Ruhm zu verbreiten, das versteht sich ganz von selbst; er war ganz und gar in das schmachvolle Laster des weiland Barons Münchhausen senior verfallen und versuchte nebenbei, durch eine Grobheit zu glänzen, welche klassisch zu werden drohte.

So hatte er sich, unter anderem, von seinem geringen Lohn eine Nilpeitsche gekauft, ohne welche er gar nicht zu sehen war. Er kannte Egypten von früher her

und behauptete, daß ohne Peitsche da gar nicht auszukommen sei, weil sie größere Wunder thue als Höflichkeit und Geld, von welchem Letzteren mir allerdings kein großer Überfluß zur Verfügung stand.

»Gott erhalte Deine Rede, Sihdi,« hörte ich die bitende Stimme wieder; »aber ich muß Deinen Effendi, den großen Arzt aus Frankhistan, wirklich sehen und sprechen.«

»Jetzt nicht.«

»Es ist sehr nothwendig, sonst hätte mich mein Herr nicht gesandt.«

»Wer ist Dein Herr?«

»Es ist der reiche und mächtige Abraham-Mamur, dem Allah tausend Jahre schenken möge.«

»Abraham-Mamur? Wer ist denn dieser Abraham-Mamur, und wie hieß sein Vater? Wer war der Vater seines Vaters und der Vater seines Vatersvaters? Von wem wurde er geboren und wo leben die, denen er seinen Namen verdankt?«

»Das weiß ich nicht, Sihdi, aber er ist ein mächtiger Herr, wie ja schon sein Name sagt.«

»Sein Name? Was meinst Du?«

»Abraham-Mamur. Mamur heißt Vorsteher einer Provinz, und ich sage Dir, daß er wirklich ein Mamur gewesen ist.«

»Gewesen? Er ist es also nicht mehr?«

»Nein.«

»Das dachte ich mir. Niemand kennt ihn, selbst ich, Halef Agha, der tapfere Freund und Beschützer meines Gebieters, habe noch nie von ihm gehört und noch nie die Spitze seines Tarbusch gesehen. Gehe fort, mein Herr hat keine Zeit!«

»So sage mir, Sihdi, was ich thun muß, um zu ihm zu kommen!«

»Kennst Du nicht das Wort von dem silbernen Schlüssel, der die Stätten der Weisheit erschließt?«

»Ich habe diesen Schlüssel bei mir.«

»So schließe auf!«

Ich horchte gespannt und vernahm das leise Klimpern von Geldstücken.

»Ein Para? Mann, ich sage Dir, daß das Loch im Schlosse größer ist, als Dein Schlüssel; er paßt nicht, denn er ist zu klein.«

»So muß ich ihn vergrößern.«

Wieder klang es draußen wie kleine Silberstücke. Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder mich ärgern. Dieser Halef Agha war ja ein ganz außerordentlich geriebener Portier geworden!

»Drei Para? Gut, so kann man wenigstens fragen, was Du bei dem Effendi auszurichten hast.«

»Er soll kommen und seine verzaubernde Medizin mitbringen.«

»Mensch, was fällt Dir ein! Für drei Para soll ich ihn verleiten, diese Medizin wegzugeben, welche ihm in

der ersten Nacht jedes Neumondes von einer weißen Fee gebracht wird?«

»Ist das wahr?«

»Ich, Hadschi Halef Omar Agha, Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah, sage es. Ich habe sie selbst gesehen, und wenn Du es nicht glaubst, so wirst Du hier diese Kamtschilama, meine Nilpeitsche, zu kosten bekommen!«

»Ich glaube es, Sihdi!«

»Das ist Dein Glück!«

»Und werde Dir noch zwei Para geben.«

»Gib sie her! Wer ist denn krank im Hause Deines Herrn?«

»Das ist ein Geheimniß, welches nur der Effendi erfahren darf.«

»Nur der Effendi? Schurke, bin ich nicht auch ein Effendi, der die Fee gesehen hat! Geh nach Hause; Halef Agha läßt sich nicht beleidigen!«

»Verzeihe, Sihdi; ich werde es Dir sagen!«

»Ich mag es nun nicht wissen. Packe Dich von danken!«

»Aber ich bitte Dich — — —«

»Packe Dich!«

»Soll ich Dir noch einen Para geben?«

»Ich nehme nicht einen mehr!«

»Sihdi!«

»Sondern zwei!«

»O, Sihdi, Deine Stirn leuchtet vor Güte. Hier hast Du die zwei Para.«

»Schön! Also wer ist krank?«

»Das Weib meines Herrn.«

»Das Weib Deines Herrn?« frug Halef verwundert.  
»Welche Frau?«

»Er hat nur diese eine.«

»Und soll Mamur gewesen sein?«

»Er ist so reich, daß er hundert Frauen haben könnte, aber er liebt nur diese.«

»Was fehlt ihr?«

»Niemand weiß es; aber ihr Leib ist krank, und ihre Seele ist noch kränker.«

»Allah kerihm, Gott ist gnädig, aber ich nicht. Ich stehe da, mit der Nilpeitsche in der Hand, und möchte sie Dir auf den Rücken geben. Bei dem Barte des Propheten, Dein Mund spricht eine solche Weisheit, als wäre Dir bei der Kahnfahrt der Verstand in das Wasser gefallen! Weißt Du nicht, daß ein Weib gar keine Seele hat und deßhalb auch nicht in den Himmel darf? Wie also kann die Seele eines Weibes krank sein oder gar noch mehr krank als ihr Leib?«

»Ich weiß es nicht, aber so wurde mir gesagt, Sihdi. Laß mich hinein zu dem Effendi!«

»Ich darf es nicht thun.«

»Warum nicht?«

»Mein Herr kennt den Kuran und verachtet die Frauen. Die schönste Perle der Weiber ist ihm wie der Scorpion im Sande, und seine Hand hat noch nie das Gewand einer Frau berührt. Er darf kein irdisches Weib lieben, sonst würde die Fee nie wiederkommen.«

Ich mußte das Talent Halef Agha's von Minute zu Minute mehr anerkennen, fühlte aber trotzdem große Lust, ihn seine eigene Nilpeitsche schmecken zu lassen. Jetzt ertönte die Antwort:

»Du mußt wissen, Sihdi, daß er ihr Gewand nicht berühren und ihre Gestalt nicht sehen wird. Er darf nur durch das Gitter mit ihr sprechen.«

»Ich bewundere die Klugheit Deiner Worte und die Weisheit Deiner Rede, o Mann. Merkst Du denn nicht, daß er grad durch das Gitter nicht mit ihr sprechen darf?«

»Warum?«

»Weil die Gesundheit, welche der Effendi spenden soll, gar nicht zu dem Weibe käme, sondern am Gitter hängen bleiben würde. Geh fort!«

»Ich darf nicht gehen, denn ich werde hundert Schläge auf die Sohlen bekommen, wenn ich den weisen Effendi nicht bringe.«

»Danke Deinem gütigen Herrn, Du Sklave eines Egypters, daß er Deine Füße mit Gnade erleuchtet. Ich will Dich nicht um Dein Glück betrügen. Sallam aaleikum, Allah sei bei Dir und lasse Dir die Hundert gut bekommen!«

»So laß Dir noch Eins sagen, tapferer Agha. Der Herr unseres Hauses hat mehr Beutel in seiner Schatzkammer, als Du jemals zählen kannst. Er hat mir befohlen, daß Du auch mitkommen sollst, und Du wirst ein Bakschisch erhalten, ein Geschenk, wie es selbst der Khe-dive von Egypten nicht reicher geben würde.«

Jetzt endlich wurde der Mann klug und faßte meinen Halef etwas kräftiger bei dem Punkte, an welchem man jeden Orientalen zu packen hat, wenn man ihn günstig stimmen soll. Der kleine Haushofmeister änderte auch sofort seinen Ton und antwortete mit hörbar freundlicherer Stimme:

»Allah segne Deinen Mund, mein Freund! Aber ein Piaster in meiner Hand ist mir lieber als zehn Beutel in einer anderen. Die Deinige aber ist so mager, wie der Schakal in der Schlinge oder wie die Wüste jenseits des Mokattam.«

»Laß den Rath Deines Herzens nicht zögern, mein Bruder!«

»Dein Bruder? Mensch bedenke, daß Du ein Sklave bist, während ich als freier Mann meinen Effendi begleite und beschütze! Der Rath meines Herzens bleibt zurück. Wie kann das Feld Früchte bringen, wenn so wenige Tropfen Thau vom Himmel fallen!«

»Hier hast Du noch drei Tropfen!«

»Noch drei? So will ich sehen, ob ich den Effendi stören darf, wenn Dein Herr wirklich ein solches Bakschisch gibt.«

»Er gibt es.«

»So wartel!«

Jetzt endlich also glaubte er, mich ›stören zu dürfen‹, der schlaue Fuchs! Übrigens handelte er nach der allgemeinen Unsitte, so daß er einigermaßen zu entschuldigen war, zumal das Wenige, was er für seine Dienste von mir forderte, kaum der Rede werth zu nennen war.

Was mich aber bei der ganzen Angelegenheit mit Bewunderung erfüllte, war der Umstand, daß ich nicht zu einem männlichen, sondern zu einem weiblichen Patienten verlangt wurde. Da aber, abgesehen von den wandernden Nomadenstämmen, der Muselmann die Bewohnerinnen seiner Frauengemächer niemals den Augen eines Fremden freigibt, so handelte es sich hier jedenfalls um ein nicht mehr junges Weib, das sich vielleicht durch die Eigenschaften des Charakters und Gemüthes die Liebe Abraham-Mamur's erhalten hatte.

Halef Agha trat ein.

»Schläfst Du, Sihdi?«

Der Schlingel! Hier nannte er mich Sihdi, und draußen ließ er sich selbst so nennen.

»Nein. Was willst Du?«

»Draußen steht ein Mann, welcher mit Dir sprechen will. Er hat ein Boot im Nile und sagte, ich müsse auch mit kommen.«

Der schlaue Bursche machte diese Schlußbemerkung nur, um sich das versprochene Trinkgeld zu sichern. Ich

wollte ihn nicht in Verlegenheit bringen und that, als ob ich nichts gehört hätte.

»Was will er?«

»Es ist Jemand krank.«

»Ist es nothwendig?«

»Sehr, Effendi. Die Seele der Kranken steht schon im Begriff, die Erde zu verlassen. Darum mußst Du eilen, wenn Du sie festhalten willst.«

Hm, er war kein übler Diplomat!

»Laß den Mann eintreten!«

Er ging hinaus und schob den Boten hinein. Dieser verbeugte sich bis zur Erde nieder, zog die Schuhe aus und wartete dann demüthig, bis ich ihn anreden würde.

»Tritt näher!«

»Sallam aaleikum! Allah sei mit Dir, o Herr, und lasse Dein Ohr offen sein für die demüthige Bitte des geringsten Deiner Knechte.«

»Wer bist Du?«

»Ich bin ein Diener des großen Abraham-Mamur, der aufwärts droben am Flusse wohnt.«

»Was sollst Du mir sagen?«

»Es ist großes Herzeleid gekommen über das Haus meines Gebieters, denn Güzela, die Krone seines Herzens, schwindet hin in die Schatten des Todes. Kein Arzt, kein Fakhir und kein Zauberer vermochte den Schritt ihrer Krankheit aufzuhalten. Da hörte mein

Herr – den Allah erfreuen möge – von Dir und Deinem Ruhme und daß der Tod vor Deiner Stimme flieht. Er sandte mich zu Dir und läßt Dir sagen: Komm und nimm den Thau des Verderbens von meiner Blume, so soll mein Dank süß sein und hell wie der Glanz des Goldes.«

Diese Beschreibung einer bejahrten Frau schien mir ein wenig überschwänglich zu sein.

»Ich kenne den Ort nicht, an welchem Dein Herr wohnt. Ist er weit von hier?«

»Er wohnt am Strande und sendet Dir ein Boot. In einer Stunde wirst Du bei ihm sein.«

»Wer wird mich zurückfahren?«

»Ich.«

»Ich komme. Warte draußen!«

Er nahm seine Schuhe und zog sich zurück. Ich erhob mich, warf ein anderes Gewand über und griff nach meinem Kästchen mit Aconit, Sulphur, Pulsatilla und all' den Mitteln, welche in einer Apotheke von hundert Nummern zu haben sind. Bereits nach fünf Minuten saßen wir in dem von vier Ruderern bewegten Kahne, ich in Gedanken versunken, Halef Agha aber stolz wie ein Pascha von drei Roßschweiften. Im Gürtel trug er die silberbeschlagenen Pistolen, die ich in Kairo geschenkt erhalten hatte, und den scharfen, glänzenden Dolch, in der Hand aber die unvermeidliche Nilpeitsche, als das beste Mittel, sich unter der dortigen

Bevölkerung Achtung, Ehrerbietung und Berücksichtigung zu verschaffen.

Zwar war die Hitze nicht angenehm, aber die stromaufwärts gehende Bewegung unseres Fahrzeuges brachte uns mit einem kühlenden Luftzuge in Berührung.

Es ging eine Strecke weit an Durrha-, Tabak-, Sesam- und Sennespflanzungen vorüber, aus deren Hintergründe schlanke Palmen emporragten; dann folgten unbebaute Flächen, über welche sich ein niederes Gestrüpp von Mimosen und Sykomoren hinstreckte; endlich kam nacktes, jeder Vegetation bares Gestein, und mitten aus den wohl bereits vor Jahrtausenden herumgestreuten Felsblöcken erhob sich die quadratische Mauer, durch welche wir uns den Eingang suchen mußten.

Als wir anlangten, bemerkte ich, daß ein schmaler Kanal aus dem Flusse unter der Mauer fortführte, jedenfalls um die Bewohner mit dem nöthigen Wasser zu versehen, ohne daß dieselben sich außerhalb ihrer Wohnung zu bemühen brauchten. Unser Führer schritt uns voran, führte uns um zwei Ecken zu der dem Wasser abgekehrten Seite und gab an dem dort befindlichen Thore ein Zeichen, auf welches uns bald geöffnet wurde.

Das Gesicht eines Schwarzen grinste uns entgegen, doch beachteten wir seine tief bis zur Erde herabgehende Reverenz gar nicht und schritten vorwärts, an ihm vorüber. Architektonische Schönheit durfte ich bei

einem orientalischen Prachtgebäude nicht erwarten, und so fühlte ich mich auch nicht überrascht von der kahlen, nackten, fensterlosen Fronte, welche das Haus mir zukehrte. Aber das Klima des Landes hatte denn doch einen etwas zu zerstörenden Einfluß auf das alte Gemäuer ausgeübt, als daß ich es zur Wohnung eines zarten, kranken Weibes hätte empfehlen mögen.

Früher hatten Zierpflanzen den schmalen Raum zwischen der Mauer und dem Gebäude geschmückt und den Bewohnerinnen eine angenehme Erholung geboten; jetzt waren sie längst verwelkt und verdorrt. Wohin das Auge nur blickte, fand es nichts als starre kahle Öde, und nur Schaaren von Schwalben, welche in den zahlreichen Rissen und Sprüngen des betreffenden Gebäudes nisteten, brachten einigermaßen Leben und Bewegung in die traurige todte Scene.

Der voranschreitende Bote führte uns durch einen dunkeln, niedrigen Thorgang in einen kleinen Hof, dessen Mitte ein Bassin einnahm. Also bis hieher führte der Kanal, welchen ich vorhin bemerkt hatte, und der Erbauer des einsamen Hauses war kluger Weise vor allen Dingen darauf bedacht gewesen, sich und die Seinen reichlich mit dem zu versorgen, was in dem heißen Klima jener Länderstriche das Nothwendigste und Unentbehrlichste ist. Zugleich bemerkte ich nun auch, daß der ganze Bau darauf gerichtet war, die jährlich wiederkehrenden Überschwemmungen des Nils schadlos aushalten zu können.

In diesen Hof hinab gingen mehrere hölzerne Gitterwerke, hinter denen jedenfalls die zum Aufenthalt dienenden Räume lagen. Ich konnte ihnen jetzt keine große, zeitraubende Betrachtung schenken, sondern gab meinem Diener einen Wink, mit der Apotheke, welche er umhängen hatte, hier des Weiteren zu harrren, und folgte dem Wegweiser in das Selamlük des Hauses.

Es war ein geräumiges, halbdunkles und hohes Zimmer, durch dessen vergitterte Fensteröffnungen ein wohlthuend gedämpftes Licht fiel. Durch die aufgeklebten Tapeten und Arabesken und Ornamente hatte es einen wohnlichen Anstrich erhalten, und die in einer Nische stehenden Wasserkühlgefäße erzeugten eine recht angenehme Temperatur. Ein Geländer trennte den Raum in zwei Hälften, deren vordere für die Dienerschaft, die hintere aber für den Herrn und die besuchenden Gäste bestimmt war. Den erhöhten Hintergrund zierte ein breiter Divan, welcher von einer Ecke in die andere reichte, und auf dem Abraham-Mamur, der »Besitzer von vielen Beuteln«, saß.

Er erhob sich beim Eintritte, blieb aber der Sitte gemäß vor seinem Sitze stehen. Da ich nicht die dort gewöhnliche Fußbekleidung trug, so konnte ich mich ihrer auch nicht entledigen, sondern schritt, unbekümmert um meine Lederstiefel, über die kostbaren Teppiche und ließ mich an seiner Seite nieder. Die Diener brachten den unvermeidlichen Kaffee und die noch

nothwendigeren Pfeifen, und nun konnte das Weitere folgen.

Mein erster Blick war natürlich nach seiner Pfeife gerichtet gewesen, denn jeder Kenner des Orients weiß, daß man an derselben sehr genau die Verhältnisse ihres Besitzers zu erkennen vermag. Das lange, wohlriechende und mit stark vergoldetem Silberdraht umspinnene Rohr hatte gewiß seine tausend Piaster gekostet. Theurer aber war das Bernsteinmundstück, welches aus zwei Theilen bestand, zwischen denen ein mit Edelsteinen besetzter Ring hervorschimmerte. Der Mann schien wirklich »viele Beutel« zu besitzen, nur war dies kein Grund, mich befangen zu machen, da mancher Inhaber einer Pfeife im Werthe von zehntausend Piastern seinen Reichtum doch nur den geknechteten Unterthanen entwendet oder geraubt hat. Lieber also einen prüfenden Blick in das Gesicht!

Wo hatte ich diese Züge doch nur bereits einmal gesehen, diese schönen, feinen und in ihrer Mißharmonie doch so diabolischen Züge? Forschend, scharf, stechend, nein, förmlich durchbohrend senkt sich der Blick des kleinen, unbewimperten Auges in den meinen und kehrt dann kalt und wie beruhigt wieder zurück. Glühende und entnervende Leidenschaften haben diesem Gesichte immer tiefer eindringende Spuren eingravirt; die Liebe, der Haß, die Rache, der Ehrgeiz

sind einander behülflich gewesen, eine großartig angelegte Natur in den Schmutz des Lasters herniederzureißen und dem Äußeren des Mannes jenes undefinirbare Etwas zu verleihen, welches dem Guten und Reinen ein sicheres Warnungszeichen ist.

Wo bin ich diesem Manne begegnet? Gesehen habe ich ihn; ich muß mich nur besinnen; aber das fühle ich, unter freundlichen Umständen ist es nicht gewesen.

»Sallam aaleikum!« ertönte es langsam zwischen dem vollen, prächtigen, aber schwarzgefärbten Barte hervor.

Diese Stimme war kalt, klanglos, ohne Leben und Gemüth; es konnte Einem dabei ein Schauer ankommen.

»Aaleikum!« antwortete ich.

»Möge Allah Balsam wachsen lassen auf den Spuren Deiner Füße und Honig träufeln von den Spitzen Deiner Finger, damit mein Herz nicht mehr höre die Stimme seines Kummers!«

»Gott gebe Dir Frieden und lasse mich finden das Gift, welches an dem Leben Deines Glückes nagt,« erwiderte ich seinen Gruß, da nicht einmal der Arzt nach dem Weibe des Muselmannes fragen darf, ohne den größten Verstoß gegen die Höflichkeit und Sitte zu begehen.

»Ich habe gehört, daß Du ein weiser Hekim seiest. Welche Medresse<sup>1</sup> hast Du besucht?«

---

<sup>1</sup>Höhere Schule im Orient.

»Keine.«

»Keine?«

»Ich bin kein Moslem.«

»Nicht? Was sonst?«

»Ein Nemsil!«

»Ein Nemsil! O, ich weiß, die Nemsil sind kluge Leute; sie kennen den Stein der Weisen und das Abracadabra, welches den Tod vertreibt.«

»Es gibt weder einen Stein der Weisen, noch ein Abracadabra.«

Er blickte mir kalt in die Augen.

»Vor mir brauchst Du Dich nicht zu verbergen. Ich weiß, daß die Zauberer von ihrer Kunst nicht sprechen dürfen, und will sie Dir auch gar nicht entlocken, nur helfen sollst Du mir. Wodurch vertreibst Du die Krankheit eines Menschen, durch Worte oder durch einen Talisman?«

»Weder durch Worte noch durch einen Talisman, sondern durch die Medizin.«

»Du sollst Dich nicht vor mir verstecken. Ich glaube an Dich, denn trotzdem Du kein Moslem bist, ist doch Deine Hand mit Erfolg begabt, als hätte sie der Prophet gesegnet. Du wirst die Krankheit finden und besiegen.«

»Der Herr ist allmächtig; er kann retten und verderben, und nur ihm allein gebührt die Ehre. Doch wenn ich helfen soll, so sprich!«

Diese direkte Aufforderung, ein wenn auch noch so unbedeutendes Geheimniß seines Haushaltes preiszugeben, schien ihn unangenehm zu berühren, trotzdem er darauf vorbereitet sein mußte; doch versuchte er sofort die Schwäche zu verbergen und befolgte meine Aufforderung:

»Du bist aus dem Lande der Ungläubigen, wo es keine Schande ist, von der zu reden, welche die Tochter einer Mutter ist?«

Ich fühlte mich innerlich amüsirt von der Art und Weise, mit welcher er es zu umgehen suchte, von »seinem Weibe« zu sprechen, doch blieb ich ernst und antwortete ziemlich kalt:

»Du willst, daß ich Dir helfen soll und beschimpfest mich?«

»In wiefern?«

»Du nennst meine Heimat das Land der Ungläubigen.«

»Ihr seid doch ungläubig!«

»Wir glauben an einen Gott, welcher derselbe Gott ist, den Ihr Allah nennt. Du heißest mich von Deinem Standpunkte aus einen Ungläubigen; mit demselben Rechte könnte ich Dich von meinem Standpunkte aus ebenso nennen; aber ich thue es nicht, weil wir Nemsi nie die Pflicht der Höflichkeit verletzen.«

»Schweigen wir über den Glauben! Der Moslem darf nicht von seinem Weibe sprechen; aber Du erlaubst, daß ich von den Frauen in Frankhistan rede?«

»Ich erlaube es.«

»Wenn das Weib eines Franken krank ist – – –«

Er sah mich an, als ob er eine Bemerkung von mir erwarte; ich winkte ihm nur, in seiner Rede fortzufahren.

»Also wenn sie krank ist und keine Speise zu sich nimmt –«

»Keine?«

»Nicht die geringste!«

»Weiter!«

»Den Glanz ihrer Augen und die Fülle ihrer Wangen verliert – wenn sie müde ist und doch den Genuß des Schlafes nicht mehr kennt – – –«

»Weiter!«

»Wenn sie nur lehnend steht und langsam, schleichend geht – vor Kälte schauert und vor Hitze brennt – – –«

»Ich höre. Fahre fort!«

»Bei jedem Geräusch erschrickt und zusammenzuckt – wenn sie nichts wünscht, nichts liebt, nichts haßt und unter dem Schlage ihres Herzens zittert – – –«

»Immer weiter!«

»Wenn ihr Athem zu sehen ist wie der des kleinen Vogels – wenn sie nicht lacht, nicht weint, nicht spricht – wenn sie kein Wort der Freude und kein Wort der Klage hören läßt und ihre Seufzer selbst nicht mehr vernimmt – wenn sie das Licht der Sonne nicht mehr

sehen will und in der Nacht wach in den Ecken kauert

-- —«

Wieder blickte er mich an, und in seinen flackernden Augen war eine Angst zu erkennen, welche sich durch jedes der aufgezählten Krankheitssymptome zu nähren und zu vergrößern schien. Er mußte die Kranke mit der letzten, trüben und also schwersten Gluth seines fast ausgebrannten Herzens lieb haben und hatte mir, ohne es zu wissen und zu wollen, mit seinen Worten sein ganzes Verhältniß zu ihr verrathen.

»Du bist noch nicht zu Ende!« sagte ich.

»Wenn sie zuweilen plötzlich einen Schrei ausstößt, als ob ein Dolch ihr in die Brust gestoßen würde – wenn sie ohne Aufhören ein fremdes Wort flüstert —«

»Welches Wort?«

»Einen Namen.«

»Weiter!«

»Wenn sie hustet und dann Blut über ihre bleichen Lippen fließt -- —«

Er blickte mich jetzt so starr und angstvoll an, daß ich merken mußte, meine Entscheidung sei ein Urtheil für ihn, ein befreiendes oder ein vernichtendes. Ich zögerte nicht, ihm das letztere zu geben:

»So wird sie sterben.«

Er saß erst einige Augenblicke so bewegungslos, als habe ihn der Schlag getroffen, dann aber sprang er auf und stand hochaufgerichtet vor mir. Der rothe Fez war ihm von dem kahl geschorenen Haupte geglitten, die

Pfeife seiner Hand entfallen; in dem Gesicht zuckte es von den widerstreitendsten Gefühlen. Es war ein eigenthümliches, ein furchtbares Gesicht; es glich ganz jenen Abbildungen des Teufels, wie sie der geniale Stift Doré's zu zeichnen versteht, nicht mit Schweif, Pferdefuß und Hörnern, sondern mit höchster Harmonie des Gliederbaues, jeder einzelne Zug des Gesichts eine Schönheit, und doch in der Gesamtwirkung dieser Züge so abstoßend, so häßlich, so – diabolisch. Sein Auge ruhte mit dem Ausdrücke des Entsetzens auf mir, der sich nach und nach in einen zornigen und dann zuletzt in einen drohenden verwandelte.

»Giaur!« donnerte er mich an.

»Wie sagtest Du?« frug ich kalt.

»Giaur! sagte ich. Wagst Du, mir das zu sagen, Hund? Die Peitsche soll Dir lehren, wer ich bin, und daß Du zu thun hast, nur was ich Dir befehle. Stirbt sie, so stirbst auch Du; doch machst Du sie gesund, so darfst Du gehen und kannst verlangen, was Dein Herz begehrt!«

Langsam und in tiefster Seelenruhe erhob auch ich mich, stellte mich in meiner ganzen Länge vor ihn hin und fragte:

»Weißt Du, was die größte Schande für einen Moslem ist?«

»Was?«

»Sieh nieder auf Deinen Fez! Abraham-Mamur, was sagt der Prophet und was sagt der Kuran dazu, daß Du

die Scham Deines Scheitels vor einem Christen entblößest?«

Im nächsten Augenblick hatte er sein Haupt bedeckt und, vor Grimm dunkelroth im Gesichte, den Dolch aus der Schärpe gerissen.

»Du mußt sterben, Giaur!«

»Wann?«

»Jetzt, sofort!«

»Ich werde sterben, wann es Gott gefällt, nicht aber wann es Dir beliebt.«

»Du wirst sterben. Bete Dein Gebet!«

»Abraham-Mamur,« antwortete ich so ruhig wie zuvor, »ich habe den Bären gejagt und bin dem Nilpferde nachgeschwommen; der Elephant hat meinen Schuß gehört, und meine Kugel hat den Löwen, den ›Heerdenwürgenden‹, getroffen. Danke Allah, daß Du noch lebst, und bitte Gott, daß er Dein Herz bezwinge. Du kannst es nicht, denn Du bist zu schwach dazu und wirst doch sterben, wenn es nicht sofort geschieht!«

Das war eine neue Beleidigung, eine schwerere als die andere, und mit einem zuckenden Sprunge wollte er mich fassen, fuhr aber sofort zurück, denn jetzt blitzte auch in meiner Hand die Waffe, die man in jenen Ländern niemals weglegen darf. Wir standen einander allein gegenüber, denn er hatte sofort nach der Darreichung des Kaffees und der Pfeifen die Dienerschaft hinausgewinkt, damit sie nichts von unserer zarten Unterhaltung vernehmen solle.

Mit meinem wackeren Halef zusammen hatte ich nicht den mindesten Grund, mich vor den Bewohnern des alten Hauses zu fürchten; nöthigenfalls hätten wir Beide die wenigen hier wohnenden Männer zusammengesessen; aber ich ahnte zu viel von dem Schicksale der Kranken, für die ich mich ungemein zu interessieren begann; ich mußte sie sehen und wo möglich einige Worte mit ihr sprechen.

»Du willst schießen?« frug er wüthend, auf meinen Revolver deutend.

»Ja.«

»Hier, in meinem Hause, in meinem Divan?«

»Allerdings, wenn ich gezwungen werde, mich zu vertheidigen.«

»Hund, es ist wahr, was ich gleich vorhin dachte, als Du eintratest!«

»Was ist wahr, Abraham-Mamur?«

»Daß ich Dich bereits einmal gesehen habe.«

»Wo?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wann?«

»Auch das weiß ich nicht; aber das ist sicher, daß es nicht im Guten war.«

»Grade wie heute, denn es sollte mich wundern, wenn diese Zusammenkunft gut enden würde. Du hast mich ›Hund‹ genannt, und ich sage Dir, daß Dir im nächsten Augenblick, nachdem Du dieses Wort noch

einmal gesagt hast, meine Kugel im Gehirn sitzen wird.  
Beachte dies wohl, Abraham-Mamur!«

»Ich werde meine Diener rufen!«

»Rufe sie, wenn Du ihre Leichen sehen willst, um  
Dich dann todt neben sie zu legen.«

»Oho, Du bist kein Gott!«

»Aber ein Nemsi. Hast Du schon einmal die Hand  
eines Nemsi gefühlt?«

Er lächelte verächtlich.

»Nimm Dich in Acht, daß Du sie nicht einmal zu füh-  
len bekommst! Sie ist nicht in Rosenöl gebadet, wie  
die Deinige. Aber ich will Dir den Frieden Deines Hau-  
ses lassen. Lebe wohl. Du willst es nicht, daß ich den  
Tod bezwinge; Dein Wunsch mag sich erfüllen; rabbe-  
na chaliëk, der Herr erhalte Dich!«

Ich steckte den Revolver ein und schritt der Thüre  
zu.

»Bleib!« rief er.

Ich schritt dennoch weiter.

»Bleib!« rief er gebieterischer.

Ich hatte beinahe die Thüre erreicht und kehrte nicht  
um.

»So stirb, Giaur!«

Im Nu drehte ich mich um und hatte grad noch Zeit,  
zur Seite auszuweichen. Sein Dolch flog an mir vorüber  
und tief in das Getäfel der Wand.

»Jetzt bist Du mein, Bube!«

Mit diesen Worten sprang ich auf ihn zu, faßte ihn, grad wie ich ihn erwischte, riß ihn empor und schleuderte ihn an die Wand.

Er blieb einige Sekunden liegen und raffte sich dann wieder empor. Seine Augen waren weit geöffnet, die Adern seiner Stirne zum Bersten geschwollen und seine Lippen blau vor Wuth; aber ich hielt ihm den Revolver entgegen, und er blieb eingeschüchtert vor mir halten.

»Jetzt hast Du die Hand eines Nemsis kennen gelernt. Wage es nicht wieder, sie zu reizen!«

»Mensch!«

»Feigling! Wie nennt man das, wenn einer einen Arzt um Hilfe bittet, ihn mit Worten beschimpft und dann gar hinterrücks ermorden will? Der Glaube, welcher solche Bekenner hat, kann nicht viel taugen!«

»Zauberer!«

»Warum?«

»Wenn Du keiner wärest, hätte Dich ganz sicher mein Dolch getroffen, und Du hättest nicht die Kraft gehabt, mich emporzuwerfen!«

»Nun wohl! Bin ich ein Zauberer, so hätte ich Dir auch Güzela, Dein Weib, erhalten können.«

Ich sprach den Namen mit Vorbedacht aus. Es hatte Wirkung.

»Wer hat Dir diesen Namen genannt?«

»Dein Bote.«

»Ein Ungläubiger darf nicht den Namen einer Gläubigen aussprechen!«

»Ich spreche nur den Namen eines Weibes aus, welches bereits morgen todt sein kann.«

Wieder blickte er mich mit seiner eisigen Starrheit an, dann aber schlug er die Hände vor das Gesicht.

»Ist es wahr, Hekim, daß sie bereits morgen todt sein kann?«

»Es ist wahr.«

»Kann sie nicht gerettet werden?«

»Vielleicht.«

»Sage nicht vielleicht, sondern sage gewiß. Bist Du bereit, mir zu helfen? Wenn sie gesund wird, so fordere, was Du willst.«

»Ich bin bereit.«

»So gib mir Deinen Talisman oder Deine Medizin.«

»Ich habe keinen Talisman, und Medizin kann ich Dir jetzt nicht geben.«

»Warum nicht?«

»Der Arzt kann nur dann einen Kranken heilen, wenn er ihn sehen kann. Komm, laß uns zu ihr gehen oder laß sie zu uns kommen!«

Er fuhr zurück, wie von einem Stoße getroffen.

»Maschallah, bist Du toll? Der Geist der Wüste hat Dein Hirn verbrannt, daß Du nicht weißt, was Du forderst. Das Weib muß ja sterben, auf welchem das Auge eines fremden Mannes ruht!«

»Sie wird noch sicherer sterben, wenn ich nicht zu ihr darf. Ich muß den Schlag ihres Pulses messen und Antwort von ihr hören über Vieles, was ihre Krankheit betrifft. Nur Gott ist allwissend und braucht Niemand zu fragen.«

»Du heilst wirklich nicht durch Talisman?«

»Nein.«

»Auch nicht durch Worte?«

»Nein.«

»Oder durch das Gebet?«

»Ich bete auch für die Leidenden; aber Gott hat uns die Mittel, sie gesund zu machen, bereits in die Hand gelegt.«

»Welche Mittel sind es?«

»Es sind Blumen, Metalle und Erden, deren Säfte und Kräfte wir ausziehen.«

»Es sind keine Gifte?«

»Ich vergifte keinen Kranken.«

»Kannst Du das beschwören?«

»Vor jedem Richter.«

»Und Du mußt mit ihr sprechen?«

»Ja.«

»Was?«

»Ich muß sie fragen nach ihrer Krankheit und Allem, was damit zusammenhängt.«

»Nach andern Dingen nicht?«

»Nein.«

»Du wirst mir jede Frage vorher sagen, damit ich sie Dir erlaube?«

»Ich bin es zufrieden.«

»Und Du mußt auch ihre Hand betasten?«

»Ja.«

»Ich erlaube es Dir auf eine ganze Minute. Mußt Du ihr Angesicht sehen?«

»Nein; sie kann ganz verschleiert bleiben. Aber sie muß einige Male in dem Zimmer auf- und abgehen.«

»Warum?«

»Weil an dem Gange und der Haltung Vieles zu erkennen ist, was die Krankheit betrifft.«

»Ich erlaube es Dir und werde die Kranke jetzt herbeiholen.«

»Das darf nicht sein.«

»Warum nicht?«

»Ich muß sie da sehen, wo sie wohnt; ich muß alle ihre Zimmer betrachten.«

»Aus welchem Grunde?«

»Weil es viele Krankheiten gibt, die nur in unpassenden Wohnungen entstehen, und das kann nur das Auge des Arztes bemerken.«

»So willst Du wirklich mein Harem<sup>1</sup> betreten?«

»Ja.«

»Ein Ungläubiger?«

---

<sup>1</sup>Das arabische Wort Harem bedeutet eigentlich ›das Heilige, Unverletzliche‹ und bezeichnet bei den Muhammedanern die Frauenwohnung, welche von den übrigen Räumen des Hauses abgesondert ist.

»Ein Christ.«

»Ich erlaube es nicht!«

»So mag sie sterben. Sallam aaleikum, Friede sei mit Dir und ihr!«

Ich wandte mich zum Gehen. Obgleich ich bereits aus der Aufzählung der Symptome gemerkt hatte, daß Güzela an einer hochgradigen Gemüthskrankheit leide, that ich doch, als ob ich an eine bloß körperliche Erkrankung glaube; denn grad weil ich vermuthete, daß ihr Leiden die Folge eines Zwanges sei, der sie in die Gewalt dieses Mannes gebracht hatte, wollte ich mich so viel wie möglich über Alles aufklären. Er ließ mich wieder bis zur Thür gehen, dann aber rief er:

»Halt, Hekim, bleibe da. Du sollst die Gemächer betreten!«

Ich wandte mich um und schritt, ohne ihm meine Genugthuung merken zu lassen, wieder auf ihn zu. Ich hatte gesiegt und war außerordentlich zufrieden mit den Zuständnissen, die er mir gemacht hatte, denn sie gewährten mir mehr, als wohl jemals einem Europäer zugestanden worden ist. Die Liebe des Egypters und in Folge dessen also auch seine Sorge mußte eine sehr ungewöhnliche sein, daß er sich zu solchen Zugeständnissen verstand. Freilich konnte ich die ingrimmigste Erbitterung gegen mich aus jeder seiner Mienen lesen, denn ihm war ich ein unabweisbarer Eindringling in die Mysterien seiner inneren Häuslichkeit, und ich hegte die Überzeugung, daß ich ihn auch selbst in

dem Falle einer glücklichen Heilung der kranken Frau als einen unversöhnlichen Feind zurücklassen werde, zumal er ganz so wie ich die Überzeugung hatte, daß wir uns bereits einmal unter unfreundlichen Umständen begegnet seien.

Jetzt entfernte er sich, um alles Nöthige in eigener Person anzuordnen, denn keiner seiner Diener durfte ahnen, daß er einem fremden Mann Zutritt in das Heiligthum seines Hauses gestatte.

Er kehrte erst nach einer langen Weile zurück. Es lag ein Ausdruck fester, trotziger Entschlossenheit um seinen zusammengekniffenen Mund, und mit einem Blicke voll versteckt bleiben sollenden, aber doch hervorbrechenden Hasses instruirte er mich:

»Du sollst zu ihr gehen – —«

»Du versprachst es bereits.«

»Und ihre Zimmer sehen – —«

»Natürlich.«

»Auch sie selbst – — —«

»Verschleiert und eingehüllt.«

»Und mit ihr sprechen?«

»Das ist nothwendig.«

»Ich erlaube Dir viel, unendlich viel, Effendi. Aber bei der Seligkeit aller Himmel und bei den Qualen aller Höllen, sobald Du ein Wort sprichst, welches ich nicht wünsche, oder das Geringste thust, was Dir nicht von mir erlaubt wurde, stoße ich sie nieder. Du bist stark

und wohl bewaffnet, darum wird mein Dolch nicht gegen Dich, sondern gegen sie gerichtet sein. Ich schwöre es Dir bei allen Surat des Kuran und bei allen Khalifen, deren Andenken Allah segnen möge!«

Er hatte mich also doch kennen gelernt und dachte sich, daß ihm diese Versicherung mehr nützen werde, als die prahlerischsten Drohungen, wenn sie gegen mich selbst gerichtet gewesen wären. Übrigens war es mir ja gar nicht in den Sinn gekommen, ihn in seinen Rechten zu kränken; nur konnte ich mich bei seinem Verhalten je länger desto weniger einer Ahnung entschlagen, daß in seinem Verhältnisse zu der Kranken irgend ein dunkler Punkt zu finden sei.

»Ist es Zeit?« frug ich.

»Komm!«

Wir gingen. Er schritt voran, und ich folgte ihm.

Zunächst kamen wir durch einige fast in Trümmern liegende Räume, in denen allerlei nächtliches Gethier sein Wesen treiben mochte; dann betraten wir ein Gemach, welches als Vorzimmer zu dienen schien, und nun folgte der Raum, der allem Anscheine nach als eigentliches Frauengemach benutzt wurde. Alle die umherliegenden Kleinigkeiten waren solche, wie sie von Frauen gesucht und gern benutzt werden.

»Das sind die Zimmer, welche Du sehen wolltest. Siehe, ob Du den Dämon der Krankheit in ihnen zu finden vermagst!« meinte Abraham-Mamur mit einem halb spöttischen Lächeln.

»Und das Gemach nebenan – –?«

»Die Kranke befindet sich darin. Du sollst es auch sehen, aber ich muß mich vorher überzeugen, ob die Sonne ihr Angesicht verhüllt hat vor dem Auge des Fremden. Wage ja nicht, mir nachzufolgen, sondern warte ruhig, bis ich wiederkomme!«

Er trat hinaus, und ich war allein.

Also da draußen befand sich Güzela. Dieser Name bedeutet wörtlich ›die Schöne‹. Dieser Umstand und das ganze Verhalten des Egypters brachte meine frühere Vermuthung, daß es sich um eine ältere Person handle, ins Wanken.

Ich ließ mein Auge durch den Raum schweifen. Es war hier ganz dieselbe Einrichtung getroffen, wie in dem Zimmer des Hausherrn: das Geländer, der Divan, die Nische mit den Kühlgefäßen.

Nach kurzer Zeit erschien Abraham wieder.

»Hast Du die Räume geprüft?« frug er mich.

»Ja.«

»Nun?«

»Es läßt sich nichts sagen, bis ich bei der Kranken gewesen bin.«

»So komm, Effendi. Aber laß Dich noch einmal warnen!«

»Schon gut! Ich weiß ganz genau, was ich zu thun habe.«

Wir traten in das andere Gemach. In weite Gewänder gehüllt, stand eine Frauengestalt tief verschleiert

an der hintern Wand des Zimmers. Nichts war von ihr zu sehen, als die kleinen, in Sammpantoffeln steckenden Füße.

Ich begann meine Fragen, deren Enthaltbarkeit den Ägypter vollständig befriedigte, ließ sie eine kleine Bewegung machen und bat sie endlich, mir die Hand zu reichen. Fast wäre ich trotz der ernstesten Situation in eine laute Heiterkeit ausgebrochen. Die Hand war nämlich so vollständig in ein dickes Tuch gebunden, daß es ganz und gar unmöglich war, auch nur die Lage oder Form eines Fingers durch dasselbe zu erkennen. Sogar der Arm war in derselben Weise verhüllt.

Ich wandte mich zu Abraham:

»Mamur, diese Bandagen müssen entfernt werden.«

»Warum?«

»Ich kann den Puls nicht fühlen.«

»Entferne die Tücher!« gebot er ihr.

Sie zog den Arm hinter die Hüllen zurück und ließ dann ein zartes Händchen erscheinen, an dessen Goldfinger ich einen sehr schmalen Reifen erblickte, welcher eine Perle trug. Abraham beobachtete meine Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit. Während ich meine drei Finger an ihr Handgelenk legte, neigte ich mein Ohr tiefer, wie um den Puls nicht bloß zu fühlen, sondern auch zu hören, und – täuschte ich mich nicht – da wehte es leise, leise, fast unhörbar durch den Schleier:

»Kurtar Senitzaji – rette Senitza!«

»Bist Du fertig?« frug jetzt Abraham, indem er rasch näher trat.

»Ja.«

»Was fehlt ihr?«

»Sie hat ein großes, ein tiefes Leiden, das größte, welches es gibt, aber – – – ich werde sie retten.«

Diese letzten vier Worte richtete ich mit langsamer Betonung mehr an sie als an ihn.

»Wie heißt das Übel?«

»Es hat einen fremden Namen, den nur die Ärzte verstehen.«

»Wie lange dauert es, bis sie gesund wird?«

»Das kann bald, aber auch sehr spät geschehen, je nachdem Ihr mir gehorsam seid.«

»Worin soll ich Dir gehorchen?«

»Du mußt ihr meine Medizin regelmäßig verabreichen.«

»Das werde ich thun.«

»Sie muß einsam bleiben und vor allem Ärger behütet werden.«

»Das soll geschehen.«

»Ich muß täglich mit ihr sprechen dürfen.«

»Du? Weißhalb?«

»Um meine Mittel nach dem Befinden der Kranken einrichten zu können.«

»Ich werde Dir selbst sagen, wie sie sich befindet.«

»Das kannst Du nicht, weil Du das Befinden eines Kranken nicht zu beurtheilen vermagst.«

»Was hast Du denn mit ihr zu sprechen?«

»Nur das, was Du mir erlaubst.«

»Und wo soll es geschehen?«

»Hier in diesem Raume, grad wie heute.«

»Sage es genau, wie lange Du kommen mußt!«

»Wenn Ihr mir gehorcht, so ist sie von heute an in fünf Tagen von ihrer Krankheit – – frei.«

»So gib ihr die Medizin!«

»Ich habe sie nicht hier; sie befindet sich unten im Hofe bei meinem Diener.«

»So komm!«

Ich wandte mich gegen sie, um mit dieser Bewegung einen stummen Abschied von ihr zu nehmen. Sie hob unter der Hülle die Hände wie bittend empor und wagte die drei Silben:

»Eww' Allah, mit Gott!«

Sofort aber fuhr er herum:

»Schweig! Du hast nur zu sprechen, wenn Du gefragt wirst!«

»Abraham-Mamur,« antwortete ich sehr ernst, »habe ich Dir nicht gesagt, daß sie vor jedem Ärger, vor jedem Kummer bewahrt werden muß? So spricht man nicht zu einer Kranken, in deren Nähe der Tod schon steht!«

»So mag sie zunächst selbst dafür sorgen, daß sie sich nicht zu kränken braucht. Sie weiß, daß sie nicht sprechen soll. Komm!«

Wir kehrten in das Selamlük zurück, wo ich nach Halef schickte, der alsbald mit der Apotheke erschien.

Ich gab Ignatia nebst den nöthigen Vorschriften und machte mich dann zum Gehen bereit.

»Wann wirst Du morgen kommen?«

»Um dieselbe Stunde.«

»Ich werde Dir wieder einen Kahn senden. Wie viel verlangst Du für heute?«

»Nichts. Wenn die Kranke gesund ist, magst Du mir geben, was Dir beliebt.«

Er griff dennoch in die Tasche, zog eine reich gestickte Börse hervor, nahm einige Stücke und reichte sie Halef hin.

»Hier, nimm Du!«

Der wackere Halef-Agha griff mit einer Miene zu, als ob es sich um eine große Gnadenbezeugung gegen den Egypter handle, und meinte, das Bakschisch ungesehen in seine Tasche senkend:

»Abraham-Mamur, Deine Hand ist offen und die meine auch. Ich schliesse sie gegen Dich nicht zu, weil der Prophet sagt, daß eine offene Hand die erste Stufe zum Aufenthalte der Seligen sei. Allah sei bei Dir und auch bei mir!«

Wir gingen, von dem Egypter bis in den Garten begleitet, wo uns ein Diener die in der Mauer befindliche Thür öffnete. Als wir uns allein befanden, griff Halef in die Tasche, um zu sehen, was er erhalten hatte.

»Drei Goldzechinen, Effendi! Der Prophet segne Abraham-Mamur und lasse sein Weib so lange als möglich krank bleiben!«

»Hadschi Halef Omar!«

»Sihdi! Willst Du mir nicht einige Zechinen gönnen?«

»Doch; noch mehr ist einem Kranken die Gesundheit zu gönnen.«

»Wie oft gehest Du noch, ehe sie gesund wird?«

»Noch fünf mal vielleicht.«

»Fünf mal drei macht fünfzehn Zechinen; wenn sie gesund wird, vielleicht noch fünfzehn Zechinen, macht dreißig Zechinen. Ich werde forschen, ob es hier am Nil noch mehr kranke Frauen gibt.«

Wir legten bei dem Kahn an, wo uns die Ruderer bereits erwarteten. Unser voriger Führer saß am Steuer, und als wir eingestiegen waren, ging es flott den Strom hinab, schneller natürlich als aufwärts, so daß wir nach einer halben Stunde unser Ziel erreichten.

Wir legten ganz in der Nähe einer Dahabië an, welche während unserer Abwesenheit am Ufer vor Anker gegangen war. Ihre Taue waren befestigt, ihre Segel eingezogen und nach dem frommen muhammedanischen Gebrauche lud der Reïs, der Schiffskapitän, seine Leute zum Gebet ein:

»Haï al el salah, auf, rüstet Euch zum Gebete!«

Ich war schon im Fortgehen begriffen gewesen, wandte mich aber schnell wieder um. Diese Stimme kam mir außerordentlich bekannt vor. Hatte ich recht gehört? War dies wirklich der alte Hassan, den sie Abu el Reïsahn, Vater der Schiffsführer, nannten? Er war

in Kufarah, wo er einen Sohn besucht hatte, mit mir und Halef zusammengetroffen und mit uns nach Egypten zurückgekehrt. Wir hatten einander außerordentlich lieb gewonnen, und ich war überzeugt, daß er sehr erfreut sein werde, mich hier wiederzufinden. Ich wartete daher, bis das Gebet beendet war, und rief dann zum Deck empor.

»Hassan el Reisah, ohio!«

Sofort reckte er sein altes, gutes, bärtiges Gesicht herab und frug:

»Wer ist – – o, Allah akbar, Gott ist groß! Ist das nicht mein Sohn, der Nemsî Kara Effendi?«

»Er ist es, Abu Hassan.«

»Komm herauf, mein Sohn; ich muß Dich umarmen!«

Ich stieg empor und wurde von ihm auf das Herzlichste bewillkommnet.

»Was thust Du hier?« frug er mich.

»Ich ruhe aus von der Reise. Und Du?«

»Ich komme mit meinem Schiffe von Dongola, wo ich eine Ladung Sennesblätter eingenommen habe. Ich bekam ein Leck und mußte also hier anlegen.«

»Wie lange bleibst Du hier?«

»Nur morgen noch. Wo wohnest Du?«

»Dort rechts in dem alleinstehenden Hause.«

»Hast Du einen guten Wirth?«

»Es ist der Scheik el Belet<sup>1</sup> des Ortes, ein Mann, mit dem ich sehr zufrieden bin. Du wirst diesen Abend bei mir sein, Abu Hassan?«

»Ich werde kommen, wenn Deine Pfeifen nicht zerbrochen sind.«

»Ich habe nur die eine; Du mußt also die Deinige mitbringen, aber Du wirst den köstlichsten Djebeli rauchen, den es je gegeben hat.«

»Ich komme gewiß. Bleibst Du noch lange hier?«

»Nein. Ich will nach Kairo zurück.«

»So fahre mit mir. Ich lege in Bulakh<sup>2</sup> an.«

Bei diesem Anerbieten kam mir ein Gedanke.

»Hassan, Du nanntest mich Deinen Freund!«

»Du bist es. Fordere von mir, was Du willst, so soll es Dir werden, wenn ich es habe oder kann!«

»Ich möchte Dich um etwas sehr Großes bitten.«

»Kann ich es erfüllen?«

»Ja.«

»So ist es Dir schon voraus gewährt. Was ist es?«

»Das sollst Du am Abend erfahren, wenn Du mit mir Kaffee trinkst.«

»Ich komme und – – doch, mein Sohn, ich vergaß, daß ich bereits geladen bin.«

»Wo?«

»In demselben Hause, in welchem Du wohnst.«

»Bei dem Scheik el Belet?«

---

<sup>1</sup>Dorfrichter.

<sup>2</sup>Vorstadt von Kairo mit Hafen.

»Nein, sondern bei einem Manne aus Istambul, der zwei Tage mit mir gefahren und hier ausgestiegen ist. Er hat dort eine Stube für sich und einen Platz für seinen Diener gemiethet.«

»Was ist er?«

»Ich weiß es nicht; er hatte es mir nicht gesagt.«

»Aber sein Diener konnte es sagen.«

Der Kapitän lachte, was sonst seine Angewohnheit nicht war.

»Dieser Mensch ist ein Schelm, der alle Sprachen gehört hat und doch von keiner sehr viel lernte. Er raucht, pfeift und singt den ganzen Tag und gibt, wenn man ihn fragt, Antworten, welche heute wahr und morgen unwahr sind. Ehegestern war er ein Türke, gestern ein Montenegriner, heute ist er ein Druse, und Allah weiß es, was er morgen und übermorgen sein wird.«

»So wirst Du also nicht zu mir kommen?«

»Ich komme, nachdem ich eine Pfeife mit dem andern geraucht habe. Allah behüte Dich; ich habe noch zu arbeiten.«

Halef war bereits vorausgegangen; ich folgte jetzt nach und streckte mich, in meiner Wohnung angekommen, auf den Divan, um mir das heutige Erlebniß zu recht zu legen. Dies sollte mir aber nicht gelingen, denn bereits nach kurzer Zeit trat mein Wirth zu mir herein.

»Sallam aaleikum.«

»Aaleikum.«

»Effendi, ich komme, um Deine Erlaubniß zu holen.«

»Wozu?«

»Es ist ein fremder Sihdi zu mir gekommen und hat mich um eine Wohnung gebeten, die ich ihm auch gegeben habe.«

»Wo liegt diese Wohnung?«

»Droben.«

»So stört mich der Mann ja gar nicht. Thue, was Dir beliebt, Scheik.«

»Aber Dein Kopf hat viel zu denken, und er hat einen Diener, der sehr viel zu pfeifen und zu singen scheint.«

»Wenn es mir nicht gefällt, so werde ich es ihm verbieten.«

Der besorgte Wirth entfernte sich, und ich war wieder allein, sollte aber doch zu keinem ruhigen Nachdenken kommen, denn ich vernahm die Schritte zweier Menschen, welche, der Eine vom Hofe her und der Andere von außen her kommend, gerade an meiner Thür zusammentrafen.

»Was willst Du hier? Wer bist Du?« frug der Eine. Ich erkannte an der Stimme Halef, meinen kleinen Diener.

»Wer bist denn Du zunächst, und was willst Du in diesem Hause?« frug der Andere.

»Ich? Ich gehöre in dieses Haus!« meinte Halef sehr entrüstet.

»Ich auch!«

»Wer bist Du?«

- »Ich bin Hamsad al Dscherbaja.«  
»Und ich bin Hadschi Halef Omar Agha.«  
»Ein Agha?«  
»Ja; der Begleiter und Beschützer meines Herrn.«  
»Wer ist Dein Herr?«  
»Der große Arzt, der hier in dieser Stube wohnt.«  
»Ein großer Arzt? Was kuriert er denn?«  
»Alles.«  
»Alles? Mache mir nichts weis! Es gibt nur einen Ein-  
zigen, der alles kurieren kann.«  
»Wer ist das?«  
»Ich.«  
»So bist Du auch ein Arzt?«  
»Nein. Ich bin auch ein Beschützer meines Herrn.«  
»Wer ist Dein Herr?«  
»Das weiß man nicht. Wir sind erst vorhin in dieses  
Haus gezogen.«  
»Ihr konntet draußen bleiben.«  
»Warum?«  
»Weil Ihr unhöfliche Männer seid und keine Antwort  
gebt, wenn man fragt. Willst Du mir sagen, wer Dein  
Herr ist?«  
»Ja.«  
»Nun?«  
»Er ist, er ist – – mein Herr, aber nicht Dein Herr.«  
»Schlingel!«  
Nach diesem letzten Worte hörte ich, daß mein Halef  
sich höchst indignirt entfernte. Der Andere blieb unter

dem Eingange stehen und piff; dann begann er leise vor sich hin zu brummen und zu summen; nachher kam eine Pause, und darauf fiel er mit halblauter Stimme in ein Lied.

Ich wäre vor freudiger Überraschung beinahe aufgesprungen, denn der Text der beiden Strophen, welche er sang, lautete in dem Arabisch, dessen er sich bediente und welches in Algerien gesprochen wird:

»Fid-dagle ma tera jekun?  
Chammin hu Nabulium  
Ma balu-hu jedubb hena?  
Kussu-hu, ja fitjanena!

Gema'a homr el-elbise  
Wast el-chala muntasibe.  
Ma bal hadolik wakifin?  
Hallu-na nenzor musri' in!«

Und diese arabischen Verse, welche sich sogar ganz prächtig reimten, klingen in unserm guten Deutsch nicht anders als:

»Was kraucht nur dort im Busch herum?  
Ich glaub', es ist Napolium.  
Was hat er nur zu krauchen dort?  
Frisch auf, Kam'raden, jagt ihn fort!

Wer hat nur dort im off'nen Feld  
Die roten Hosen hingestellt?  
Was haben sie zu stehen dort?

Frisch auf, Kam'raden, jagt sie fort!«<sup>1</sup>

Auch die Melodie war ganz und gar dieselbe, Note für Note und Ton für Ton. Ich sprang, als er die zweite Strophe beendet hatte, zur Thür, öffnete dieselbe und sah mir den Menschen an. Er trug weite, blaue Pumphosen, eine eben solche Jacke, Lederstiefel und einen Fez auf dem Kopfe, war also eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Nur das schien mir ungewöhnlich, daß er bemerkte, wie ich ihn vom Kopf bis zu Fuß fixirte, und dennoch ungenirt weiter sang:

»Hum jebroku we-je'adu  
We-bi'l-medafe' jadribu  
Ma bal hadik el-karka'a?

---

<sup>1</sup>In wörtlicher Übersetzung würden diese Strophen lauten:

Fid-dagle ma tera jekun?  
Was ist den nur in dem Busche?  
Chammin hu Nabulium  
Ich glaube, es ist Nabulium.  
Ma balu-hu jedubb hena?  
Wozu kriecht er hier herum?  
Kussu-hu, ja fitjanena!  
Scheucht ihn fort, brave Burschen  
Gema'a homr el-elbise  
Eine Menge Rothhosen  
Wast el-chala muntasibe.  
Hält da mitten auf dem Felde.  
Ma bal hadolik wakifin?  
Wozu stehen die dort?  
Hallu-na nenzor musri' in!«  
Laßt uns schnell hinsehen!

Ogsu-hum mitl ez-zoba'a!  
Nabuliun, Nabuliun,  
Ara gunud-ak judbirun!  
Bi-aun Allahi naksod-ak,  
Min es-serir nukebkib-ak  
Ja ejuha 'l-Fransawiun,  
Ruweda-kum teftahirun!  
Barizu-kum lana tekun,  
Gada geza-kum tahodun!«

Als er geendet hatte, stemmte er die Fäuste in die Hüften, stellte sich, als ob er sich aus mir nicht das Mindeste mache, vor mich hin und frug:

- »Gefällt es Dir, Effendi?«  
»Sehr! Woher hast Du das Lied?«  
»Selbst gemacht.«  
»Sage das einem Andern, aber nicht mir! Und die Melodien?«  
»Selbst gemacht, erst recht!«  
»Lügner!«  
»Effendi, ich bin Hamsad al Dscherbaja und lasse mich nicht schimpfen!«  
»Du bist Hamsad al Dscherbaja und dennoch ein großer Schlingel! Diese Melodie kenne ich.«  
»So hat sie einer gesungen oder gepfiffen, der sie von mir gehört hat.«  
»Und von wem hast Du sie gehört?«  
»Von Niemand.«

»Du bist unverbesserlich, wie es scheint. Diese Melodie gehört zu einem deutschen Liede.«

»Oh, Effendi, was weißt Du von Deutschland!«

»Das Lied heißt:

Was kraucht nur dort im Busch herum?

Ich glaub', es ist — — —«

»Hurrjes, wat is mich denn dat!« unterbrach er mich mit jubelndem Tone. »Sind Sie man vielleicht een Deutscher?«

»Versteht sich!«

»Wirklich? Ein deutscher Effendi? Woher denn, wenn ich fragen darf, Herr Hekim-Baschi?«

»Aus Sachsen.«

»Een Sachse! Da sollte man doch gleich vor Freede 'n Ofen einreißen! Und Sie sind man wohl een Türke geworden?«

»Nein. Sie sind ein Preuße?«

»Dat versteht sich! Een Preuße aus'n Jüterbock.«

»Wie kommen Sie hierher?«

»Auf der Bahn, per Schiff, per Pferd und Kameel und auch mit die Beene.«

»Was sind Sie ursprünglich?«

»Balbier unjefähr. Es jefiel mir nicht mehr derheeme, und da jing ich in die weite Welt, bald hierhin, bald dorthin, bis endlich hierher.«

»Sie werden mir das Alles erzählen müssen. Wem aber dienen Sie jetzt?«

»Es ist een constantinopolitanischer Kaufmannssohn und heeßt Isla Ben Maflei, hat schauderhaftes Jeld, dat Kerlchen.«

»Was thut er hier?«

»Weeß ich's? Er sucht wat.«

»Was denn?«

»Wird wohl vielleicht 'n Frauenzimmer sein.«

»Ein Frauenzimmer? Das wär' doch sonderbar!«

»Wird aber doch wohl zutreffen.«

»Was sollte es für ein Frauenzimmer sein?«

»Ne Montenegrinerin, 'ne Senitscha oder Senitza, oder wie dat ausjesprochen wird.«

»Wa-a-as? – Senitza heißt sie?«

»Ja.«

»Wissen Sie das gewiß?«

»Versteht sich! Erstens hat er een Bild von ihr; zweetens thut er stets – – halt, er klatscht droben, Herr Effenfi; ich muß 'nauf!«

Ich setzte mich nicht wieder nieder, sondern es trieb mich in dem Zimmer auf und ab. Zwar mußte mir dieser Barbier aus Jüterbogk, der sich so poetisch Hamsad al Dscherbaja nannte, höchst interessant sein, noch weit mehr aber war meine Theilnahme für seinen Herrn erwacht, der hier am Nile eine Montenegrinerin suchte, welche den Namen Senitza führte. Unglücklicher Weise aber kamen einige Fellahs, welche Kopfschmerz oder Leibweh hatten, und denen meine Zauberkörner helfen sollten. Sie saßen nach orientalischer

Sitte eine ganze Stunde bei mir, ehe ich nur erfahren konnte, was ihnen fehlte, und als ich sie abgefertigt hatte, blieben sie am Platze, bis es ihnen selbst beliebte, die Audienz abubrechen.

So wurde es Abend. Der Kapitän kam und stieg nach oben, ließ aber seinen schlürfenden Schritt nach einer halben Stunde wieder vernehmen und trat bei mir ein. Halef servierte den Tabak und den Kaffee und zog sich dann zurück. Kurze Zeit später hörte ich ihn mit dem Jüterbogker Türken zanken.

»Ist Dein Leck ausgebessert?« frug ich Hassan.

»Noch nicht. Ich konnte für heute nur das Loch verstopfen und das Wasser auspumpen. Allah gibt morgen wieder einen Tag.«

»Und wann fährst Du ab?«

»Übermorgen früh.«

»Du würdest mich mitnehmen?«

»Meine Seele würde sich freuen, Dich bei mir zu haben.«

»Wenn ich nun noch Jemand mitbrächte?«

»Meine Dahabië hat noch viel Platz. Wer ist es?«

»Kein Mann, sondern ein Weib.«

»Ein Weib? Hast Du Dir eine Sklavin gekauft, Effen-di?«

»Nein. Sie ist das Weib eines Anderen.«

»Der auch mitfahren wird?«

»Nein.«

»So hast Du sie ihm abgekauft?«

»Nein.«

»Er hat sie Dir geschenkt?«

»Nein. Ich werde sie ihm nehmen.«

»Allah kerihm, Gott ist gnädig! Du willst sie ihm nehmen, ohne daß er es weiß?«

»Vielleicht.«

»Mann, weißt Du, was das ist?«

»Nun?«

»Eine Tschikarma, eine Entführung!«

»Allerdings.«

»Eine Tschikarma, welche mit dem Tode bestraft wird. Ist Dein Geist dunkel und Deine Seele finster geworden, daß Du in das Verderben gehen willst?«

»Nein. Die ganze Angelegenheit ist noch sehr fraglich. Ich weiß, Du bist mein Freund und kannst schweigen. Ich werde Dir Alles erzählen.«

»Öffne die Pforte Deines Herzens, mein Sohn. Ich höre!«

Ich erstattete ihm Bericht über mein heutiges Abenteuer, und er hörte mir mit Aufmerksamkeit zu. Als ich fertig war, erhob er sich.

»Stehe auf, mein Sohn, nimm Deine Pfeife und folge mir!«

»Wohin?«

»Das sollst Du sogleich sehen.«

Ich ahnte, was er beabsichtigte, und folgte ihm. Er führte mich hinauf in die Wohnung des Kaufmannes.

Der Diener desselben war nicht anwesend, daher traten wir ein, nachdem wir uns zuvor durch ein leichtes Hüsteln angemeldet hatten.

Der Mann, welcher sich erhob, war noch jung; er mochte vielleicht sechsundzwanzig Jahre zählen. Der kostbare Tschibuk, aus welchem er rauchte, sagte mir, daß der Jüterbogker mit seinem ›schauderhaftes Jeld‹ wohl Recht haben könne. Er war eine interessante, sympathische Erscheinung, und ich sagte mir gleich in der ersten Minute, daß ich ihm mein Wohlwollen schenken könnte. Der alte Abu el Reisah nahm das Wort:

»Das ist der Großhändler Isla Ben Maflei aus Stambul, und das hier ist Effendi Kara Ben Nemsi, mein Freund, den ich liebe.«

»Seid mir beide willkommen, und setzt Euch!« erwiderte der junge Mann.

Er machte ein sehr erwartungsvolles Gesicht, denn er mußte sich sagen, daß der Kapitän jedenfalls einen guten Grund haben müsse, mich so ohne Weiteres bei ihm einzuführen.

»Willst Du mir eine Liebe erzeigen, Isla Ben Maflei?« frug der Alte.

»Gern. Sage mir, was ich thun soll.«

»Erzähle diesem Manne die Geschichte, welche Du mir vorhin erzählt hast!«

In den Zügen des Kaufmannes drückte sich Staunen und Mißmuth aus.

»Hassan el Reisahn,« meinte er, »Du gelobtest mir Schweigen und hast doch bereits geplaudert!«

»Frage meinen Freund, ob ich ein Wort erzählt habe!«

»Warum bringst Du ihn denn herauf und begehst, daß ich auch zu ihm reden soll?«

»Du sagtest zu mir, ich solle während meiner Fahrt, da, wo ich des Abends anlegen muß, die Augen offen halten, um mich nach dem zu erkundigen, was Dir verloren ging. Ich habe meine Augen und meine Ohren bereits schon geöffnet und bringe Dir hier diesen Mann, der Dir vielleicht Auskunft geben kann.«

Isla sprang, die Pfeife fortwerfend, mit einem einzigen Rucke empor.

»Ist's wahr? Du könntest mir Auskunft ertheilen?«

»Mein Freund Hassan hat kein Wort zu mir gesprochen, und ich weiß daher auch gar nicht, worüber ich Dir Auskunft geben könnte. Sprich Du zuerst!«

»Effendi, wenn Du mir sagen kannst, was ich zu hören wünsche, so werde ich Dich besser belohnen, als ein Pascha es könnte!«

»Ich begehre keinen Lohn. Rede!«

»Ich suche eine Jungfrau, welche Senitza heißt.«

»Und ich kenne eine Frau, welche sich denselben Namen gegeben hat.«

»Wo, wo, Effendi? Rede schnell.«

»Magst Du mir nicht vorher die Jungfrau beschreiben?«

»O, sie ist schön wie die Rose und herrlich wie die Morgenröthe; sie duftet wie die Blüthe der Reseda, und ihre Stimme klingt, wie der Gesang der Houris. Ihr Haar ist wie der Schweif des Pferdes Gilja, und ihr Fuß ist wie der Fuß von Delila, welche Samson verieth. Ihr Mund träufelt von Worten der Güte, und ihre Augen — — —«

Ich unterbrach ihn durch eine Bewegung meines Armes.

»Isla Ben Maflei, das ist keine Beschreibung, wie ich sie verlange. Sprich nicht mit der Zunge eines Bräutigams, sondern mit den Worten des Verstandes! Seit wann ist sie Dir verloren gegangen?«

»Seit zwei Monden.«

»Hatte sie nicht etwas bei sich, woran man sie erkennen kann?«

»O, Effendi, was sollte dies sein?«

»Ein Schmuck vielleicht, ein Ring, eine Kette — — —«

»Ein Ring, ein Ring, ja! Ich gab ihr einen Ring, dessen Gold so dünn war wie Papier, aber er trug eine schöne Perle.«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Wo, Effendi? O, sage es schnell! Und wann?«

»Heute, vor wenigen Stunden.«

»Wo?«

»In der Nähe dieses Ortes, nicht weiter als eine Stunde von hier.«

Der junge Mann kniete bei mir nieder und legte mir seine beiden Hände auf die Schultern.

»Ist es wahr? Sagst Du keine Unwahrheit? Täuschest Du Dich nicht?«

»Es ist wahr; ich täusche mich nicht.«

»So komm, erhebe Dich; wir müssen hin zu ihr.«

»Das geht nicht.«

»Es geht, es muß gehen! Ich gebe Dir tausend Piaster, zwei-, dreitausend Piaster, wenn Du mich zu ihr führst!«

»Und wenn Du mir hunderttausend Piaster gibst, so kann ich Dich heute nicht zu ihr bringen.«

»Wann sonst? Morgen, morgen ganz früh?«

»Nimm Deine Pfeife auf, brenne sie an und setze Dich! Wer zu schnell handelt, handelt langsam. Wir wollen uns besprechen.«

»Effendi, ich kann nicht. Meine Seele zittert.«

»Brenne Deine Pfeife an!«

»Ich habe keine Zeit dazu; ich muß — — —«

»Wohl! Wenn Du keine Zeit zu geordneten Worten hast, so muß ich gehen.«

»Bleibe! Ich werde Alles thun, was Du willst.«

Er setzte sich wieder an seinen Platz und nahm aus dem Becken eine glimmende Kohle, um den Tabak seiner Pfeife in Brand zu stecken.

»Ich bin bereit. Nun sprich!« forderte er mich dann auf.

»Heute schickte ein reicher Egyptianer zu mir, zu ihm zu kommen, weil sein Weib krank sei – – –«

»Sein Weib – – –!«

»So ließ er mir sagen.«

»Du gingst?«

»Ich ging.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Er nennt sich Abraham-Mamur und wohnt aufwärts von hier in einem einsamen, halb verfallenen Hause, welches am Ufer des Niles steht.«

»Es wird von einer Mauer umgeben?«

»Ja.«

»Wer konnte dies ahnen! Ich habe alle Städte, Dörfer und Lager am Nile abgeforscht, aber ich dachte nicht, daß dieses Haus bewohnt werde. Ist sie wirklich sein Weib?«

»Ich weiß es nicht, aber ich glaube es nicht.«

»Und krank ist sie?«

»Sehr.«

»Wallahi, bei Gott, er soll es bezahlen, wenn ihr etwas Böses widerfährt. An welcher Krankheit leidet sie?«

»Ihre Krankheit liegt im Herzen. Sie haßt ihn; sie verzehrt sich in Sehnsucht, von ihm fortzukommen, und wird sterben, wenn es nicht bald geschieht.«

»Nicht er, aber sie hat Dir das gesagt?«

»Nein, ich habe es beobachtet.«

»Du hast sie gesehen?«

- »Ja.«
- »Belauscht?«
- »Nein. Er führte mich in seine Frauenwohnung, damit ich mit der Kranken sprechen könne.«
- »Er selbst? Unmöglich!«
- »Er liebt sie – —«
- »Allah strafe ihn!«
- »Und fürchtete, daß sie sterben werde, wenn er mich wieder fortschickte.«
- »So sprachst Du auch mit ihr?«
- »Ja, aber nur die Worte, welche er mir erlaubte. Aber sie fand Zeit, mir leise zuzuflüstern: ›Rette Senitza!‹ Sie trägt also diesen Namen, obgleich er sie Güzela nennt.«
- »Was hast Du ihr geantwortet?«
- »Daß ich sie retten werde.«
- »Effendi, ich liebe Dich; Dir gehört mein Leben! Er hat sie geraubt und entführt. Er hat sie durch Betrug an sich gerissen. Komm, Effendi, wir wollen gehen. Ich muß wenigstens das Haus sehen, in welchem sie gefangen gehalten wird!«
- »Du wirst hier bleiben! Ich gehe morgen wieder hin zu ihr und – — —«
- »Ich gehe mit, Sihdi!«
- »Du bleibst hier! Kennt sie den Ring, welchen Du am Finger trägst?«
- »Sie kennt ihn sehr gut.«
- »Willst Du mir ihn anvertrauen?«
- »Gern. Aber wozu?«

»Ich spreche morgen wieder mit ihr und werde es so einzurichten wissen, daß sie den Ring zu sehen bekommt.«

»Sihdi, das ist vortrefflich! Sie wird sogleich ahnen, daß ich in der Nähe bin. Aber dann?«

»Erzähle Du zunächst das, was ich wissen muß.«

»Du sollst Alles erfahren, Herr. Unser Geschäft ist eines der größten in Istambul; ich bin der einzige Sohn meines Vaters, und während er den Bazar verwaltet und die Diener beaufsichtigt, habe ich die nothwendigen Reisen zu unternehmen. Ich war sehr oft auch in Scutari und sah Senitza, als sie mit einer Freundin auf dem See spazieren fuhr. Ich sah sie später wieder.«

»Ihr Vater wohnt nicht in Scutari, sondern auf den schwarzen Bergen; sie kam aber zuweilen herunter, um die Freundin zu besuchen. Als ich vor zwei Monaten wieder an jenen See reiste, war die Freundin mit ihrem Manne verschwunden, und Senitza dazu!«

»Wohin?«

»Niemand wußte es.«

»Auch ihre Eltern nicht?«

»Nein. Ihr Vater, der tapfere Osco, hat die Czernagora verlassen, um nach seinem Kinde zu suchen, so weit die Erde reicht; ich aber mußte nach Egypten, um

Einkäufe zu machen. Auf dem Nile begegnete ich einem Dampfboote, welches aufwärts fuhr. Als der Sandal, auf welchem ich war, an ihm vorüberlenkte, hörte ich drüben meinen Namen nennen. Ich blickte hinüber und erkannte Senitza, welche den Schleier vom Gesicht genommen hatte, damit ich sie erkennen sollte. Neben ihr stand ein schöner, finsterer Mann, der ihr den Jaschmak sofort wieder überwarf – weiter sah ich nichts. Seit dieser Stunde habe ich ihre Spur verfolgt.«

»Du weißt also nicht genau, ob sie ihre Heimat freiwillig oder gezwungen verlassen hat?«

»Freiwillig nicht.«

»Kanntest Du den Mann, der neben ihr stand?«

»Nein.«

»Das ist wunderbar! Oder hast Du Dich in der Person geirrt? Vielleicht ist es eine Andere gewesen, die ihr ähnlich sieht.«

»Hätte sie dann gerufen und die Hände nach mir ausgestreckt, Effendi?«

»Das ist wahr.«

»Sihdi, Du hast ihr versprochen, sie zu retten?«

»Ja.«

»Wirst Du Dein Wort halten?«

»Ich halte es, wenn sie es wirklich ist.«

»Du willst mich nicht mitnehmen. Wie kannst Du da erkennen, ob sie es ist?«

»Dein Ring wird mir die Überzeugung geben.«

»Und wie wirst Du sie dann aus dem Hause bringen?«

»Indem ich Dir sage, auf welche Weise Du sie holen kannst.«

»Ich werde sie holen, darauf kannst Du Dich verlassen.«

»Und dann? Hassan el Reisahn, wärest Du bereit, sie in Deiner Dahabië aufzunehmen?«

»Ich bin bereit, obgleich ich den Mann nicht kenne, bei dem sie sich befindet.«

»Er nennt sich Mamur, wie ich Dir gesagt habe.«

»Wenn er wirklich ein Mamur, der Beherrscher einer Provinz, gewesen ist, so ist er mächtig genug, uns zu verderben, wenn er uns ergreift,« meinte der Kapitän mit ernster Miene. »Eine Tschikarma wird mit dem Tode bestraft. Mein Freund Kara Ben Nemsî, Du wirst morgen sehr klug und vorsichtig handeln müssen.«

Was mich selbst betraf, so dachte ich weniger an die Gefahr als vielmehr an das Abenteuer selbst. Natürlich stand es fest, daß ich keine Hand rühren würde, wenn Abraham-Mamur ein wirkliches Recht auf die Kranke geltend machen könnte.

Wir besprachen uns noch lange über das bevorstehende Ereigniß.

Da es spät geworden war, als wir schlafen gingen, so wunderte ich mich nicht darüber, daß ich am andern Morgen auch sehr spät erwachte. Ich hätte vielleicht noch länger fortgeschlafen, wenn ich nicht durch

den Gesang des Barbiers erweckt worden wäre. Dieser lehnte draußen am Eingangsthore und schien mir zu Ehren seinen ganzen Vorrath an deutschen Liedern erschöpfen zu wollen.

Ich ließ den Sänger hereinkommen, um mich ein Weilchen mit ihm zu unterhalten, und fand in ihm einen recht gutmüthigen, aber leichtsinnigen Burschen, den ich trotz aller Landsmannschaft sicherlich nicht mit meinem braven Halef vertauscht hätte. Ich ahnte damals nicht, unter was für bösen Verhältnissen ich später mit ihm zusammentreffen würde.

Am Vormittage besuchte ich den Abu el Reisah auf seinem Schiffe, und als ich kaum das Mittagmahl verzehrt hatte, erschien das Boot, welches mich abholen sollte. Halef hatte schon längst fleißigen Ausguck nach demselben gehalten.

»Effendi, fahre ich mit?« frug er.

Ich schüttelte mit dem Kopfe und antwortete scherzend:

»Heute brauche ich Dich nicht.«

»Wie? Du brauchst mich nicht?«

»Nein.«

»Wenn Dir nun etwas begegnet!«

»Was soll mir begegnen?«

»Du kannst in das Wasser fallen.«

»So schwimme ich.«

»Oder Abraham-Mamur kann Dich tödten. Ich habe es ihm angesehen, daß er Dein Freund nicht ist.«

»So könntest Du mir auch nicht helfen.«

»Nicht? Sihdi, Halef Agha ist der Mann, auf den Du Dich allzeit verlassen kannst!«

»So komm!«

Es war ihm natürlich sehr um sein Backschisch zu thun.

Der Weg wurde ganz in derselben Weise zurückgelegt, doch war ich heute natürlich aufmerksamer auf Alles, was mir von Nutzen sein konnte. Im Garten, den wir durchschreiten mußten, lagen mehrere starke und ziemlich lange Stangen. Sowohl das Außen- wie auch das Innenthor wurden immer mit breiten, hölzernen Riegeln verschlossen, deren Construction ich mir genau merkte. Einen Hund sah ich nirgends, und von dem Bootssteuerer erfuhr ich, daß außer dem Herrn, der Kranken und einer alten Wärterin elf Fellahs zu dem Hause gehörten und Nachts auch in demselben schliefen. Der Herr selbst schlief stets auf dem Divan seines Selamlük.

Als ich dort eintrat, kam er mir mit einer sichtlich freundlicheren Miene entgegen, als diejenige war, mit welcher er mich gestern entlassen hatte.

»Sei mir willkommen, Effendi! Du bist ein großer Arzt.«

»So!«

»Sie hat bereits gestern schon gegessen.«

»Ah!«

»Sie hat mit der Wärterin gesprochen.«

»Freundlich?«

»Freundlich und viel.«

»Das ist gut. Vielleicht ist sie bereits in weniger als fünf Tagen vollständig gesund.«

»Und heute früh hat sie sogar ein wenig gesungen.«

»Das ist noch besser. Ist sie schon lange Dein Weib?«  
Sogleich verfinsterte sich sein Gesicht.

»Die Ärzte der Ungläubigen sind sehr neugierig!«

»Wißbegierig nur: aber diese Wißbegierde rettet Vielen das Leben oder die Gesundheit, denen Eure Ärzte nicht helfen könnten.«

»War Deine Frage wirklich nothwendig?«

»Sehr!«

»Sie ist noch ein Mädchen, obgleich sie mir gehört.«

»So ist die Hülfe sicher.«

Er führte mich wieder nur bis in das Zimmer, in welchem ich gestern warten mußte und in welchem ich auch heute zurückblieb. Ich sah mich genauer um. Fenster gab es nicht; die Lichtöffnungen waren vergittert. Das hölzerne Gitterwerk war so angebracht worden, daß man es öffnen konnte, indem man ein langes, dünnes Riegelstäbchen herauszog. Schnell entschlossen zog ich es heraus und steckte es so hinter das Gitter, daß es nicht bemerkt werden konnte. Kaum war ich damit fertig, so erschien Abraham wieder. Hinter ihm trat Senitza ein.

Ich ging auf sie zu und legte ihr meine Fragen vor. Unterdessen spielte ich wie im Eifer für die Sache mit

dem Ringe, den mir Isla mitgegeben hatte, und ließ ihn dabei aus den Fingern gleiten. Er rollte hin bis an ihre Füße; sie bückte sich schnell und hob ihn auf. Sofort aber trat Abraham auf sie zu und nahm ihr ihn aus der Hand. So schnell das ging, sie hatte doch Zeit gehabt, einen Blick auf den Ring zu werfen – sie hatte ihn erkannt, das sah ich an ihrem Zusammenzucken und an der unwillkürlichen Bewegung ihrer Hand nach ihrem Herzen. Nun hatte ich für jetzt weiter nichts mehr hier zu thun.

Abraham frug, wie ich sie gefunden habe.

»Gott ist gut und allmächtig,« antwortete ich; »er sendet den Seinen Hülfe, oft ehe sie es denken. Wenn er es will, so ist sie morgen bereits gesund. Sie mag die Medizin nehmen, die ich ihr senden werde, und mit Vertrauen warten, bis ich wiederkomme.«

Heute entließ sie mich, ohne ein Wort zu wagen. Im Selamlük harrte Halef bereits mit der Apotheke. Ich gab nichts als ein Zuckerpulver, wofür der kleine Ag-ha ein noch größeres Backschisch als gestern erhielt. Dann ging es wieder stromabwärts zurück.

Der Kapitän erwartete mich bereits bei dem Kaufherrs.

»Hast Du sie gesehen?« rief mir dieser entgegen.

»Ja.«

»Erkannte sie den Ring?«

»Sie erkannte ihn.«

»So weiß sie, daß ich in der Nähe bin!«

»Sie ahnte es. Und wenn sie meine Worte richtig deutet, so weiß sie, daß sie heute Nacht errettet wird.«

»Aber wie?«

»Hassan el Reisah, bist Du mit Deinem Lecke fertig?«

»Ich werde fertig bis zum Abend.«

»Bist Du bereit, uns aufzunehmen und nach Kairo zu bringen?«

»Ja.«

»So hört mich! In das Haus führen zwei Thüren, welche aber von innen verriegelt sind; durch sie können wir nicht eindringen. Aber es gibt noch einen zweiten Weg, wenn er auch schwierig ist. Isla Ben Maflei, kannst Du schwimmen?«

»Ja.«

»Gut. Es führt ein Kanal aus dem Nil unter den Mauern hinweg nach einem Bassin, welches in der Mitte des Hofes sich befindet. Kurz nach Mitternacht, wenn Alles schläft, treffen wir dort ein, und Du dringst durch den Kanal und das Bassin in den Hof. Die Thüre, welche Du sofort finden wirst, ist durch einen Riegel verschlossen, der sehr leicht zurückzuschieben ist. Indem Du öffnest, kommst Du in den Garten, dessen Thüre auf gleiche Weise sich öffnen läßt. Sobald die Thüren offen sind, trete ich ein. Wir holen eine Stange aus dem Garten und lehnen sie an die Mauer, um zu dem Gitter emporzusteigen, hinter welchem die Frauengemächer liegen. Ich habe es bereits von innen geöffnet.«

»Und dann?«

»Was dann geschehen soll, muß sich nach den Umständen richten. Wir fahren mit einem Boote bis an Ort und Stelle, wo unsere erste Arbeit sein muß, das Boot Abraham-Mamur's zu versenken, so daß er uns nicht verfolgen kann. Unterdessen macht der Reïs seine Dahabië segelfertig.«

Ich nahm einen Stift zur Hand und zeichnete den Riß des Hauses auf ein Blatt Papier, so daß Isla Ben Maflei vollständig orientirt war, wenn er heute Abend aus dem Bassin stieg. Der Tag verging vollends unter den nothwendigen Vorbereitungen; der Abend kam, und als es Zeit wurde, rief ich Halef herein und gab ihm die nöthigen Weisungen für das bevorstehende Abenteuer.

Halef packte rasch unsere Habseligkeiten zusammen. Die Wohnungsmiethe war schon voraus bezahlt.

Ich begab mich zu Hassan, und Halef kam sehr bald mit den Sachen nach. Das Schiff war bereit zur Fahrt und brauchte nur noch vom Ufer gelöst zu werden. Nach einiger Zeit stellte sich auch Isla mit seinem Diener ein, der von ihm unterrichtet worden war, und nun stiegen wir in das lange, schmale Boot, welches zur Dahabië gehörte. Die beiden Diener mußten rudern, und ich lenkte das Steuer.

Es war eine jener Nächte, in denen die Natur in so tiefem Vertrauen ruht, als gäbe es auf dem ganzen weiten Erdenrunde kein einziges drohendes Element.

Die leisen Lüfte, welche mit dem Schatten der Dämmerung gespielt hatten, waren zur Ruhe gegangen; die Sterne des Südens lächelten freundlich aus dem tiefblauen Dunkel des Himmels herab, und die Wasser des ehrwürdigen Stromes flutheten ruhig und lautlos dahin in ihrer breiten Bahn. Diese Ruhe herrschte auch in meinem Innern, obgleich es schwer scheint, dies zu glauben.

Es war nichts Leichtes, was wir zu vollbringen gedachten, aber man bebt ja nur vor einem Ereignisse; ist dasselbe jedoch einmal angebahnt, oder gar bereits eingetreten, so hat man mit den Chancen abgeschlossen und kann ohne innere Kämpfe handeln. Eine nächtliche Entführung wäre vielleicht gar nicht nothwendig gewesen; wir hätten vielmehr Abraham-Mamur vor Gericht angreifen können. Aber wir wußten ja nicht, wie die Verhältnisse lagen und welche rechtlichen und unrechtlichen Mittel ihm zu Gebote standen, sein Anrecht auf Senitza geltend zu machen. Nur von ihr erst konnten wir erfahren, was wir wissen mußten, um gegen ihn aufzutreten, und das konnten wir nur dann erfahren, wenn es uns gelang, sie hinter seinem Rücken in unsere Hände zu bekommen.

Nach einer kleinen Stunde hoben sich die dunklen Umriss des Gebäudes aus ihrer grauen, steinigen Umgebung hervor. Wir legten eine kurze Strecke unterhalb der Mauer an, und ich stieg zunächst ganz allein aus,

um zu recognosciren. Ich fand in der ganzen Umgebung des Hauses nicht die geringste Spur von Leben, und auch innerhalb der Mauern schien Alles in tiefster Ruhe zu liegen. Am Kanale lag das Boot Abraham's mit den Rudern. Ich stieg ein und brachte es neben unsern Kahn.

»Hier ist das Boot,« sagte ich zu den beiden Dienern. »Fahrt es ein wenig abwärts, füllt es mit Steinen und laßt es sinken. Die Ruder aber können wir gebrauchen. Wir nehmen sie in unser Boot herein, welches ihr nachher nicht anhängen laßt, sondern so bereit haltet, daß wir abstoßen können, sobald wir einsteigen. Isla Ben Maflei, folge mir!«

Ich verließ das Boot, und wir schlichen zum Kanale. Dessen Wasser blickten uns nicht sehr einladend entgegen. Ich warf einen Stein hinein und erkannte dadurch, daß der Kanal nicht tief sei. Isla zog seine Kleider aus und stieg hinein. Das Wasser reichte ihm bis an das Kinn.

»Wird es gehen?« frug ich ihn.

»Mit dem Schwimmen besser als mit dem Gehen. Der Kanal hat so viel Schlamm, daß er mir fast bis an die Kniee reicht.«

»Bist Du noch entschlossen?«

»Ja. Bringe meine Kleider mit zum Thore. Haidi, wohlan!«

Er hob die Beine empor, stieß die Arme aus und verschwand unter der Maueröffnung, durch welche das Wasser führte.

Ich verließ die Stelle nicht sofort, sondern ich wartete noch eine Weile, da es ja sehr leicht möglich war, daß etwas Unvorhergesehenes geschehen konnte, was meine Gegenwart wünschenswerth erscheinen ließ. Ich hatte das Richtige getroffen, denn eben wollte ich mich wenden, als der Kopf des Schwimmers in der Öffnung wieder erschien.

»Du kehrst zurück?«

»Ja. Ich konnte nicht weiter.«

»Warum?«

»Effendi, wir können Senitza nicht befreien!«

»Weßhalb nicht?«

»Die Mauer ist zu hoch – – «

»Es würde auch nichts helfen, wenn sie niedriger wäre, denn das Haus ist fest verschlossen.«

»Und der Kanal auch.«

»Verschlossen?«

»Ja.«

»Womit?«

»Mit einem starken Holzgitter.«

»Konntest Du es nicht entfernen?«

»Es widersteht aller meiner Kraft.«

»Wie weit ist der Ort von hier?«

»Das Gitter muß sich grad bei der Grundmauer des Hauses befinden.«

»Ich werde einmal nachsehen. Ziehe Dich an; halte meine Kleider und erwarte mich hier.«

Ich warf nur das Obergewand ab und stieg in das Wasser. Mich auf den Rücken legend, schwamm ich vorwärts. Der Kanal war auch im Garten nicht offen, sondern mit steinernen Platten bedeckt. Als ich nach meiner Berechnung das Haus erreicht haben mußte, stieß ich an das Gitter. Es war so breit und hoch wie der Kanal selbst, bestand aus starken, gut eingefügten Holzstangen und war mit eisernen Klammern an die Mauer befestigt. Die Vorrichtung hatte jedenfalls den Zweck, Thiere wie etwa Ratten, Wassermäuse usw. vom Bassin fernzuhalten. Ich rüttelte daran; es gab nicht nach, und ich mußte einsehen, daß es im ganzen nicht zu entfernen sei. Ich faßte einen einzelnen Stab mit beiden Händen, stemmte die hoch emporgezogenen Kniee hüben und drüben gegen die Mauer – ein Ruck aus allen Kräften, und die Stange zerbrach. Jetzt war eine Bresche da, und in Zeit von zwei Minuten hatte ich noch vier Stäbe herausgerissen, so daß eine Öffnung entstanden war, durch welche ich mich zwängen konnte.

Sollte ich zurückkehren, um Isla das Weitere zu überlassen? Nein, denn das wäre Zeitverschwendung gewesen. Ich befand mich nun einmal im Wasser und kannte ja auch die Örtlichkeit genauer als er. Ich passirte also die Öffnung, welche ich mir gemacht hatte, und schwamm weiter fort in dem Wasser, welches

durch den aufgewühlten Schlamm ganz dick war. Als ich mich nach meiner ungefähren Berechnung unter dem inneren Hofe befinden mußte, senkte sich plötzlich die Wölbung bis auf die Oberfläche des Wassers herunter, und ich wußte nun, daß ich mich in der Nähe des Bassins befand. Der Kanal glich von hier aus nur noch einer Röhre, welche so vollständig mit Wasser gefüllt war, daß die zum Athmen nöthige Luft fehlte. Die noch übrige Strecke mußte ich also unter Wasser durchkriechen oder tauchend durchschwimmen, was nicht nur höchst unbequem und anstrengend, sondern auch mit größter Gefahr verbunden war. Wie nun, wenn sich ein zweites, unvorhergesehenes Hinderniß in den Weg stellte und ich auch nicht so weit zurückkehren konnte, um den nöthigen Athem zu holen? – Oder wenn ich beim Empортаuchen bemerkt wurde? Es war doch immerhin möglich, daß sich Jemand in dem Hofe befand.

Diese Bedenken durften mich nicht irre machen. Ich sog die Lunge voll Athem, bog mich unter das Wasser und schob mich, halb schwimmend und halb gehend, mit möglichster Schnelligkeit vorwärts.

Eine ziemliche Strecke legte ich so zurück, und schon verspürte ich den eintretenden Luftmangel, als ich mit der Hand wirklich an ein neues Hinderniß stieß. Es war, wie ich fühlte, ein aus einem durchlöcherten Blech bestehendes Siebgitter, welches die ganze Lichte der Kanalröhre einnahm und jedenfalls so zu

sagen als Seiher oder Filter des schlammigen, trüben Wassers dienen sollte.

Bei dieser Entdeckung bemächtigte sich eine wirkliche Ängstlichkeit meiner.

Zurück konnte ich nicht mehr, denn ehe ich die Stelle zu erreichen vermochte, wo die höhere Wölbung des Kanals mir gestattet hätte, emporzutauchen und Athem zu schöpfen, war ich jedenfalls schon erstickt, und doch schien das ziemlich starke Siebwerk sehr haltbar befestigt zu sein. Hier gab es freilich nur zwei Fälle: entweder es gelang mir, hindurchzukommen, oder ich mußte elend ertrinken. Es war kein Augenblick zu verlieren.

Ich stemmte mich gegen das Blech – vergebens; ich drückte und preßte mit aller Gewalt dagegen, doch ohne Erfolg. Und wenn ich hindurchkam und hinter ihm nicht sofort das Bassin sich befand, so war ich dennoch verloren. Ich hatte nur noch Luft und Kraft für eine Sekunde; es war mir, als wolle eine fürchterliche Gewalt mir die Lunge zerbersten und den Körper zersprengen – noch eine letzte, die allerletzte Anstrengung; Herr Gott im Himmel, hilf, daß es mir gelingt! Ich fühle den Tod mit nasser, eisiger Hand nach meinem Herzen greifen; er packt es mit grausamer, unerbittlicher Faust und drückt es vernichtend zusammen; die Pulse stocken; die Besinnung schwindet; die Seele sträubt sich mit aller Macht gegen das Entsetzliche; eine krampfhaft, tödtliche Expansion dehnt die erstarrenden Sehnen

und Muskeln aus – ich höre keinen Krach, kein Geräusch, aber der Kampf des Todes hat vermocht, was dem Leben nicht gelingen wollte – das Sieb weicht, es geht aus den Fugen, ich fuhr empor. Ein langer, langer, tiefer Athemzug, der mir augenblicklich das Leben wiederbrachte, dann tauchte ich wieder unter. Es konnte ja Jemand im Hofe sein und meinen Kopf bemerken, der grad in der Mitte der kleinen Wasserfläche sichtbar geworden war. Am Rande derselben kam ich vorsichtig wieder auf und blickte mich um.

Es schien kein Mond, aber die Sterne des Südens verbreiteten ein genügendes Licht, um alle Gegenstände unterscheiden zu können. Ich stieg aus dem Bassin und wollte mich leise an die Mauer schleichen, als ich ein leises Knacken vernahm. Ich blickte empor zu den Gittern, hinter denen die Frauengemächer lagen. Hier, rechts über mir war die Stelle, an welcher ich den Riegelstab entfernt hatte, und links davon bemerkte ich eine Spalte in der Vergitterung desjenigen Zimmers, in welches ich nicht hatte treten dürfen. Es war jedenfalls das Schlafzimmer Senitza's. War sie wach geblieben, um mich zu erwarten? Kam das Knacken von dem Gitter, welches sie auch in ihrer Stube geöffnet hatte? War dies der Fall, so hatte sie mich aus dem Wasser steigen sehen und sich jetzt wieder zurückgezogen, da sie mich unmöglich erkennen konnte.

Ich schlich näher und legte die Hände rund um den Mund.

»Senitza!« flüsterte ich leise.

Da wurde die Spalte größer, und ein dunkles Köpfchen erschien.

»Wer bist Du?« hauchte es herab.

»Der Hekim, welcher bei Dir war.«

»Du kommst, mich zu retten?«

»Ja. Du hast es geahnt und meine Worte verstanden?«

»Ja. Bist Du allein?«

»Isla Ben Maflei ist draußen.«

»Ach! Er wird getödtet werden!«

»Von wem?«

»Von Abraham. Er schläft nicht des Nachts; er wacht. Und die Wärterin liegt in dem Raume neben mir. Halt – horch! Oh, fliehe schnell!«

Dort hinter der Thür, welche zum Selamlük führte, ließ sich ein Geräusch vernehmen. Die Spalte oben schloß sich, und ich eilte augenblicklich zum Bassin zurück. Dort war der einzige Ort, wo ich Zuflucht finden konnte. Vorsichtig, damit das Wasser keine Wellen werfen sollte, die mich verrathen hätten, glitt ich hinein.

Kaum war dies geschehen, so öffnete sich die Thür, und es erschien die Gestalt Abraham's, der langsam und spähend den Hof umschritt. Ich stand bis zum Munde im Wasser, und mein Kopf war hinter der Einfassung des Bassin verborgen, so daß mich der Egyptianer nicht gewahr werden konnte. Dieser überzeugte sich,

daß das Thor noch verschlossen sei, und verschwand, nachdem er die Runde vollendet hatte, wieder in dem Selamlük.

Jetzt stieg ich wieder aus dem Wasser, glitt zum Thore, schob den Riegel zurück und öffnete. Ich stand im Garten. Rasch eilte ich quer über denselben hinweg, um nun auch das Mauerthor zu öffnen, und dann wollte ich um die Ecke biegen, Isla Ben Maflei zu holen, als dieser eben erschien.

»Hamdulillah, Preis sei Gott, Effendi! Es ist Dir gelungen.«

»Ja, Aber ich kämpfte mit dem Tode. Gib mir mein Gewand!«

Hose und Weste trieften mir von Wasser; ich warf nur die Jacke darüber, um nicht in meinen Bewegungen gehindert zu sein.

»Ich sprach bereits mit Senitza.«

»Ist es wahr, Effendi?«

»Sie hatte mich verstanden und erwartete uns.«

»O komm! Schnell, schnell!«

»Warte noch!«

Ich ging in den Garten, um eine der Stangen zu holen, welche ich gleich bei meiner ersten Anwesenheit bemerkt hatte. Dann traten wir in den Hof. Die Spalte oben im Gitterwerke hatte sich bereits wieder geöffnet.

»Senitza<sup>1</sup> mein Stern, mein – –« rief Isla mit unterdrückter Stimme, als ich emporgezeigt hatte. Ich unterbrach ihn:

»Um Alles in der Welt, still! Hier ist keine Zeit zu Herzensergüssen. Du schweigst, und nur ich rede!«

Dann wandte ich mich empor zu ihr:

»Bist Du bereit, mit uns zu gehen?«

»Oh, ja!«

»Durch die Zimmer geht es nicht?«

»Nein. Aber drüben hinter den hölzernen Säulen liegt eine Leiter.«

»Ich hole sie!«

Wir brauchten also weder die Stange noch den mitgebrachten Strick. Ich ging und fand die Leiter. Sie war fest. Als ich sie angelehnt hatte, stieg Isla empor. Ich schlich unterdessen nach der Thür zum Selamlük, um zu horchen.

Es dauerte einige Zeit, ehe ich die Gestalt des Mädchens erscheinen sah. Sie stieg herab, und Isla unterstützte Sie dabei. In dem Augenblicke, in welchem sie den Boden erreichten, erhielt die Leiter einen Stoß; sie schwankte und stürzte mit einem lauten Krach zu Boden.

»Flieht! Schnell nach dem Boote!« warnte ich.

Sie eilten nach dem Thore, und zu gleicher Zeit hörte ich Schritte hinter der Thür. Abraham hatte das Geräusch vernommen und kam herbei. Ich mußte den

---

<sup>1</sup>Senitza ist serbisch und heißt deutsch Augapfel.

Fliehenden den Rückzug decken und folgte ihnen also mit nicht zu großer Schnelligkeit. Der Egyptianer bemerkte mich, sah auch die umgestürzte Leiter und das geöffnete Gitter.

Er stieß einen Schrei aus, der von allen Bewohnern des Hauses gehört werden mußte.

»Chirsytz, hajdut, Dieb, Räuber, halt! Herbei, herbei, Ihr Männer, Ihr Leute, Ihr Sklaven! Hülfe!«

Mit diesen laut gebrüllten Worten sprang er hinter mir her. Da der Orient keine Betten nach Art der unseren kennt und man meist in den Kleidern auf dem Divan schläft, so waren die Bewohner des Hauses alsbald auf den Beinen.

Der Egyptianer war hart hinter mir. Am Außenthore blickte ich mich um. Er war nur zehn Schritte von mir entfernt, und dort an dem inneren Thore erschien bereits ein zweiter Verfolger.

Draußen bemerkte ich nach rechts Isla Ben Maflei mit Senitza fliehen; ich wandte mich also nach links. Abraham ließ sich täuschen. Er sah nicht sie, sondern nur mich und folgte mir. Ich sprang um die eine Ecke, in der Richtung nach dem Flusse zu, oberhalb des Hauses, während unser Boot unterhalb desselben lag. Dann rannte ich um die zweite Ecke, das Ufer entlang.

»Halt, Bube! Ich schieße!« erscholl es hinter mir.

Er hatte also die Waffen bei sich gehabt. Ich eilte weiter. Traf mich seine Kugel, so war ich todt oder gefangen, denn hinter ihm folgten seine Diener, wie ich

aus ihrem Geschrei vernahm. Der Schuß krachte. Er hatte im Laufen gezielt, statt dabei stehen zu bleiben; das Geschloß flog an mir vorüber. Ich that, als sei ich getroffen, und warf mich zur Erde nieder.

Er stürzte an mir vorbei, denn er hatte nun das Boot bemerkt, in welches Isla eben mit Senitza einstieg. Gleich hinter ihm sprang ich wieder auf. Mit einigen weiten Sprüngen hatte ich ihn erreicht, packte ihn im Nacken und warf ihn nieder.

Das Geschrei der Fellatah erscholl aber jetzt hinter mir. Sie waren mir sehr nahe, da ich mit dem Niederwerfen Zeit und Raum verloren hatte; aber ich erreichte den Kahn und sprang hinein. Sofort stieß Halef vom Ufer, von welchem wir bereits mehrere Bootslängen entfernt waren, als die Verfolger dort ankamen.

Abraham hatte sich wieder emporgerafft. Er überblickte die ganze Situation.

»Geri,« brüllte er: »geri erkekler – zurück, zurück, Ihr Männer! Geri doghru kajika – zurück, nach dem Boote!«

Alle wandten sich um in der Richtung nach dem Kanale, wo ihr Kahn gelegen hatte. Abraham kam zuerst an und stieß einen Schrei der Wuth aus. Er sah, daß das Boot verschwunden war.

Wir hatten unterdessen die ruhigeren Gewässer des Ufers verlassen und das schneller strömende Wasser erreicht; Halef und der Barbier aus Jüterbogk ruderten; auch ich nahm eines der aus dem Boote Abraham's

genommenen Ruder; Isla that dasselbe, und so schoß unser Kahn sehr schnell stromabwärts.

Es wurde kein Wort gesprochen; unsere Stimmung war nicht danach, in Worte gefaßt zu werden.

Während des ganzen Abenteuers war doch eine längere Zeit vergangen, so daß jetzt bereits sich der Horizont röthete und man die nebellosen Wasser des Niles weithin zu überblicken vermochte. Noch immer sahen wir Abraham mit den Seinigen am Ufer stehen, und weiter oben erschien ein Segel, welches in dem Morgenroth erglühte.

»Ein Sandal!« meinte Halef.

Ja, es war ein Sandal, eine jener lang gebauten, stark bemannten Barken, welche so schnell segeln, daß sie fast mit einem Dampfer um die Wette gehen.

»Er wird den Sandal anrufen und uns auf demselben verfolgen,« sagte Isla.

»Hoffentlich ist der Sandal ein Kauffahrer, der nicht auf ihn hört!«

»Wenn Abraham dem Reïs eine genügende Summe bietet, wird dieser sich nicht weigern.«

»Auch in diesem Falle würden wir einen guten Vorsprung gewinnen. Ehe der Sandal anlegt und der Reïs mit Abraham verhandelt hat, vergeht einige Zeit. Auch muß sich Abraham, ehe er an Bord gehen kann, mit allem versehen, was zu einer längeren Reise nothwendig ist, da er nicht wissen kann, welche Ausdehnung die Verfolgung haben wird.«

Das Segel entschwand jetzt unseren Blicken, und wir machten eine so schnelle Fahrt, daß wir nach kaum einer halben Stunde die Dahabië zu Gesicht bekamen, welche uns weiter tragen sollte.

Der alte Abu el Reisah lehnte an der Brüstung des Sternes. Er sah, daß eine weibliche Person im Boote saß, und wußte also, daß unser Unternehmen gelungen sei, wenigstens gelungen bis zu diesem Augenblick.

»Legt an,« rief er. »Die Treppe ist niedergelassen!«

Wir stiegen an Bord, und das Boot wurde am Steuer befestigt. Dann ließ man die Seile gehen und zog die Segel auf. Das Fahrzeug drehte den Schnabel vom Land ab; der Wind legte sich in das Leinen, und wir strebten der Mitte des Stromes zu, welcher uns nun abwärts trug.

Ich war zum Reïs getreten.

»Wie ging es?« frug er mich.

»Sehr gut. Ich werde es Dir erzählen; doch sage mir vorher, ob ein guter Sandal Dein Fahrzeug einholen könnte.«

»Werden wir verfolgt?«

»Ich glaube es nicht, doch ist es möglich.«

»Meine Dahabië ist sehr gut, aber ein guter Sandal holt jede Dahabië ein.«

»So wollen wir wünschen, daß wir unverfolgt bleiben!«

Ich erzählte nun den Hergang unseres Abenteuers und ging dann nach der Kajüte, um meine noch immer feuchten Kleider zu wechseln. Sie war in zwei Theile getheilt, einen kleinen und einen größeren. Der erstere war für Senitza und der letztere für den Kapitän, Isla Ben Maflei und mich bestimmt.

Es waren vielleicht zwei Stunden seit unserer Abfahrt vergangen, als ich oberhalb unseres Schiffes die Spitze eines Segels bemerkte, welches sich immer mehr vergrößerte. Als der Rumpf sichtbar wurde, erkannte ich den Sandal, welchen wir in der Frühe gesehen hatten.

»Siehst Du das Schiff?« frug ich den Reïs.

»Allah akbar, Gott ist groß, und Deine Frage ist auch groß,« antwortete er mir. »Ich bin ein Reïs und sollte ein Segel nicht sehen, welches so nahe hinter dem meinigen steuert!«

»Ob es ein Fahrzeug des Khedive ist?«

»Nein.«

»Woraus erkennst Du dies?«

»Ich kenne diesen Sandal sehr genau.«

»Ah!«

»Er gehört dem Reïs Chalid Ben Mustapha.«

»Kennst Du diesen Chalid?«

»Sehr; aber wir sind keine Freunde.«

»Warum?«

»Ein ehrlicher Mann kann nicht der Freund eines Unehrlichen sein.«

- »Hm, so ahnt mir etwas.«
- »Was?«
- »Daß sich Abraham-Mamur an seinem Bord befindet.«
- »Werden es sehen!«
- »Was wirst Du thun, wenn der Sandal sich an die Dahabië legen will?«
- »Ich muß es zugeben. Das Gesetz sagt es so.«
- »Und wenn ich es nicht zugebe?«
- »Wie wolltest Du dies anfangen? Ich bin der Reïs meiner Dahabië und habe nach den Vorschriften des Gesetzes zu handeln.«
- »Und ich bin der Reïs meines Willens.«
- Jetzt trat Isla zu uns. Ich wollte ihm keine zudringliche Frage vorlegen, aber er begann selbst:
- »Kara Ben Nemsî, Du bist mein Freund, der beste Freund, den ich gefunden habe. Soll ich Dir erzählen, wie Senitza in die Hände des Egypters gekommen ist?«
- »Ich möchte es sehr gern hören, doch zu einer solchen Erzählung gehört die Ruhe und Sammlung, welche wir jetzt nicht haben können.«
- »Du bist unruhig? Weißhalb?«
- Er hatte das hinter uns segelnde Fahrzeug noch nicht bemerkt.
- »Drehe Dich um, und siehe diesen Sandal.«
- Er wandte sich um.
- »Ist Abraham an Bord?«

»Ich weiß es nicht, aber es ist sehr leicht möglich, weil der Kapitän ein Schurke ist, der sich von Abraham erkaufen lassen wird.«

»Woher weißt Du, daß er ein Schurke ist?«

»Abu el Reisahn sagt es.«

»Ja,« bestätigte dieser; »ich kenne diesen Kapitän und kenne auch sein Schiff. Selbst wenn es weiter entfernt wäre, würde ich es an seinem Segel erkennen, welches dreifach ausgebessert und zusammengeflickt ist.«

»Was werden wir thun?« frug Isla.

»Zunächst abwarten, ob Abraham sich an Bord befindet.«

»Und wenn er da ist?«

»So kommt er nicht zu uns herüber.«

Unser Schiffsführer prüfte den Fortgang des Sandal und denjenigen, den wir selbst machten, und meinte dann:

»Er kommt uns immer näher. Ich werde eine Triektha<sup>1</sup> beisetzen lassen.«

Dies geschah, aber ich merkte bereits nach einigen Minuten, daß die Entscheidung dadurch höchstens verzögert, nicht aber aufgehoben werde. Der Sandal kam uns immer näher; endlich war er nur noch eine Schiffslänge von uns entfernt und ließ das eine Segel fallen, um seine Schnelligkeit zu vermindern. Wir sahen Abraham-Mamur auf dem Deck stehen.

---

<sup>1</sup>Kleineres Segel.

»Er ist da!« sagte Isla.

»Wo steht er?« frug der Reis.

»Ganz vorn am Buge.«

»Dieser? Kara Ben Nemsi, was thun wir? Sie werden uns ansprechen, und wir müssen ihnen antworten.«

»Wer hat nach Deinen Gesetzen zu antworten?«

»Ich, der Inhaber meiner Dahabië.«

»Merke auf, was ich Dir sage, Abu el Reïssahn. Bist Du bereit, mir Dein Schiff von hier bis Kahira zu vermieten?«

Der Kapitän sah mich erstaunt an, begriff dann aber gleich, was ich für einen Zweck verfolgte.

»Ja,« antwortete er.

»Dann bin also ich der Inhaber?«

»Ja.«

»Und Du als Reis mußt thun, was ich will?«

»Ja.«

»Und bist für nichts verantwortlich?«

»Nein.«

»Gut. Rufe Deine Leute zusammen!«

Auf seinen Ruf kamen Alle herbei.

»Ihr Männer, ich sage Euch, daß dieser Effendi, welcher Kara Ben Nemsi heißt, unsere Dahabië von hier bis nach Kahira gemiethet hat,« erklärte ihnen der Kapitän. »Ist es nicht so?«

»Ja, es ist so,« bestätigte ich.

»Ihr könnt mir also bezeugen, daß ich nicht mehr Herr des Schiffes bin?« frug er die Leute.

»Wir bezeugen es.«

»So geht an Eure Plätze. Das aber müßt Ihr wissen, daß ich die Leitung des Schiffes behalte, denn Kara Ben Nemsi hat es mir befohlen.«

Sie entfernten sich, sichtlich befremdet über die sonderbare Mittheilung, welche ihnen geworden war.

Mittlerweile war der Sandal in gleiche Linie mit uns gekommen. Der Kapitän desselben, ein alter langer, sehr hagerer Mann, mit einer Reiherfeder auf dem Tarbusch, trat an die Bordung und frug herüber:

»Ho, Dahabië, welcher Reis?«

Ich neigte mich vor und antwortete:

»Reis Hassan.«

»Hassan Abu el Reisah?«

»Ja.«

»Schön, kenne ihn,« antwortete er mit schadenfroher Miene. »Ihr habt ein Weib an Bord?«

»Ja.«

»Gebt es heraus!«

»Chalid Ben Mustapha, Du bist verrückt!«

»Wird sich finden. Wir werden bei Euch anlegen.«

»Das werden wir verhindern.«

»Wie willst Du dies anfangen?«

»Das will ich Dir sofort zeigen. Merke auf die Feder an Deinem Tarbusch!«

Ich erhob sehr schnell die Büchse, welche ich, ohne daß er sie gesehen hatte, bereit gehalten hatte, zielte und drückte los. Die Feder flog herab. Selbst das

entsetzlichste Unglück hätte den würdigen Ben Mustapha nicht so in Aufregung versetzen können, wie dieser Warnungsschuß. Er fuhr so hoch in die Luft, als beständen seine hageren Gliedmaßen aus elastischem Gummi, hielt sich den Kopf mit beiden Händen und floh hinter den Mast.

»Jetzt weißt Du, wie ich schieße, Ben Mustapha,« rief ich hinüber. »Wenn Dein Sandal noch eine einzige Minute bei uns backseits fährt, so schieße ich Dir nicht die Feder vom Tarbusch, sondern die Seele aus dem Leibe; darauf kannst Du Dich verlassen!«

Diese Drohung hatte eine augenblickliche Wirkung. Er eilte an das Steuer, riß es aus den Händen dessen, der es bisher regiert hatte, und drehte ab. In zwei Minuten befand sich der Sandal in einer solchen Entfernung von uns, daß ihn meine Kugel nicht erreichen konnte.

»Jetzt sind wir für den Augenblick sicher,« meinte ich.

»Er wird nicht wieder so nahe kommen,« stimmte Hassan bei; »aber er wird uns auch nicht aus dem Auge lassen, bis wir irgendwo an das Ufer legen, wo er die Hilfe des Gesetzes in Anspruch nehmen wird.«

»Die fürchte ich nicht.«

»Ich auch nicht, seit das Schiff Dir gehört. Ich fürchte etwas Anderes.«

»Was?«

»Das da!«

Er deutete mit der Hand hinaus auf das Wasser, und wir verstanden sogleich, was er sagen wollte.

Schon seit einiger Zeit hatten wir bemerkt, daß die Wogen mit größerer Gewalt und Schnelligkeit vorwärts strebten als vorher, und die jetzt felsig gewordenen Ufer einander immer näher traten. Wir näherten uns nämlich einer jener Stromschnellen, welche, mehr oder weniger gefahrdrohend für den Schiffer, dem Verkehr auf dem Nile fast unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen. Jetzt mußte die Feindschaft der Menschen schweigen, damit sich die ungetheilte Aufmerksamkeit Aller auf das drohende Element richten konnte. Die Stimme des Reïs tönte laut schallend über das Deck:

»Blickt auf, Ihr Männer, der Schellahl kommt, der Katarakt! Tretet zusammen und betet die heilige Fatcha!«

Die Leute folgten seinem Gebote und begannen:

»Behüte uns, o Herr, vor dem von Dir gesteinigten Teufel!«

»Im Namen des Allbarmherzigen!« intonierte der Reïs.

Darauf fielen die andern ein und beteten die Fatcha, die erste Sure des Kuran.

Ich muß gestehen, daß dieses Gebet auch mich ergriff, aber nicht aus Furcht vor der Gefahr, sondern aus Ehrfurcht vor der tief im Herzen wurzelnden Religiosität dieser halbwildern Menschen, welche nichts thun

und beginnen, ohne sich Dessen zu erinnern, der in dem Schwachen mächtig ist.

»Wohlan, Ihr jungen Männer, Ihr muthigen Helden, geht an Euere Plätze,« gebot nun der Führer; »der Strom hat uns ergriffen.«

Das Commando eines Nilschiffes läuft nicht so ruhig und exact ab, wie die Führung eines europäischen Fahrzeuges. Das heiße Blut des Südens rollt durch die Adern und treibt in der Gefahr den Menschen von dem Extreme der ausschweifendsten Hoffnung herab auf dasjenige der tiefsten Niedergeschlagenheit und Verzweiflung. Alles schreit, ruft, brüllt, heult, betet oder flucht im Augenblicke der Gefahr, um im nächsten Momente, wenn diese Gefahr vorübergegangen ist, noch lauter zu jubeln, zu pfeifen, zu singen und zu jauchzen. Dabei arbeitet ein Jeder mit Anspannung aller seiner Kräfte, und der Schiffsführer springt von Einem zum Andern, um Jeden anzufeuern, tadelt die Säumigen in Ausdrücken, wie sie nur ein Araber sich auszusinnen vermag, und belohnt die andern mit den süßesten, zärtlichsten Namen, unter denen sich das Wort ›Held‹ am meisten wiederholt. Hassan hatte sich auf das Passiren der Stromschnelle vorbereitet und Reservemannschaft eingenommen. Jedes Ruder war doppelt besetzt, und am Steuer standen drei Barkenführer, welche jeden Fußbreit des Stromes hier an dieser gefährlichen Stelle kannten.

Mit furchtbarer Gewalt rauschten die Wogen jetzt über die von dem Wasser kaum bedeckten Felsblöcke; die Wellen stürzten schäumend über das Deck, und der Donner des Kataraktes übertäubte jedes, auch das lauteste Commandowort. Das Schiff stöhnte und krachte in allen Fugen; die Ruder versagten ihre Dienste, und, dem Steuer vollständig ungehorsam, tobte die Dahabië durch die kochenden Gewässer.

Da treten die schwarzen, glänzenden Felsen vor uns eng zusammen und lassen nur noch ein Thor offen, welches kaum die Breite unseres Schiffes besitzt. Die Wogen werden förmlich durch dasselbe hindurchgepreßt und stürzen sich in einem dicken, mächtigen Strahle nach unten in ein Becken, welches übersät ist von haarscharfen und nadelspitzen Steinblöcken.

Mit sausender Hast schießen wir dem Thore zu. Die Ruder werden eingezogen. Jetzt, jetzt sind wir im furchtbaren Loche, dessen Wände uns zu beiden Seiten so nahe sind, daß wir sie mit den Händen erreichen können. Als wolle es uns hinaustreiben in die Luft, so schleudert uns die rasende Gewalt der Strömung über die sprühenden, gichtspritzen Kämme des Falles hinaus, und wir stürzen hinab in den Schlund des Kessels. Es brodeln, spritzt, rauscht, tobt, donnert und brüllt um uns her; da packt es uns wieder mit unwiderstehlicher Macht und reißt uns eine schief abfallende Ebene hinab, deren Wasserfläche glatt und

freundlich vor uns liegt, aber grad unter dieser Glätte die gefährlichste Tücke birgt, denn wir schwimmen nicht, nein, wir fallen, wir stürzen mit rapider Vehemenz die abschüssige Bahn hinab und — — —

»Allah kerihm, Gott ist gnädig!« ertönt jetzt so schrill Hassan's Stimme, daß sie gehört werden kann. »Allah il Allah, an die Ruder, an die Ruder, Ihr Jünglinge, Ihr Männer, Ihr Helden, Ihr Tiger, Panther und Löwen! Der Tod liegt vor Euch, seht Ihr es denn nicht? Amahl, amahl, ia Allah amahl — macht, macht, bei Gott, macht, Ihr Hunde, Ihr Feiglinge, Ihr Schurken und Katzen, arbeitet, arbeitet, Ihr Wackern, Ihr Guten, Ihr Helden, Ihr Unvergleichlichen, Erprobten und Auserwählten!«

Wir schießen einer Scheere zu, welche sich grad vor uns öffnet und uns im nächsten Augenblicke vernichten wird. Die Felsen sind so scharf, und der Fall des Stromes ist so reißend, daß von dem Schiffe kein Handgroß von Holz beisammen bleiben kann, wie es scheint.

»Allah ia Sahtir, o Du Bewahrer, hilf! Links, links, Ihr Hunde, Ihr Geier, Ihr Rattenfresser, Ihr Aasverdauer, links, links mit dem Steuer, Ihr Braven, Ihr Herrlichen, Ihr Väter aller Helden! Allah, Allah, Maschallah — Gott thut Wunder, ihm sei Dank!«

Das Schiff hat den fast übermenschlichen Anstrengungen gehorcht und ist vorübergeflogen. Für einige Augenblicke befinden wir uns im ruhigen Fahrwasser,

und alles stürzt sich auf die Kniee, um dem Allmächtigen zu danken.

»Esch'hetu inu la il laha il Allah!« tönt es jubelnd über das Deck hin – »bezeuge, daß es nur einen Gott gibt! Sellem aaleina baraktak, begnadige uns mit Deinem Segen!«

Da kommt es hinter uns hergeschossen, wie von der Sehne eines Bogens geschnell. Es ist der Sandal, welcher dieselben Gefahren hinter sich hat, wie wir. Seine Schnelligkeit ist jetzt wieder größer als die unserige, und er muß daher an uns vorüber. Aber das offene Fahrwasser ist so schmal, daß wir nur mit Mühe auszuweichen vermögen, und fast Bord an Bord rauscht er vorüber. Am Maste lehnt Abraham-Mamur, die Rechte hinter sich versteckend. Mir grade gegenüber reißt er die verborgen gehaltene, lange arabische Flinte an die Wange – ich werfe mich nieder – die Kugel pfeift über mir weg, und im nächsten Augenblick ist der Sandal uns weit voran.

Alle haben den Mordversuch gesehen, aber Niemand hat Zeit zur Verwunderung oder zum Zorne, denn die Strömung packt uns wieder und treibt uns in ein Labyrinth von Klippen.

Da erschallt vor uns ein lauter Schrei. Der Sandal wurde von der Macht des Schellahl an einen Felsen geworfen; die Schiffer schlagen die Ruder in die Flut, und das nur leicht beschädigte Fahrzeug schießt, von den

Wogen wieder gefaßt, befreit davon. Aber bei dem Stoße ist ein Mensch über Bord gefallen; er hängt im Wasser, sich verzweiflungsvoll an die Klippe klammernd. Ich ergreife einen der vorhandenen Dattelbaststricke, eile an das Seitenbord und werfe ihn dem Bedrohten zu. Er faßt darnach – ergreift ihn – wird emporgezogen – es ist – Abraham-Mamur.

Sobald er das Verdeck glücklich erreicht hatte, schüttelte er das Wasser aus seinen Kleidern und stürzte dann mit geballten Fäusten auf mich zu.

»Hund, Du bist ein Räuber und Betrüger!«

Ich erwartete ihn stehenden Fußes, und meine Haltung bewirkte, daß er vor mir stehen blieb, ohne seine Fäuste in Anwendung zu bringen.

»Abraham-Mamur, sei höflich, denn Du befindest Dich nicht in Deinem Hause. Sagst Du nur noch ein Wort, welches mir nicht gefällt, so lasse ich Dich an den Mast binden und durchpeitschen!«

Die größte Beleidigung für einen Araber ist ein Schlag, und die zweitgrößte ist die Drohung, ihn zu schlagen. Abraham machte eine Bewegung, bezwang sich aber augenblicklich.

»Du hast mein Weib an Bord!« rief er.

»Nein.«

»Du sagst mir nicht die Wahrheit!«

»Ich sage sie, denn die ich an Bord habe, ist nicht Dein Weib, sondern die Verlobte dieses jungen Mannes, welcher neben Dir steht.«

Er stürzte auf die Kajüte zu, dort aber trat ihm Halef entgegen.

»Abraham-Mamur, ich bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas; dieses hier sind meine zwei Pistolen, und ich werde Dich niederschließen, sobald Du irgend wohin gehen willst, wohin zu gehen mein Herr Dir verbietet!«

Mein kleiner Halef machte ein Gesicht, dem der Egypter es ansehen konnte, daß es ihm mit dem Schießen Ernst sei. Er wandte sich daher ab und schnaubte:

»So werde ich Euch verklagen, sobald Ihr an das Land geht, um Eure Hilfsmatrosen abzusetzen.«

»Thue es. Bis dahin aber bist Du nicht mein Feind, sondern mein Gast, so lange Du Dich friedlich benimmst.«

Die Stromschnelle war in ihren gefährlichen Stellen glücklich durchschiffte, und wir konnten uns nun mit der nöthigen Muße unserer Angelegenheit zuwenden.

»Willst Du uns jetzt erzählen, auf welche Weise Senitza in die Hand dieses Menschen geraten ist?« frug ich Isla.

»Ich will sie holen,« antwortete er; »sie mag es Euch selbst erzählen.«

»Nein; sie mag in der Kajüte bleiben, denn ihr Anblick würde den Egypter erbittern und zum Äußersten reizen. Sage uns vor allen Dingen, ob sie Mohammedanerin oder Christin ist.«

»Sie ist eine Christin.«

»Von welcher Konfession?«

»Von der, welche Ihr griechisch nennt.«

»Sie ist nicht seine Frau geworden?«

»Er hat sie gekauft.«

»Ah! Ist es möglich?«

»Ja. Die Montenegrinerinnen gehen nicht verschleiert. Er hat sie in Scutari gesehen und ihr gesagt, er liebe sie, und sie solle sein Weib werden; sie aber hat ihn ausgelacht. Dann ist er in die Czernagora zu ihrem Vater gekommen und hat eine große Summe geboten, um sie von ihm zu kaufen; dieser jedoch hat ihn zur Thüre hinausgeworfen. Dann hat er den Vater der Freundin bestochen, bei welcher Senitza oft zu Besuch war, und dieser ist auf den Handel eingegangen.«

»Wie?«

»Dieser Mensch hat sie für seine Sklavin ausgegeben, hat sie an Abraham-Mamur verkauft und ihm eine Schrift darüber ausgehändigt, in welcher sie für eine cirkassische Sklavin gilt.«

»Ah, darum also ist diese Freundin mit ihrem Vater so plötzlich verschwunden!«

»Nur darum. Er hat sie dann auf ein Schiff gebracht und ist mit ihr erst nach Cypern, dann nach Egypten gefahren. Das übrige ist Euch bekannt.«

»Wie hieß der Mann, der sie verkaufte?« frug ich unwillkürlich.

»Barud el Amasat.«

»El Amasat – el Amasat – dieser Name kommt mir sehr bekannt vor. Wo habe ich ihn gehört? War dieser Mensch ein Türke?«

»Nein, sondern ein Armenier.«

Ein Armenier – – ah, jetzt wußte ich es! Hamd el Amasat, jener Armenier, welcher uns auf dem Schott Dscherid verderben wollte und dann aus Kbilli entflohen – war es derselbe? – Nein, denn die Zeit stimmte nicht.

»Weißt Du nicht,« frug ich Isla, »ob dieser Barud el Amasat einen Bruder hat?«

»Nein; Senitza weiß es auch nicht; ich habe sie nach dieser Familie sehr genau befragt.«

Da kam der Diener Hamsad el Dscherbaja herbei und wandte sich an mich:

»Herr Effendim, ich habe Sie was zu sagen.«

»Sprich!«

»Wie heißt dieser egyptische Thunichtjut?«

»Abraham-Mamur.«

»So! Dat will also een Mamur jewesen sein?«

»Allerdings.«

»Dat lassen Sie sich man nur nicht weis machen, denn ich kenne diesen Menschen besser als er mir!«

»Ah! Wer ist er?«

»Ich habe ihn jesehen als Eenen, der die Bastonnade kriegte, und weil es die erste Bastonnade war, so habe ich mir sehr eingehend nach ihm erkundigt.«

»Nun, wer und was ist er?«

»Er war bei die persische Jesandtschaft Attaschah oder so etwas und hat een Jeheimniß verraten oder so unjefähr. Er hat todt jemacht werden sollen, aber weil er Gönner jehabt hat, so ist es bei der Absetzung mit Bastonnade jeblieben. Sein Name ist Dawuhd Arafim.«

Daß der Barbier aus Jüterbogk diesen Mann kannte, war ein ganz staunenswerter Zufall, und nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich hatte ihn gesehen, und zwar in Ispahan auf dem Almeidan-Shah, wo er auf ein Kameel gebunden wurde, um als Gefangener nach Constantinopel geschafft zu werden. Mein Weg führte mich damals eine kurze Strecke mit derselben Karavane, und so kam es, daß er auch mich gesehen und sich jetzt wieder meiner erinnert hatte.

»Ich danke Dir, Hamsad, für diese Mittheilung, behalte sie aber jetzt noch für Dich.«

Nun war mir nicht im Mindesten mehr bange bei dem Gedanken, daß Abraham mich verklagen werde. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich konnte die Vermutung nicht zurückweisen, daß er mit Barud el Amasat, welcher Senitza an ihn verkauft hatte, nicht erst durch das Mädchen bekannt geworden war. Abraham war ein degradierter Beamter, ein Gefangener gewesen und hatte sogar die Bastonnade erhalten – jetzt trat er als Mamur auf und besaß ein Vermögen – dies waren Umstände, welche mir sehr zu denken gaben.

Ich zog es vor, die Mittheilung des Barbiers jetzt noch Niemand zu sagen, damit Abraham nicht merke, daß er durchschaut worden sei.

Am nächsten Landeplatze mußten die oberhalb der Stromschnelle auf die Dahabië genommenen Schiffer wieder an das Land gesetzt werden. Unser Fahrzeug wandte sich daher dem Ufer zu.

»Werden wir Anker werfen oder nicht?« frug ich den Reïs.

»Nein, ich lenke sofort um, wenn die Männer das Schiff verlassen haben.«

»Warum?«

»Um die Polizei zu vermeiden.«

»Und Abraham?«

»Wird mit den Schiffen an das Ufer gebracht.«

»Ich fürchte die Polizei nicht.«

»Du bist ein Fremdling im Lande und stehst unter Deinem Consul. Man kann Dir also nichts thun. Ah!«

Dieser letzte Ausruf galt einem Boote, welches mit bewaffneten, finster blickenden Männern besetzt war. Es waren Khawassen – Polizisten.

»Du wirst wohl nicht sofort umlenken,« meinte ich zu Hassan.

»Und doch, wenn Du es befehlst. Ich habe nur Dir zu gehorchen.«

»Ich befehle es nicht; ich möchte im Gegentheile die hiesige Polizei einmal kennen lernen.«

Das Boot legte bei uns an, und alle seine Insassen stiegen an Bord, noch ehe wir das Ufer erreicht hatten. Die Bemannung des Sandal war hier auch gelandet, hatte erzählt, daß Abraham im Schellahl ertrunken sei, und auch von dem Frauenraube berichtet. Sodann war, wie wir später erfuhren, der alte Reïs Chalid Ben Mustapha eilenden Fußes zum Richter gelaufen und hatte eine so wohlgesetzte Rede gehalten über mich, den ungläubigen Mörder, Aufrührer, Räuber und Empörer, daß ich eigentlich sehr zufrieden sein mußte, nur mit dem Hängen oder Säcken davonzukommen.

Da die Gerechtigkeit jener Länder von der wichtigen Erfindung der Actenstöße noch keine Notiz genommen hat, so wird in Rechtsfällen überaus schnell und summarisch verfahren.

»Wer ist der Reïs dieses Schiffes?« frug der Anführer der Khawassen.

»Ich.«

»Wie heißest Du?«

»Hassan Abu el Reïahn.«

»Hast Du auf Deinem Schiffe einen Effendi, einen Hekim, der ein Ungläubiger ist?«

»Da steht er und heißt Kara Ben Nemsî.«

»Und ist hier auf Deinem Schiffe auch ein Weib, Namens Güzela?«

»Sie ist in der Kajüte.«

»Wohlan, Ihr seid meine Gefangenen allesamt und folgt mir zum Richter, während ich das Schiff von meinen Leuten bewachen lasse!«

Die Dahabië legte an, und ihre ganze Bemannung nebst sämmtlichen Passagieren wurde ›sofort anhero transportirt‹. Senitza, tief verschleiert, ward in eine bereit stehende Sänfte gehoben und mußte unserm Zuge folgen, der bei jedem weiteren Schritte größer wurde, weil Jung und Alt, Groß und Klein sich ihm anschloß. Hamsad al Dscherbaja, der Ex-Barbier, schritt hinter mir her und pfiß nach dem Takte seiner Beine munter sein ›Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus!‹

Der Sahbeth-Bei oder Polizeidirektor saß mit seinem Sekretär bereits unserer Ankunft gewärtig.

Er trug die Abzeichen eines Bimbaschi, eines Majors oder Befehlshabers von tausend Mann, hatte aber trotzdem weder ein kriegerisches noch ein übermäßig intelligentes Aussehen. Wie die ganze Bemannung des Sandal, so hatte auch er Abraham-Mamur für ertrunken gehalten und empfing den vom Tode Auferstandenen mit einem Respekte, der ganz das Gegentheil von dem Blick war, den er uns zuwarf.

Wir wurden in zwei Lager getheilt: hüben die Bemannung des Sandal mit Abraham und einigen seiner Diener, die er mitgenommen hatte, und drüben die Leute von der Dahabië mit Senitza, Isla und mir nebst Halef und dem Barbier.

»Befiehlst Du eine Pfeife, Herr?« frug der Sahbeth-Bei den vermeintlichen Mamur.

»Lasse sie bringen!«

Er erhielt sie nebst einem Teppich, um sich darauf niederzusetzen. Dann begann die Verhandlung:

»Hoheit, sage mir Deinen von Allah gesegneten Namen!«

»Er lautet Abraham-Mamur.«

»So bist Du ein Mamur. In welcher Provinz?«

»In En-Nasar.«

»Du bist der Ankläger. Sprich; ich höre zu und werde richten.«

»Ich klage an diesen Giaur, der ein Hekim ist, der Tschikarma; ich klage an den Mann, der neben ihm steht, der Tschikarma, und ich klage an den Führer der Dahabië der Mithülfe beim Frauenraube. Wie weit die Diener dieser beiden Männer und die Matrosen der Dahabië betheilt sind, das magst Du bestimmen, o Bimbaschi.«

»Erzähle, wie der Raub vollendet wurde.«

Abraham erzählte. Als er geendet hatte, wurden seine Zeugen verhört, was die Folge hatte, daß ich von dem Reis des Sandals, Herrn Chalid Ben Mustapha, auch noch des Mordversuches bezüchtigt wurde.

In den Augen des Sahbeth-Bei leuchtete der Blitz, als er sich nun zu mir wandte.

»Giaur, wie ist Dein Name?«

»Kara Ben Nemsî.«

»Wie heißt Deine Heimat?«

»Dschermanistan.«

»Wo liegt diese Handvoll Erde?«

»Handvoll? Hm, Bimbaschi, Du beweisest, daß Du sehr unwissend bist!«

»Hund!« fuhr er auf. »Was willst Du sagen?«

»Dschermanistan ist ein großes Land und hat zehnmal mehr Einwohner als ganz Egypten. Du aber kennst es nicht. Du bist überhaupt ein schlechter Geograph und darum lässest Du Dich von Abraham-Mamur belügen.«

»Wage es, noch so ein Wort zu sagen, und ich lasse Dich mit dem Ohre an die Wand nageln.«

»Ich wage es! Dieser Abraham sagt, er sei der Mamur der Provinz En-Nasar. Mamurs gibt es nur in Egypten –  
–«

»Liegt En-Nasar nicht in Egypten, Giaur? Ich bin selbst dort gewesen und kenne den Mamur wie meinen Bruder, ja, wie mich selbst.«

»Du lügst!«

»Nagelt ihn fest!« gebot der Richter.

Ich zog den Revolver, und Halef, der dies sah, seine Pistolen.

»Bimbaschi, ich sage Dir, daß ich erst den niederschießen werde, der mich anrührt, und dann Dich! Du lügst, ich sage es noch einmal. En-Nasar ist eine ganz kleine, geringe Oase zwischen Homrh und Tighert im Lande Tripolis; dort gibt es keinen Mamur, sondern

einen armen Scheikh; er heißt Mamra Ibn Alef Abuzin, und ich kenne ihn sehr genau. Ich könnte mit Dir Komödie spielen und Dir erlauben, noch weiter zu fragen; aber ich will es kurz machen. Wie kommt es, daß Du die Kläger stehen lässest, während der Angeklagte, der Verbrecher, sitzen darf und sogar die Pfeife von Dir bekommt?«

Der gute Mann sah mich ganz verdutzt an.

»Wie meinst Du das, Giaur?«

»Ich warne Dich, mich mit diesem Worte zu beschimpfen! Ich habe einen Paß bei mir und auch einen Izin-gitisch<sup>1</sup> des Vicekönigs von Egypten; dieser aber, mein Gefährte, ist aus Istanbul; er hat ein Bu-djeruldu des Großherrn und ist also im Giölgeda padishanün.«

»Zeigt die Scheine her!«

Ich gab ihm den meinigen, und Isla legte ihm den seinigen vor. Er las sie und gab sie uns dann mit verlegener Miene zurück.

»Sprich weiter.«

Diese Aufforderung bewies mir, daß er nicht wußte, was er thun sollte. Ich nahm also wieder das Wort:

»Du bist ein Sahbeth-Bei und ein Bimbaschi und weißt doch nicht, was Deines Amtes ist. Wenn Du ein Handschreiben des Großherrn liesest, so mußt Du es vorher an Stirn, Auge und Mund drücken und alle Anwesenden auffordern, sich zu verbeugen, als ob Seine

---

<sup>1</sup>Reiseschein.

Herrlichkeit selbst zugegen wäre. Ich werde dem Khe-dive und dem Großwesir in Istambul erzählen, welche Achtung Du ihnen erweist!«

Das hatte er nicht erwartet. Er war so erschrocken, daß er die Augen aufriß und den Mund öffnete, ohne ein Wort zu sagen. Ich aber fuhr fort:

»Du wolltest wissen, was ich vorhin mit meinen Worten meinte. Ich bin der Ankläger und muß stehen, und dieser ist der Angeklagte und darf sitzen!«

»Wer klagt ihn an?«

»Ich, dieser, dieser und wir Alle.«

Abraham staunte, aber er sagte noch nichts.

»Wessen klagst Du ihn an?« frug der Sahbeth-Bei.

»Der Tschikarma, desselben Verbrechens, dessen er uns anklagte.«

Ich sah es, daß Abraham unruhig wurde. Der Richter gebot mir:

»Sprich!«

»Du dauerst mich, Bimbaschi, daß Du eine solche Trauer erleben mußt.«

»Welche Trauer?«

»Daß Du einen Mann verurtheilen mußt, den Du so gut kennst wie Deinen Bruder, ja, wie Dich selbst. Du bist sogar bei ihm in En-Nasar gewesen und weißt genau, daß er ein Mamur ist. Ich aber sage Dir, daß auch ich ihn kenne. Er heißt Dawuhd Arafim, war Beamter des Großherrn in Persien, wurde aber abgesetzt und bekam sogar die Bastonnade.«

Jetzt erhob sich Abraham vom Boden.

»Hund! – Sahbeth-Bei, dieser Mann hat den Verstand verloren!«

»Sahbeth-Bei, höre mich weiter, dann wird es sich zeigen, wessen Kopf besser ist und fester sitzt, der meine oder der seine!«

»Rede!«

»Dieses Weib hier ist eine Christin, eine freie Christin aus Karadagh;<sup>1</sup> er hat sie geraubt und mit Gewalt nach Egypten entführt. Hier mein Freund ist ihr rechtmäßiger Verlobter, und darum ist er nach Egypten gekommen und hat sie sich wiedergeholt. Du kennst uns, denn Du hast unsere Legitimationen gelesen, ihn aber kennst Du nicht. Er ist ein Frauenräuber und Betrüger. Laß Dir seine Legitimation zeigen, oder ich gehe zum Khedive und sage, wie Du Gerechtigkeit übst in dem Amte, welches er Dir gegeben hat. Ich bin von dem Kapitän des Sandal des Mordversuches angeklagt. Frage diese Männer! Sie Alle haben es gehört, daß ich ihm die Feder vom Tarbusch schießen wollte, und ich habe sie getroffen. Der, welcher sich einen Mamur nennt, aber hat im Ernste und in der Absicht, mich zu tödten, auf mich geschossen. Ich klage ihn an. Nun entscheide!«

Der brave Mann befand sich natürlich in einer großen Verlegenheit. Er konnte doch seine Worte und Thaten

---

<sup>1</sup>Montenegro – Beides heißt ebenso wie das slawische Czernagora ›Schwarzer Berg‹.

nicht dementiren, fühlte aber sehr wohl, daß ich im Rechte sei, und so entschloß er sich, zu thun, was eben nur ein Egypter zu thun vermag.

»Das Volk soll hinaus und in seine Häuser gehen!« gebot er. »Ich werde mir die Sache überlegen und am Nachmittage das Gericht halten. Ihr Alle aber seid meine Gefangenen!«

Die Khawassen trieben die Zuschauer mit Stockschlägen hinaus; sodann wurde Abraham-Mamur mit der Mannschaft des Sandal gefangen abgeführt, und schließlich schaffte man auch uns fort, nämlich in den Hof des Gebäudes, in welchem wir uns ungestört bewegen durften, während einige Khawassen, am Ausgange postirt, uns zu bewachen schienen. Nach einer Viertelstunde aber waren sie verschwunden.

Ich ahnte, was der Sahbeth-Bei beabsichtigte, und trat zu Isla Ben Maflei, welcher neben Senitza am Brunnen saß.

»Denkst Du, daß wir heute unsern Prozeß gewinnen werden?«

»Ich denke gar nichts; ich überlasse Alles Dir,« antwortete er.

»Und wenn wir ihn gewinnen, was wird mit Abraham geschehen?«

»Nichts. Ich kenne diese Leute. Abraham wird dem Bimbaschi Geld geben oder einen der kostbaren Ringe, die er an den Fingern trägt, und der Baschi wird ihn laufen lassen.«

»Wünschst Du seinen Tod?«

»Nein. Ich habe Senitza gefunden, das ist mir genug.«

»Und wie denkt Deine Freundin darüber?«

Senitza antwortete selbst:

»Effendi, ich war sehr unglücklich, jetzt aber bin ich frei. Ich werde nicht mehr an ihn denken.«

Das befriedigte mich. Jetzt galt es nur noch, den Abu el Reisahn zu befragen. Er erklärte mir rundweg, daß er sehr froh sei, mit heiler Haut davon zu kommen, und so machte ich mich beruhigt an das Recognosciren.

Ich schritt durch den Ausgang hinaus auf die Straße. Die heiße Tageszeit war eingetreten, und ich sah keinen Menschen auf der Straße. Es war klar, daß der Sahbeth-Bei wünschte, daß wir uns selbst ranzioniren und nicht auf seine Entscheidung warten möchten; ich kehrte daher in den Hof zurück, theilte den Leuten meine Ansicht mit und forderte sie auf, mir zu folgen. Sie thaten es, und kein Mensch trat unserm Thun entgegen.

Als wir die Dahabië erreichten, ergab es sich, daß sie von den Khawassen verlassen worden war. Ein Freund und Bewunderer der Ladung, welche aus Sennesblättern bestand, hätte ganz ungestört eine Annexion vornehmen können.

Der Sandal lag nicht mehr am Ufer; er war verschwunden. Jedenfalls hatte der würdige Chalid Ben Mustapha noch eher als wir die Absicht des Richters

begriffen und sich mit Schiff und Bemannung davon gemacht.

Wo aber befand sich Abraham-Mamur?

Dies zu erfahren, wäre uns nicht gleichgültig gewesen; denn es war nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich, daß er uns im Auge behalten werde. Ich wenigstens hatte die Ahnung, ihn früher oder später wieder einmal zu treffen.

Die Dahabië lichtete den Anker, und wir setzten unsere unterbrochene Fahrt fort mit dem wohlthuenden Bewußtsein, einer sehr schlimmen Lage glücklich entronnen zu sein.

#### ABU-SEÏF.

Und es erhob sich der Engel Gottes, der vor dem Heere Israel's herzog, und ging hinter dasselbe, und die Wolkensäule wich auch von vorn weg und stand nun von hinten zwischen dem Heere der Egypter und dem Heere Israel's. Sie war aber dorthin eine finstere Wolke und hierhin erleuchtete sie die Nacht, so daß diese und jene die ganze Nacht nicht zusammenkommen konnten.

Als nun Moses seine Hand ausstreckte über das Meer, nahm es der Herr durch einen starken Ostwind hinweg während der Nacht und machte das Meer trocken, und die Wasser theilten sich von einander.

Und die Kinder Israel's gingen hinein mitten in das Meer auf dem Trockenen, und das Wasser stand wie Mauern ihnen zur Rechten und zur Linken.

Und die Egypter folgten und gingen hinein, ihnen nach, alle Rosse des Pharao und Wagen und Reiter, mitten in das Meer.

Als nun die Morgenwache kam, blickte der Herr auf das Heer der Egypter aus der Feuersäule und aus der Wolke, und machte einen Schrecken in ihrem Heere.

Und stieß die Räder von ihren Streitwagen und stürzte sie um mit Ungestüm. Da sprachen die Egypter: Lasset uns fliehen vor Israel; der Herr streitet für sie wider die Egypter!

Aber der Herr sprach zu Moses: Strecke deine Hand aus über das Meer, damit das Wasser wieder herfalle über die Egypter, über ihre Wagen und über ihre Reiter.

Da streckte Moses seine Hand aus über das Meer, und das Meer kam wieder vor Morgens in seinen Strom, und die Egypter flohen ihm entgegen. Also stürzte sie der Herr mitten in das Meer.

Daß das Wasser wiederkam und bedeckte Wagen und Reiter und alle Macht des Pharao, die ihnen nachgezogen war in das Meer, so daß kein Einziger von ihnen übrig blieb.

Die Kinder Israel's aber gingen trocken durch das Meer, und das Wasser stand ihnen gleich Mauern zur Rechten und zur Linken.

Also half der Herr Israel an diesem Tage von der Hand der Egypter, und sie erblickten die Egypter todt an dem Ufer des Meeres.

Und die Hand des Herrn war mächtig, die er den Egyptern gezeigt hatte, und das Volk Israel fürchtete den Herrn und glaubte an ihn und an seinen Knecht Moses. — — —

An diese Stelle im zweiten Buch Mosis<sup>1</sup> mußte ich denken, als ich im ›Thale Hiroth, gegen Baal Zephon«, mein Kameel anhielt, um das Auge über die glitzern- den Fluthen des rothen Meeres schweifen zu lassen. Es kam auch über mich etwas von jener Furcht, welche sein Anblick in den Herzen der Kinder Israel's erweckt hatte. Ich fühlte nicht ein Grauen vor jenem Elemente, welches leider noch immer ›keine Balken« hat, sondern es überlief mich jene heilige, andächtige Scheu, welche jeder Gläubige fühlt, sobald er einen Ort betritt, von dem ihm die biblische Geschichte erzählt, daß hier der Fuß des Ewigen gerastet und hier die Hand des Unendlichen gewaltet habe. Es war mir, als höre ich jene Stimme, welche einst dem Sohne des Amram und der Jochebeth zugerufen hatte: »Mose, Mose, tritt nicht herzu, sondern ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land!«

Hinter mir also lag das Land des Osiris und der Isis, das Land der Pyramiden und der Sphinxen, das Land, in welchem das Volk Gottes das Joch der Knechtschaft

---

<sup>1</sup>Cap. 14, V. 19–31

getragen und die Felsen des Mokattam zum Bau jener Wunderwerke zusammengeschleppt hatte, welche noch heute das Staunen des Nilreisenden erregen. Im Schilf des althehrwürdigen Stromes dort hatte die Königstochter das Knäblein gefunden, welches berufen war, ein Volk von Sklaven zu befreien und ihm in den zehn göttlichen Geboten ein Gesetz zu geben, welches noch nach Jahrtausenden die Grundlage aller Gesetze und Gebote bildet.

Vor mir, da zu meinen Füßen, funkelten die Fluthen des arabischen Golfs im glühenden Strahle der Sonne. Diese Fluthen hatten einst, der Stimme Jehova Sabaoth's gehorchend, zwei Mauern gebildet, zwischen denen die Geknechteten des Landes Gosen den Weg zur Freiheit gefunden hatten, während das reisige Volk ihrer Unterdrücker und Verfolger einen schauervollen Untergang fand. Das waren dieselben Fluthen, in denen später auch der ›Sultan Kebihr‹, Napoleon Bonaparte, beinahe umgekommen wäre.

Und gegenüber dem Birket Faraun, dem See des Pharaos, wie die Araber den Ort nennen, an welchem die beiden Wassermauern über die Ägypter zusammenschlugen, erhebt sich der Felsenstock des Sinai, des berühmtesten Berges der Erde, gewaltig und den Zeiten trotzend, gleich dem unter Donner und Blitz über ihm erschollenen: »Ich bin der Herr, dein Gott; du sollst keine fremden Götter neben mir haben!«

Es war nicht die Örtlichkeit allein, es war noch viel mehr die Geschichte derselben, deren Eindruck ich nicht von mir zu weisen vermochte, wenn ich es auch gewollt hätte. Wie oft hatte ich lauschend und mit stockendem Athem auf dem Schooße meiner alten, guten, frommen Großmutter gesessen, wenn sie mir erzählte von der Erschaffung der Welt, dem Sündenfalle, dem Brudermorde, der Sündfluth, von Sodom und Gomorrha, von der Gesetzgebung auf dem Sinai – – – sie hatte mir die kleinen Hände gefaltet, damit ich ihr mit der nöthigen Andacht das zehnfache ›Du sollst‹ nachsprechen möge. Jetzt lag die irdische Hülle der Guten schon längst unter der Erde, und ich hielt gegenüber dem Orte, welcher mir von ihr in so lebendigen Farben gezeichnet worden war, obgleich nur ihr geistiges Auge ihn gesehen hatte, und es drängte sich mir die Wahrheit des Dichterwortes auf:

»Ganz anders jene heiligen Geschichten,  
Die nur das Buch der Bücher kann berichten,  
In dem vom Geiste sie verzeichnet steh'n.  
Nur ihnen darfst du festen Glauben schenken  
Und tief in ihren Zauber dich versenken,  
Denn Gottes Odem fühlst du daraus weh'n«

Der Glaube trägt eine festere Überzeugung in sich, als das stolzeste Gebäude menschlicher Logik sie zu geben vermag. Das war es, was ich in jener Stunde so recht lebhaft fühlte und erkannte, und ich hätte wohl noch lange, in ernstes Sinnen versunken, hier auf meinem Kameele halten und hinüberblicken können, wenn mich nicht die Stimme meines wackeren Halef gestört hätte:

»Hamdulillah, Preis sei Gott, daß die Wüste vorüber ist! Sihdi, hier ist Wasser. Steige herab von dem Thiere und labe Dich im Bade, so wie ich es jetzt thun werde.«

Da trat einer der beiden Beduinen, welche uns geführt hatten, zu mir heran und erhob warnend die Hand.

»Thue es nicht, Effendi!«

»Warum?«

»Weil hier Melek el newth, der Engel des Todes, wohnt. Wer hier in das Wasser geht, der wird entweder ertrinken oder den Keim des Sterbens mit sich fortnehmen. Jeder Tropfen dieser See ist eine Thräne der hunderttausend Seelen, die hier umgekommen sind, weil sie Sidna Musa und die Seinigen tödten wollten. Hier eilt jedes Boot und jedes Schiff vorüber, ohne anzuhalten; denn Allah, den die Hebräer Dschehuwa nannten, hat diesen Ort verflucht.«

»Ist es wirklich so, daß hier kein Schiff anhält?«

»Ja.«

»Ich wollte hier ein Fahrzeug erwarten, welches mich aufnehmen sollte.«

»Es soll Dich nach Suez bringen? Wir werden Dich führen, und Du sollst auf unsern Kameelen schneller hinkommen, als auf einem Schiff.«

»Ich will nicht nach Suez, sondern nach Tor.«

»Dann mußt Du allerdings fahren; aber hier wird Dich kein Fahrzeug aufnehmen. Erlaube, daß wir Dich noch eine Strecke nach Süden begleiten, bis wir einen Ort erreichen, an welchem keine Geister wohnen und wo ein jedes Schiff gern anhalten wird, um Dich aufzunehmen.«

»Wie lange haben wir da noch zu reiten?«

»Nicht ganz dreimal die Zeit, welche von den Franken eine Stunde genannt wird.«

»Dann vorwärts!« –

Um an das rothe Meer zu gelangen, hatte ich nicht den gewöhnlichen Weg von Kairo nach Suez eingeschlagen. Die zwischen den beiden Städten liegende Wüste verdient den Namen Wüste schon längst nicht mehr. Früher war sie gefürchtet sowohl wegen ihres vollständigen Wassermangels als auch wegen der räuberischen Beduinen, die auf der öden Strecke ihr Wesen trieben. Jetzt ist das anders geworden, und dies war der Grund, daß ich mich weiter südwärts gehalten hatte. Ein Ritt durch die Einöde hatte für mich mehr Interesse als eine Reise auf gebahnten Wegen. Deßhalb wollte ich jetzt auch Suez vermeiden, welches mir

doch nur das bieten konnte, was ich bereits gesehen und kennen gelernt hatte.

Während unseres Rittes tauchten die beiden kahlen Höhen des Dschekehm und des Da-ad vor uns auf, und als rechts von uns der hohe Gipfel des Dschebel Gharib sichtbar wurde, hatten wir das Grab Pharaos hinter uns. Das rothe Meer bildete zu unserer Linken eine Bucht, in welcher ein Fahrzeug vor Anker lag.

Es war eine jener Barken, welche man auf dem rothen Meere mit dem Namen Sambuk bezeichnet. Sie war ungefähr sechzig Fuß lang und fünfzehn Fuß breit und hatte eines jener kleinen Hinterdecke, unter denen gewöhnlich ein Verschlag angebracht ist, welcher den Kapitän oder die vornehmen Passagiere beherbergt. So ein Sambuk hat außer den Riemen – denn er wird auch gerudert – zwei dreieckige Segel, von denen das eine so weit vor dem andern steht, daß es – vom Winde angeschwellt – ganz über das Vordertheil des Schiffes ragt und dort eine Art halbkreisförmigen Ballon bildet, wie man sie auf antiken Münzen und auf alten Fresken zu sehen pflegt. Man kann getrost annehmen, daß die Fahrzeuge dieses Seestriches in Beziehung auf Bauart, Führung und Takelung noch ganz dieselben sind, wie sie im grauen Alterthume hier gesehen wurden, und daß die heutigen Seeleute noch dieselben Buchten und Ankerplätze besuchen, welche bereits belebt waren zur Zeit, als Dionysos seinen berühmten Zug nach Indien unternahm. Die Küstenschiffe des rothen Meeres sind

gewöhnlich aus jenem indischen Holze gebaut, welches die Araber Sadsch nennen, und das sich mit der Zeit im Wasser dermaßen verhärtet, daß es unmöglich ist, einen Nagel einzuschlagen. Von einer Fäulniß dieses Holzes ist niemals die Rede, und so kommt es, daß man Sambuks zu sehen bekommt, welche ein Alter von beinahe zweihundert Jahren erreichen.

Die Schifffahrt des arabischen Busens ist eine sehr gefährliche; deßhalb wird während der Nacht niemals gesegelt, sondern ein jedes Fahrzeug sucht sich beim Nahen des Abends eine sichere Ankerstelle.

Der vor uns liegende Sambuk hatte dasselbe gethan. Er war mittels des Ankers und eines Taues befestigt und lag ohne Bemannung an der Küste. Die Schiffer hatten den Bord verlassen und saßen oder lagen an einem kleinen Wasser, welches sich in das Meer ergoß. Derjenige, welcher etwas abseits von ihnen in gravitätischer Haltung auf einer Matte saß, mußte der Kapitän oder der Eigner des Fahrzeuges sein. Ich sah es ihm sofort an, daß er kein Araber, sondern ein Türke war; der Sambuk zeigte die Farben des Großherrn, und die Bemannung trug türkische Uniformen.

Keiner der Männer rührte sich von seinem Platze, als wir uns nahten. Ich ritt bis hart an den Anführer heran, hob die Rechte zur Brust empor und grüßte ihn absichtlich nicht in türkischer, sondern in arabischer Sprache.

»Gott schütze Dich! Bist Du der Kapitän dieses Schiffes?«

Er richtete die Augen mit stolzem Aufschlage zu mir empor, musterte mich sehr eingehend und sehr lange und antwortete endlich:

»Ich bin es.«

»Wohin geht Dein Sambuk?«

»Überall hin.«

»Was hast Du geladen?«

»Verschiedenes.«

»Nimmst Du auch Passagiere auf?«

»Das weiß ich nicht.«

Das war mehr als einsilbig, das war grob. Daher schüttelte ich den Kopf und meinte in mitleidigem Tone:

»Du bist ein Kelleh, ein Unglücklicher, den der Kuran dem Mitleide der Gläubigen empfiehlt. Ich bedaure Dich!«

Er sah mich mit einem halb zornigen, halb überraschten Blick an.

»Du bedauerst mich? Du nennst mich einen Unglücklichen? Warum?«

»Allah hat Deinem Munde die Gabe der Sprache verliehen, aber Deine Seele ist stumm. Wende Dich nach der Kiblah<sup>1</sup> und bitte Gott, daß er ihr die Sprache wiedergebe, sonst wird sie einst unfähig sein, in das Paradies zu kommen!«

---

<sup>1</sup>Richtung nach Mekka, beim Gebete vorgeschrieben.

Er lächelte verächtlich und legte die Hand an den Gürtel, in welchem zwei riesige Pistolen steckten.

»Schweigen ist besser als schwatzen. Du bist ein Schwätzer; der Wergi-Baschi Muhrad Ibrahim aber zieht es vor, zu schweigen.«

»Wergi-Baschi? Oberzolleinnehmer? Du bist ein großer und jedenfalls auch ein berühmter Mann, aber Du wirst mir trotzdem Antwort geben, wenn ich Dich frage.«

»Du willst mir drohen? Ich sehe, daß ich recht gedacht habe: Du bist ein Arab Dscheheïne.«

Die Araber vom Stamme Dscheheïne sind am rothen Meere als Schmuggler und Räuber bekannt. Der Zolleinnehmer hielt mich für einen solchen; das war der Grund seines abstoßenden Benehmens gegen mich.

»Fürchtest Du Dich vor den Beni Dscheheïne?« frug ich ihn.

»Fürchten? Muhrad Ibrahim hat sich noch niemals gefürchtet!«

So stolz sein Auge bei diesen Worten leuchtete, lag doch in seinem Gesichte etwas, was mich an seinem Muthe zweifeln ließ.

»Und wenn ich nun ein Dscheheïne wäre?«

»Ich würde Dich nicht fürchten.«

»Natürlich. Du hast zwölf Gemi-taïfasyler<sup>1</sup> bei Dir und acht Diener, während bei mir nur drei Männer sind. Aber ich bin kein Dscheheïne; ich gehöre gar

---

<sup>1</sup>Matrosen.

nicht zu den Beni Arab, sondern ich komme aus dem Abendlande.«

»Aus dem Abendlande? Du trägst doch die Kleidung eines Beduinen und redest die Sprache der Araber!«

»Ist dies verboten?«

»Nein. Bist Du ein Fransez oder ein Ingli?«

»Ich gehöre zu den Nemsî.«

»Ein Nemtsche,« meinte er mit geringschätziger Miene. »So bist Du ein Bostandschi<sup>1</sup> oder ein Bazirgian?«<sup>2</sup>

»Keines von beiden. Ich bin ein Jazmakdschi.«

»Ein Schreiber? O jazik, o wehe, und ich habe Dich für einen tapfern Beduinen gehalten! Was ist ein Schreiber? Ein Schreiber ist kein Mann; ein Schreiber ist ein Mensch, welcher Federn ißt und Tinte trinkt; ein Schreiber hat kein Blut, kein Herz, keinen Muth, kein — — —«

»Halt!« unterbrach ihn da mein Diener. »Muhrad Ibrahim, siehst Du, was ich hier in meiner Hand halte?«

Er war abgestiegen und stellte sich mit der Nilpeitsche vor den Türken. Dieser zog die Brauen finster zusammen, antwortete aber doch:

»Die Peitsche.«

»Schön. Ich bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah. Dieser

---

<sup>1</sup>Gärtner.

<sup>2</sup>Kaufmann.

Sihdi ist Kara Ben Nemsi, der sich vor keinem Menschen fürchtet. Wir haben die Sahara und ganz Egypten durchwandert und haben große Heldenthaten verrichtet; man wird von uns erzählen in allen Kaffeehäusern und auf allen Kirchhöfen der Welt, und wenn Du es wagst, noch ein einziges Wort zu sagen, welches meinem Effendi nicht gefällt, so wirst Du diese Peitsche kosten, obgleich Du ein Wergi-Baschi bist und viele Männer hier bei Dir hast!«

Diese Drohung hatte eine außerordentlich rasche Wirkung. Die beiden Beduinen, welche bis hierher meine Begleiter gewesen waren, wurden vom Schreck über die Kühnheit Halef's um einige Schritte zurückgeworfen; die Matrosen und übrigen Begleiter des Türken sprangen auf und griffen zu den Waffen, und der Baschi hatte sich mit derselben Schnelligkeit erhoben. Er griff nach seinem Pistol, aber Halef hielt ihm schon die Mündung seiner eigenen Waffe auf die Brust.

»Ergreift ihn!« gebot der Baschi, indem er selbst jedoch sein Pistol vorsichtig sinken ließ.

Die guten Leute behielten zwar ihre drohenden Gesichter bei, aber keiner wagte es, Hand an Halef zu legen.

»Weißt Du, was es heißt, einem Wergi-Baschi mit der Peitsche zu drohen?« frug der Türke.

»Ich weiß es,« antwortete Halef. »Einem Wergi-Baschi mit der Peitsche drohen, heißt, sie ihn auch

wirklich kosten lassen, wenn er es wagt, in der Weise weiter zu sprechen, wie er gesprochen hat. Du bist ein Türke, ein Sklave des Großherrn; Ich aber bin ein freier Araber!«

Ich ließ mein Kameel niederknien, stieg ab und zog meinen Paß hervor.

»Muhrad Ibrahim, Du siehst, daß wir uns noch weniger vor Euch fürchten, als Ihr vor uns; Du hast einen sehr großen Fehler begangen, denn Du hast einen Etfendi beleidigt, der im Giölgeda padishanün steht!«

»Im Schutze des Großherrn, den Allah segnen möge? Wen meinst Du?«

»Mich.«

»Dich? Du bist ein Nemtsche, also ein Giaur — —«

»Du schimpfest!« unterbrach ich ihn.

»Du bist ein Ungläubiger, und von den Giaurs steht im Kuran: ›O, Ihr Gläubigen, schließst keine Freundschaft mit solchen, die nicht zu Eurer Religion gehören. Sie lassen nicht ab, euch zu verführen, und wünschen nur euer Verderben!‹ Wie kann also ein Ungläubiger im Schutze des Großherrn stehen, welcher der Schirm der Gläubigen ist?«

»Ich kenne die Worte, welche Du sagst; sie stehen in der dritten Sure des Kuran, im Surat Amran; aber öffne Deine Augen, und beuge Dich in Demuth nieder vor dem Bjuruldu des Padischah. Hier ist er.«

Er nahm das Pergament, drückte es an Stirn, Augen und Brust, verbeugte sich bis zur Erde und las es. Dann gab er es mir zurück.

»Warum hast Du es mir nicht gleich gesagt, daß Du ein Arkadar<sup>1</sup> des Sultans bist? Ich hätte Dich nicht Gi-aur genannt, obgleich Du ein Ungläubiger bist. Sei mir willkommen, Effendi!«

»Du heißest mich willkommen und schändest mit demselben Athemzuge meinen Glauben! Wir Christen kennen die Gesetze der Höflichkeit und der Gastfreundschaft besser als Ihr; wir nennen Euch nicht Gi-aur, denn unser Gott ist es, den Ihr Allah nennt.«

»Das ist nicht wahr. Wir haben nur Allah; Ihr aber habt drei Götter, einen Vater, einen Sohn und einen Geist.«

»Wir haben doch nur einen Gott, denn Vater, Sohn und Geist sind Eins. Ihr sagt: ›Allah il Allah, Gott ist Gott!‹ Und unser Gott sagt: ›Ich bin ein starker, einiger Gott.‹ Euer Kuran sagt im zweiten Surat: ›Er ist der Lebendige, der Ewige; ihn ergreift nicht Schlaf, nicht Schlummer; sein ist, was im Himmel und auf Erden ist.‹ Unsere heilige Bibel sagt: ›Gott ist von Ewigkeit zu Ewigkeit; es ist Alles offen und entdeckt vor seinen Augen; er hat die Erde gegründet, und die Himmel sind seiner Hände Werk.‹ Ist das nicht ganz dasselbe?«

»Ja, Euer Kitab<sup>2</sup> ist gut, aber Euer Glaube ist falsch.«

---

<sup>1</sup>Schützling.

<sup>2</sup>Buch, Bibel.

»Du irrst. Euer Kuran sagt: ›Die Gerechtigkeit besteht nicht darin, daß Ihr Euer Gesicht nach Osten oder Westen richtet,<sup>1</sup> sondern der ist gerecht, der an Gott glaubt, an den jüngsten Tag, an die Engel, an die Schrift und die Propheten und mit Liebe von seinem Vermögen gibt den Anverwandten, den Waisen, Armen und Pilgern, ja jedem, der ihn darum bittet, der Gefangene erlöst, sein Gebet verrichtet, an seinen Verträgen festhält, geduldig Noth und Unglück erträgt. Der ist gerecht, der ist wahrhaft gottesfürchtig.« Unser heiliges Buch gebietet uns: ›Du sollst Gott lieben über Alles und Deinen Nächsten wie Dich selbst.« Gebietet uns unser Glaube nicht ganz dasselbe, was Euch der Eurige befiehlt?«

»Ihr habt dies erst aus dem Kuran in Euer Kitab abgeschrieben.«

»Wie ist dies möglich, da unser Kitab über zweitausend Jahre älter ist, als Euer Kuran?«

»Du bist ein Effendi, und ein Effendi muß immer Gründe und Beweise finden, selbst wenn er Unrecht hat. – Woher kommst Du?«

»Aus dem Lande Gipt<sup>2</sup> dort im Westen.«

»Und wo willst Du hin?«

»Nach Tor hinüber.«

»Und dann?«

---

<sup>1</sup>beim Gebet.

<sup>2</sup>Türkisch für Egypten.

»Nach dem Manastyr<sup>1</sup> auf dem Dschebel Sinahi.«  
»So mußt Du über das Wasser.«  
»Ja. Wohin fährst Du?«  
»Auch nach Tor.«  
»Willst Du mich mitnehmen?«  
»Wenn Du gut bezahlst und dafür sorgest, daß wir uns mit Dir nicht verunreinigen.«  
»Habe keine Sorge! Wie viel verlangst Du?«  
»Für alle vier und die Kameele?«  
»Nur für mich und meinen Diener Hadschi Halef. Diese beiden Männer werden mit ihren Kameelen wieder umkehren.«  
»Womit willst Du bezahlen? Mit Geld oder mit etwas anderem?«  
»Mit Geld.«  
»Willst Du Speise von uns nehmen?«  
»Nein; Ihr gebt uns nur das Wasser.«  
»So bezahlst Du für Dich zehn und für diesen Hadschi Halef acht Misri.«  
Ich lachte dem braven Manne gerade in's Gesicht. Es war echt türkisch, für die kurze Fahrt und einige Schlücke Wasser achtzehn Misri, also beinahe vierunddreißig Thaler zu verlangen.  
»Du fährst einen Tag bis ungefähr zur Bucht von Nazarat, wo Dein Schiff zur Nacht vor Anker geht?« frug ich.  
»Ja.«

---

<sup>1</sup>Kloster.

»Dann sind wir des Mittags in Tor?«

»Ja. Warum fragst Du?«

»Weil ich Dir für diese kurze Fahrt nicht achtzehn Misri geben werde.«

»So wirst Du hier zurückbleiben und mit einem Andern fahren müssen, der noch mehr verlangen wird.«

»Ich werde weder zurückbleiben, noch mit einem Andern fahren. Ich fahre mit Dir.«

»So gibst Du die Summe, welche ich verlangt habe.«

»Höre, was ich Dir sage! Diese beiden Männer haben mir ihre Thiere geliehen und mich zu Fuße begleitet von El Kahira für vier Mariatheresienthaler; bei der Hadsch wird jeder Pilger für einen Mariatheresienthaler über das Meer gesetzt; ich werde Dir für mich und meinen Diener drei Thaler geben; das ist genug.«

»So bleibst Du hier. Mein Sambuk ist kein Frachtschiff; er gehört dem Großherrn. Ich habe die Zehka<sup>1</sup> einzusammeln und darf keinen Passagier an Bord nehmen.«

»Aber wenn er achtzehn Misri bezahlt, dann darfst Du! Grade weil Dein Sambuk dem Großherrn gehört, wirst Du mich aufnehmen müssen. Blicke noch einmal hier in das Bjuruldu! Hier stehen die Worte ›heb imdad wermek, sahihlik itschin meschghul, ejertsche akdschesiz – alle Hülfe leisten, für Sicherheit bedacht sein, selbst ohne Bezahlung‹. Hast Du das verstanden? Einen Privatmann müßte ich bezahlen; einen Beamten

---

<sup>1</sup>Eine Steuer, deren Ertrag nur zu Almosen bestimmt war.

brauche ich nicht zu bezahlen. Ich gebe Dir freiwillig diese drei Thaler; bist Du nicht einverstanden, so wirst Du mich umsonst mitnehmen müssen.«

Er sah sich in die Enge getrieben und begann, seine Forderung zu mäßigen. Endlich nach langer Debatte hielt er mir die Hand entgegen:

»So mag es sein. Du bist im Giölgeda padishanün, und ich will Dich für drei Thaler mitnehmen. Gib sie her!«

»Ich werde Dich bezahlen, wenn ich in Tor das Schiff verlasse.«

»Effendi, sind die Neßarah<sup>1</sup> alle so geizig wie Du?«

»Sie sind nicht geizig, aber vorsichtig. Erlaube, daß ich mich an Bord begeben; ich werde nicht am Lande sondern auf dem Schiffe schlafen.«

Ich bezahlte meine Führer, welche, sobald sie außerdem noch ein Bakschisch erhalten hatten, ihre Kameele bestiegen und trotz der vorgerückten Tageszeit ihren Rückweg antraten. Dann stieg ich mit Halef an Bord. Ich befand mich nicht im Besitze eines Zeltes. Während des Rittes durch die Wüste hat man ebenso wie von der Hitze des Tages auch von der unverhältnißmäßigen Kälte der Nächte zu leiden. Wer arm ist und kein Zelt hat, schmiegt sich bei der Nacht an sein Kameel oder an sein Pferd, um sich während der Ruhe an demselben zu wärmen. Ich hatte jetzt kein Thier mehr, und da die Nachtkühle hier am Wasser jedenfalls strenger

---

<sup>1</sup>Christen – Das Wort ist gleichbedeutend mit »Nazarenern«.

war, als im Innern des Landes, so zog ich es vor, hinter dem Verschlage auf dem Hintertheile des Sambuk Schutz zu suchen.

»Sihdi,« frug mich Halef, »habe ich es recht gemacht, daß ich diesem Wergi-Baschi die Peitsche zeigte?«

»Ich will Dich nicht tadeln.«

»Aber warum sagst Du Jedem, daß Du ein Ungläubiger bist?«

»Darf man sich fürchten, die Wahrheit zu sagen?«

»Nein; aber Du bist ja bereits auf dem Wege, ein Gläubiger zu werden. Wir sind auf dem Wasser, welches die Franken Bar-el-Hamra, das rothe Meer, nennen: dort liegt Medina und weiter nach rechts Mekka, die Städte des Propheten. Ich werde alle beide besuchen, und Du, was wirst Du thun?«

Er sprach die Frage offen aus, welche ich mir während der letzten Tage bereits heimlich vorgelegt hatte. Dem Christen, welcher sich nach Mekka oder Medina wagt, droht der Tod; so steht es in den Büchern zu lesen. Ist es wirklich so schlimm? Muß man hingehen und sagen, daß man ein Christ sei? Ist nicht vielleicht ein Unterschied zu machen zwischen einer ruhigeren Zeit und jenen Tagen, an welchen die großen Pilgerkaravanen eintreffen und der Fanatismus seinen Siedepunkt erreicht? Ich hatte oft gelesen, daß ein Ungläubiger keine Moschee betreten dürfe, und war dann später in verschiedenen Moscheen selbst gewesen; konnte es mit dem Betreten der heiligen Städte nicht ähnlich

sein? Ich hatte überhaupt den Orient in vielen, vielen Beziehungen ganz anders, und zwar nüchterner gefunden, als man sich ihn gewöhnlich vorzustellen pflegt, und konnte gar nicht recht glauben, daß ein kurzer, vielleicht nur stundenlanger Besuch in Mekka wirklich so furchtbar gefährlich sei. Der Türke hatte mich für einen Beduinen gehalten; es stand sehr zu vermuthen, daß auch Andere dieselbe Meinung von mir hegen würden. Und dennoch konnte ich zu keinem Entschluß kommen.

»Das weiß ich jetzt nicht,« antwortete ich dem kleinen Halef.

»Du wirst mit mir nach Mekka gehen, Sihdi, und vorher in Dschidda den rechten Glauben annehmen.«

»Nein, das werde ich nicht.«

Ein Ruf am Lande unterbrach die Unterhaltung. Der Türke hatte seinen Leuten das Abendgebet befohlen.

»Effendi,« meinte Halef, »die Sonne steigt hinter die Erde hinab; erlaube, daß ich bete!«

Er ließ sich auf die Kniee nieder und betete. Seine Stimme mischte sich mit dem Unisono der betenden Türken. Noch war dasselbe kaum verklungen, so ließ sich eine andere Stimme vernehmen. Sie scholl hinter dem Felsenriffe hervor, welches die Aussicht nach der Nordseite des Meeres verschloß.

»An Allah haben wir volle Genüge, und herrlich ist er, der Beschützer. Es gibt keine Macht und keine Gewalt, außer bei Gott, dem Hohen, dem Großen. O unser Herr, ia Allah, o gern Verzeihender, o Allgütiger, ia Allah, Allah hu!«

Diese Worte wurden mit einer tiefen Baßstimme intonirt, jedoch dem Namen Allah gab der Betende allemal einen Ton, welcher eine Quinte höher lag. Ich kannte diese Worte und diese Töne; so pflegen die heulenden Derwische zu beten. Die Türken hatten sich erhoben und sahen nach der Richtung, aus welcher die Stimme erscholl. Jetzt kam ein kleines, kaum sechs Fuß langes und vier Fuß breites Floß zum Vorschein, auf welchem ein Mann kniete, welcher ein Paddelruder führte und dazu im Takte sein Gebet abrief. Er trug um den rothen Tarbusch einen weißen Turban, und weiß war auch seine ganze übrige Kleidung. Dies war ein Zeichen, daß er zur Fakirsekte der Kaderijeh gehöre, welche meist aus Fischern und Schiffern besteht und von Abdelkader el Gilani gestiftet wurde. Als er den Sambuk erblickte, stutzte er einen Augenblick, dann aber rief er:

»La ilaha illa lah!«

»Illa lah!« antworteten die Andern im Chore.

Er hielt auf das Fahrzeug zu, legte sein Floß an und stieg an Bord. Wir, nämlich Halef und ich, befanden

uns nicht allein an Bord; der Kürekdschi<sup>1</sup> war uns gefolgt, und an diesen wandte sich der Derwisch:

- »Gott schütze Dich!«  
»Mich und Dich!« lautete die Antwort.  
»Wie befindest Du Dich?«  
»So wohl wie Du.«  
»Wem gehört dieser Sambuk?«  
»Seiner Herrlichkeit, dem Großherrs, welcher der Liebling Allah's ist.«  
»Und wer führt ihn?«  
»Unser Effendi, der Wergi-Baschi Muhrad Ibrahim.«  
»Und was habt Ihr geladen?«  
»Wir haben keine Fracht; wir fahren von Ort zu Ort, um den Zoll einzunehmen, welchen der Großscherif von Mekka anbefohlen hat.«  
»Haben die Gläubigen reichlich gegeben?«  
»Es ist Keiner zurückgeblieben, denn wer Almosen gibt, dem vergilt es Allah doppelt.«  
»Wohin fahrt Ihr von hier?«  
»Nach Tor.«  
»Das werdet Ihr morgen nicht erreichen.«  
»Wir werden am Ras Nayazat anlegen. Wo willst Du hin?«  
»Nach Dschidda.«  
»Auf diesem Floß?«  
»Ja. Ich habe ein Gelübde gethan, nur auf meinen Knien nach Mekka zu fahren.«

---

<sup>1</sup>Steuermann.

»Aber bedenke die Bänke, die Riffe, die Untiefen, die bösen Winde, die es hier gibt, und die Haifische, welche dein Floß umschwärmen werden!«

»Allah ist der allein Starke; er wird mich schützen. Wer sind diese beiden Männer?«

»Ein Gi – – ein Nemsî mit seinem Diener.«

»Ein Ungläubiger? Wo will er hin?«

»Nach Tor.«

»Erlaube, daß ich meine Datteln hier verzehre; dann werde ich weiter fahren.«

»Gefällt es Dir nicht, die Nacht bei uns zu bleiben?«

»Ich muß weiter.«

»Das ist sehr gefährlich.«

»Der Gläubige hat nichts zu fürchten; sein Leben und sein Ende ist im Buche verzeichnet.«

Er setzte sich nieder und zog eine Handvoll Datteln hervor.

Ich hatte den Eingang zu dem Verschlage verriegelt gefunden und mich über das Geländer gelehnt. Da die beiden Sprechenden eine ziemliche Strecke von mir entfernt waren, und ich sehr angelegentlich in das Wasser zu blicken schien, so mochten sie denken, daß ich ihre Unterhaltung nicht verstünde. Der Derwisch frug:

»Ein Nemsche ist dieser? Ist er reich?«

»Nein.«

»Woher weißt Du dies?«

»Er gibt nur den sechsten Theil dessen, was wir für die Fahrt verlangten. Aber er besitzt einen Bjuruldu des Großherrn.«

»So ist er sicher ein sehr vornehmer Mann. Hat er viel Gepäck bei sich?«

»Gar keines, aber viele Waffen.«

»Ich habe noch keinen Nemtsche gesehen, aber ich habe gehört, daß die Nemsi sehr friedliche Leute sind. Er wird die Waffen nur tragen, um damit zu prunken. Doch jetzt bin ich fertig mit meinem Mahle; ich werde weiter fahren. Sage Deinem Herrn Dank, daß er einem armen Fakir erlaubt hat, sein Schiff zu betreten!«

Einige Augenblicke später kniete er wieder auf seinem Floß. Er ergriff das Ruder, führte es im Takte und sang dazu sein ›ia Allah, Allah hu!«

Dieser Mensch hatte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht. Warum hatte er das Schiff bestiegen und nicht am Ufer angelegt? Warum hatte er gefragt, ob ich reich sei, und während der ganzen Unterhaltung das Deck mit einem Blick gemustert, dessen Schärfe er nicht vollständig verbergen konnte? Ich hatte äußerlich nicht den mindesten Grund zu irgend einer Befürchtung, und dennoch kam mir in der Seele dieser Mann verdächtig vor. Ich hätte schwören mögen, daß er gar kein Derwisch sei.

Als er für das bloße Auge unverfolgbar war, richtete ich mein Fernrohr nach ihm. Obgleich in jenen Gegenden die Dämmerung sehr kurz ist, war es doch noch

hell genug, ihn durch die Gläser zu erkennen. Er kniete nicht mehr, wie sein angebliches Gelübde ihm doch vorgeschrieben hätte, sondern er hatte sich bequem niedergesetzt und das Floß halb gewendet – er ruderte der jenseitigen Küste zu. Hier war jedenfalls etwas ›nicht richtig im Staate Dänemark‹.

Halef stand neben mir und beobachtete mich. Er schien sich damit zu beschäftigen, meine Gedanken zu errathen.

»Siehst Du ihn noch, Sihdi?« frug er mich.

»Ja.«

»Er denkt, daß wir ihn nicht mehr sehen können, und rudert dem Lande zu?«

»So ist es. Woraus vermutest Du dies?«

»Nur Allah ist allwissend, aber auch Halef hat scharfe Augen.«

»Und was haben diese Augen gesehen?«

»Daß dieser Mann weder ein Derwisch noch ein Fakir war.«

»Ah?«

»Ja, Sihdi. Oder hast Du jemals gesehen und gehört, daß ein Derwisch von dem Orden Kaderijeh die Litanei der Hawlajüp<sup>1</sup> redet und singt?«

»Das ist richtig. Aber weshalb sollte er sich für einen Fakir ausgeben, wenn er keiner ist?«

---

<sup>1</sup>Der ›Heulenden‹ – heulende Derwische.

»Das muß man zu errathen suchen, Effendi. Er sagte, daß er auch während der Nacht fahren werde. Warum thut er es nicht?«

Da unterbrach der Steuermann unser Gespräch. Er trat herzu und frug:

»Wo wirst Du schlafen, Effendi?«

»Ich werde mich in den Tachta-perde<sup>1</sup> legen.«

»Das geht nicht.«

»Warum?«

»Weil dort das Geld aufbewahrt wird.«

»So wirst Du uns Teppiche besorgen, um uns hinein zu hüllen, und wir schlafen hier auf dem Verdeck.«

»Du sollst sie haben, Sihdi. Was würdest Du thun, wenn Feinde zu dem Schiffe heran kämen?«

»Welche Feinde meinst Du?«

»Räuber.«

»Gibt es hier Räuber?«

»Die Dscheheine wohnen hier in der Nähe. Sie sind berüchtigt als die größten Chirsizler<sup>2</sup> weit und breit, und kein Schiff, kein Mensch ist vor ihnen sicher.«

»Ich denke, Euer Herr, der Wergi-Baschi Muhrad Ibrahim ist ein Held, ein tapferer Mann, der sich vor keinem Menschen fürchtet, auch vor keinem Räuber, vor keinem Dscheheine?«

---

<sup>1</sup>Verschlag.

<sup>2</sup>Spitzbuben.

»Das ist er; aber was vermag er, und was vermögen wir alle gegen Abu-Seïf, den ›Vater des Säbels‹, der gefährlicher und schrecklicher ist, als der Löwe in den Bergen oder der Haifisch im Meere?«

»Abu-Seïf? Ich kenne ihn nicht; ich habe noch niemals von ihm gehört.«

»Weil Du ein Fremdling bist. Zur Weidezeit bringen die Dscheheïne ihre Heerden nach den beiden Inseln Libnah und Dschebel Hassan und lassen nur wenig Männer bei ihnen. Die andern aber gehen auf Raub und Diebstahl aus. Sie überfallen die Barken und nehmen entweder Alles, was sie darauf finden, oder erpressen sich ein schweres Lösegeld.«

»Und was thut die Regierung dagegen?«

»Welche?«

»Steht Ihr denn nicht im Giölgeda padishanün?«

»Der reicht nicht bis zu den Dscheheïne. Dies sind freie Araber, welche der Großscherif von Mekka beschützt.«

»So helft Euch selbst! Fangt die Räuber!«

»Effendi, Du sprichst, wie ein Franke redet, der dies nicht versteht. Wer kann Abu-Seïf fangen und tödten?«

»Er ist doch nur ein Mensch.«

»Aber er besitzt die Hülfe des Scheitan<sup>1</sup> Er kann sich unsichtbar machen; er kann die Luft und das Meer durchfliegen; er wird weder durch einen Säbel, noch durch ein Messer, noch durch eine Kugel verwundet,

---

<sup>1</sup>Teufels.

aber sein Säbel ist faldschymisch;<sup>1</sup> er dringt durch Thüren und Mauern und schneidet mit einem Hiebe gleich hundert und noch mehr Feinden Leib und Seele auseinander.«

»Den möchte ich sehen!«

»O wehe, wünsche das nicht, Effendi! Der Teufel sagt es ihm, daß Du ihn sehen willst, und dann kannst Du Dich darauf verlassen, daß er kommen wird. Ich gehe, um Dir die Teppiche zu holen; dann lege Dich schlafen und bete vorher zu Deinem Gott, daß er Dich bewahre vor allen Gefahren, die Dir drohen.«

»Ich danke für Deinen Rath, aber ich bete gewöhnlich vor dem Schlafengehen.«

Er brachte uns die Decken, in welche wir uns hüllten, und wir schliefen sehr bald ein, da wir von unserem Ritt ermüdet waren.

Während der Nacht hatten einige Matrosen sowohl am Lande die Schlafenden als auch an Bord das Geld bewacht. Am Morgen versammelten sich Alle auf dem Schiffe. Der Anker wurde gehoben, das Seil gelöst; man stellte die Segel, und der Sambuk steuerte südwärts.

Wir waren ungefähr drei Viertelstunden lang unter Segel gewesen, als wir ein Boot erblickten, welches in der gleichen Richtung vor uns ruderte. Als wir näher an dasselbe herankamen, sahen wir zwei Männer und zwei völlig verschleierte Frauen darin.

---

<sup>1</sup>verhext, bezaubert.

Das Boot hielt bald an, und die Männer gaben ein Zeichen, daß sie den Sambuk anzureden gedächten. Der Steuermann ließ das Segel abfallen und hemmte so den Lauf unsers Fahrzeuges. Einer der beiden Ruderer erhob sich und rief:

»Sambuk, wohin?«

»Nach Tor.«

»Wir auch. Wollt Ihr uns mitnehmen?«

»Bezahlt Ihr?«

»Gern.«

»So kommt an Bord.«

Das Schiff legte bei, und die vier Personen stiegen an Bord, während das Boot in's Schlepptau genommen wurde. Dann setzte der Sambuk seine Fahrt fort.

Der Wergi-Baschi begab sich in die Kajüte, jedenfalls um für die Frauen Platz zu machen; dann wurden dieselben den Blicken der Männer entzogen. Sie mußten an mir vorüber. Als Europäer brauchte ich mich nicht abzuwenden, und so bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß keine Atmosphäre von Parfüm sie umgab; denn die Frauen des Morgenlandes pflegen sich so zu parfümiren, daß man den Geruch bereits aus einer beträchtlichen Entfernung verspürt. Ein Odeur allerdings fiel mir auf, ein Odeur, der sich wie ein unsichtbarer Schweif hinter ihnen her zog, nämlich jener jedem Orientalen bekannte Geruch, welcher halb vom Kameele und halb von dem unfermentirten Rasr-Tabak stammt, den viele Beduinen zu rauchen pflegen, und welcher

auf die Geruchs- und Geschmacksnerven ganz dieselbe Wirkung hat, wie weiland der Inhalt der französischen Seegrasmatrazen, den aus Mangel an Besserem während des letzten Krieges so mancher deutsche Held in seine Pfeife stopfte. Ich empfand ganz den Eindruck, als seien zwei Kameeltreiber an mir vorüber gegangen; wenigstens war es gewiß, daß der berühmte persische Dichter Hafis Schems-ed-Din Mohammed auf diese beiden Grazien nicht seine Verse:

»Wenn deiner Locken Wohlgerüche  
Um's Grab mir weh'n,  
Dann sprießen tausend Blumen  
Aus meinem Hügel auf —«

gesungen hätte. Ich sah ihnen auch sehr aufmerksam nach, bis sie hinter der Thüre des Verschlages verschwunden waren, konnte aber weiter nichts Besonderes bemerken. Vielleicht hatten sie eine lange Kameelreise hinter sich, so daß die Ausdünstungen des ›Wüstenschiffes‹ nicht leicht aus ihren Kleidern zu bringen waren.

Ihre beiden Begleiter sprachen erst längere Zeit mit dem Steuermanne und dem Baschi; dann suchte der Eine, mich zu entern.

»Ich höre, daß Du ein Franke bist, Effendi?« frug er mich.

»Ja.«

»So bist Du hier unbekannt?«

»Ja.«

- »Du bist ein Nemtsche?«  
»Ja.«  
»Haben die Nemsis auch einen Padischah?«  
»Ja.«  
»Und Paschas?«  
»Ja.«  
»Du bist wohl kein Pascha?«  
»Nein.«  
»Aber ein berühmter Mann?«  
»Pek, billahi – bei Gott, sehr!«  
»Du kannst schreiben?«  
»Peh ne güzel – und wie schön!«  
»Auch schießen?«  
»Daha ei – noch besser!«  
»Du wirst wohl mit diesem Sambuk nach Tor fahren?«  
»Ja.«  
»Du gehst noch weiter nach dem Süden?«  
»Ja.«  
»Bist Du mit den Ingli bekannt?«  
»Ja.«  
»Hast Du Freunde unter ihnen?«  
»Ja.«  
»Das ist sehr gut. Bist Du stark?«  
»Korkulu – fürchterlich, arslandscha – wie ein Löwe!  
Soll ich es Dir beweisen?«  
»Nein, Effendi.«

»Und doch, denn Deine Neugierde ist größer, als die Geduld eines Menschen sein kann. Packe Dich und komme nicht wieder!«

Ich faßte ihn, drehte ihn in die passende Richtung und gab ihm einen Stoß, daß er weit über das Deck hinschoß und dann dasselbe mit seinem Bauche begrüßte. Aber im Nu war er wieder auf.

»Wai sana – wehe Dir, Du hast einen Gläubigen beleidigt; Du mußt sterben!«

Er riß seinen Handschar heraus und stürzte auf mich zu. Sein Begleiter folgte ihm mit gezückter Waffe. Schnell zog ich Halef die harte Nilpeitsche aus dem Gürtel, um mit derselben die Angreifer zu salutiren; aber es sollte gar nicht so weit kommen, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Verschlages, und es erschien eine der Frauen. Sie erhob stumm die Hand und zog sich dann zurück. Die beiden Araber hemmten ihre Schritte und gingen lautlos bei Seite; aber ihre Blicke sagten mir, daß ich von Ihnen nichts Gutes zu erwarten habe.

Die Türken hatten dem Vorgang mit großem Gleichmuth zugehört. Wäre auf dem Schiffe Jemand getödtet worden, so hätte es ja sein Kismet nicht anders mit sich gebracht.

Was mich betrifft, so hatten mich die unnützen Fragen dieses Menschen sehr in Harnisch gebracht. Aber, waren sie wirklich so unnütz? Hatten sie nicht vielleicht einen verborgenen Zweck? Der Orientale ist kein

Schwätzer, am allerwenigsten aber verliert er seine Worte an einen Unbekannten, von dem er sogar nur das weiß, daß er ein Giaur ist.

Ich hatte mich im Humor des Ärgers für einen berühmten Mann und für einen großen Schützen ausgegeben. Warum wollte er wissen, ob ich ein ›Pascha‹, ein berühmter Mann, ein Schreiber, ein guter Schütze sei? Was konnte es ihm nützen, zu wissen, ob ich weiter nach Süden wolle und unter den Engländern Freunde habe? Warum hatte er bei der Bejahung dieser letzten Frage gesagt: »Das ist sehr gut«, und zu was konnte es ihm dienen, zu erfahren, ob ich stark und kräftig sei? Und überdies hatte er seine Fragen in der Weise an mich gerichtet, wie sie ein Oberer an seinen Untergebenen, ein Untersuchungsbeamter an einen Angeschuldigten richtet. Am auffälligsten dabei war aber der augenblickliche Gehorsam, den sowohl er als sein Begleiter dem Winke des Weibes leisteten. Das war hier, wo die Frau tief unter dem Manne steht und für das öffentliche Leben nicht die mindeste Selbstbestimmung besitzt, gewiß sehr ungewöhnlich, vielleicht sogar verdächtig.

»Sihdi,« meinte Halef, welcher nicht von meiner Seite gewichen war, »hast Du ihn gesehen?«

»Wen oder was?«

»Den Bart?«

»Den Bart! Welchen Bart?«

»Den das Weib hatte – —«

»Das Weib? Hatte das Weib einen Bart?«

»Sie hatte den Jaschmak nicht doppelt, wie vorher, sondern einfach über dem Gesichte, und so habe ich den Bart gesehen.«

»Schnurrbart?«

»Vollbart. Sie ist kein Weib, sondern ein Mann. Soll ich es dem Baschi sagen?«

»Ja, aber so, daß es Niemand hört.«

Er ging. Jedenfalls hatte er sich nicht geirrt; denn ich wußte, daß ich seinen scharfen Augen trauen könne, und unwillkürlich brachte ich diesen neuen Umstand mit dem Derwisch in Verbindung. Ich sah Halef mit dem Baschi reden; dieser schüttelte den Kopf und lachte; er glaubte es nicht. Der Erstere wandte sich mit einer höchst aufgebrachten Mine von ihm ab und kehrte zu mir zurück.

»Sihdi, dieser Baschi ist so dumm, daß er sogar mich für dumm hält.«

»Wie so?«

»Und Dich für noch dümmer als mich.«

»Ah!«

»Er sagt, daß ein Weib niemals einen Bart habe, und daß ein Mann niemals die Kleidung eines Weibes anlegen werde. Sihdi, was hältst Du von diesen Frauen, welche Vollbärte tragen? Vielleicht sind es Dscheheine?«

»Ich vermute es.«

»So müssen wir die Augen offen halten, Sihdi!«

»Das ist das Einzige, was wir tun werden, und dazu gehört vor allen Dingen, daß wir unser Mißtrauen und unsere Aufmerksamkeit zu verbergen suchen. Halte Dich abseits von mir, aber so, daß wir einander stets beispringen können!«

Er entfernte sich eine ziemliche Strecke, und ich ließ mich auf den Teppich nieder. Dann beschäftigte ich mich mit Einträgen in mein Tagebuch, behielt aber dabei sowohl den Verschlag, als auch die beiden Araber immer im Auge. Es war mir, als hätte ich alle Augenblicke ein unangenehmes Ereigniß zu erwarten; dennoch aber verging der Tag, ohne daß irgend etwas Bedenkliches eingetreten wäre.

Der Abend dämmerte bereits, als wir in einer kleinen Bucht vor Anker gingen, welche gebildet wird durch eine hufeisenförmige Krümmung des Dschebel Nayazet, der zur großen Granitkette des Sinai gehört.

Die Küste war sehr schmal, denn nur wenige Schritte vom Ufer entfernt stiegen die tief zerklüfteten Felsen steil zum Himmel empor. Der Ankerplatz bot aus diesem Grunde vollständige Sicherheit gegen die Winde, ob aber heute auch gegen andere Störungen – –? Ich hätte gern einige der nächsten Klüfte und Felsenspalten untersucht, leider aber war der Abend bereits da, ehe die Türken das Land betreten hatten, um, wie gewöhnlich, Feuer anzuzünden.

El Mogreb und eine Stunde später el Aschia, die beiden Abendgebete, hallten feierlich die steilen Bergwände empor. Wer hier vielleicht verborgen war, mußte unsere Anwesenheit hören, selbst wenn er unser Feuer nicht gesehen hätte. Wie gestern, hatte ich es vorgezogen, die Nacht auf dem Fahrzeuge zuzubringen, und mit Halef ausgemacht, daß wir abwechselnd wachen wollten. Später kamen einige der Matrosen wieder an Bord, um die Wache zu übernehmen, und da traten auch die beiden Frauen aus dem Verschlage, um an Deck die frische Abendluft zu genießen. Sie hatten sich auch jetzt doppelt verschleiert; dies konnte ich bemerken, weil die Sterne des Südens einen solchen Glanz verbreiteten, daß es nicht schwer war, das ganze Verdeck zu überblicken. Sie kehrten aber bald wieder zu ihrem Verschlage zurück, dessen Thüre ich mit meinen Augen beobachten konnte, obgleich ich diesmal im Vordertheile des Fahrzeuges lag.

Halef schlief ungefähr fünf Schritte von mir entfernt. Als Mitternacht herankam, weckte ich ihn heimlich und flüsterte:

»Hast Du geschlafen?«

»Ja, Sihdi. Jetzt schlafe Du!«

»Ich kann mich auf Dich verlassen?«

»Wie auf Dich selbst!«

»Wecke mich bei der geringsten Ursache zum Verdachte!«

»Das werde ich thun, Sihdi!«

Ich hüllte mich fester in den Teppich und schloß die Augen. Ich wollte schlafen, aber es gelang mir nicht. Ich sagte in Gedanken das Einmaleins auf – es half nicht. Da griff ich zu dem Mittel, welches sicher stets den Schlaf bringt. Ich verdrehte die geschlossenen Augen so, daß die Pupillen ganz nach oben zu stehen kamen, und bemühte mich, an gar nichts zu denken. Der Schlummer kam und – halt, was war das?

Ich wickelte den Kopf aus der Decke und spähte zu Halef hinüber. Auch er mußte aufmerksam geworden sein, denn er hatte sich, wie horchend, halb emporgerichtet. Ich hörte jetzt nichts mehr, aber als ich das Ohr wieder auf das Deck legte, welches einen besseren Schalleiter als die Luft bildete, vernahm ich das seltsame Geräusch wieder, welches mich aufgeweckt hatte, trotzdem es überaus leise war.

»Hörst Du etwas, Halef?« flüsterte ich.

»Ja, Sihdi. Was ist es?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich auch nicht. Horch!«

Ein leises, ganz leises Plätschern ertönte jetzt vom Hintertheile her. Draußen am Lande war das Feuer erloschen.

»Halef, ich gehe auf einige Minuten nach dem Hinterdeck; bewache meine Waffen und Kleider!«

Von den drei Türken, welche wieder an Bord gekommen waren, lagen zwei schlafend am Boden; der dritte hatte sich niedergekauert und – schlief jedenfalls auch.

Es war denkbar, daß ich von der Kajüte aus beobachtet wurde; daher mußte ich die möglichste Vorsicht anwenden. Ich ließ die Büchse und den Stutzen liegen und legte sowohl den Turban als auch den Haïk<sup>1</sup> ab, welche mich durch ihre weiße Farbe verrathen hätten. Dann schmiegte ich mich hart an den Boden, gewann den Rand des Deckes und kroch langsam an demselben hin, bis ich die Stelle erreichte, wo am äußersten Backbord eine Art Hühnersteige auf die Decke des Verschlages und zum Steuerruder führte. Ich stieg hinauf, katzenartig leise, darauf kam's ja an.

Es gelang, und nun kroch ich bis hinter an den Ruderwinkel. Ah – – das sonderbare Geräusch war erklärt. Das Boot, welches die beiden Frauen gebracht, und welches der Sambuk in Schlepptau genommen hatte, war von dem Innern des Verschlages aus so scharf angeholt worden, daß es grad unter dem einen Fenster lag, welches sich am breiten Hintertheile des Fahrzeuges befand. Durch diese Fensterluke wurde soeben, als ich vorsichtig von oben herablugte, ein kleiner, aber nicht leichter Gegenstand an einem Seile herabgelassen, dessen Reibung an dem Lukenrande jenen Ton hervorbrachte, den man allerdings nur dann wahrnehmen konnte, wenn man das Ohr hart auf die Bretter des Verdeckes legte. Unten in dem Boote befanden sich drei Männer, welche den Gegenstand in Empfang

---

<sup>1</sup>Beduinischer Mantel.

nahmen und dann warteten, bis das Seil wieder emporgezogen und ein zweites Packet herabgelassen wurde.

Die Sache war mir natürlich sofort klar. Was in dem Boote aufgestaut wurde, war das Geld des Wergibaschi, d. h. der Ertrag der Steuer, welche er eingesammelt hatte, und – – – ich hatte keine Zeit, weiter zu vermuthen.

»Alargha, iz chijanisch – aufgeschaut, wir sind verathen!« rief eine tiefe Stimme vom hohen Ufer her, wo man das Verdeck überblicken konnte; zu gleicher Zeit krachte ein Schuß, und eine Kugel bohrte sich hart neben mir in die Planke. Ein zweiter Schuß blitzte drüben auf, ein dritter; die Kugeln flogen glücklicher Weise an mir vorüber, und ich durfte mich ihnen nicht länger aussetzen. Ich sah nur noch, daß das Tau unten gekappt und das Boot fortgerudert wurde; dann sprang ich vom Verschlage gleich auf das Deck hinab.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre der Kajüte, und ich bemerkte Zweierlei, nämlich daß an der hinteren Seite derselben zwei Bretter entfernt und daß durch diese Lücke eine Anzahl Männer unbemerkt vom Wasser aus eingestiegen waren. Die Frauen sah ich nicht, aber neun Männer stürzten sofort auf mich los.

»Halef, herbei!« rief ich laut.

Ich hatte gar keine Zeit gehabt, eine Waffe zu ziehen. Drei hatten mich um den Leib gefaßt und sorgten dafür, daß ich nicht in den Gürtel langen konnte. Drei sprangen Halef entgegen, und die Andern gaben sich Mühe, die Fäuste zu erhaschen, mit denen ich mich vertheidigte. Draußen am Lande krachten Schüsse, und ertönten Flüche und Hülferufe, und dazwischen hörte man die Commandos jener tiefen Baßstimme, welche ich vorhin wieder erkannt hatte: – es war die Stimme des Derwischs.

»Es ist der Nemtsche. Tödtet ihn nicht, sondern fangt ihn!« gebot Einer von denen, welche mich umfaßt hielten.

Ich suchte mich loszureißen: es ging nicht. Sechs gegen Einen! Da krachte ein Pistolenschuß nicht weit von mir.

»Zu Hilfe, Sihdi; ich bin verwundet!« rief Halef.

Ich machte einen gewaltigen Ruck und riß meine Dränger einige Schritte mit mir fort.

»Betäubt ihn!« erscholl eine keuchende Stimme.

Ich wurde wieder fester gepackt und erhielt trotz meiner verzweifelten Gegenwehr einige Schläge über den Kopf, die mich niederstreckten. Es toste mir in den Ohren, wie eine wilde Brandung. Mitten durch den Donner derselben hörte ich Gewehre knallen und Stimmen schallen; dann war es mir, als würde ich an Händen und Füßen zusammengeschnürt und fortgeschleift, und endlich empfand ich gar nichts mehr.

Als ich erwachte, fühlte ich einen wüsten, pochenden Schmerz in meinem Hinterkopfe, und es dauerte eine geraume Zeit, bis es mir gelang, mich auf das Vorgefallene zu besinnen. Um mich her war es völlig dunkel, aber ein laut vernehmliches Sog<sup>1</sup> ließ mich vermuthen, daß ich mich in dem Kielraume eines Fahrzeuges befände, welches in schneller Fahrt begriffen wäre. Die Hände und die Beine waren mir so fest gebunden, daß ich kein Glied rühren konnte. Zwar schnitten mir die Fesseln nicht in das Fleisch, denn sie bestanden nicht aus Stricken oder Riemen, sondern aus Tüchern; aber sie verhinderten mich, die Schiffsratten von mir abzuwehren, welche meine Person einer sehr genauen Untersuchung unterwarfen.

Es verging eine lange, lange Zeit, ohne daß sich in meiner Lage etwas änderte. Endlich hörte ich das Geräusch von Schritten, konnte aber nichts sehen. Meine Fesseln wurden gelöst, und eine Stimme gebot mir:

»Stehe auf, und geh' mit uns!«

Ich erhob mich. Sie führten mich aus dem Kielraum durch ein halbdunkles Zwischendeck nach oben. Unterwegs untersuchte ich meine Kleider und fand ebenso zu meiner Überraschung wie Beruhigung, daß man mir außer den Waffen nicht das Mindeste abgenommen hatte.

---

<sup>1</sup>Das Geräusch, welches das Wasser am Kiele eines fahrenden Schiffes verursacht.

Als ich das Verdeck betrat, bemerkte ich, daß ich mich auf einer kleinen, sehr scharf auf den Kiel gebauten Barke befand, welche zwei dreieckige und ein trapezisches Segel hatte. Die Takelung erforderte auf diesem an Stürmen, Böen, Riffen und Untiefen reichen Meere einen Kapitän, der seine Sache aus dem Grund verstand und ebensoviel Muth wie Kaltblütigkeit besitzen mußte. Das Fahrzeug war um das Dreifache bemannt, als nothwendig gewesen wäre, und hatte auf dem Vorderdecke eine Kanone, welche aber so von Kisten, Ballen und Fässern maskirt war, daß sie von einem anderen Schiffe aus gar nicht bemerkt werden konnte. Die Mannschaft bestand aus lauter wettergebräunten Männern, von denen jeder seinen Gürtel mit Schuß-, Hieb- und Stichwaffen gespickt hatte. Auf dem Hinterdecke saß ein Mann in rothen Hosen, grünem Turban und blauem Kaftan. Seine lange Weste war reich mit Gold gestickt, und in dem Bassora-Shawl, der ihm als Gürtel diente, funkelten kostbare Waffen. Ich erkannte in ihm sofort den Derwisch. Neben ihm stand der Araber, welchen ich auf dem Sambuk zu Boden geschleudert hatte. Ich wurde vor die Beiden geführt. Der Araber musterte mich mit rachgierigem, der Derwisch mit verächtlichem Blick.

»Weißt Du, wer ich bin?« frug mich der Derwisch.

»Nein, aber ich vermuthe es.«

»Nun, wer bin ich?«

»Du bist Abu Seif.«

»Ich bin es. Knie nieder vor mir, Giaur!«

»Was fällt Dir ein! Steht nicht im Kuran geschrieben, daß man nur Allah allein anbeten soll?«

»Das gilt nicht für Dich, denn Du bist ein Ungläubiger. Ich befehle Dir, nieder zu knien, um Deine Demuth zu bezeugen.«

»Noch weiß ich nicht, ob Du Ehrfurcht verdienst, und selbst wenn ich es erfahren hätte, würde ich Dir meine Achtung auf eine andere Weise bezeigen.«

»Giaur, Du kniest, oder ich schlage Dir den Kopf ab!«

Er hatte sich erhoben und faßte seinen krummen Säbel. Ich trat noch einen Schritt näher an ihn heran.

»Meinen Kopf? Bist Du wirklich Abu Seïf, oder bist Du ein Henker?«

»Ich bin Abu Seïf und halte mein Wort. Nieder mit Dir, oder ich lege Dir den Kopf vor die Füße!«

»Wahre Deinen eigenen Kopf!«

»Giaur!«

»Korkakdschi!«

»Was!« zischte er. »Einen Korkakdschi, einen Feigling nennst Du mich!«

»Warum griffst Du den Sambuk des Nachts an? Warum hülltest Du Deine Dschasusler<sup>1</sup> in Weiberkleider? Warum zeigst Du hier Muth, wo Du von den Deinen umgeben und beschützt wirst? Ständest Du allein mir gegenüber, so würdest Du anders mit mir reden!«

---

<sup>1</sup>Spione.

»Ich bin Abu Seif, der Vater des Säbels, und zehn Männer Deiner Sorte vermöchten nichts gegen meine Klinge!«

»Aferihn – brav so! So muß man reden, wenn man sich zu handeln fürchtet.«

»Zu handeln? Sind diese Zehn zur Stelle? Wäre dies der Fall, so wollte ich Dir im Augenblick beweisen, daß ich die Wahrheit gesagt habe!«

»Die Zehn sind nicht nöthig; es genügt Einer.«

»Wolltest Du vielleicht dieser Eine sein?«

»Pah, Du würdest es nicht erlauben!«

»Warum nicht?«

»Weil Du Dich fürchtest. Du tödtest mit dem Munde, nicht aber mit dem Säbel.«

Ich hatte einen verstärkten Ausfall seines Zornes auf diese Worte erwartet, sah mich aber getäuscht. Er verbarg diesen Grimm hinter einer kalten, tödtlichen Ruhe, nahm seinem Nachbar den Säbel vom Gürtel und reichte ihn mir.

»Hier nimm und vertheidige Dich! Aber ich sage Dir, selbst wenn Du die Fertigkeit Afram's und die Stärke Kelad's hättest, so würdest Du beim dritten Hiebe eine Leiche sein.«

Ich nahm den Säbel.

Es war eine eigenthümliche Situation, in der ich mich befand. Der ›Vater des Säbels‹ mußte nach orientalischen Begriffen ein ausgezeichneter Fechter sein, aber ich wußte, daß der Orientale durchschnittlich ein

ebenso schlechter Fechter als schlechter Schütze ist. Mit der Fertigkeit Afram's und der Stärke Kelad's war es wohl nicht gar so weit her. Ich hatte noch mit keinem Orientalen nach den Regeln der Fechtkunst die Klinge gekreuzt, und wenn mir auch der dargereichte, an der ›halben und ganzen Schwere‹, also an der ›Parirung‹ dünne, und an der ›halben und ganzen Schwäche‹ so starke und schwere Säbel ziemlich ungewohnt war, so hatte ich dennoch große Lust, dem ›Vater des Säbels‹ die Überlegenheit der europäischen Waffenführung zu beweisen.

Die ganze Bemannung des Schiffes war uns nahe getreten, und in allen Mienen spiegelte sich die Überzeugung, daß ich wirklich bei dem dritten Hiebe des Abu Seïf ein todter Mann sein werde.

Er drang so schnell, wild und regellos auf mich ein, daß ich keinen Moment Zeit hatte, Position zu nehmen. Ich parirte seine unreine Winkelquart und versuchte, mir sofort eine Blöße zu verschaffen; zu meinem Erstaunen aber ging er bei meinem Zirkelhiebe ganz prachtvoll unter meiner Klinge durch. Er traversirte und gab eine Finte; sie gelang ihm nicht. Nun traversirte ich ebenso und schlug Espadon; mein Hieb kam zum Sitzen, obgleich es meine Absicht nicht war, ihn sehr zu verletzen. Voll Wuth darüber, vergaß er sich, trat zurück und gab im Sprunge abermals Winkelquart; ich trat einen halben Schritt vor, setzte mit

harter Festigkeit in die Linie ein, und – die Waffe flog ihm aus der Hand und über Bord in das Wasser.

Ein Schrei erscholl ringsumher. Ich aber trat zurück und senkte die Waffe.

Er stand vor mir und starrte mich an.

»Abu Seïf, Du bist ein sehr geschickter Fechter!«

Diese meine Worte brachten ihn wieder zu sich; aber ich sah gegen meine Erwartung nicht das Zeichen des Grimmes, sondern nur der Überraschung in seinem Angesicht.

»Mensch, Du bist ein Ungläubiger und hast doch Abu Seïf besiegt!«

»Du hast es mir leicht gemacht, denn Dein Fechten ist kein edles und überlegtes. Mein zweiter Hieb kostete Dich Blut, und mein dritter nahm Dir die Waffe; ja, ich bin gar nicht zum dritten Hieb gekommen, während Dein dritter mich tödten sollte. Hier hast Du den Säbel; ich bin in Deiner Hand.«

Diese – freilich gewagte – Appellation an seinen Edelmuth hatte einen guten Erfolg.

»Ja, Du bist in meiner Gewalt, Du bist mein Gefangener; aber Du hast Dein Schicksal in Deiner eigenen Hand.«

»In wiefern?«

»Wenn Du thust, was ich von Dir verlange, so wirst Du bald wieder frei sein.«

»Was soll ich thun?«

»Du wirst mit mir fechten?«

- »Ja.«  
»Und es mich so lehren, wie es bei den Nemsis gelehrt wird?«  
»Ja.«  
»Du wirst Dich, so lange Du auf meinem Schiffe bist, von keinem fremden Auge sehen lassen?«  
»Gut!«  
»Und das Deck auf meinen Befehl sofort verlassen, wenn ein anderes Fahrzeug in Sicht kommt?«  
»Ja.«  
»Du wirst mit Deinem Diener kein Wort sprechen.«  
»Wo ist er?«  
»Hier auf dem Schiffe.«  
»Gebunden?«  
»Nein, er ist krank.«  
»Er hat eine Wunde?«  
»Er ist am Arm verwundet und hat ein Bein gebrochen, daß er sich nicht erheben kann.«  
»So kann ich Dir das verlangte Versprechen nicht geben. Mein Diener ist mein Freund, den ich pflegen muß; Du wirst mir dies erlauben!«  
»Ich erlaube es nicht; aber ich verspreche Dir, daß er gut gepflegt wird.«  
»Das genügt mir nicht. Wenn er das Bein gebrochen hat, so muß ich es ihm einrichten. Es ist wohl hier Keiner, welcher das versteht.«

»Ich selbst verstehe es. Ich bin so gut wie ein Dscherah;<sup>1</sup> ich habe ihm seine Wunde verbunden und auch sein Bein geschient. Er hat keine Schmerzen mehr und ist mit mir zufrieden.«

»Ich muß dies aus seinem Munde erfahren.«

»Ich betheure es Dir bei Allah und dem Propheten! Willst Du mir nicht versprechen, nicht mit ihm zu reden, so werde ich dafür sorgen, daß Du ihn nicht zu sehen bekommst. Aber ich habe noch mehr von Dir zu verlangen.«

»Fordere!«

»Du bist ein Christ und wirst Dich hüten, einen der Meinen zu verunreinigen?«

»Gut.«

»Du hast Freunde unter den Inglis?«

»Ja.«

»Sind es große Leute?«

»Es sind Paschas unter ihnen.«

»So werden sie Dich auslösen?«

Das war ja etwas ganz Neues! Also er wollte mich nicht tödten, sondern sich meine Freiheit bezahlen lassen.

»Wie viel verlangst Du?«

»Du hast nur wenig Gold und Silber bei Dir; Du kannst Dich nicht selbst loskaufen.«

Also er hatte meine Taschen doch untersucht. Was ich in den Ärmeln meiner türkischen Jacke eingenäht

---

<sup>1</sup>Wundarzt.

hatte, war von ihm nicht gefunden worden. Es wäre allerdings zum Lösegeld auch zu wenig gewesen. Daher antwortete ich:

»Ich habe nichts; ich bin nicht reich.«

»Ich glaube es, obgleich Deine Waffen ausgezeichnet sind und Du Instrumente bei Dir führst, welche ich gar nicht kenne. Aber Du bist vornehm.«

»Ah!«

»Und berühmt.«

»Ah!«

»Du hast es diesem hier auf dem Sambuk gesagt.«

»Ich habe Spaß gemacht.«

»Nein, Du hast im Ernst gesprochen. Wer so stark ist und den Säbel so zu führen weiß, wie Du, der kann nichts Anderes sein, als ein großer Zabit<sup>1</sup> für den sein Padschah gern ein gutes Lösegeld geben wird.«

»Mein König wird meine Freiheit nicht mit Geld bezahlen; er wird sie umsonst von Dir fordern.«

»Ich kenne keinen König der Nemsis; wie also will er mit mir reden und mich zwingen, Dich frei zu lassen?«

»Er wird es durch seinen Eltschi<sup>2</sup> thun.«

»Auch diesen kenne ich nicht. Es gibt keinen Eltschi der Nemsis hier am Ma-el-Hamrech.«

»Der Gesandte ist in Stambul beim Großherrscher. Ich habe einen Bu-djeruldu, das Ihr hier Bjeruldu nennt,

---

<sup>1</sup>Offizier.

<sup>2</sup>Gesandten.

und bin also Einer, der in dem Schatten des Sultans steht.«

Er lachte.

»Hier gilt der Padischah nichts; hier hat nur der Großscherif von Mekka zu gebieten, und ich bin mächtiger als diese Beiden. Ich werde weder mit Deinem König noch mit seinem Gesandten über Dich verhandeln.«

»Mit wem sonst?«

»Mit den Inglis.«

»Warum mit diesen?«

»Weil sie Dich auswechseln sollen.«

»Gegen wen?«

»Gegen meinen Bruder, der sich in ihrer Hand befindet. Er hat mit seiner Barke eines ihrer Schiffe angegriffen und ist von ihnen gefangen genommen worden. Sie haben ihn nach Eden<sup>1</sup> geschafft und wollen ihn tödten; nun aber werden sie ihn für Dich frei lassen müssen.«

»Vielleicht irrst Du Dich. Ich gehöre nicht zu den Inglis. Sie werden mich wohl in Deinen Händen lassen und Deinen Bruder tödten.«

»So stirbst Du auch. Du kannst schreiben und wirst einen Brief an sie anfertigen, den ich ihnen übergeben lasse. Machst Du den Brief gut, so werden sie Dich auswechseln; machst Du ihn aber schlecht, so hast Du Dich selbst getötet. Also überlege Dir den Brief recht sehr; Du hast noch viele Tage Zeit.«

---

<sup>1</sup>So nennt der Araber Aden an der Straße Bab-el Mandeb.

»Wie viele?«

»Wir haben ein böses Meer vor uns; aber ich werde, so viel es angeht, auch des Nachts fahren. Wenn uns der Wind günstig bleibt, sind wir in vier Tagen in Dschidda. Von da bis in die Gegend von Sanah, wo ich mein Schiff verbergen werde, haben wir beinahe ebenso weit. Du hast also eine volle Woche Zeit, über Dein Schreiben nachzudenken, denn erst von Sanah aus werde ich den Boten abgehen lassen.«

»Ich werde den Brief schreiben.«

»Und Du versprichst mir, keinen Fluchtversuch zu unternehmen?«

»Das kann ich Dir nicht versprechen.«

Er sah mir einige Zeit lang ernst in das Gesicht.

»Allah akbar, Gott ist groß, und ich habe es nicht geglaubt, daß unter den Christen auch ehrliche Leute sind. Also Du willst mir entfliehen?«

»Ich werde jede Gelegenheit dazu benutzen.«

»So werden wir auch nicht fechten; Du könntest mich erschlagen und in das Wasser springen, um Dich durch Schwimmen zu retten. Kannst Du schwimmen?«

»Ja.«

»Bedenke, daß hier im Wasser viele Fische sind, die Dich fressen würden!«

»Ich weiß es.«

»Ich werde Dich streng bewachen lassen. Der Mann hier neben mir wird stets an Deiner Seite sein. Du hast

ihn beleidigt; er wird Dich nicht aus den Augen lassen, bis Du entweder frei oder gestorben bist.«

»Was wird in diesen beiden Fällen mit meinem Diener werden?«

»Ihm wird nichts geschehen. Zwar hat er eine große Sünde begangen, da er der Diener eines Ungläubigen ist; aber er ist weder ein Türke noch ein Giaur, er wird seine Freiheit mit Dir oder nach Deinem Tode erhalten. Jetzt kannst Du auf dem Deck bleiben; sobald es Dir Dein Wächter aber gebietet, gehst Du hinab, wo Du in Deine Kammer eingeschlossen wirst.«

Er wandte sich ab, und ich war also entlassen.

Ich schritt zunächst nach dem Vorderdeck und ging dann längs des Regelings spazieren; als ich ermüdet war, legte ich mich auf eine Decke nieder. Stets blieb der Araber in meiner Nähe, so daß er sich immer in einer Entfernung von fünf bis sechs Schritten von mir befand.

Das war ebenso überflüssig wie für mich unangenehm. Kein Mensch weiter schien sich um mich zu kümmern, kein Mensch sprach ein Wort zu mir. Man reichte mir schweigend mein Wasser, mein Kuskussu und einige Datteln. Sobald ein Fahrzeug uns ansegelte, mußte ich hinunter in meine Kammer, an deren Thür sich mein Wächter so lange postirte, bis ich wieder oben erscheinen durfte, und am Abend wurde die Thüre verriegelt und mit allerlei Gerümpel verbarrikadirt.

So vergingen drei Tage. Ich empfand mehr Sorge um den kranken Halef als um mich selbst; aber alle meine Bemühungen, zu ihm zu kommen, wären vergeblich gewesen. Natürlich befand er sich ebenso unter Deck wie ich selbst, und jeder Versuch, hinter dem Rücken meines Wächters dem braven Diener ein Zeichen zu geben, hätte uns Beiden nur schaden müssen.

Wir waren ungefähr, da wir eine sehr schnelle und glückliche Fahrt gemacht hatten, in der Gegend zwischen Dschebel Eyub und Dschebel Kelaya angekommen, von wo an die Küste bis Dschidda immer niedriger und flacher wird. Es war zur Zeit der Dämmerung. Im Norden stand, eine Seltenheit, ein kleines, schleierartiges Wölkchen am Himmel, welches Abu Seif sehr besorgt betrachtete. Die Nacht brach herein, und ich mußte unter Deck gehen. Da war es jetzt schwüler noch als gewöhnlich, und diese Schwüle steigerte sich von Viertelstunde zu Viertelstunde. Ich war um Mitternacht noch nicht eingeschlafen. Da hörte ich von fern her ein dumpfes Brausen, Donnern und Rollen, welches mit Sturmeseile näher kam und unser Schiff erfaßte. Ich fühlte, daß es mit dem Vordertheile tief in die Fluthen tauchte, sich aber wieder erhob und dann mit verdoppelter Geschwindigkeit dahinschoß. Es ächzte und stöhnte in allen Fugen. Die Mastenfüße krachten in ihrer Verkeilung, und auf dem Decke rann die Bemannung unter ängstlichen Rufen, Jammern und Beten hin und her.

Dazwischen hinein tönnten die lauten, besonnenen Commandorufe des Führers. Es war auch nothwendig, daß dieser seine Kaltblütigkeit nicht aufgab. Nach meiner ungefähren Berechnung nahten wir uns der Höhe von Rabbegh, welches von den Arabern Rabr genannt wird, und von da an südwärts gibt es eine Anzahl von Klippen und Korallenbänken, welche der Schifffahrt selbst bei Tage sehr gefährlich sind. Dort liegt auch die Insel Ghauat, und zwischen ihr und Ras Hatiba ragen zwei Korallenklippen empor, zwischen denen die Durchfahrt bei Sonnenlicht und ruhigem Wetter mit den größten Gefahren verbunden ist, und deßhalb bereiten sich die Schiffer, ehe sie dieser Stelle nahen, immer durch Gebet vor. Der Ort wird Om-el-Hablein genannt, ›Ort der beiden Seile«, ein Name, welcher auf die Art und Weise hindeutet, in welcher man früher sich vor der Gefahr zu sichern suchte.

Auf diese Durchfahrt trieb uns der Orkan mit rasender Schnelligkeit zu. Eine Landung vorher war unmöglich.

Ich hatte mich von meinem Lager erhoben. Aber wenn das Schiff auf eine Klippe rannte, war ich doch verloren, da meine Kammer verschlossen war.

Da war es mir, als hörte ich mitten im Brausen der Elemente ein Geräusch vor meiner Thür. Ich trat näher und horchte. Ich hatte mich nicht getäuscht. Man entfernte die Verrammelung, und die Thür wurde geöffnet.

- »Sihdi!«
- »Wer ist da?«
- »Hamdulillah, Preis sei Gott, der mich den richtigen Ort gleich finden ließ! Kennst Du nicht die Stimme Deines treuen Halef?«
- »Halef? Unmöglich! Der kann es nicht sein; der kann nicht gehen.«
- »Warum nicht?«
- »Weil er verwundet ist und ein Bein gebrochen hat.«
- »Ja, verwundet bin ich, Sihdi, von einer Kugel am Arme; aber nur sehr leicht. Das Bein habe ich nicht gebrochen.«
- »So hat Abu Seïf mich belogen.«
- »Nein, sondern ich habe ihn getäuscht. Ich mußte mich verstellen, um meinem guten Sihdi helfen zu können. Nun habe ich drei Tage mit den Schienen am Beine unten im Raume gelegen, und des Nachts habe ich sie entfernt und bin auf Kundschaft ausgekrochen.«
- »Wackerer Halef, das werde ich Dir nicht vergessen!«
- »Ich habe auch Verschiedenes erfahren.«
- »Was?«
- »Abu Seïf wird eine Strecke vor Dschidda anlegen, um nach Mekka zu pilgern. Er will dort beten, daß sein Bruder wieder frei werde. Mehrere von seinen Mannen gehen mit.«
- »Vielleicht ist es uns da möglich, zu entkommen.«
- »Ich werde sehen. Das wird also morgen sein. Deine Waffen sind in seiner Kammer.«

»Kommst Du morgen abend wieder, wenn wir in dieser Nacht nicht umkommen?«

»Ich komme, Sihdi.«

»Aber die Gefahr, Halef!«

»Heute ist es so finster, daß mich Niemand sehen konnte, und nach uns zu schauen, haben sie keine Zeit, Sihdi. Morgen aber wird Allah helfen.«

»Hast Du Schmerzen in Deiner Wunde?«

»Nein.«

»Was ist mit dem Sambuk geschehen? Ich lag in Ohnmacht und kann es also nicht wissen.«

»Sie haben das ganze Geld genommen, welches nun in der Oda<sup>1</sup> des Kapitäns liegt, und die Bemannung angebunden. Nur uns zwei hat man mitgenommen, damit Du den Bruder Abu Seif's befreien sollst.«

»Das weißt Du?«

»Ich habe Gespräche belauscht.«

»Und die Barke in jener Nacht?«

»Sie lag nicht weit von uns hinter den Klippen vor Anker und hatte auf uns gewartet. Chajir ola, gute Nacht, Sihdi!«

»Gute Nacht!«

Er ging hinaus, schob den Riegel vor und brachte auch die Verbarrikadirung wieder an Ort und Stelle.

Ich hatte während dieses Besuches den Orkan ganz und gar vergessen, der ganz unerwartet ebenso schnell sich legte, als er gekommen war; und wenn die See

---

<sup>1</sup>Kammer, Kajüte.

auch noch lange hoch ging, wie ich aus den Bewegungen des Schiffes merkte, so vermuthete ich doch, daß nun heller Himmel geworden sei, der die Gefahr eines Schiffbruches bedeutend verminderte. Ich schlief ruhig ein.

Als ich erwachte, lag das Schiff still; meine Thür war geöffnet, draußen aber stand mein Wächter.

»Willst Du hinauf?« frug er mich.

»Ja.«

»Du kannst nur bis zum Deghri<sup>1</sup> oben bleiben.«

Ich kam an Deck und fand bereits alle Spuren des Sturmes verwischt. Das Schiff lag in einer sehr schmalen, tief in das Land einschneidenden Bucht vor Anker. Die Segel waren abgenommen und die beweglichen Masten umgelegt worden, so daß das Fahrzeug weder vom Meere, noch vom Lande aus, welches wüst und unbewohnt erschien, leicht gesehen werden konnte.

Bis gegen Mittag blieb ich an Deck, ohne etwas Ungewöhnliches bemerken zu können. Dann aber ließ mich Abu Seif zu sich kommen. Er befand sich nicht an Deck, sondern in seiner Kajüte, in welcher ich alle meine Waffen an der Wand hängen sah. Auch die Patronenkapsel war da, und außerdem sah ich mehrere große Ketschikise<sup>2</sup> am Boden liegen, welche jedenfalls Pulver enthielten. Ein Sandyk<sup>3</sup> stand offen, den Abu

---

<sup>1</sup>Gebet zur Mittagszeit.

<sup>2</sup>Aus Ziegenfell gefertigte Beutel. Die Haarseite ist dabei nach außen gewendet.

<sup>3</sup>Ein schrankartiger Kasten.

Seif bei meinem Eintritt sofort verschloß; dennoch hatte ich Zeit genug gehabt, zu bemerken, daß er lauter Kettschuwal<sup>1</sup> enthielt, in denen sich wahrscheinlich die von dem Sambuk geraubten Gelder befanden.

»Nemtsche, ich habe ein Kurzes mit Dir zu reden.«

»Sprich.«

»Verweigerst Du mir noch immer das Versprechen, keinen Fluchtversuch zu unternehmen?«

»Ich bin kein Lügner und sage Dir daher aufrichtig, daß ich fliehen werde, sobald sich mir eine Gelegenheit dazu bietet.«

»Du wirst keine solche Gelegenheit finden; aber Du zwingst mich, strenger mit Dir zu verfahren, als ich möchte. Ich werde zwei Tage lang nicht an Bord sein; Du darfst während dieser Zeit Deine Kammer nicht verlassen und wirst mit gebundenen Händen unten liegen.«

»Das ist hart.«

»Ja; aber Du trägst selbst die Schuld.«

»Ich muß mich fügen.«

»So kannst Du gehen. Merke Dir jedoch, daß ich Befehl geben werde, Dich sofort zu tödten, wenn Du den Versuch machst, Deine Fesseln wegzunehmen. Wärest Du ein Rechtgläubiger, so würde ich Dich bitten, mein Freund zu sein. Du bist ein Giaur, aber ich hasse und verachte Dich nicht. Ich hätte Deinem Versprechen Glauben geschenkt; Du willst es aber nicht geben, und

---

<sup>1</sup>Leinwandsäckchen.

so mußt Du nun die Folgen tragen. Gehe jetzt nach unten!«

Ich wurde unter Deck geführt und dort eingeschlossen. Es war eine Pein, bei der da unten herrschenden Gluth gefesselt liegen zu müssen; aber ich fügte mich darein, trotzdem mein Wächter seiner Rachsucht dadurch Genüge geschehen ließ, daß er mir weder Speise noch Trank brachte. Ich hoffte auf Halef, und zwar mit einer Spannung, wie ich sie so groß noch selten empfunden hatte. Meine Lage wurde dadurch, daß ich mich im Dunkeln befand, natürlich nicht verbessert. Ich hatte El Asr, El Mogreb und El Aschia beten hören; dann war eine lange, lange Zeit vergangen, und es mußte weit über Mitternacht sein, als ich endlich draußen vor meiner Thür ein leises Geräusch vernahm.

Ich horchte angestrengt, vermochte aber nichts mehr zu hören. Sprechen durfte ich auf keinen Fall. Vielleicht war es auch bloß eine Ratte gewesen.

Es blieb eine Weile ruhig; dann hörte ich Schritte nahen, denen jenes leise Rauschen folgte, welches entsteht, wenn ein Teppich oder eine Matte auf den Boden gebreitet wird. Was war das? Jedenfalls hatte mein Wächter sich vorgenommen, vor meiner Thür die übrige Nacht zuzubringen. Nun war es aus mit meiner Hoffnung, denn wenn Halef ja noch kam, so — — — aber

horch! Was war das? Es gehörte die ganze Schärfe meines Gehörs dazu, um zu bemerken, daß der Holzriegel an meiner Thür langsam, langsam zurückgeschoben wurde. Einige Sekunden nachher hörte ich einen harten Schlag – ein Geräusch, als wenn Jemand vom Boden empor wolle und doch nicht könne – ein kurzes, ersticktes Stöhnen – und dann erklang es draußen halblaut:

»Sihdi, komm; ich habe ihn!«

Es war Halef.

»Wen?« frug ich.

»Deinen Wächter.«

»Ich kann Dir nicht helfen, die Hände sind mir gebunden.«

»Bist Du an die Wand gebunden?«

»Nein; hinaus zu Dir kann ich.«

»So komm, die Thür ist offen.«

Als ich hinaustrat, fühlte ich, daß der Araber unter krampfhaften Zuckungen am Boden lag. Halef kniete auf ihm und hatte ihm mit den Händen den Hals zugechnürt.

»Fühle in seinen Gürtel, ob er ein Messer hat, Sihdi!«

»Hier ist eins; warte!«

Ich zog mit meinen hart am Gelenk gebundenen Händen das Messer hervor, nahm den Griff fest zwischen die Zähne und sägte mir die Fesseln entzwei.

»Geht es, Sihdi?«

»Ja, jetzt habe ich die Hände frei. Gott sei Dank, daß er noch nicht todt ist!«

»Sihdi, er hätte es verdient.«

»Und dennoch soll er leben! Wir binden ihn, geben ihm einen Knebel und legen ihn in meine Kammer.«

»So wird er durch die Nase stöhnen und uns verrathen.«

»Ich nehme sein Turbantuch auseinander und wickle es ihm um das Gesicht. Laß jetzt ein wenig locker, so daß er Athem bekommt! – So – hier ist der Knebel – – hier sein Gürtel, um Hände und Füße zu binden – – laß den Hals los und halte seine Beine – – so, fertig. Nun hinein mit ihm!«

Ich athmete tief auf, als ich die Thür hinter dem Gefangenen verriegelt hatte und nun mit Halef an der Treppe stand.

»Was nun, Sihdi?« frug er mich.

»Wie kam das Alles, jetzt?«

»O, sehr einfach. Ich kroch aus dem Raum empor und horchte.«

»Wenn sie Dich entdeckt hätten!«

»Sie bewachten mich nicht, weil sie denken, daß ich mich nicht regen kann. Da hörte ich, daß der Vater des Säbels mit zwölf Männern zunächst nach Dschidda gegangen ist. Er hat viel Geld mitgenommen, um es dem Großscherif in Mekka zu bringen. Dann vernahm ich, daß der Araber, welcher Dich bewacht, an Deiner Thüre schlafen werde. Er haßt Dich, und er hätte Dich

längst getödtet, wenn er sich nicht vor Abu Seif fürchten müßte. Wenn ich zu Dir wollte, so mußte ich ihm zuvorkommen, und so bin ich über das Deck gekrochen, ohne daß ich bemerkt wurde. Du hast mich das in der Wüste gelehrt. Und kaum war ich da, so kam er auch.«

»Ah, das also warst Du! Ich hatte es gehört.«

»Als er sich gelegt hatte, habe ich ihn beim Halse genommen. Das übrige weißt Du, Sihdi.«

»Ich danke Dir, Halef! Wie sieht es oben aus?«

»Sehr gut. Als ich über das Deck schlich, waren sie im Begriff, ihren Afijon<sup>1</sup> anzubrennen. Ihr Gebieter ist fort, da dürfen sie es wagen.«

»So nimm die Waffen dieses Mannes zu Dir; sie sind besser als diejenigen, welche Du vorher hattest. Jetzt komm; ich gehe voran.«

Während wir nach oben schlichen, konnte ich mich nicht enthalten, darüber zu lächeln, daß Abu Seif dem Großscherif ein Geschenk bringen wollte, welches doch ein Bruchtheil dessen war, was er ihm erst geraubt hatte. Als ich den Kopf aus der Luke steckte, verspürte ich jenen Duft, der in der Nähe jeder Opiumkneipe zu bemerken ist. Die Männer lagen regungslos auf dem Verdeck umher; es war nicht zu erkennen, ob sie schliefen oder nur in regungsloser Lage den Rausch des betäubenden Giftes erwarten wollten. Glücklicherweise war der Weg nach der Kajüte frei. Wir

---

<sup>1</sup>Opium.

krochen, ganz auf den Boden niedergeduckt, in dieser Richtung weiter und gelangten glücklich an die Thür. Dank der orientalischen Sorglosigkeit hatte dieselbe kein Schloß; die Angeln konnten auch nicht knarren, weil sie einfach aus einem Stücke Leder bestanden, welches oben und unten an Thür und Pfoste aufgenagelt war.

Ich öffnete nur so weit, als nöthig war, um hinein zu kriechen, und als wir uns im Innern befanden, zog ich die Thür wieder zu. Nun fühlte ich mich so sicher und frei, als ob ich mich daheim in meiner Stube befunden hätte. Hier hingen meine Waffen, und fünf Schritte davon war der Bord des Schiffes, von welchem ein Sprung genügte, um an das Land zu kommen. Die Uhr, den Kompaß, das Geld hatte ich bei mir.

»Was soll ich mitnehmen?« fragte Halef.

»Eine von den Decken, welche ich dort in der Ecke liegen sah. Wir brauchen sie nothwendig; ich nehme auch eine.«

»Weiter nichts?«

»Nein.«

»Aber ich habe erlauscht, daß sich hier viel Geld befindet.«

»Das liegt dort im Sandyk; wir lassen es liegen, denn es gehört uns nicht.«

»Was, Sihdi? Du willst kein Geld mitnehmen? Du willst diesen Räubern das Geld lassen, welches wir so nothwendig brauchen?«

»Willst Du ein Dieb werden? Nein!«

»Ich? Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah ein Dieb? Sihdi, das sollte mir ein Anderer sagen! Hast Du mir nicht selbst befohlen, dem Manne, der unten in der Kammer liegt, die Waffen wegzunehmen? Hast Du mir nicht befohlen, in diese Decken zu greifen?«

»Das ist kein Diebstahl. Wir sind durch die Räuber um unsere Decken und um Deine Waffen gekommen und haben also das Recht, uns zu entschädigen. Unser Geld aber haben wir noch.«

»Nein, Sihdi; das meinige haben sie genommen.«

»Hattest Du viel?«

»Hattest Du mir nicht alle zwei Wochen drei Mariatheresien-Thaler gegeben? Ich hatte sie alle noch; nun sind sie weg, und ich werde mir nehmen, was mir gehört.«

Er trat an den Kasten. Sollte ich ihn hindern? In gewisser Beziehung hatte er Recht. Wir befanden uns in Umständen, unter denen wir uns unser Recht selbst zu wahren hatten. Wo konnten wir Abu Seif auf Rückgabe des geraubten Geldes verklagen? Ich mußte zu sehr sparen, als daß ich meinem Diener das Geraubte aus meiner Tasche hätte ersetzen können, und überdies hätte ein weiterer Streit mit Halef uns nur aufgehalten oder gar in Gefahr gebracht; ich begnügte mich also mit dem Einwande: »Der Sandyk wird verschlossen sein.«

Er trat hinzu, visitirte und sagte dann:

»Ja, es ist ein Schloß daran, und der Schlüssel fehlt, aber ich werde dennoch öffnen.«

»Nein, das wirst Du nicht! Wenn Du das Schloß aufsprengst, so gibt es einen Krach, der uns verräth!«

»Sihdi, Du hast recht. Ich werde mir meine Thaler doch nicht holen können. Komm, wir wollen gehen!«

Bei dem Tone, in welchem er diese Worte sprach, bedauerte ich fast, daß er auf Ersatz verzichten mußte. Ein anderer Araber hätte es nicht gethan, davon war ich überzeugt, und das brachte mich zu dem Versprechen:

»Halef, Du sollst die Theresienthaler noch einmal von mir bekommen!«

»Ist es wahr, Sihdi?«

»Ja.«

»So laß uns gehen!«

Wir verließen die Kajüte und erreichten glücklich den Rand des Fahrzeuges. Der Abstand zwischen ihm und dem Lande war doch ein bedeutender, wie man bei dem nächtlichen Sternenlichte bemerken konnte.

»Kommst Du hinüber, Halef?« frug ich besorgt.

Ich wußte, daß er ein guter Springer war; hier aber konnte man keinen Anlauf nehmen.

»Paß auf, Sihdi!«

Er erhob sich, setzte den Fuß auf den Regelung und stand im nächsten Augenblick drüben am Ufer. Ich folgte ihm sofort.

»Hamdulillah, Gott sei Dank! Jetzt sind wir frei. Aber was nun?«

»Wir gehen nach Dschidda.«

»Weißt Du den Weg?«

»Nein.«

»Oder hast Du eine Harjta<sup>1</sup> welche Dir den Weg zeigt?«

»Auch nicht; aber wir brauchen uns nur nach Süden zu halten. Abu Seif hat zu Fuß hinwandern müssen; das ist ein sicheres Zeichen, daß die Stadt nicht sehr weit von hier liegt. Laß uns vor allen Dingen erst nach den Waffen sehen.«

Wir zogen uns hinter ein nahes Euphorbiengesträuch zurück, welches uns genügend verbarg, denn es war nicht die kleine arabische, sondern die hohe ostindische Art. Meine Gewehre waren geladen; man hatte jedenfalls mit dem Revolver und dem Henrystutzen nicht umzugehen verstanden und sich über den schweren Bärenödter höchlichst wundern müssen. Der Araber ist ein langes, leichtes Gewehr gewohnt, und es gibt ganze Stämme, welche noch mit Flinten der ältesten, seltsamsten Constructionen bewaffnet sind.

Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß unsere Flucht nicht bemerkt worden war, machten wir uns auf den unbekanntem Weg. Wir mußten, so viel wie möglich, der Küste folgen, und diese hatte zahlreiche

---

<sup>1</sup>Landkarte.

größere oder kleinere Einbuchtungen, welche zu umgehen waren, so daß wir nur langsam vorwärts kamen. Dazu war der Boden trotz der Nähe des Meeres sehr dicht mit Koloquinten und Aloën bewachsen, welche das Gehen außerordentlich beschwerlich machten. Endlich graute der Tag, und der Marsch ging leichter und schneller vor sich. Man konnte in die Ferne blicken und unterscheiden, welche Richtung man einzuschlagen hatte, um eine Krümmung der Küste abzuschneiden, und es war vielleicht Vormittags 8 Uhr, als wir die Minareh<sup>1</sup> einer Stadt vor uns erblickten, welche mit einer hohen, ziemlich gut erhaltenen Mauer umgeben war.

»Wollen wir fragen, ob dies Dschidda ist, Sihdi?« frug Halef.

Wir waren bereits seit einer Stunde Arabern begegnet, ohne sie anzureden.

»Nein; das ist ganz sicher Dschidda.«

»Und was beginnen wir dort?«

»Ich werde mir zunächst den Ort ansehen.«

»Und ich auch. Weißt Du, daß dort Eva, die Mutter aller Lebendigen, begraben liegt?«

»Ja.«

»Als Adam sie begraben hatte, beweinte er sie vierzig Tage und vierzig Nächte; dann ging er nach Selan-Dib,

---

<sup>1</sup>Dieses Wort wird nach französischer Weise Minaret geschrieben und von vielen Deutschen auch so ausgesprochen, was aber falsch ist.

wo er starb und nun auch begraben liegt. Das ist eine Insel, von der nur die Gläubigen etwas wissen.«

»Du irrst, Halef. Diese Insel hieß bei ihren Bewohnern Sinhala Dvipa, woraus Ihr in Eurer Sprache Selan-Dib gemacht habt. Sinhala Dvipa heißt Löweninsel; sie gehört den Christen, den Inglis, und ich selbst bin bereits zweimal dort gewesen.«

Er blickte mich erstaunt an.

»Aber unsere Talebs<sup>1</sup> sagen doch, daß jeder Ungläubige stirbt, der die Insel Adam's betreten will!«

»Bin ich gestorben?«

»Nein. Aber Du bist ein Liebling Allah's, obgleich Du den wahren Glauben nicht hast.«

»Ich will Dir noch ein Beispiel sagen. Nicht wahr, jeder Ungläubige muß sterben, der die heiligen Stätten von Mekka und Medina betritt?«

»Ja.«

»Aber es gibt dennoch Christen, welche dort gewesen sind.«

»Ist das wahr?«

»Ja. Sie haben gethan, als ob sie Moslemin seien.«

»Dann mußten sie unsere Sprache und unsere Gebräuche verstehen.«

»Sie verstanden sie.«

Er blickte mir ängstlich forschend in das Angesicht.

»Sihdi, Du verstehst das auch. Willst Du nach Mekka?«

---

<sup>1</sup>Gelehrten.

»Würdest Du mich mitnehmen?«

»Nein, Sihdi; denn ich würde in der tiefsten Dschehenna gebraten werden.«

»Würdest Du mich verrathen, wenn Du mich dort sähest?«

»Effendi, mache mich nicht traurig! Ich müßte Dich verrathen und könnte es doch vielleicht nicht. Ich würde nicht mehr leben können!«

Ich sah ihm an, daß dies seine volle Überzeugung war; es wäre grausam gewesen, ihn länger zu versuchen und in Angst zu halten.

»Halef, Du hast mich lieb?«

»Lieber als mich selbst, Sihdi; glaube mir das!«

»Ich glaube es. Wie lange willst Du noch mit mir reisen?«

»So lange Du willst. Ich gehe mit Dir, soweit die Erde reicht, obgleich Du ein Christ bist. Aber ich weiß, daß Du noch zum rechten Glauben kommen wirst, denn ich werde Dich bekehren, Du magst wollen oder nicht.«

»Das kann bloß ein Hadschi sagen.«

»O, Sihdi, ich werde nun wirklich einer sein. Da ist Dschidda, wo ich das Grab Eva's besuchen werde; dann gehe ich nach Mekka, werde in Arafah verweilen, mich in Minah rasiren lassen und alle heiligen Gebräuche mitmachen. Wirst Du mich bis dahin in Dschidda erwarten?«

»Wie lange wirst Du in Mekka sein?«

»Sieben Tage.«

»Du wirst mich in Dschidda wiederfinden. Aber ist Deine Hadsch auch gültig, da sie doch nicht in den Wallfahrtsmonat fällt?«

»Sie ist gültig. Sieh, hier ist das Thor. Wie mag es heißen?«

»Es ist wohl das nördliche Thor, das Bab el Medina. Wirst Du mir eine Bitte erfüllen?«

»Ja, denn ich weiß, daß Du mir nichts befiehlest, was ich nicht thun darf.«

»Du sollst hier keinem Menschen sagen, daß ich ein Christ bin.«

»Ich gehorche.«

»Du sollst ganz so thun, als ob ich ein Moslem sei.«

»Ja. Aber wirst Du mir nun auch eine Bitte erfüllen?«

»Welche?«

»Ich muß mir in Mekka das Aziz-kumahsch<sup>1</sup> kaufen und viele Geschenke und Almosen geben — — —«

»Sei unbesorgt; Du sollst Deine Theresienthaler noch heute erhalten.«

»Die kann ich vielleicht nicht brauchen, denn sie werden im Lande der Ungläubigen geprägt.«

»So werde ich Dir dieselbe Summe in Piastern geben.«

»Hast Du Piaster?«

»Noch nicht; aber ich werde sie von einem Sarraf<sup>2</sup> holen.«

---

<sup>1</sup>Wörtlich: ›heiliges Zeug‹.

<sup>2</sup>Geldwechsler.

»Ich danke Dir, Sihdi! Werde ich genug haben, um auch nach Medina gehen zu können?«

»Ich denke es, wenn Du sparsam bist. Die Reise dorthin wird Dich nichts kosten.«

»Warum?«

»Ich reite mit.«

»Nach Medina, Sihdi?« frug er in bedenklichem Tone.

»Ja. Ist dies verboten?«

»Der Weg dorthin steht Dir frei; aber nach Medina hinein darfst Du nicht.«

»Wenn ich nun in Dschambo auf Dich warte?«

»Das ist schön, Sihdi; das geht!«

»So sind wir also einig!«

»Und wohin gehst Du dann?«

»Zunächst nach Medäihn Saliha.«

»Herr, dann bist Du des Todes! Weißt Du nicht, daß dies die Stadt der Geister ist, die keinen Sterblichen bei sich dulden?«

»Sie werden mich dulden müssen. Es ist ein sehr geheimnißvoller Ort; man erzählt sich wunderbare Sachen von ihm, und darum muß ich ihn sehen.«

»Du wirst ihn nicht sehen, denn die Geister werden uns den Weg versperren; aber ich werde Dich nicht verlassen, und wenn ich mit Dir sterben sollte. Ich bin dann ein wirklicher Hadschi, dem der Himmel immer offen steht. Und wohin willst Du dann?«

»Entweder nach Sinai, Jerusalem und Istambul oder nach Basra und Bagdad.«

»Und wirst mich mitnehmen?«

»Ja.«

Wir waren beim Thore angelangt. Dort gab es außerhalb der Mauern eine Menge zerstreut stehender Hütten aus Stroh oder Palmenblättern, in denen arme Hadhesi<sup>1</sup> oder noch ärmere Holz- und Gemüsehändler wohnten. Ein zerlumpter Kerl rief mich an:

»Taibihn, Effendi, seiak, keif chelak – bist Du gesund, Effendi, wie geht es Dir, und wie ist Dein Befinden?«

Ich blieb stehen. Im Orient muß man immer Zeit haben, einen Gruß zu erwidern.

»Ich danke Dir! Ich bin gesund; es geht mir gut, und mein Befinden ist vortrefflich; aber wie geht es Dir, Du Sohn eines tapfern Vaters, und wie laufen Deine Geschäfte, Du Erbe vom frömmsten Stamme der Moslemim?«

Ich gebrauchte diese Worte, weil ich sah, daß er das M'eschaleeh trug. Dschidda gilt, trotzdem es seit neuerer Zeit von den Christen besucht werden darf, für eine heilige Stadt, und die heiligen Städte haben das Vorrecht, dieses Zeichen zu tragen. Vier Tage nach der Geburt eines Kindes werden ihm auf jedem Backen drei und an jeder Schläfe zwei Schnitte beigebracht, deren Narben für das ganze Leben bleiben. Das ist das M'eschaleeh.

---

<sup>1</sup>Arbeiter.

»Deine Worte sind Zahari;<sup>1</sup> sie duften wie die Benah el Dschennet,«<sup>2</sup> antwortete der Mann. »Auch mir geht es gut, und ich bin zufrieden mit dem Geschäfte, welches ich treibe. Es wird auch Dir nützlich sein.«

»Welches Geschäft hast Du?«

»Ich habe drei Thiere stehen. Meine Söhne sind Hamahri<sup>3</sup> und ich helfe ihnen.«

»Hast Du sie zu Hause?«

»Ja, Sihdi. Soll ich Dir zwei Esel holen?«

»Was soll ich Dir bezahlen?«

»Wohin willst Du reiten?«

»Ich bin hier fremd und will mir eine Wohnung suchen.«

Er musterte mich mit einem eigenthümlichen Blick. Ein Fremder, und zu Fuße, das mußte ihm auffällig sein.

»Sihdi,« frug er, »willst Du dahin, wohin ich Deine Brüder geleitet habe?«

»Welche Brüder?«

»Es kamen gestern um die Zeit des Mogreb dreizehn Männer zu Fuße, so wie Du; die habe ich in den großen Khan geführt.«

Das war jedenfalls Abu Seif mit den Seinen gewesen.

---

<sup>1</sup>Blumen.

<sup>2</sup>Töchter des Paradieses, die Houris.

<sup>3</sup>Eselstreiber.

»Das waren keine Brüder von mir. Ich will meine Wohnung in keinem Khane und in keinem Funduk<sup>1</sup> sondern in einem Privathause nehmen.«

»Ama di bacht – Welch ein Glück! Ich weiß ein Haus, wo Du eine Wohnung finden kannst, die beinahe für einen Prinzen zu schön ist.«

»Was forderst Du, wenn wir auf Deinen Eseln hinreiten?«

»Zwei Piaster.«

Das waren ungefähr zwanzig Pfennige pro Mann.

»Hole die Thiere.«

Er stieg nun mit gravitäischem Schritte von dannen und brachte hinter einer Umfriedigung zwei Esel hervor, die so klein waren, daß sie mir beinahe zwischen den Beinen durchlaufen konnten.

»Werden sie uns tragen können?«

»Sihdi, einer von ihnen würde uns alle Drei tragen können!«

Das war übertrieben, jedoch mein Thier that nicht im Mindesten, als ob ich ihm zu schwer sei; vielmehr schlug es sofort, nachdem ich es bestiegen hatte, einen sehr muntern Trab an, welcher allerdings gleich im Innern der Stadtmauer unterbrochen wurde.

»Tut,« rief nämlich eine schnarrende Stimme von der Seite her; »tut, wermya-iz aktsche – halt, gebt Geld!«

In einem halb verfallenen Gemäuer zu meiner Rechten befand sich ein viereckiges Loch; in diesem Loche

---

<sup>1</sup>Gasthaus.

befand sich ein Kopf; auf dem Gesichte dieses Kopfes befand sich eine fürchterliche Brille, und in dieser Brille befand sich nur ein Glas. Unter diesem Glase erblickte ich eine riesige Nase und seitwärts nach unten, von der Nase aus gerechnet, eine große Öffnung, aus welcher die Worte wahrscheinlich gekommen waren.

»Wer ist das?« frug ich unsern Führer.

»Der Radschal el Bab.<sup>1</sup> Er nimmt die Steuern für den Großherrn ein.«

Ich drängte mein Eselein bis vor das Loch und nahm, um mir einen Spaß zu machen, den Paß heraus.

»Was willst Du?«

»Geld!«

»Hier!«

Ich hielt ihm das großherrliche Möhür<sup>2</sup> vor das Auge, welches nicht durch ein Glas geschützt war.

»Lutf, dschenabin – Verzeihung, Euer Gnaden!«

Die Öffnung unter der Nase klappte zu, das Gesicht verschwand und gleich darauf sah ich eine hagere Gestalt seitwärts über einige Mauersteine springen. Sie trug eine alte abgeschabte Janitscharenuniform, weiße, blaue Beinkleider, rothe Strümpfe, eine grüne Jacke und auf dem Kopfe eine weiße Mütze mit einem herabhängenden Sacke. Es war der wackere Radschal el Bab.

»Warum reißt er aus?« frug ich den Führer.

---

<sup>1</sup>Mann des Thores, Thorwarter.

<sup>2</sup>Siegel.

»Du hast einen Bu-djeruldu und brauchst nichts zu geben. Er hat Dich also beleidigt und fürchtet Deine Rache.«

Wir ritten weiter und gelangten nach fünf Minuten vor das Thor eines Hauses, welches, eine Seltenheit in muhammedanischen Ländern, vier große vergitterte Fenster nach der Straße zu hatte.

»Hier ist es!«

»Wem gehört das Haus?«

»Dem Dschewahirdsch<sup>1</sup> Tamaru. Er hat mir Auftrag gegeben.«

»Wird er zu Hause sein?«

»Ja.«

»So kannst Du zurückkehren. Hier hast Du noch ein Bakschisch!«

Unter vielen Dankesworten setzte sich der Mann auf einen seiner Esel und ritt von dannen. Ich trat mit Halef in das Haus und wurde von einem Schwarzen nach dem Garten gebracht, in welchem sich sein Herr befand. Diesem trug ich mein Anliegen vor, und sofort führte er mich in das Haus zurück und zeigte mir eine Reihe von Gemächern, welche leer standen. Ich mietete zwei auf eine Woche und hatte dafür zwei Talaris, was als eine sehr anständige Bezahlung angesehen werden mußte, zu entrichten. Dafür wurde ich aber auch nicht ausgefragt. Ich nannte nur den Namen, welchen mir Halef gegeben hatte.

---

<sup>1</sup>Juwelier.

Im Laufe des Nachmittags ging ich, um mir die Stadt anzusehen.

Dschidda ist eine ganz hübsche Stadt, und es scheint mir, als ob sie ihren Namen – Dschidda heißt ›die Reiche‹ – nicht ganz mit Unrecht führe. Sie ist nach drei Seiten von einer hohen, dicken Mauer umgeben, welche Thürme trägt und von einem tiefen Graben beschützt wird. Nach dem Meere zu wird sie durch ein Fort und mehrere Batterien verteidigt. Die Mauer hat drei Thore: das Bab el Medina, das Bab el Yemen und das Bab el Mekka, welches das schönste ist und zwei Thürme hat, deren Zinnen von zierlich durchbrochener Arbeit sind. Die Stadt zerfällt in zwei Hälften, in die Nysf<sup>1</sup> von Syrien und von Yemen; sie hat ziemlich breite, nicht sehr schmutzige Straßen und viele hübsche freie Plätze. Auffallend ist es, daß es hier sehr viele Häuser gibt, welche nach außen hin Fenster haben. Sie sind meist mehrere Stockwerke hoch, von guter Bauart und haben hübsche Bogenthüren, Balkons und Söller. Der Bazar läuft in der ganzen Länge der Stadt mit dem Meere parallel und mündet in viele Seitenstraßen. Auf ihm sieht man Araber und Beduinen, Fellatah, Händler aus Basra, Bagdad, Maskat und Makalla, Egypter, Nubier, Abessynier, Türken, Syrer, Griechen, Tunesier, Tripolitaner, Juden, Indier, Malayen: – Alle in ihrer Nationaltracht; sogar einem Christen kann man zuweilen begegnen. Hinter der Mauer beginnt, wie bei den

---

<sup>1</sup>Hälften.

meisten Ortschaften Arabien's, sofort die Wüste und dort stehen die Hütten jener Leute, welche in der Stadt selbst keinen Platz finden.

Nicht weit von der Kaserne, welche in der Nähe des Bab el Medina liegt, befindet sich der Kirchhof, auf welchem das Grab unserer Stammutter gezeigt wird. Dieses ist sechzig Meter oder beinahe neunzig preußische Ellen lang und trägt auf seiner Mitte eine kleine Moschee.

Daß es in Dschidda von Bettlern wimmelt, ist nicht zu verwundern. Den größten Beitrag dazu liefert Indien. Während die armen Pilger aus andern Ländern sich Arbeit suchen, um sich das Reisegeld zur Rückkehr zu verdienen, ist der Indier zu träge dazu. Wer einem jeden geben wollte, würde bald selbst ein Bettler sein.

Vom Kirchhofe weg ging ich nach dem Hafen und schritt langsam am Wasser hin. Ich dachte über die Möglichkeit nach, Mekka sehen zu können, und merkte kaum, daß es immer einsamer um mich wurde. Da plötzlich – ist's möglich oder nicht? – erklang es vom Wasser her:

»Jetzt geh' i zum Soala  
Und kaf ma an Strick,  
Bind 's Diandl am Buckl  
Trog's überall mit.«

Ein ›G'sangl‹ aus der Heimat! Hier in Dschidda! Ich blickte mich um und sah einen Kahn, in welchem zwei

Männer saßen. Der eine war ein Eingeborener. Seine Hautfarbe und seine Kleidung bezeichneten ihn als einen Hadharemieh – gewiß gehörte ihm der Kahn. Der Andere stand aufrecht in dem kleinen Fahrzeuge und bildete eine ganz wunderbare Figur. Er hatte einen blauen Turban auf, trug rothe, türkische Pumphosen und über diesen einen europäischen Rock von etwas veraltetem Schnitt; ein gelbseidenes Tuch war um den Hals geschlungen, und aus diesem Tuche stachen rechts und links zwei Dschebel-pambuk-bezi von der Sorte hervor, welche in der lieben Heimat den Namen ›Vatermörder‹ zu tragen pflegt. Um die sehr umfangreiche Taille hatte der Mann einen Sarras geschlungen, dessen Scheide so dick war, daß man drei Klingen in ihr vermuthen konnte.

Dies war der Sänger. Er hatte bemerkt, daß ich vor Überraschung stehen geblieben war, und mochte denken, einen sangesfrohen Beduinen vor sich zu haben; denn er hielt die linke Hand an den Mund, drehte sich noch besser nach rechts herum und sang:

»Und der Türk und der Ruß,  
Die zwoa gehn mi nix o',  
Wann i no mit der Gret'l  
Koan Kriegshandl ho'!«

Das war eine Freude für mich, viel größer noch wie damals, als der Jüterbogker Hamsad al Dscherbaja mich im Hause am Nil mit seinem Liede überrascht hatte! Auch ich legte die Hand an den Mund.

»Türkü tschaghyr-durmak – sing weiter!« rief ich hinüber.

Ob er mich verstanden hatte, wußte ich nicht, aber er ließ sich sofort nochmals hören:

»Zwischen deiner und meiner  
Is a weite Gass'n;  
Bua, wennst mi nöt magst,  
Kannst es bleiben lass'n!«

Jetzt mußte ich den Jodler auch probiren:

»Zwischen Deiner und meiner  
Is a enge Gass'n;  
Bua, wennst mi gern magst,  
Kannst herrudern lass'n!«

Da stieß er einen lauten Juchzer aus, riß den Turban vom Haupte, den Sarras aus der Scheide, und schwenkte Turban und Säbel hoch in der Luft; dann brachte er diese beiden Gegenstände wieder an Ort und Stelle, griff in das Steuer und lenkte dem Ufer zu.

Ich war ihm entgegengegangen. Er sprang an's Land, blieb aber doch ein wenig verblüfft stehen, als er mich näher betrachtete.

»Ein Türke, der deutsch reden kann?« frug er zweifelhaft.

»Nein, sondern ein Deutscher, der ein Bißchen Türkisch probirt.«

»Also wirklich! Ich wollte meinen Ohren nicht trauen. Aber Sie sehen wahrhaftig wie ein Araber aus. Darf ich fragen, was Sie sind?«

»Ein Schriftsteller. Und Sie?«

»Ein – ein – – ein – – hm, Violinist, Komiker, Schiffskoch, Privatsekretär, bookkeeper,<sup>1</sup> Ehemann, merchant,<sup>2</sup> Witwer, Rentier und jetzt Tourist nach Hause zu.«

Er brachte das mit einer so überwältigenden Grandezza vor, daß ich lachen mußte.

»Da haben Sie allerdings viel erfahren! Also nach Hause wollen Sie?«

»Ja, nämlich nach Triest, wenn ich nicht etwa unterwegs mich anders besinne. Und Sie?«

»Ich sehe die Heimat wohl erst nach einigen Monaten wieder. Was thun Sie hier in Dschidda?«

»Nichts. Und Sie?«

»Nichts. Wollen wir einander helfen?«

»Natürlich, wenn es Ihnen nämlich recht ist!«

»Das versteht sich! Haben Sie eine Wohnung?«

»Ja, schon seit vier Tagen.«

»Und ich seit ungefähr so vielen Stunden.«

»So sind Sie noch nicht eingerichtet. Darf ich Sie zu mir einladen?«

»Freilich! Für wann?«

»Für jetzt gleich. Kommen Sie! Es ist gar nicht weit.«

Er griff in die Tasche und lohnte seinen Bootsmann ab; dann schritten wir nach dem Hafen zurück. Unterwegs wurden nur allgemeine Bemerkungen ausgetauscht, bis wir an ein einstöckiges Häuschen kamen,

---

<sup>1</sup>Buchhalter.

<sup>2</sup>Kaufmann.

in welches er trat. Es wurde durch den Eingang in zwei Hälften getheilt. Er öffnete die Thür zur rechten Seite, und wir traten in ein kleines Gemach, dessen einziges Möbel aus einem niederen, hölzernen Gerüste bestand, über welches eine lange Matte ausgebreitet war.

»Das ist meine Wohnung. Willkommen! Nehmen Sie Platz!«

Wir schüttelten einander nochmals die Hände, und ich setzte mich auf das Serir, während er in einen nebenan liegenden Raum trat und einen großen Koffer öffnete, der in demselben stand.

»Bei einem solchen Gaste darf ich meine Herrlichkeiten doch nicht schonen,« rief er mir zu. »Passen Sie auf, was ich Ihnen bringe!«

Es waren allerdings lauter Herrlichkeiten, die er mir vorsetzte:

»Hier ein Topf mit Apfelschnitten, gestern Abend in der Kaffeemaschine gekocht; es ist das Beste, was man in dieser Hitze genießen kann. Hier zwei Pfannkuchen, dort in der Tabaksbüchse gebacken – Jeder einen. Da noch ein Rest englisches Weizenbrod – ein Bißchen altbacken, geht aber noch. Sie haben gute Zähne, wie ich sehe. Dazu diese halbe Bombaywurst – riecht vielleicht ein wenig, thut aber nichts. In dieser Flasche ist echter, alter Cognac; wenn auch kein Wein, aber immer besser als Wasser; ein Glas habe ich nicht mehr, ist aber auch nicht nothwendig. Nachher in dieser Büchse – – schnupfen Sie?«

»Leider nein.«  
»Schade! Er ist ausgezeichnet. Aber Sie rauchen?«  
»Gern.«  
»Hier! Es sind nur noch elf Stück; die theilen wir –  
Sie zehne und ich eine.«  
»Oder umgekehrt!«  
»Geht nicht.«  
»Wollen es abwarten. Und dort in dieser Blechkapsel, was haben Sie da?«  
»Rathen Sie!«  
»Zeigen Sie einmal her!«  
Er gab mir die Kapsel, und ich roch daran.  
»Käse!«  
»Errathen! Leider fehlt die Butter. Nun langen Sie zu! Ein Messer haben Sie jedenfalls; hier ist auch eine Gabel.«  
Wir aßen mit Lust.  
»Ich bin ein Sachse,« sagte ich und nannte ihm meinen Namen. »Sie sind in Triest geboren?«  
»Ja. Ich heiße Martin Albani. Mein Vater war seines Zeichens ein Schuster. Ich sollte etwas Besseres werden, nämlich ein Kaufmann, hielt es aber lieber mit meiner Geige als mit den Ziffern und so weiter. Ich bekam eine Stiefmutter; na – Sie wissen, wie es dann herzugehen pflegt. Ich hatte den Vater sehr lieb, wurde

aber mit einer Preßnitzer Harfenistengesellschaft bekannt und schloß mich ihr an. Wir gingen nach Venedig, Mailand und tiefer in's Italien hinunter, endlich gar nach Constantinopel. Kennen Sie diese Art Leute?»

»Gewiß. Sie gehen oft weit über See.«

»Erst spielte ich Violine, dann avancirte ich zum Komiker; leider aber hatten wir Unglück, und ich war froh, daß ich auf einem Bremer Kauffahrer eine Stelle fand. Mit diesem kam ich später nach London, von wo aus ich mit einem Engländer nach Indien segelte. In Bombay wurde ich krank in das Hospital geschafft. Der Verwalter desselben war ein tüchtiger Mann, aber kein Held im Schreiben und Rechnen; er engagirte mich, als ich wieder gesund geworden war. Später kam ich zu einem Händler als Buchführer; er starb am Fieber, und ich heirathete seine Witwe. Wir lebten kinderlos und glücklich bis zu ihrem Tode. Jetzt sehnte ich mich nach der Heimat zurück — —«

»Zu Ihrem Vater?»

»Auch er lebt nicht mehr, hat aber — Gott sei Dank! — keine Noth gelitten. Seit ich mich wohl stand, haben wir einander oft geschrieben. Nun habe ich mein Geschäft verkauft und fahre langsam der Heimat zu.«

Der Mann gefiel mir. Er gab sich so, wie er war. Reich konnte er wohl nicht genannt werden; er machte auf mich den Eindruck eines Mannes, der grad so viel hat, als er braucht, und der damit auch herzlich zufrieden ist.

»Warum fahren Sie nicht direkt nach Triest?«

»Ich mußte in Maskat und Aden einige Ziffern in Ordnung bringen.«

»So haben Sie sich also doch noch an die Ziffern gewöhnt?«

»Freilich,« lachte er. »Und nun – pressant sind meine Angelegenheiten nicht; ich bin mein eigener Herr – was thut es, wenn ich mir das rothe Meer besehe? Sie thun es ja auch!«

»Allerdings. Wie lange werden Sie hier bleiben?«

»Bis ein mir passendes Fahrzeug hier anlegt. Haben Sie nicht geglaubt, einen Bayern oder Tyroler in mir zu finden, als Sie mich singen hörten?«

»Ja; aber doch fühle ich mich nicht etwa enttäuscht – wir sind ja trotzdem Landsleute und freuen uns, einander getroffen zu haben.«

»Wie lange werden Sie hier bleiben?«

»Hm! Mein Diener pilgert nach Mekka; ich werde wohl eine Woche auf ihn warten müssen.«

»Das freut mich; so können wir einander länger haben.«

»Ich stimme bei; aber zwei Tage werden wir uns vielleicht doch entbehren müssen.«

»Wie so?«

»Ich hätte fast Lust, auch einmal nach Mekka zu gehen.«

»Sie? Ich denke, für Christen ist das verboten!«

»Allerdings. Aber, kennt man mich?«

»Das ist richtig. Sie sprechen das Arabische?«

»Ja, so viel ich für meine Küche brauche.«

»Und Sie wissen auch, wie sich die Pilger zu benehmen haben?«

»Auch das; doch ist gewiß, daß mein Benehmen nicht genau das der Pilger sein würde. Wollte ich ihren Gebräuchen folgen, mich den vorgeschriebenen Zeremonien unterwerfen und gar zu Allah beten und seinen Propheten anrufen, so würde dies gewiß eine Versündigung gegen unseren heiligen Glauben sein.«

»Sie würden innerlich doch anders denken!«

»Das macht die Schuld nicht geringer.«

»Darf man der Wissenschaft nicht ein Opfer bringen?«

»Doch, aber kein solches. Übrigens bin ich gar kein Mann der Wissenschaft. Sollte ich Mekka je erreichen, so hat es nur den Werth, daß ich es gesehen habe und unter Bekannten einmal davon erzählen kann. Ich möchte behaupten, daß man die Stadt des Propheten zu besuchen vermag, auch ohne seinen Christenglauben dadurch zu verleugnen, daß man den Pilger spielt.«

»Wohl nicht.«

»Glauben Sie, daß Mekka nur von Pilgern besucht wird?«

»Man sollte allerdings meinen, daß auch Kaufleute hinkommen. Diese aber werden doch auch die heiligen Orte besuchen und dort beten.«

»Man wird sie aber nicht darüber controlliren. Ich rechne sechzehn Wegstunden von hier bis Mekka; man reitet sie sehr gut in acht Stunden. Hätte ich ein Bischarihnedjih, so würde ich bloß vier Stunden brauchen. Ich komme dort an, steige in irgend einem Khan ab, durchwandere ernsten, langsamen Schrittes die Stadt und besehe mir das Heiligthum; dazu brauche ich nur wenige Stunden. Ein jeder wird mich für einen Moslem halten, und ich kann ruhig wieder zurückkehren.«

»Das klingt ganz ungefährlich, aber gewagt ist es dennoch. Ich habe gelesen, daß ein Christ höchstens bis auf neun Meilen an die Stadt heran darf.«

»Dann dürften wir ja auch nicht in Dschidda sein, wenn nicht etwa nur englische Meilen gemeint sind. Auf dem Wege von hier nach Mekka liegen elf Kaffeehäuser; ich will getrost wagen, in allen bis zum neunten einzukehren, und dabei auch sagen, daß ich ein Christ bin. Die Zeiten haben sehr Vieles geändert; jetzt genügt es, die Christen die Stadt nicht betreten zu lassen. Ich werde den Versuch wagen.«

Ich hatte mich in die Sache selbst so hineingesprochen, daß jetzt wirklich mein Entschluß fest stand, nach Mekka zu reisen. Ich brachte diesen Gedanken heim in meine Wohnung, schlief mit demselben ein und erwachte auch mit ihm. Halef brachte mir den Kaffee. Ich hatte Wort gehalten und ihm sein Geld bereits gestern gegeben.

»Sihdi, wann erlaubst Du mir, nach Mekka zu gehen?« frug er mich.

»Hast Du Dschidda bereits ganz gesehen?«

»Noch nicht; aber ich werde bald fertig sein.«

»Wie wirst Du reisen? Mit einem Delyl?«

»Nein, denn der kostet zu viel. Ich werde warten, bis mehrere Pilger beisammen sind und dann auf einem Miethkameele reiten.«

»Du kannst abreisen, sobald Du willst.«

Delyls sind nämlich diejenigen Beamten, welche die fremden Pilger zu führen und darauf zu sehen haben, daß diese keine Vorschrift versäumen. Unter den Pilgern befinden sich sehr viele Frauen und Mädchen. Da aber den unverheiratheten Frauenzimmern das Betreten der Heiligthümer verboten ist, so machen die Delyls ein Geschäft daraus, sich gegen Bezahlung mit ledigen Pilgerinnen, die sie von Dschidda abholen, zu verheirathen, sie in Mekka zu begleiten und ihnen dann nach vollbrachter Wallfahrt den Scheidebrief zu geben.

Halef hatte kaum meinen Raum verlassen, so hörte ich draußen eine Stimme sagen:

»Ist Dein Herr zu Hause?«

»Dehm arably – sprich arabisch!« antwortete Halef auf die deutsch gesprochene Frage.

»Arably? Das kann ich nicht, mein Junge; höchstens könnte ich Dich mit einem Bißchen Türkisch traktiren. Aber warte, ich werde mich gleich selbst anmelden; denn jedenfalls steckt er da hinter der Thür.«

Es war Albani, dessen Stimme jetzt erklang:

»Juchheirassasa!  
Und wenn d'willst, will i a,  
Und wenn d'willst, so mach auf,  
Denn deßweg'n bin i da!«

Er schien den Text seiner Schnadahüpfeln den Verhältnissen anzupassen. Gewiß stand Halef vor Erstauen ganz starr da draußen, und wenn ich nicht antwortete, so geschah es seinetwegen; er sollte noch etwas hören. Es dauerte auch gar nicht lange, so fuhr der Triester fort:

»Soldat bin i gern  
Und da kenn' i mi aus,  
Doch steh i nit gern Schildwach  
In fremder Leut Haus.«

Und als auch diese zarte Erinnerung keine Folge hatte, drohte er:

»Und a frische Bua bin i,  
Drum laß dir 'mal sag'n:  
Wenn d'nit glei itzt aufmachst,  
Thua i's Thürerl zerschlag'n!«

Soweit durfte ich es denn doch nicht kommen lassen; ich erhob mich also und öffnete ihm die Thür.

»Aha,« lachte er, »es hat also geholfen! Ich dachte beinahe, Sie wären schon nach Mekka abgegangen.«

»Pst! Mein Diener darf nichts davon wissen.«

»Entschuldigung! Rathen Sie einmal, mit welcher Bitte ich komme!«

»Mit dem Verlangen nach Revanche für Ihre gestrige Gastfreundschaft? Thut mir leid! Ich kann nöthigenfalls mit etwas Munition, aber nicht mit Proviant dienen, wenigstens nicht mit einem so seltenen, wie Ihre Speisekarte zeigte.«

»Pah! Aber ich habe wirklich eine Bitte oder vielmehr eine Frage.«

»Sprechen Sie!«

»Wir sprachen gestern wenig über Ihre Erlebnisse; aber ich vermuthe, daß Sie Reiter sind.«

»Ich reite allerdings ein wenig.«

»Nur Pferd oder auch Kameel?«

»Beides; sogar auch Esel, wozu ich erst gestern gezwungen war.«

»Ich habe noch nie auf dem Rücken eines Kameeles gesessen. Nun hörte ich heute früh, daß es ganz in der Nähe einen Dewedschi<sup>1</sup> gibt, bei dem man für ein Billiges die Möglichkeit erhält, einmal den Beduinen spielen zu können — — —«

»Ah, Sie wollen einen Spazierritt riskiren?«

»Das ist es!«

»Sie werden aber eine Art von Seekrankheit bekommen —«

»Thut nichts.«

»Gegen welche nicht einmal eine Dosis Kreosot Hülfe leistet.«

---

<sup>1</sup>Kameelverleiher nach Art unserer Pferdeverleiher.

»Ich bin darauf gefaßt. Die Küste des rothen Meeres bereist und nicht auf einem Kameele gesessen zu haben! Darf ich Sie einladen, mich zu begleiten?«

»Ich habe Zeit. Wo wollen Sie hin?«

»Mir gleich. Vielleicht eine Streiferei um Dschidda herum?«

»Ich bin dabei. Wer besorgt die Kameele? Sie oder ich?«

»Natürlich ich. Wollen Sie Ihren Diener mitnehmen?«

»Wie Sie es bestimmen. Man weiß hierzulande niemals, was Einem begegnen kann, und ein Diener ist hier im Orient eigentlich niemals überflüssig.«

»So geht er mit.«

»Wann soll ich kommen?«

»In einer Stunde.«

»Gut. Aber erlauben Sie mir eine Bemerkung. Untersuchen Sie, ehe Sie das Kameel besteigen, den Sattel und die Decke genau; eine solche Vorsicht ist stets am Platze, da man sonst sehr leicht Bekanntschaft mit jenen sechsfüßigen Baschi-Bozüks macht, die der Orientale mit dem lieblich klingenden Namen ›Bit‹ bezeichnet.«

»Bit? Ich bin kein Licht in den orientalischen Sprachen.«

»Aber ein wenig Latein haben Sie getrieben?«

»Allerdings.«

»So meine ich das Thierchen, dessen deutscher Name, mit lateinischen Lettern geschrieben, mit dem deutschen Worte ›Lob‹ übersetzt werden muß.«

»Ah! Ist es gar so arg?«

»Zuweilen sehr. Ich habe in Ungarn gehört, daß man diese Schmarotzer mit dem Worte ›Bergleute‹ bezeichnet, jedenfalls, weil sie von oben nach unten arbeiten. Bei einem Kameelritte nun haben Sie es mit den Bergleuten der Araber und mit den Bergleuten der Kameele zu thun. Ein Glück ist es nur, daß die Ersteren eine so rührende Treue für ihre Herren und Meister besitzen und folglich es verschmähen, einen Giaur wenigstens förmlich zu überfluthen. Also legen Sie noch eine eigene Decke unter, welche Sie nach dem Ritt dem nächsten Pastetenbäcker geben, der sie für wenige Borbi<sup>1</sup> in seinem Ofen ausbrennen wird.«

»Nicht übel! Nehmen wir Waffen mit?«

»Das versteht sich! Ich zum Beispiel bin zu dieser Vorsicht gezwungen, da ich jeden Augenblick hier oder in der Umgebung Feinde treffen kann.«

»Sie?«

»Ja, ich! Ich befand mich in der Gefangenschaft eines Seeräubers, dem ich erst gestern früh entflohen bin. Er ist auf dem Wege nach Mekka und kann sich sehr leicht noch hier in Dschidda befinden.«

»Das ist ja ganz erstaunlich! Er war ein Araber?«

---

<sup>1</sup>Ein Para hat acht Borbi.

»Ja. Ich kann ihm nicht einmal mit einer Anzeige bekommen, obgleich mein Leben keinen Pfennig werth ist, sobald wir uns begegnen sollten.«

»Und davon haben Sie mir gestern nichts gesagt!«

»Warum sollte ich davon sprechen? Man hört und liest jetzt sehr oft, daß das Leben immer nüchterner werde und es gar keine Abenteuer mehr gebe. Vor nur wenigen Wochen sprach ich mit einem viel gereisten Gelehrten, welcher geradezu die Behauptung aufstellte, man könne die alte Welt von Hammerfest bis zur Capstadt und von England bis nach Japan durchreisen, ohne nur eine Spur von dem zu erleben, was man Abenteuer nennt. Ich widersprach ihm nicht, aber ich bin überzeugt, daß es nur auf die Persönlichkeit des Reisenden und auf die Art und Weise der Reise ankommt. Eine Reise per Entreprise oder mit Rundreisebillet wird sehr zahm sein, selbst wenn sie nach Celebes oder zu den Feuerländern gehen sollte. Ich ziehe das Pferd und das Kameel den Posten und Bahnen, das Kanoe dem Steamer und die Büchse dem wohl visirten Passe vor; auch reise ich lieber nach Timbuktu oder Tobolsk als nach Nizza oder Helgoland; ich verlasse mich auf keinen Dolmetscher und auf keinen Bädeker; zu einer Reise nach Murzuk steht mir weniger Geld zur Verfügung, als Mancher braucht, um von Prag aus die Kaiserstadt Wien eine Woche lang zu besuchen, und – habe mich über den Mangel an Abenteuern niemals zu

beklagen gehabt. Wer mit großen Mitteln die Atlasländer oder die Weststaaten Nordamerika's besucht, dem stehen eben diese Mittel im Wege; wer aber mit leichter Tasche kommt, der wird bei den Beduinen Gastfreundschaft suchen und sich nützlich machen, drüben im wilden Westen aber sich sein Brod schießen und mit hundert Gefahren kämpfen müssen; ihm wird es nie an Abenteuern fehlen. Wollen wir wetten, daß uns nachher bei unserem Ritt ein Abenteuer passiren wird, mag es auch ein nur kleines sein? Die Recken früherer Zeiten zogen aus, um Abenteuer zu suchen; die jetzigen Helden reisen als Commis-voyageurs, Touristen, Sommerfrischler, Bäderbummler, oder Kirmeßgäste; sie erleben ihre Abenteuer unter dem Regenschirme, an der Table d'hote, bei einer imitirten Sennerin, am Spieltische und auf dem Scating-Ring. Wollen wir wetten?«

»Sie machen mich wirklich neugierig!«

»Ja, verstehen Sie mich wohl! Sie nennen es vielleicht ein Abenteuer, wenn Sie in der Dschungel zwei Tigern begegnen, welche sich auf Leben und Tod bekämpfen; ich nenne es ein ebenso großes Abenteuer, wenn ich am Waldesrande auf zwei Ameisenvölker stoße, deren Kampf nicht bloß in Beziehung auf Muth und Körperanstrengung eine Hunnen- oder Gothenschlacht zu nennen ist, sondern uns auch solche Beispiele von Aufopferung, Gehorsam und strategischer oder taktischer Berechnung und List zeigt, daß wir darüber baß

erstaunen müssen. Gottes Allmacht zeigt sich herrlicher in diesen winzigen Thieren als in jenen beiden Tigern, die Ihnen bloß deßhalb größer erscheinen, weil Sie sich vor ihnen fürchten. Doch, gehen Sie jetzt und bestellen Sie die Kameele, damit wir zur Zeit der größten Hitze eine Quelle finden.«

»Ich gehe; aber halten Sie auch Wort in Beziehung auf das Abenteuer!«

»Ich halte es.«

Er ging. Ich hatte ihm diese Rede mit Vorbedacht gehalten; denn zu einem Erstlingsritt auf dem Kameele gehört unbedingt eine in das Romantische hinüberklingende Seelenstimmung.

Als ich nach drei Viertelstunden mit Halef in Albani's Wohnung trat, starrte derselbe in Waffen.

»Kommen Sie; der Dewedschi lauert bereits. Oder wollen wir erst etwas genießen?« frug er mich.

»Nein.«

»So nehmen wir uns Proviant mit. Ich habe hier diese ganze Tasche voll.«

»Sie wollen ein Abenteuer haben und nehmen Proviant mit? Weg damit! Wenn uns hungert, so suchen wir uns ein Duar.<sup>1</sup> Dort finden wir Datteln, Mehl, Wasser und vielleicht auch ein wenig Tschekir.«

»Tschekir? Was ist das?«

»Kuchen, aus gemahlenen Heuschrecken gebacken.«

»Fi!«

---

<sup>1</sup>Zeltdorf.

»Pah, schmeckt ganz vortrefflich! Wer Austern, Weinbergsschnecken, Vogelnester, Froschschenkel und verfaulte Milch mit Käsemaden ißt, für den müssen Heuschrecken eine Delikatesse sein. Wissen Sie, wer lange Zeit Heuschrecken mit wildem Honig gegessen hat?«

»Ich glaube, das ist ein Mann in der Bibel gewesen.«

»Allerdings, und zwar ein sehr hoher und heiliger Mann. Haben Sie eine Decke?«

»Hier.«

»Gut. Wie lange haben Sie die Kameele zur Verfügung?«

»Für den ganzen Tag.«

»Mit Begleitung des Dewedschi oder eines seiner Leute?«

»Ohne Begleitung.«

»Das ist gut. Zwar haben Sie in diesem Fall Caution legen müssen, dafür aber befinden wir uns um so wohler und ungestörter. Kommen Sie!«

Der Kameelverleiher wohnte im zweiten Hause von ihm. Ich sah es dem Manne sofort an, daß er kein Araber, sondern ein Türke war. In seinem Hofe standen drei Kameele, über welche man hatte weinen mögen.

»Wo ist Dein Stall?« frug ich ihn.

»Dort!«

Er deutete nach einer Mauer, welche den Hof in zwei Theile schied.

»Öffne die Thür!«

»Warum?«

»Weil ich sehen will, ob sich noch Dschemahli darin befinden.«

»Es sind solche darin.«

»Zeige sie mir!«

Er mochte mir doch nicht recht trauen; daher öffnete er und ließ mich einen Blick in die andere Abtheilung werfen. Dort lagen acht der schönsten Reitkameele. Ich trat näher und betrachtete sie.

»Dewedschi, wie viel zahlt Dir dieser Hazretin<sup>1</sup> für die drei Kameele, welche Du uns gesattelt hast?«

»Fünf Mahbubzechinen<sup>2</sup> für alle Drei.«

»Und für einen solchen Preis bekommen wir diese Lastthiere mit wunden Beinen und Füßen! Schau her, Du kannst durch ihre Seiten blicken; ihre Lefzen hängen auf die Seite, wie hier Dein zerrissener Jackenärmel, und ihre Höcker – ah, Dewedschi, sie haben keinen Höcker! Sie haben eine weite Reise hinter sich; sie sind ganz abgezehrt und kraftlos, so daß sie kaum den Sattel tragen können. Und wie sehen diese Sättel aus! Schau her, Mann! Was marschirt auf dieser Decke? Spute Dich und gib uns andere Kameele und andere Decken und andere Sättel!«

Er sah mich halb mißtrauisch und halb zornig an.

»Wer bist Du, daß Du mir einen solchen Befehl geben magst?«

---

<sup>1</sup>Hoheit.

<sup>2</sup>à 5 Mark, in Summa also 25 Mark.

»Blicke her! Siehst Du diesen Bu-djeruldu des Großherrs? Soll ich ihm erzählen, daß Du ein Betrüger bist und Deine armen Thiere zu Tode schindest? Schnell, saddle dort die drei Hedschihn, die braunen rechts und das graue in der Ecke, sonst wird Dir meine Peitsche Hände machen!«

Ein Beduine hätte sofort zur Pistole oder zum Messer gegriffen; dieser Mann aber war ein Türke. Er beeilte sich, meinem Befehle Folge zu leisten, und bald lagen seine drei besten Kameele mit sehr reinlichem Sattelzeug vor uns auf den Knien. Ich wandte mich an Halef:

»Jetzt zeige diesem Sihdi, wie er aufzusteigen hat!«

Er that es, und ich trat dann dem Kameel, welches Albani tragen sollte, auf die zusammengezogenen Vorderbeine.

»Passen Sie auf! Sobald Sie den Sattel berühren, geht das Hedjih in die Höhe, und zwar vorn zuerst, so daß Sie nach hinten geworfen werden. Dann erhebt es sich hinten, und Sie stoßen nach vorn. Diese beiden Stöße müssen Sie durch die entgegengesetzte Bewegung Ihres Körpers unschädlich zu machen suchen.«

»Ich will es versuchen.«

Er faßte an und schwang sich auf. Sofort erhob sich das Thier, trotzdem ich meinen Fuß nicht von seinen Beinen genommen hatte. Der gute Schnadahüpfelsänger flog nach hinten, fiel aber nicht, weil er sich vorn fest anklammerte; doch jetzt schnellte das Kameel sich hinten in die Höhe, und da er die Hände noch immer

vorn hatte, so flog er ganz regelrecht aus dem Sattel und über den Kopf des Kameels hinweg herunter in den Sand.

»Potztausend, das Ding ist gar nicht so leicht!« meinte er, indem er sich erhob und die Achsel rieb, mit welcher er aufgestoßen war. »Aber hinauf muß ich doch. Bringen Sie das Thier wieder zum Knien!«

»Rrree!«

Auf diesen Zuruf legte es sich wieder. Der zweite Versuch gelang, obgleich der Reiter zwei derbe Stöße auszuhalten hatte. Ich mußte dem Verleiher noch einen Verweis geben:

»Dewedschi, kannst Du ein Dschemmel reiten?«

»Ja, Herr.«

»Und auch lenken?«

»Ja.«

»Nein, Du kannst es nicht, denn Du weißt ja nicht einmal, daß ein Metrek<sup>1</sup> dazu gehört!«

»Verzeihe, Herr!«

Er gab einen Wink, und die Stäbchen wurden herbeigebracht. Jetzt stieg auch ich auf.

Wir machten nun allerdings ganz andere Figuren, als es der Fall gewesen wäre, wenn wir uns mit den abgetriebenen Lastkameelen begnügt hätten. Unsere jetzigen Sättel waren sehr hübsch mit Troddeln und bunter Stickerei verziert und die Decken so groß, daß sie die

---

<sup>1</sup>Ein kleines, nach außen umgebogenes Stöckchen.

Thiere ganz bedeckten. Wir ritten hinaus auf die Straße.

»Wohin?« frug ich Albani.

»Das überlasse ich Ihnen.«

»Gut; also zum Bab el Medina hinaus!«

Mein neuer Bekannter zog die Blicke der uns Begegnenden auf sich; seine Kleidung war zu auffällig. Ich lenkte daher durch mehrere Seitenstraßen und brachte uns nach einigen Umwegen glücklich zum Thore hinaus. Dort ritten wir im Schritte durch die Ansiedelungen der Nubier und Habeschaner und gelangten dann sofort in die Wüste, welche sich ohne einen Pflanzen-Übergangsgürtel bis direkt an das Weichbild aller Städte des Hedschas erstreckt.

Bis hierher hatte sich Albani sehr leidlich im Sattel gehalten. Nun aber fielen unsere Kameele ganz freiwillig in jenen Bärentritt, der ihre gewöhnliche Gangart ist und durch welchen jeder Neuling in die eigenthümliche Lage versetzt wird, die Seekrankheit kennen zu lernen, auch ohne einen Tropfen Salzwasser gesehen zu haben. Während der ersten Schritte lachte er über sich selbst. Er besaß nicht das Geschick, durch eigene Bewegungen die Stöße zu mildern, welche ihm sein Thier ertheilte; er schwankte herüber, hinüber, nach hinten und nach vorn; seine lange arabische Flinte war ihm im Wege, und sein riesiger Sarras schlug klirrend an die Seite des Kameeles. Er nahm ihn also zwischen die Beine, schnalzte mit den Fingern und sang:

»Mei Sabel klippert, mei Sabel klappert,  
Mei Sabel macht mir halt Müh,  
Und das Kameel wickelt, das Kameel wackelt,  
Das Kameel ist ein sakrisch Vieh.«

Da gab ich meinem Thiere einen leichten Schlag auf die Nase; es stieg empor und schoß dann vorwärts, daß der Sand mehrere Ellen hoch hinter mir aufwirbelte. Die beiden anderen Kameele folgten natürlich, und nun war es mit dem Singen aus. Albani hatte den Lenkstab in der linken und die Flinte in der rechten Faust und gebrauchte diese beiden Gegenstände als Balancestangen, indem er die Arme in der Luft herumwirbelte, um das Gleichgewicht zu erhalten. Er bot einen komischen Anblick dar.

»Hängen Sie das Schießeisen über und halten Sie sich mit den Händen am Sattel fest!« rief ich ihm zu.

»Hat sich sein – – hopp! – – hat sich sein – – öh, brrr, ah! – – hat sich sein Überhängen! Ich habe ja gar kei – – – hopp, au! – – gar keine Zeit dazu! Halten Sie doch Ihr ver – – hoppsa, öh, brr! – Ihr verwünschtes Viehzeug an!«

»Ich verkomme ja mit ihm!«

»Ja, aber das mei – – oh, brr, öh! – das meinige rennt ihm ja wie bes – – hüh, hoppah! – wie besessen nach!«

»Halten Sie es an!«

»Mit was denn?«

»Mit dem Fuß und dem Zügel!«

»Den Fuß, den bringe ich ja gar nicht in – – hoppsa!  
– nicht in die Höhe, und den Zügel, den habe – – halt  
– öh, halt, öh! – den habe ich nicht mehr!«

»So müssen Sie warten, bis das Thier von selber  
steht.«

»Aber ich habe gar kei – – – brrr, oh! – gar keinen  
Athem mehr!«

»So machen Sie den Mund auf; es ist Luft genug da!«

Ich wandte mich wieder vorwärts und horchte nicht  
mehr auf seine Interjectionen. Er befand sich in guten  
Händen, da Halef an seiner Seite ritt.

Wir hatten nach kurzer Zeit eine kleine Boden-  
anschwellung hinter uns, und nun breitete sich die offene  
Ebene vor uns aus. Albani schien sich nach und nach  
im Sattel zurecht zu finden; er klagte nicht mehr. So  
hatten wir in der Zeit von einer Stunde vielleicht zwei  
deutsche Meilen zurückgelegt, als vor uns die Gestalt  
eines einzelnen Reiters auftauchte. Er war wohl eine  
halbe Meile von uns entfernt und ritt dem Anschein  
nach ein ausgezeichnetes Kameel, denn der Raum ver-  
schwand förmlich zwischen ihm und uns, und nach  
kaum zehn Minuten hielten wir einander gegenüber.

Er trug die Kleidung eines wohlhabenden Beduinen  
und hatte die Kapuze seines Burnus weit über das Ge-  
sicht gezogen. Sein Kameel war mehr werth als unsere  
drei zusammen.

»Sallam aaleikum, Friede sei mit Dir!« grüßte er mich, während er die Hand entblößte, um die Verhüllung zu entfernen.

»Aaleikum!« antwortete ich. »Welches ist Dein Weg hier in der Wüste?«

Seine Stimme hatte weich geklungen, fast wie die Stimme eines Weibes; seine Hand war zwar braun, aber klein und zart, und als er jetzt die Kapuze entfernte, erblickte ich ein vollständig bartloses Angesicht, aus welchem mich zwei große, braune Augen lebhaft musterten – es war kein Mann, sondern eine Frau.

»Mein Weg ist überall,« antwortete sie. »Wohin führt Dich der Deinige?«

»Ich komme von Dschidda, will mein Thier ausreiten und dann wieder nach der Stadt zurückkehren.«

Ihr Angesicht verfinsterte sich, und ihr Blick schien mißtrauisch zu werden.

»So wohnest Du in der Stadt?«

»Nein; ich bin fremd in derselben.«

»Du bist ein Pilger?«

Was sollte ich antworten? Ich hatte die Absicht gehabt, hier für einen Mohammedaner zu gelten; aber da ich direkt befragt wurde, so fiel es mir nicht ein, mit einer Lüge zu antworten.

»Nein; ich bin kein Hadschi.«

»Du bist fremd in Dschidda und kommst doch nicht her, um nach Mekka zu gehen? Entweder warst Du früher in der heiligen Stadt, oder Du bist kein Rechtgläubiger.«

»Ich war noch nicht in Mekka, denn mein Glaube ist nicht der Eurige.«

»Bist Du ein Jude?«

»Nein; ich bin ein Christ.«

»Und diese Beiden?«

»Dieser ist ein Christ wie ich, und dieser ist ein Moslem, der nach Mekka gehen will.«

Da hellte sich ihr Gesicht plötzlich auf, und sie wandte sich an Halef.

»Wo ist Deine Heimat, Fremdling?«

»Im Westen, weit von hier, hinter der großen Wüste.«

»Hast Du ein Weib?«

Er erstaunte gerade so wie ich über diese Frage, welche auszusprechen ganz gegen die Sitte des Orients war. Er antwortete: »Nein.«

»Bist Du der Freund oder der Diener dieses Effendi?«

»Ich bin sein Diener und sein Freund.«

Da wandte sie sich wieder zu mir:

»Sihdi, komm und folge mir!«

»Wohin?«

»Bist Du ein Schwätzer, oder fürchtest Du Dich vor einem Weibe?«

»Pah! Vorwärts!«

Sie wandte ihr Kameel und ritt auf derselben Spur zurück, welche die Füße des Thieres vorher im Sande zurückgelassen hatten. Ich hielt mich an ihrer Seite, und die andern Beiden blieben hinter uns.

»Nun,« frug ich zu Albani zurück, »hatte ich nicht Recht mit dem Abenteuer, welches ich Ihnen vorher sagte?«

Albani sang statt der Antwort:

»Dös Dirndel ist sauba  
Vom Fuaß bis zum Kopf,  
Nur am Hals hat's a Binkerl,  
Dös hoaßt ma an Kropf.«

Das Weib war allerdings nicht mehr jugendlich, und die Strahlen der Wüstensonne, sowie die Strapazen und Entbehrungen hatten ihr Angesicht gebräunt und demselben bereits Furchen eingegraben; aber einst war sie gewiß nicht häßlich gewesen, das sah man ihr heute noch sehr deutlich an. Was führte sie so ganz allein in die Wüste? Warum hatte sie den Weg nach Dschidda eingeschlagen und kehrte nun mit uns zurück? Warum war sie sichtlich erfreut gewesen, als sie hörte, daß Halef nach Mekka gehen wolle, und warum sagte sie nicht, wohin sie uns führen werde? – Sie war mir ein Räthsel. Sie trug eine Flinte und an ihrem Gürtel einen Yatagan; ja, in den Sattelriemen des Kameeles hatte sie sogar einen jener Wurfspieße stecken, welche in der Hand eines gewandten Arabers so gefährlich

sind. Sie machte ganz den Eindruck einer selbstständigen, furchtlosen Amazone, und dieses letztere Wort war ganz am Platze, da solche kriegerische Frauen in manchen Gegenden des Orients öfter zu sehen sind, als im Abendlande, wo dem Weibe doch eine freiere Stellung gewährt ist.

»Was ist das für eine Sprache?« frug sie, als sie die Antwort Albani's hörte.

»Die Sprache der Deutschen.«

»So bist Du ein Nemtsche?«

»Ja.«

»Die Nemtsche müssen tapfere Leute sein.«

»Warum?«

»Der tapferste Mann war der ›Sultan el Kebih‹, und dennoch haben ihn die Nemtsche-schimakler<sup>1</sup> die Nemtsche-memleketler<sup>2</sup> und die Moskowler besiegt. Warum werde ich von Deinem Auge so scharf betrachtet?«

Sie hatte also von Napoleon und von dem Ausgang der Freiheitskriege gehört; sie hatte sicher eine nicht gewöhnliche Vergangenheit hinter sich.

»Verzeihe mir, wenn mein Auge Dich beleidigt hat,« antwortete ich. »Ich bin nicht gewohnt, in Deinem Lande ein Weib so kennen zu lernen, wie Dich.«

---

<sup>1</sup>Nördlichen Deutschen.

<sup>2</sup>Österreicher.

»Ein Weib, welches Waffen trägt? Welches Männer tödtet? Welches sogar seinen Stamm regiert? Hast Du nicht von Ghalië gehört?«

»Ghalië?« frug ich, mich besinnend; »war sie nicht vom Stamme Begum?«

»Ich sehe, daß Du sie kennst.«

»Sie war der eigentliche Scheik ihres Stammes und schlug in der Schlacht bei Taraba die Truppen des Mehemed Ali, welche Tunsun-Bei commandirte?«

»So ist es. Siehst Du nun, daß auch ein Weib sein darf wie ein Mann?«

»Was sagt der Kuran dazu?«

»Der Kuran?« frug sie mit einer Gebärde der Geringschätzung. »Der Kuran ist ein Buch; hier habe ich meinen Yatagan, mein Tüfenk<sup>1</sup> und meinen Dscherid.<sup>2</sup> Woran glaubst Du? An das Buch oder an die Waffen?«

»An die Waffen. Du siehst also, daß ich kein Giaur bin, denn ich denke ganz dasselbe, was Du denkst.«

»Glaubst Du auch an Deine Waffen?«

»Ja; noch viel, viel mehr aber an das Kitab-aziz<sup>3</sup> der Christen.«

»Ich kenne es nicht, aber Deine Waffen sehe ich.«

Das war nun allerdings ein Compliment für mich, da der Araber gewohnt ist, den Mann nach den Waffen zu beurtheilen, welche er trägt. Sie fuhr fort:

---

<sup>1</sup>Flinte.

<sup>2</sup>Wurfspeer.

<sup>3</sup>Heiliges Buch.

»Wer hat mehr Feinde getödtet, Du oder Dein Freund?«

Kam es auf die Waffen an, so mußte Albani allerdings bedeutend tapferer sein als ich; dennoch war ich überzeugt, daß der gute Triester mit seinem Sarras gewiß noch keinem Menschen gefährlich geworden sei. Ich antwortete aber ausweichend:

»Ich habe mit ihm noch nicht darüber gesprochen.«

»Wie viele Male hast Du eine Intikam<sup>1</sup> gehabt?«

»Noch nie. Mein Glaube verbietet mir, selbst meinen Feind zu tödten; er wird getödtet durch das Gesetz.«

»Aber wenn jetzt Abu-Seif käme und Dich tödten wollte?«

»So würde ich mich wehren und ihn im Nothfalle tödten, denn die Nothwehr ist hier erlaubt. Aber Du sprichst vom ›Vater des Säbels‹; kennst Du ihn?«

»Ich kenne ihn. Auch Du nennst seinen Namen; hast Du von ihm gehört?«

»Ich habe nicht bloß von Abu-Seif gehört, sondern ihn gesehen.«

Sie wandte sich mit einer raschen Bewegung zu mir herum.

»Gesehen? Wann?«

»Vor noch nicht vielen Stunden.«

»Und wo?«

»Zuletzt auf seinem Schiffe. Ich war sein Gefangener und bin ihm gestern entflohen.«

»Wo ist sein Schiff?«

---

<sup>1</sup>Blutrache.

Ich deutete die Richtung an, in der ich es noch vermuthen mußte.

»Dort liegt es in einer Bucht versteckt.«

»Und er ist darauf?«

»Nein. Er ist in Mekka, um dem Großscherif ein Geschenk zu bringen.«

»Der Großscherif ist nicht in Mekka, sondern in Taïf. Ich habe Dir eine große Botschaft zu verdanken. Komm!«

Sie trieb ihr Dschemmel zu größerer Eile an und lenkte nach einiger Zeit nach rechts ein, wo eine Reihe von Bodenerhebungen am Horizonte sichtbar wurde. Als wir näher kamen, bemerkte ich, daß dieser Höhenzug aus demselben schönen grauen Granit bestand, wie ich ihn später bei Mekka wieder fand. In einer Talmulde standen einige Zelte. Sie deutete mit der Hand auf dieselben und meinte:

»Dort wohnen sie.«

»Wer?«

»Die Beni-küfr<sup>1</sup> vom Stamme der Ateïbeh.«

»Ich denke, die Ateïbeh wohnen in El Zallaleh, Taleh und dem Wadi el Nobejat?«

»Du bist recht berichtet; aber komm. Du sollst alles erfahren!«

---

<sup>1</sup>Verfluchten.

Vor den Zelten lagen wohl an die dreißig Kameele nebst einigen Pferden am Boden, und eine Anzahl dür- rer, struppiger Wüstenhunde erhob bei unserem Na- hen ein wüthendes Geheul, infolgedessen die Insassen der Zelte hervortraten. Sie hatten ihre Waffen ergriffen und zeigten ein sehr kriegerisches Aussehen.

»Wartet hier!« befahl die Gebieterin.

Sie ließ ihr Kameel niederknien, stieg ab und trat zu den Männern. Mein Gespräch mit ihr war weder von Albani noch von Halef vernommen worden.

»Sihdi,« frug Halef, »zu welchem Stamme gehören diese Leute?«

»Zum Stamme Ateïbeh.«

»Ich habe von ihm gehört. Zu ihm zählen die tapfer- sten Männer dieser Wüste, und keine Pilgerkaravane ist vor ihren Kugeln sicher. Sie sind die größten Fein- de der Dscheheïne, zu denen Abu Seïf gehört. Was will das Weib von uns?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»So werden wir es erfahren. Aber halte Deine Waf- fen bereit, Sihdi; ich traue ihnen nicht, denn es sind Ausgestoßene und Verfluchte.«

»Woran erkennst Du dies?«

»Weißt Du nicht, daß alle Bedawis<sup>1</sup> welche in der Ge- gend von Mekka wohnen, die Tropfen von den Wachs- lichern, die Asche von dem Räucherholze und den Staub von der Thürschwelle der Kaaba sammeln und

---

<sup>1</sup>Beduinen.

sich damit die Stirn einreiben? Diese Männer hier aber haben nichts an ihren Stirnen; sie dürfen nicht nach Mekka und nicht zur Kaaba; sie sind verflucht.«

»Aus welchem Grunde kann man sie ausgestoßen haben?«

»Das werden wir vielleicht von ihnen erfahren.«

Unterdessen hatte die Frau einige Worte zu den Männern gesprochen, worauf einer von ihnen sich uns näherte. Er war ein Greis von ehrwürdigem Aussehen.

»Allah segne Eure Ankunft! Steigt ab und tretet in unsere Zelte. Ihr sollt unsere Gäste sein.«

Diese letztere Versicherung gab mir die Überzeugung, daß wir keinerlei Gefahr bei ihnen zu fürchten hätten. Hat der Araber einmal das Wort Misafir<sup>1</sup> ausgesprochen, so darf man ihm vollständiges Vertrauen schenken. Wir stiegen von unseren Thieren und wurden in eines der Zelte geführt, wo wir uns auf dem Serir<sup>2</sup> niederließen und mit einem frugalen Mahle bewirthet wurden.

Während wir aßen, ward kein Wort gesprochen. Dann aber wurde uns je ein Bery gereicht, und während wir den scharfen Tombaktabak rauchten, der wohl aus Bagdad oder Basra stammte, begann die Unterhaltung.

Daß wir nur einen Bery erhielten, war ein sicherer Beweis, daß diese Leute keine Reichthümer besaßen.

---

<sup>1</sup>Gast.

<sup>2</sup>Niedriges Holzgestell, mitt Matten belegt.

In der Gegend der heiligen Stadt raucht man nämlich aus dreierlei Pfeifensorten. Die erste und kostbarste Sorte ist der Khedra. Er ruht gewöhnlich auf einem Dreifuß, besteht aus gediegenem, schön ciselirtem Silber und ist mit einem langen Schlauch versehen, welcher Leiëh genannt wird und je nach dem Reichthume des Besitzers mit Edelsteinen oder anderem Schmucke geziert ist. Aus dem Khedra raucht man meist nur den köstlichen Tabak von Schiras. Die zweite Art der Pfeifen ist der Schischeh. Er ist dem Khedra ziemlich ähnlich, nur etwas kleiner und weniger kostbar. Die dritte und gewöhnlichste Sorte ist der Bery. Er besteht aus einer mit Wasser gefüllten Kokoschale, in welcher der Kopf und – statt des Schlauches – ein Rohr befestigt wird.

Es waren über zwanzig Männer in dem Zelte. Der Alte, welcher uns begrüßt hatte, führte das Wort:

»Ich bin der Scheik el Urdi<sup>1</sup> und habe mit Dir zu reden, Sihdi. Die Sitte verbietet, den Gast mit Fragen zu quälen; aber ich werde Dich dennoch nach Einigem fragen müssen. Erlaubst Du mir es?«

»Ich erlaube es.«

»Du gehörst zu den Neßarah?«

»Ja, ich bin ein Christ.«

»Was thust Du hier im Lande der Gläubigen?«

»Ich will dieses Land und seine Bewohner kennen lernen.«

---

<sup>1</sup>Gebietler des Lagers.

Er machte ein sehr zweifelvolles Gesicht.

»Und wenn Du es kennen gelernt hast, was thust Du dann?«

»Ich kehre in meine Heimat zurück.«

»Allah akbar, Gott ist groß, und die Gedanken der Neßarah sind unerforschlich! Du bist mein Gast, und ich werde glauben, was Du sagest. Ist dieser Mann Dein Diener?«

Er deutete dabei auf Halef.

»Er ist mein Diener und mein Freund.«

»Mein Name ist Malek. Du hast mit Bint-Scheik-Malek<sup>1</sup> gesprochen; sie sagte mir, daß Dein Diener nach Mekka gehen wolle, um ein Hadschi zu werden.«

»Sie hat Dir das Rechte gesagt.«

»Du wirst auf ihn warten, bis er zurückkehrt?«

»Ja.«

»Wo?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Du bist ein Fremdling, aber Du kennst die Sprache der Gläubigen. Weißt Du, was ein Delyl ist?«

»Ein Delyl ist ein Führer, welcher das Gewerbe treibt, den Pilgern die heiligen Orte und die Merkwürdigkeiten von Mekka zu zeigen.«

»Du weißt es. Aber ein Delyl betreibt auch noch ein anderes Geschäft. Es ist den ledigen Frauen verboten, die heilige Stadt zu betreten. Wenn nun eine Jungfrau

---

<sup>1</sup>Tochter des Scheik Malek.

nach Mekka will, so geht sie nach Dschidda und vermählt sich der Form nach mit einem Delyl. Er bringt sie als sein Weib nach Mekka, wo sie die Faradh und Wadschib<sup>1</sup> erfüllt; wenn dies geschehen ist, gibt er sie wieder los; sie bleibt eine Jungfrau, und er wird für seine Mühe bezahlt.«

»Auch dies weiß ich.«

Die Einleitung des alten Scheik machte mich neugierig. Welche Absichten leiteten ihn, die Pilgerfahrt Halef's mit dem Amte eines Delyl in Verbindung zu bringen? Ich sollte es sofort erfahren, denn ohne jeden Übergang bat er:

»Erlaube Deinem Diener, für die Zeit seiner Hadsch ein Delyl zu sein!«

Das war überraschend.

»Wozu?« frug ich ihn.

»Das werde ich Dir sagen, nachdem Du die Erlaubniß ausgesprochen hast.«

»Ich weiß nicht, ob er darf. Die Delyls sind Beamte, welche jedenfalls von der Behörde eingesetzt werden.«

»Wer will ihm verbieten, eine Jungfrau zu heirathen und sie nach der Pilgerfahrt wieder frei zu geben?«

»Das ist richtig. Was mich betrifft, so gebe ich meine Erlaubniß gern, wenn Du denkst, daß sie erforderlich ist. Er ist ein freier Mann; Du mußt Dich an ihn selbst wenden.«

---

<sup>1</sup>Unerläßliche und erforderliche Handlungen.

Es war ein förmlicher Genuß, das Gesicht meines guten Halef zu beobachten. Er war ganz verduzt.

»Willst Du es thun?« frug ihn der Alte.

»Darf ich das Mädchen vorher sehen?«

Der Scheik lächelte ein wenig und antwortete dann:

»Warum willst Du sie vorher sehen? Ob sie alt ist oder jung, ob schön oder häßlich, das ist ganz gleichgültig; denn Du wirst sie nach der Hadsch doch wieder freigeben.«

»Sind die Benaht el Arab<sup>1</sup> wie die Töchter der Türken, welche sich nicht sehen lassen dürfen?«

»Die Töchter der Araber brauchen ihr Gesicht nicht zu verbergen. Du sollst das Mädchen sehen.«

Auf seinen Wink erhob sich einer der Anwesenden vom Boden und verließ das Zelt. Nach kurzer Zeit trat er mit einem Mädchen ein, dessen Ähnlichkeit mit der Amazone mich errathen ließ, daß diese die Mutter desselben sei.

»Das ist sie; blicke sie an!« sagte der Scheik.

Halef machte von dieser Erlaubniß einen sehr ausgiebigen Gebrauch. Die vielleicht fünfzehnjährige, aber bereits vollständig erwachsene dunkeläugige Schöne schien ihm zu gefallen.

»Wie heißest Du?« frug er sie.

»Hanneh«<sup>2</sup> antwortete sie.

---

<sup>1</sup>Töchter der Araber.

<sup>2</sup>Anna.

»Dein Auge glänzt wie Nur el Kamar;<sup>1</sup> Deine Wangen leuchten wie Zahari;<sup>2</sup> Deine Lippen glühen wie Röm-mahm<sup>3</sup> und Deine Wimpern sind schattig wie die Blätter von el Szemt.<sup>4</sup> Mein Name lautet Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah, und wenn ich kann, so werde ich Deinen Wunsch erfüllen.«

Die Augen meines Halef leuchteten auch, aber nicht bloß wie Nur el Kamar, sondern wie Nur esch Schemms;<sup>5</sup> seine Sprache trieb poetische Blüten; vielleicht stand er am Rande desselben Abgrundes, welcher die Hadschi-Hoffnungen seines Vaters und Großvaters, weiland Abul Abbas und Dawud al Gossarah, verschlungen hatte: der Abgrund der Liebe und der Ehe.

Das Mädchen entfernte sich wieder, und der Scheik frug ihn:

»Wie lautet Dein Entschluß?«

»Frage meinen Herrn. Wenn er nicht abräth, werde ich Deinen Wunsch erfüllen.«

»Dein Herr hat bereits gesagt, daß er Dir die Erlaubniß gibt.«

»So ist es!« stimmte ich bei. »Aber sage uns nun auch, warum dieses Mädchen nach Mekka soll und warum sie sich nicht in Dschidda einen Delyl sucht?«

---

<sup>1</sup>Licht des Mondes.

<sup>2</sup>Blumen.

<sup>3</sup>Granatäpfel.

<sup>4</sup>Akazie.

<sup>5</sup>Sonnenlicht.

»Kennst Du Achmed-Izzet-Pascha?«

»Den Gouverneur von Mekka?«

»Ja, Du mußt ihn kennen, denn jeder Fremdling, der Dschidda betritt, stellt sich ihm vor, um seinen Schutz zu erhalten.«

»Er wohnt also in Dschidda? Ich bin nicht bei ihm gewesen; ich brauche nicht den Schutz eines Türken.«

»Du bist zwar ein Christ, aber Du bist ein Mann. Der Schutz des Pascha ist nur gegen hohen Preis zu erhalten. Ja, er wohnt nicht in Mekka, wohin er eigentlich gehört, sondern in Dschidda, weil dort der Hafen ist. Sein Gehalt beträgt über eine Million Piaster, aber er weiß sein Einkommen bis auf das Fünffache zu bringen. Ihm muß Jeder zahlen, sogar der Schmuggler und der Seeräuber, und darum eben wohnt er in Dschidda. Man sagte mir, daß Du Abu-Seif gesehen hast?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Nun, dieser Räuber ist ein guter Bekannter des Pascha.«

»Nicht möglich!«

»Warum nicht? Was ist vortheilhafter: einen Dieb zu tödten oder ihn leben zu lassen, um eine Rente von ihm zu beziehen? Abu-Seif ist ein Dscheheine; ich bin ein Ateibeh. Diese beiden Stämme leben in Todfeindschaft; dennoch wagte er es, sich an unser Duar<sup>1</sup> zu schleichen und mir meine Tochter zu rauben. Er zwang sie, sein Weib zu sein; aber sie entkam ihm einst und

---

<sup>1</sup>Zeltdorf.

brachte mir ihre Tochter mit zurück. Du hast Beide gesehen; mit meiner Tochter bist Du angekommen, und die ihrige war soeben hier im Zelte. Seit jener Zeit suche ich ihn, um mit ihm abzurechnen. Einmal habe ich ihn gefunden; das war im Seraj<sup>1</sup> des Statthalters. Dieser schützte den Räuber und ließ ihn entkommen, während ich vor dem Thore auf ihn lauerte. Später einmal sandte mich der Scheik meines Stammes mit diesen Männern hier nach Mekka, um eine Opfergabe nach der Kaaba zu bringen. Wir lagerten nicht weit von der Pforte el Ramah; da sah ich Abu-Seif mit einigen seiner Leute kommen; er wollte das Heiligthum besuchen. Der Zorn übermannte mich; ich ergriff ihn, trotzdem bei der Kaaba jeder Streit verboten ist. Ich wollte ihn nicht tödten, sondern ihn nur zwingen, mir zu folgen, um draußen vor der Stadt mit ihm zu kämpfen. Er wehrte sich, und seine Männer halfen ihm. Es entspann sich ein Kampf, der damit endete, daß die Eunuchen herbeieilten und uns gefangen nahmen, ihm aber und den Seinigen die Freiheit ließen. Zur Strafe wurden uns die heiligen Orte verboten. Unser ganzer Stamm wurde verflucht und mußte uns ausstoßen, um des Fluches wieder ledig zu werden. Nun sind wir geächtet. Aber wir werden uns rächen und diese Gegend verlassen. Du bist ein Gefangener von Abu-Seif gewesen?«

»Ja.«

---

<sup>1</sup>Palast.

»Erzähle es!«

Ich gab ihm einen kurzen Bericht über das Abenteuer.

»Weißt Du den Ort genau, an welchem sein Schiff verborgen liegt?«

»Ich würde ihn selbst bei Nacht wieder finden.«

»Willst Du uns hinführen?«

»Ihr werdet die Dscheheine tödten?«

»Ja.«

»So verbietet mir mein Glaube, Euer Führer zu sein.«

»Du darfst Dich nicht rächen?«

»Nein, denn unsere Religion gebietet uns, selbst unsere Feinde zu lieben. Nur die Behörde hat das Recht, den Bösen zu bestrafen, und Ihr seid keine Richter.«

»Deine Religion ist lieblich; wir aber sind keine Christen und werden den Feind bestrafen, weil er beim Richter Schutz finden würde. Du hast mir den Ort beschrieben, und ich werde das Schiff auch ohne Deine Hilfe entdecken. Nur versprich mir, daß Du die Dscheheine nicht warnen willst.«

»Ich werde sie nicht warnen, denn ich habe keine Lust, ihr Gefangener noch einmal zu sein.«

»So sind wir einig. Wann wird Halef nach Mekka gehen?«

»Morgen, wenn Du es mir erlaubst, Sihdi,« antwortete der Diener an meiner Stelle.

»Du kannst morgen gehen.«

»So laß ihn gleich bei uns bleiben,« bat der Scheik.  
»Wir werden ihn so weit an die Stadt begleiten, als wir  
ihr nahen dürfen, und ihn Dir dann zurückbringen.«

Da kam mir ein Gedanke, dem ich sofort Ausdruck  
gab:

»Darf ich mit Euch ziehen und bei Euch auf ihn war-  
ten?«

Ich bemerkte sofort, daß dieser Wunsch allgemeine  
Freude erregte.

»Effendi, ich sehe, daß Du die Ausgestoßenen nicht  
verachtetest,« antwortete der Scheik. »Du sollst uns will-  
kommen sein! Du bleibst gleich hier bei uns und hilfst  
uns am Abend die Ewlenma<sup>1</sup> schließen.«

»Das geht nicht. Ich muß zuvor nach Dschidda zu-  
rück, um meine Geschäfte abzuschließen. Mein Wirth  
muß wissen, wo ich mich befinde.«

»So werde ich Dich bis vor die Thore der Stadt be-  
gleiten. Auch sie darf ich nicht betreten, denn sie ist  
eine heilige Stadt. Wann willst Du reiten?«

»Sogleich, wenn es Dir beliebt. Ich brauche nur we-  
nig Zeit, um wieder mit Dir zurückzukehren. Soll ich  
Dir einen Kadi oder Mullah mitbringen für den Ab-  
schluß der Verheirathung?«

»Wir brauchen weder einen Kadi noch einen Mul-  
lah. Ich bin der Scheik meines Lagers, und was vor

---

<sup>1</sup>Verheirathung.

mir geschieht, hat Kraft und Gültigkeit. Aber ein Pergament oder ein Papier magst Du mir bringen, auf welches wir den Vertrag niederschreiben. Das Mohür und Gemedsch<sup>1</sup> habe ich.«

In kurzer Zeit standen die Kameele bereit; wir stiegen auf. Die kleine Truppe bestand außer uns dreien aus dem Scheik, seiner Tochter und fünf Ateibeh. Ich folgte dem Alten ohne Einrede, obgleich ich bemerkte, daß er nicht den geraden Weg einschlug, sondern sich mehr rechts nach dem Meere zu hielt. Albani hatte jetzt nicht mehr so viel Noth wie vorher, sich auf seinem Kameele zu halten, und die langen Beine der Thiere warfen den Weg förmlich hinter sich.

Da hielt der Scheik an und deutete mit der Hand seitwärts.

»Weißt Du, was da drüben liegt, Effendi?«

»Was?«

»Die Bucht, in welcher das Schiff des Räubers liegt. Habe ich es errathen?«

»Du kannst denken, aber Du sollst mich nicht fragen.«

Er hatte ganz richtig gerathen und schwieg. Wir ritten weiter. Nach einiger Zeit zeigten sich zwei kleine Punkte am Horizonte, gerade in der Richtung auf Dschidda zu. Wie es schien, kamen sie uns nicht entgegen, sondern verfolgten eine Richtung, welche sie nach der soeben erwähnten Bucht bringen mußte. Es waren

---

<sup>1</sup>Petschaft und Wachs.

Fußgänger, wie ich durch das Fernrohr erkannte. Das mußte hier in der Wüste auffallen, und es lag der Gedanke nahe, daß sie zu den Leuten von Abu-Seif gehörten. Es war sehr zu vermuthen, daß mein Wächter dem Kapitän unsere Flucht hatte melden lassen, und in diesem Falle konnten diese beiden Männer die jetzt zurückkehrenden Boten sein.

Auch Malek hatte sie erkannt und beobachtete sie scharf. Dann wandte er sich zu seinen Leuten und flüsterte ihnen eine Weisung zu. Sofort wandten sich drei von ihnen in der Richtung zurück, aus welcher wir gekommen waren. Ich durchschaute die Absicht. Malek vermuthete ganz dasselbe wie ich, und wollte die Männer in seine Gewalt bekommen. Um dies zu bewirken, mußte er ihnen den Weg nach der Bucht abschneiden, aber so, daß sie es nicht merkten. Daher schob er seine drei Männer nicht schräg vor, sondern er ließ sie scheinbar zurückkehren und dann, sobald sie aus dem Gesichtskreis der Betreffenden verschwunden waren, einen Bogen schlagen. Während wir Andern unsern Weg fortsetzten, frug er:

»Effendi, willst Du ein wenig auf uns warten, oder reitest Du nach der Stadt, wo Du uns am Thore finden wirst?«

»Du willst diese Männer sprechen, und ich werde bei Dir bleiben, bis Du mit ihnen geredet hast.«

»Es sind vielleicht Dscheheine!«

»Ich denke es auch. Deine drei Männer schneiden sie vom Schiffe ab; reite Du hier schief hinüber, und ich will mit Halef unsere bisherige Richtung fortsetzen, damit es ihnen nicht einfällt, nach Dschidda zurückzuziehen.«

»Dein Rath ist gut; ich folge ihm.«

Er bog ab, und ich gab Albani einen Wink, sich ihm anzuschließen. Dieser hatte es so leichter, da ich mit Halef den schärfsten Galopp einschlagen mußte. Wir zwei flogen wie im Sturme dahin und lenkten, als wir in gleicher Linie mit den Verfolgten waren, hinter ihren Rücken ein. Sie merkten erst jetzt unsere Absicht und zögerten. Hinter sich hatten sie mich mit Halef, seitwärts von ihnen kam Malek auf sie zu, und nur der Weg vor ihnen schien noch frei zu sein. Sie setzten ihn mit verdoppelter Eile fort, waren aber doch noch nicht weit gekommen, als die drei Ateibeh vor ihnen auftauchten. Trotzdem es ihnen in dieser Entfernung nicht möglich gewesen war, Einen von uns zu erkennen, mußten sie doch Feinde in uns vermuthen und versuchten, uns im schnellsten Laufe zu entkommen. Es gab eine Möglichkeit dazu. Sie waren bewaffnet. Wenn sie sich theilten, so mußten wir dies auch thun, und dann war es einem sicher zielenden, kaltblütigen Fußgänger nicht ganz unmöglich, es mit zwei und auch drei Kameelreitern aufzunehmen. Sie aber kamen auf diesen Gedanken entweder nicht, oder es

fehlte ihnen an Muth, denselben auszuführen. Sie blieben beisammen und wurden von uns zu ganz gleicher Zeit umringt. Ich erkannte sie auf der Stelle; es waren wirklich zwei von den Schiffsleuten.

»Woher kommt Ihr?« frug sie der Scheik.

»Von Dschidda,« antwortete der Eine.

»Wohin wollt Ihr?«

»In die Wüste, um Trüffel zu suchen.«

»Trüffel suchen? Ihr habt weder Thiere noch Körbe bei Euch!«

»Wir wollen nur erst sehen, ob diese Schwämme hier wachsen; dann holen wir die Körbe.«

»Von welchem Stamme seid Ihr?«

»Wir wohnen in der Stadt.«

Das war nun allerdings sehr frech gelogen, denn diese Männer mußten ja wissen, daß ich sie kannte. Auch Halef ärgerte sich über ihre Dreistigkeit. Er lockerte seine Peitsche und meinte:

»Glaubt Ihr etwa, daß dieser Effendi und ich blind geworden sind? Ihr seid Schurken und Lügner! Ihr seid Dscheheine und gehört zu Abu-Seif. Wenn Ihr es nicht gesteht, wird Euch meine Peitsche sprechen lehren!«

»Was geht es Euch an, wer wir sind?«

Ich sprang vom Kameele, ohne es niederknien zu lassen, und nahm die Peitsche aus Halef's Hand.

»Laßt Euch nicht verlachen, Ihr Männer! Hört, was ich Euch sage! Was diese Krieger vom Stamme der Ateibeh mit Euch haben und von Euch wollen, das geht

mich nichts an; mir aber sollt Ihr Antwort geben auf einige Fragen. Thut Ihr es, so habt Ihr von mir nichts weiter zu befürchten; thut Ihr es aber nicht, so werde ich Euch mit dieser Peitsche in der Art zeichnen, daß Ihr Euch nie wieder vor einem freien, tapferen Ibn Arab sehen lassen könnt!«

Mit Schlägen drohen, ist eine der größten Beleidigungen für einen Beduinen. Die Beiden griffen auch sofort nach ihren Messern.

»Wir würden Dich tödten, ehe Du zu schlagen vermagst,« drohte der Eine.

»Ihr habt wohl noch nicht erfahren, wie mächtig eine Peitsche aus der Haut des Nilpferdes ist, sobald sie sich in der Hand eines Franken befindet. Sie schneidet so scharf wie ein Yatagan; sie fällt schwerer nieder als eine Keule, und sie ist schneller als eine Kugel aus Euren Tabandschab<sup>1</sup> Seht Ihr denn nicht, daß die Waffen aller dieser Männer auf Euch gerichtet sind? Laßt also Eure Messer im Gürtel und antwortet! Ihr seid zu Abu-Seif gesandt worden?«

»Ja,« klang es zögernd, da sie bemerkten, daß kein Entrinnen war.

»Um ihm zu sagen, daß ich Euch entkommen bin?«

»Ja.«

»Wo habt Ihr ihn getroffen?«

»In Mekka.«

---

<sup>1</sup>Pistolen.

»Wie seid Ihr so schnell nach Mekka und wieder zurückgekommen?«

»Wir haben uns in Dschidda Kameele gemiethet.«

»Wie lange bleibt Abu-Seïf in der heiligen Stadt?«

»Nur kurze Zeit. Er will nach Taïf, wo sich der Scherif-Emir befindet.«

»So bin ich jetzt mit Euch fertig.«

»Sihdi, Du willst diese Räuber entkommen lassen?« rief Halef. »Ich werde sie erschießen, damit sie Keinem mehr schaden können.«

»Ich habe ihnen mein Wort gegeben, und das wirst Du mit mir halten. Folge mir!«

Ich stieg wieder auf und ritt davon. Halef folgte mir; Albani aber blieb noch zurück. Er hatte seinen langen Sarras gezogen; doch hatte ich zu ihm das gute Vertrauen, daß diese energische Pantomime sehr unschädlicher Natur sein werde. Er blieb auch wirklich sehr gelassen auf seinem Kameele sitzen, als die Ateïbeh absprangen, um die Dscheheïne zu bewältigen. Es gelang dies, nachdem einige unschädliche Messerstöße gewechselt worden waren. Die Gefangenen wurden je an ein Kameel gebunden, und die Reiter derselben wandten sich zurück, um die Gefangenen in das Lager zu schaffen. Die Anderen folgten uns.

»Du hast sie begnadigt, Sihdi; aber sie werden dennoch sterben,« meinte Halef.

»Ihr Schicksal ist nicht meine und auch nicht Deine Sache! Bedenke, was Du heute werden sollst. Ein Bräutigam muß versöhnlich sein!«

»Sihdi, würdest Du den Delyl bei dieser Hanneh machen?«

»Ja, wenn ich ein Moslem wäre.«

»Herr, Du bist ein Christ, ein Franke, mit dem man von diesen Dingen reden kann. Weißt Du, was die Liebe ist?«

»Ja. Die Liebe ist eine Koloquynthe. Wer sie ißt, bekommt Bauchgrimmen.«

»O, Sihdi, wer wird die Liebe mit einer Koloquynthe vergleichen! Allah möge Deinen Verstand erleuchten und Dein Herz erwärmen! Ein gutes Weib ist wie eine Pfeife von Jasmin und wie ein Beutel, dem nimmer Tabak mangelt. Und die Liebe zu einer Jungfrau, die ist – die ist – wie – der Turban auf einem kahlen Haupte und wie die Sonne am Himmel der Wüste.«

»Ja. Und wen ihre Strahlen treffen, der bekommt den Sonnenstich. Ich glaube, Du hast ihn schon, Hallel. Allah helfe Dir!«

»Sihdi, ich weiß, daß Du niemals ein Bräutigam sein willst; ich aber bin einer, und daher ist mein Herz geöffnet wie eine Nase, die den Duft der Blumen trinkt.«

Unser kurzes Gespräch war zu Ende, denn die Andern hatten uns nun eingeholt. Es wurde über das Vorgefallene kein Wort verloren, und als die Stadt in Sicht kam, ließ der Scheik seine Thiere halten. Er hatte zwei

ledige Kameele mitgenommen, welche uns bei unserer Rückkehr tragen sollten.

»Hier werde ich warten, Sihdi,« sagte er. »Welche Zeit wird vergehen, bis Du wieder kommst?«

»Ich werde zurück sein, ehe die Sonne einen Weg zurückgelegt hat, der so lang ist, wie Deine Lanze.«

»Und das Tirscheh oder Kiahat<sup>1</sup> wirst Du nicht vergessen?«

»Nein. Ich werde auch Mürek und ein Kalem<sup>2</sup> mitbringen.«

»Thue es. Allah schütze Dich, bis wir Dich wiedersehen!«

Die Ateibeh hockten sich neben ihre Kameele nieder, und wir Drei ritten in die Stadt.

»Nun, war das kein Abenteuer?« frug ich Albani.

»Allerdings. Und was für eines! Es hätte ja beinahe Mord und Todtschlag gegeben. Ich hielt mich wirklich zum Kampf bereit.«

»Ja, Sie hatten ganz das Aussehen eines rasenden Roland, mit dem nicht gut Kirschen essen ist. Wie ist Ihnen der Ritt bekommen?«

»Hm! Anfangs haben Sie mich bedeutend in Trab gebracht; dann aber ging es leidlich. Ich lobe mir ein gutes deutsches Kanapee! – Sie wollen mit diesen Arabern gehen? – So werden wir uns wohl nicht wiedersehen.«

---

<sup>1</sup>Pergament oder Papier.

<sup>2</sup>Tinte und Feder.

»Wahrscheinlich, da Sie ja die nächste Gelegenheit zur Abreise benutzen wollen. Doch habe ich so viele Beispiele eines ganz unerwarteten Zusammentreffens erlebt, daß ich ein Wiedersehen zwischen uns nicht für unmöglich halte.«

Diese Worte sollten sich später wirklich erfüllen. Für jetzt aber nahmen wir, nachdem wir dem Kameelverleiher seine Thiere zurückgebracht hatten, einen so herzlichen Abschied, wie es Landsleuten ziemt, die sich in der weiten Ferne getroffen haben. Dann begab ich mich mit Halef nach meiner Wohnung, um meine Habseligkeiten zusammenzupacken und mich von Tamaru, dem Wirth, zu verabschieden. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich seine Wohnung so bald aufgeben würde. Auf zwei gemietheten Eseln ritten wir wieder zur Stadt hinaus. Dort wurden die harrenden Kameele bestiegen.

Während dieses Rittes ging es sehr einsilbig zu. Am schweigsamsten war die Tochter des Scheik. Sie sprach kein Wort, aber in ihren Augen glühte ein schlimmes Feuer, und wenn sie nach links hinüber blickte, wo sie hinter dem niedrigen Horizonte das Schiff des Abu-Seïf vermuthen mußte, faßte ihre Rechte stets entweder den Griff ihres Handschar oder den Kolben der langen Flinte, welche quer über ihrem Sattel lag.

Als wir in der Nähe des Lagers anlangten, ritt Halef zu mir heran.

»Sihdi,« frug er, »wie sind die Gebräuche Deines Landes? Hat dort Einer, der sich ein Weib nimmt, die Braut zu beschenken?«

»Das thut wohl ein Jeder bei uns und auch bei Euch.«

»Ja, auch im Dschesirat el Arab und in dem ganzen Scharki<sup>1</sup> ist das Sitte. Aber da Hanneh nur zum Schein für einige Tage meine Frau werden soll, so weiß ich nicht, ob ein Geschenk erforderlich ist.«

»Ein Geschenk ist eine Höflichkeit, welche wohl immer angenehme Gefühle erregt. Ich an Deiner Stelle würde höflich sein.«

»Aber was soll ich ihr geben? Ich bin arm und auch gar nicht auf eine Hochzeit vorbereitet. Meinst Du, daß ich ihr vielleicht mein Adeschlik<sup>2</sup> verehere?«

Er hatte sich nämlich in Kairo ein kleines Döschen aus Papiermaché gekauft und verwahrte darin die Zündhölzer. Das Ding hatte für ihn einen großen Werth, weil er dem Händler das Zwanzigfache für die Dose bezahlt hatte, die kaum dreißig Pfennige werth war. Die Liebe brachte ihn zu dem heroischen Entschluß, seinem kostbaren Besitzthume zu entsagen.

»Gib es ihr,« antwortete ich ernsthaft.

»Gut, sie soll es haben! Aber wird sie mir es auch wiedergeben, wenn sie meine Frau nicht mehr ist?«

»Sie wird es behalten.«

---

<sup>1</sup>Osten.

<sup>2</sup>Feuerzeug.

»Allah kerihm, Gott ist gnädig; er wird mich nicht um das Meinige kommen lassen! Was soll ich thun, Sihdi?«

»Wenn Dir das Adeschlik so lieb ist, so gib ihr etwas Anderes!«

»Was denn? Ich habe weiter nichts. Ich kann ihr doch weder meinen Turban, noch meine Flinte, noch die Nilpeitsche geben!«

»So gib ihr nichts.«

Er schüttelte sehr besorgt den Kopf.

»Auch dies geht nicht an, Sihdi. Sie ist meine Braut und muß irgend Etwas erhalten. Was sollen die Ateibeh von Dir denken, wenn Dein Diener ein Weib nimmt, ohne es zu beschenken?«

Ah! Der Schlaupfand fand sich also bewogen, an meinen Ehrgeiz und infolgedessen natürlich auch an meinen Beutel zu appelliren.

»Preis sei Allah, der Dein Gehirn erleuchtet, Halef! Mir geht es aber ebenso wie Dir. Ich kann Deiner Braut weder meinen Haïk, noch meine Jacke, noch meine Büchse schenken!«

»Allah ist gerecht und barmherzig, Effendi; er bezahlt für jede Gabe tausendfältige Zinsen. Trägt Dein Kameel nicht auch ein Ledersäckchen, in welchem Du Dinge verborgen hast, die eine Braut in Entzücken versetzen würden?«

»Und wenn ich Dir etwas davon geben wollte, würde ich es wiederbekommen, wenn Hanneh nicht mehr Dein Weib ist?«

»Du mußt es wieder fordern!«

»Das ist nicht Sitte bei uns Franken. Aber weil Du mir tausendfältige Zinsen in Aussicht stellst, so werde ich nachher das Säckchen öffnen und sehen, ob ich etwas für Dich finde.«

Da richtete er sich erfreut im Sattel empor.

»Sihdi, Du bist der weiseste und beste Effendi, den Allah erschaffen hat. Deine Güte ist breiter als die Sahara, und Deine Wohlthätigkeit länger als der Nil. Dein Vater war der berühmteste, und der Vater Deines Vaters der erhabenste Mann unter allen Leuten im Königreiche Nemsistan. Deine Mutter war die schönste der Rosen, und die Mutter Deiner Mutter die lieblichste Blume des Abendlandes. Deine Söhne mögen zahlreich sein, wie die Sterne am Himmel, Deine Töchter wie der Sand in der Wüste, und die Kinder Deiner Kinder zahllos wie die Tropfen des Meeres!«

Es war ein Glück, daß wir jetzt das Lager erreichten, sonst hätte seine Dankbarkeit mich noch mit allen Töchtern der Samojeden, Tungusen, Eskimos und Papuas verheirathet. Was das Ledersäckchen betrifft, welches er erwähnt hatte, so enthielt es allerdings Verschiedenes, was sich ganz vortrefflich zu einem Geschenk für ein Beduinenmädchen eignete. Der Kaufmannssohn Isla Ben Maflei nämlich hatte, als unsere

Nilfahrt beendet war und wir von einander in Kairo schieden, es sich nicht nehmen lassen, mich mit einer Sammlung von Dingen auszurüsten, die auf meinen weiteren Wanderungen als Geschenke dienen konnten, um mir dadurch Gefälligkeiten zu erwerben. Es waren lauter Gegenstände, welche nicht viel Platz wegnahmen und dabei an sich zwar keinen allzu großen Werth besaßen, bei den Bewohnern der Wüstenländer aber zu den größten Seltenheiten gehörten.

Während unserer Abwesenheit war eines der Zelte geräumt und für mich hergerichtet worden. Als ich von demselben Besitz genommen hatte, öffnete ich den Ledersack und nahm ein Medaillon hervor, unter dessen Glasdeckel ein kleines Teufelchen sich künstlich bewegte. Es war ganz auf dieselbe Weise gearbeitet, wie zum Beispiel die Manchettenknöpfe mit künstlichen Schildkröten, und hing an einer Kette von Glasfacetten, die bei Licht oder Feuerschein in allen Regenbogenfarben funkelten. Der Schmuck hätte in Paris gewiß nicht mehr als zwei Francs gekostet. Ich zeigte ihn Halef.

Er warf einen Blick darauf und fuhr erschrocken zurück.

»Maschallah, Wunder Gottes! Das ist ja der Scheitan, den Gott verfluchen möge! Sihdi, wie bekommst Du den Teufel in Deine Gewalt? La illa illa Allah, we Muhammed Resul Allah! Behüte uns, Herr, vor dem

dreimal gesteinigten Teufel; denn nicht ihm, sondern Dir allein wollen wir dienen!«

»Er kann Dir nichts thun, denn er ist fest eingeschlossen.«

»Er kann nicht heraus, wirklich nicht?«

»Nein.«

»Kannst Du mir das bei Deinem Barte versichern?«

»Bei meinem Barte!«

»So zeige einmal her, Sihdi! Aber wenn es ihm gelingt, heraus zu kommen, so bin ich verloren, und meine Seele komme über Dich und Deine Väter!«

Er faßte die Kette sehr vorsichtig mit den äußersten Fingerspitzen, legte das Medaillon auf den Erdboden und kniete nieder, um es genau zu betrachten.

»Wallahi – billahi – tallahi – bei Allah, es ist der Scheitan! Siehst Du, wie er das Maul aufreißt und die Zunge hervorstreckt? Er verdreht die Augen und wackelt mit den Hörnern; er ringelt den Schwanz, droht mit den Krallen und stampft mit den Füßen! O jazik – wehe, wenn er das Kästchen zertritt!«

»Das kann er nicht. Es ist ja nur eine künstlich gefertigte Figur!«

»Eine künstliche Figur, von Menschenhänden gemacht? Effendi, Du täuschest mich, damit ich Muth bekommen soll. Wer kann den Teufel machen? Kein Mensch, kein Gläubiger, kein Christ, und auch kein Jude! Du bist der größte Taleb und der kühnste Held,

welchen die Erde trägt, denn Du hast den Scheitan bezwungen und in dieses enge Zindan<sup>1</sup> gesperrt! Hamdulillah, denn nun ist die Erde sicher vor ihm und seinen Geistern, und alle Nachkommen des Propheten können jauchzen und sich freuen über die Qualen, die er hier auszustehen hat! Warum zeigst Du mir diese Kette, Sihdi?«

»Du sollst sie Deiner Braut zum Geschenk machen.«

»Ich – –?! Diese Kette, welche kostbarer ist, als alle Diamanten im Throne des großen Mogul? Wer diese Kette besitzt, der wird berühmt unter allen Söhnen und Töchtern der Gläubigen. Willst Du sie wirklich verschenken?«

»Ja.«

»So sei gütig, Sihdi, und erlaube, daß ich sie für mich behalte! Ich werde dem Mädchen doch lieber mein Feuerzeug geben.«

»Nein, Du gibst ihr diese Kette. Ich befehle es Dir!«

»Dann muß ich gehorchen. Aber wo hast Du sie und die andern Sachen gehabt, ehe Du sie gestern in das Säckchen thatest?«

»Von Kahira bis hierher ist eine gefährliche Gegend, und darum habe ich diese Kostbarkeiten in den Beinen meiner Schalwars<sup>2</sup> bei mir getragen.«

»Sihdi, Deine Klugheit und Vorsicht geht noch über die List des Teufels, den Du gezwungen hast, in Deinen

---

<sup>1</sup>Gefängniß.

<sup>2</sup>Weite, türkische Hosen.

Schalwars zu wohnen. Wann soll ich Hanneh die Kette geben?«

»Sobald sie Dein Weib geworden ist.«

»Sie wird die berühmteste sein unter allen Benat el Arab<sup>1</sup> denn alle Stämme werden erzählen und rühmen, daß sie den Scheitan gefangen hält. Darf ich auch die andern Schätze sehen?«

Es kam nicht dazu, denn der Scheik schickte jetzt und ließ mich und Halef zu sich bitten. Wir fanden in seinem Zelte alle Ateibeh versammelt.

»Sihdi, hast Du ein Pergament mitgebracht?« frug Malek.

»Ich habe Papier, welches so gut ist wie Pergament.«

»Willst Du den Vertrag schreiben?«

»Wenn Du es wünschest, ja.«

»So können wir beginnen?«

Halef, an den diese Frage gerichtet war, nickte, und sogleich erhob sich einer der anwesenden Männer, um ihn zu fragen:

»Wie lautet Dein voller, ganzer Name?«

»Ich heiße Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah.«

»Aus welchem Lande stammest Du?«

»Ich stamme aus dem Garbi<sup>2</sup> wo die Sonne hinter der großen Wüste untergeht.«

»Zu welchem Stamme gehörst Du?«

---

<sup>1</sup>Benat ist Plural von Bint, Tochter.

<sup>2</sup>Westen.

»Der Vater meines Vaters, welche Beide Allah segnen möge, bewohnte mit dem berühmten Stamme der Uëlad Selim und Uëlad Bu Seba den großen Dschebel Schur-Schum.«

Der Frager, welcher jedenfalls ein Verwandter der Braut war, wandte sich nun an den Scheik.

»Wir Alle kennen Dich, o Tapferer, o Wackerer, o Weiser und Gerechter. Du bist Hadschi Malek Iffandi Ibn Achmed Chadid el Eini Ben Abul Ali el Besami Abu Schehab Abdolatif el Hanifi, ein Scheik des tapferen Stammes der Beni Ateïbeh. Hier dieser Mann ist ein Held vom Stamme Uëlad Selim und Uëlad Bu Seba, welcher auf den Bergen wohnt, die bis zum Himmel reichen und Dschebel Schur-Schum heißen. Er führt den Namen Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah und ist der Freund eines großen Effendi aus Frankistan, den wir als Gast in unserem Zelte aufgenommen haben. Du hast eine Tochter. Ihr Name ist Hanneh; ihr Haar ist wie Seide, ihre Haut ist wie Öl, und ihre Tugenden sind rein und glänzend wie die Flocken des Schnees, die auf dem Gebirge wehen. Halef Omar begehrt sie zum Weibe. Sage, o Scheik, was Du dazu zu sagen hast!«

Der Angeredete imitirte ein würdevolles Nachdenken und antwortete dann:

»Du hast gesprochen, mein Sohn. Setze Dich nun und höre auch meine Rede. Dieser Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah

ist ein Held, dessen Ruhm schon vor Jahren bis zu uns gedrungen ist. Sein Arm ist unüberwindlich; sein Lauf gleicht dem der Gazelle; sein Auge hat den Blick des Adlers; er wirft den Dscherid mehrere hundert Schritte weit; seine Kugel trifft stets sicher, und sein Handschar hat das Blut schon vieler Feinde gesehen. Dazu hat er den Kuran gelernt und ist im Rathe einer der Klügsten und Erfahrensten. Dazu hat ihn dieser gewaltige Bei der Franken seiner Freundschaft für werth gehalten – – warum sollte ich ihm meine Tochter verweigern, wenn er bereit ist, meine Bedingungen zu erfüllen?«

»Welche Bedingungen stellst Du ihm?« frug der vorige Sprecher.

»Das Mädchen ist die Tochter eines mächtigen Scheik, daher kann er sie um keinen gewöhnlichen Preis haben. Ich fordere eine Stute, fünf Reitkameele, zehn Lastkameele und fünfzig Schafe.«

Bei diesen Worten machte Halef ein Gesicht, als ob er diese fünfzig Schafe, zehn Last- und fünf Reitkameele sammt der Stute soeben mit Haut und Haar verschlungen habe. Woher sollte er diese Thiere nehmen? Glücklicherweise fuhr der Scheik fort:

»Dafür gebe ich ihr eine Morgengabe von einer Stute, fünf Reitkameelen, zehn Lastkameelen und fünfzig Schafen. Eure Weisheit wird da einsehen, daß es ganz unnöthig ist, bei so trefflichen Verhältnissen den Preis und die Morgengabe gegenseitig auszuwechseln. Nun

aber verlange ich, daß er morgen früh beim Fagr<sup>1</sup> eine Wallfahrt nach Mekka antrete, bei welcher er sein Weib mitzunehmen hat. Sie verrichten dort die heiligen Gebräuche und kehren dann sofort zu uns zurück. Er hat sein Weib als Jungfrau zu behandeln und sie nach seiner Rückkehr wieder abzutreten. Für diesen Dienst erhält er ein Kameel und einen Sack voll Datteln. Hat er aber sein Weib nicht als eine Fremde betrachtet, so erhält er nichts und wird getötet. Ihr seid Zeugen, daß ich dieses bestimme.«

Der Redeführer drehte sich zu Halef um.

»Du hast es gehört. Wie lautet Deine Antwort?«

Es war dem Gefragten anzusehen, daß ihm ein gewisser Punkt nicht recht paßte, nämlich das Verlangen, sein Weib wieder herzugeben. Er war jedoch klug, sich in die gegenwärtigen Umstände zu schicken, und antwortete:

»Ich nehme diese Bedingungen an.«

»So mache die Schrift, Effendi,« bat der Scheik. »Mache sie zweimal, nämlich einmal für mich und das zweite Mal für ihn!«

Ich folgte dem Verlangen und las dann das Geschriebene vor. Es erhielt die Zustimmung des Scheiks, welcher auf jedes Exemplar Wachs tropfen ließ und den Knauf seines Dolches als Petschaft gebrauchte, nachdem er und Halef unterzeichnet hatten.

---

<sup>1</sup>Gebet beim Aufgange der Sonne.

Damit waren die Formalitäten erfüllt, und die unerläßlichen Hochzeitsfestlichkeiten konnten beginnen. Sie waren, da es sich nur um eine Scheinverheirathung handelte, sehr bescheidener Art. Es wurde ein Hammel geschlachtet und ganz gebraten. Während er an einem Spieße über dem Feuer briet, hielt man ein Scheingefecht, bei welchem aber nicht geschossen wurde; ein Umstand, dessen Grund nicht schwer zu errathen war.

Als die Nacht hereinbrach, begann das Mahl. Nur die Männer aßen, und erst als wir satt waren, bekamen die Frauen die Überreste. Bei dieser Gelegenheit mußte auch Hanneh erscheinen. Dies benutzte Halef und erhob sich von seinem Platze. Die Scene aber, welche nun folgte, läßt sich nicht beschreiben. Der in dem Medaillon eingesperrte Teufel war ein Wunder, welches über alle ihre Begriffe ging. All mein Bemühen, ihnen die Mechanik zu erklären, half nichts. Sie glaubten mir nicht, und zwar ganz besonders deßhalb, weil der Scheitan doch lebendig war. Ich ward als der größte Held und Zauberer gepriesen; aber das Ende war, daß Hanneh das Geschenk nicht bekam. Der gefangene Scheitan war ein Wunder von so unendlicher Wichtigkeit, daß nur der Scheik selbst für würdig gehalten wurde, die unvergleichliche Kostbarkeit aufzubewahren; natürlich erst, nachdem ich ihm mit aller Feierlichkeit versichert hatte, daß es dem Teufel niemals gelingen werde, zu entkommen und Unheil anzurichten.

Mitternacht war nahe, als ich mich in das Zelt zurückzog, um zu schlafen. Halef leistete mir Gesellschaft.

»Sihdi, muß ich Alles halten und erfüllen, was Du heute niedergeschrieben hast?« ließ er sich hören.

»Ja. Du hast es ja versprochen!«

Es verging eine Weile, dann klang es sehr kleinlaut:

»Würdest Du Dein Weib auch wieder hergeben?«

»Nein.«

»Und dennoch sagst Du, daß ich mein Versprechen zu halten habe!«

»Allerdings. Wenn ich mir ein Weib nehme, so verspreche ich nicht, es wieder herzugeben.«

»O, Sihdi, warum hast Du mir nicht gesagt, daß ich es ebenso machen soll!«

»Bist Du ein Knabe, daß Du eines Vormundes bedarfst? Und wie kann ein Christ einen Moslem im Heirathen unterweisen? Ich glaube, daß Du Hanneh behalten möchtest!«

»Du hast es errathen.«

»So willst Du mich also verlassen?«

»Dich, Sihdi — — —? Oh — — —!«

Er räusperte sich verlegen, kam aber zu keiner Antwort.

Ein unverständliches Brummen und später einige Seufzer waren Alles, was ich zu hören bekam. Er warf sich von einer Seite auf die andere; es war klar, daß

sein Wohlgefallen an dem Mädchen mit seiner Anhänglichkeit zu mir in lebhaften Zwiespalt gekommen war. Ich mußte ihn sich selbst überlassen und schlief bald ein.

Mein Schlaf war so fest, daß mich erst ein lautes Kameelgetrappel erweckte. Ich erhob mich und trat vor das Zelt. Im Osten erhellte sich bereits der Horizont, und da drüben, wo die Bucht lag, war er hellroth gefärbt. Es gab dort einen Brand, und die Vermuthung, welche bei diesem Anblick in mir aufstieg, wurde bestätigt durch das im Lager herrschende rege Leben. Die Männer waren fort gewesen und kehrten jetzt zurück, sie und ihre Kameele reich mit Beute beladen. Auch die Tochter des Scheiks hatte sich ihnen angeschlossen, und als sie vom Kameele stieg, bemerkte ich, daß ihr Gewand mit Blut bespritzt war. Malek bot mir den Morgenruß und meinte, nach der Feuerwolke deutend:

»Siehst Du, daß wir das Schiff gefunden haben? Sie schliefen, als wir kamen, und sind nun zu den Hunden, ihren Vätern, versammelt.«

»Du hast sie getödtet und das Schiff beraubt?«

»Beraubt? Was meinst Du mit diesem Worte? Gehört nicht dem Sieger das Eigenthum des Besiegten? Wer will uns streitig machen, was wir gewonnen haben?«

»Die Zehka, welche Abu-Seif geraubt hat, gehört dem Scherif Emir.«

»Dem Scherif Emir, der uns ausgestoßen hat? Selbst wenn das Geld ihm gehörte, würde er es nicht wieder erhalten. Aber glaubst Du wirklich, daß es die Zehka war? Du bist belogen worden. Nur der Scherif hat das Recht, diese Steuer einzusammeln, und dies wird er niemals durch einen Türken thun lassen. Der Türke, welchen Du für einen Zolleinnehmer gehalten hast, war entweder ein Schmuggler oder ein Zöllner des Pascha von Egypten, den Allah erschlagen wolle!«

»Du hassest ihn?«

»Dies thut jeder freie Araber. Hast Du nicht von den Gräuelthaten gehört, welche zur Zeit der Wachabiten hier geschahen? Mag das Geld dem Pascha gehören oder dem Scherif, es bleibt mein. Doch die Zeit des Fagraht naht. Mache Dich bereit, uns zu folgen. Wir können hier nicht länger bleiben.«

»Wo wirst Du Dein Lager aufschlagen?«

»Ich werde es an einem Orte errichten, von welchem aus ich die Straße zwischen Mekka und Dschidda beobachten kann. Abu-Seif darf mir nicht entgehen.«

»Hast Du auch die Gefahren berechnet, welche Dir drohen?«

»Meinst Du, daß ein Ateibeh sich vor Gefahren fürchtet?«

»Nein, aber selbst der muthigste Mann muß zugleich auch vorsichtig sein. Wenn Dir Abu-Seif in die Hände fällt und Du ihn tödest, so mußt Du dann augenblicklich diese Gegend verlassen. Du wirst dann vielleicht

das Kind Deiner Tochter verlieren, welches sich zu dieser Zeit mit Halef in Mekka befindet.«

»Ich werde Halef sagen, wo er uns in diesem Falle zu suchen hat. Hanneh muß nach Mekka, ehe wir fortgehen. Sie ist unter uns die einzige Person, welche noch nicht in der heiligen Stadt war, und später ist es ihr vielleicht unmöglich, dahin zu kommen. Deßhalb habe ich mich schon lange nach einem Delyl für sie umgesehen.«

»Hast Du Dich entschieden, wohin Du ziehen wirst?«

»Wir ziehen in die Wüste Er Nahman, nach Maskat zu, und dann senden wir vielleicht einen Boten nach El Frat<sup>1</sup> zu den Beni Schammar oder zu den Beni Obeïde, um uns in ihren Stamm aufnehmen zu lassen.«

Der kurzen Dämmerung folgte der Tag. Die Sonne berührte den Horizont, und die Araber, welche noch nach dem vergossenen Blute rochen, knieten nieder zum Gebet. Bald darauf waren die Zelte abgebrochen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Jetzt, da es vollständig hell war, sah ich erst, welche Menge von Gegenständen sich die Ateïbeh vom Schiffe angeeignet hatten. Sie waren durch diesen Überfall mit einem Male zu wohlhabenden Leuten geworden. Aus diesem Grunde herrschte eine ungewöhnliche Munterkeit unter ihnen. Ich hielt mich etwas zurück. Ich war verstimmt, weil ich mich die unschuldige Ursache von dem Untergange der Dscheheïne nennen mußte. Ich

---

<sup>1</sup>Euphrat.

konnte mir allerdings keinen Vorwurf machen, aber es galt doch immer, das Gewissen zu befragen, ob ich mich nicht vielleicht hätte anders verhalten können. Auch machte mir die Nähe Mekka's viel zu schaffen. Da lag sie, die ›Heilige‹, die Verbotene! Sollte ich sie meiden, oder sollte ich es wagen, sie zu besuchen? Ich zuckte in allen Gliedern nach ihr hin, und dennoch mußte ich die Bedenklichkeiten, welche dagegen aufstiegen, ernstlich berücksichtigen. Was hatte ich davon, wenn der Besuch gelang? Ich konnte sagen, daß ich in Mekka gewesen sei – weiter nichts. Und wurde ich entdeckt, so war mein Tod unvermeidlich, und was für ein Tod! Aber hier konnte ein Überlegen und Abwägen der Gründe zu nichts führen, und ich beschloß, mich nach den eintretenden Verhältnissen zu richten. Ich hatte dies so oft gethan und war immer glücklich dabei gewesen.

Um so wenig wie möglich Begegnungen zu haben, machte der Scheik einen Umweg. Er erlaubte keine Ruhepause, bis der Abend hereinbrach. Wir befanden uns in einer engen Schlucht, welche von steilen Granitwänden eingefaßt war, zwischen denen wir eine Strecke weit fortschritten, bis wir in eine Art Thalkessel gelangten, aus dem es keinen zweiten Ausweg zu geben schien. Hier stiegen wir ab. Die Zelte wurden errichtet, und die Frauen zündeten ein Feuer an. Heute gab es eine sehr reichliche und mannigfaltige Mahlzeit, die

natürlich aus der Schiffsküche stammte. Dann kam der von allen ersehnte Augenblick der Beutevertheilung.

Da ich damit nichts zu schaffen hatte, so verließ ich die Anderen und machte die Runde um den Thalkessel. An einer Stelle dünkte es mich, als ob man hier doch emporsteigen könne, und ich versuchte es. Die Sterne leuchteten hell; es gelang. Nach vielleicht einer Viertelstunde stand ich oben auf der Höhe des Berges und hatte einen freien Blick nach allen Seiten. Dort unten im Süden sah es aus wie eine Reihe kahler Berge, über welche sich jener weißliche Schimmer erhob, welchen am Abend die Lichter größerer Städte emporzustrahlen pflegen. Dort lag Mekka! — — —

Unter mir vernahm ich die lauten Stimmen der Ateïbeh, welche sich um ihren Antheil an der Beute stritten. Es dauerte eine geraume Zeit, bis ich zu ihnen zurückkehrte. Der Scheik empfing mich mit den Worten:

»Effendi, warum bist Du nicht bei uns geblieben? Du mußt von Allem, was wir auf dem Schiffe fanden, Deinen Theil erhalten!«

»Ich? Du irrst. Ich bin nicht dabei gewesen und habe also auch nichts zu bekommen.«

»Hätten wir die Dscheheïne gefunden, wenn Du uns nicht begegnet wärest? Du bist unser Führer gewesen, ohne es zu wollen, und darum sollst Du erhalten, was Dir gebührt.«

»Ich nehme nichts an!«

»Sihdi, ich kenne Deinen Glauben zu wenig und darf ihn aus dem Grunde nicht beschimpfen, weil Du mein Gast bist; aber er ist falsch, wenn er Dir verbietet, Beute zu nehmen. Die Feinde sind todt, und ihr Fahrzeug ist zerstört. Sollen wir diese Sachen, die uns so nothwendig sind, verbrennen und zerstören?«

»Wir wollen uns nicht streiten; aber behaltet, was Ihr habt!«

»Wir behalten es nicht. Erlaube, daß wir es Halef, Deinem Begleiter, geben, obgleich auch er schon das Seinige bekommen hat.«

»Gebt es ihm!«

Der kleine Halef Omar floß von Dank über. Er hatte einige Waffen und Kleidungsstücke erhalten und außerdem einen Beutel mit Silbermünzen. Er ließ nicht ab – ich mußte ihm dieselben vorzählen, um Zeuge zu sein, daß er heute ein außerordentlich reicher Mann geworden sei. Die Summe bestand allerdings in ungefähr achthundert Piastern und reichte hin, einen armen Araber glücklich zu machen.

»Mit diesem Geld kannst Du mehr als fünfzigmal die Kosten bestreiten, welche Du in Mekka haben wirst,« bemerkte der Scheik.

»Wann soll ich zur heiligen Stadt gehen?« frug ihn Halef.

»Morgen zwischen früh und Mittag.«

»Ich war noch niemals dort. Wie habe ich mich zu verhalten?«

»Das will ich Dir sagen. Es ist die Pflicht eines jeden Pilgers, nach seiner Ankunft unverzüglich nach El Hamram<sup>1</sup> zu gehen. Du reitest also nach dem Beith-Allah<sup>2</sup> lässest vor demselben die Kameele halten und trittst ein. Dort findest Du ganz sicher einen Metowef<sup>3</sup> der Dich führen und in Allem unterrichten wird; nur mußt Du ihn vorher und nicht später um den Preis befragen, weil Du sonst betrogen wirst. Sobald Du die Kaaba erblickst, verrichtest Du zwei Rikat<sup>4</sup> mit den dabei vorgeschriebenen Gebeten, zum Dank dafür, daß Du die heilige Stätte glücklich erreicht hast. Dann gehst Du zu dem Mambar<sup>5</sup> und ziehst die Schuhe aus. Diese bleiben dort stehen und werden bewacht; denn es ist im Beith-Allah nicht wie in anderen Moscheen erlaubt, die Schuhe in der Hand zu behalten. Dann beginnt das Towaf, der Gang um die Kaaba, welcher siebenmal wiederholt werden muß.«

»Nach welcher Seite?«

»Nach rechts, so daß die Kaaba Dir stets zur Linken bleibt. Die ersten drei Gänge werden mit schnellen Schritten gethan.«

»Warum?«

»Zum Andenken an den Propheten. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er sehr gefährlich erkrankt sei,

---

<sup>1</sup>Die große Moschee.

<sup>2</sup>Haus Gottes; es ist gleichfalls die große Moschee gemeint.

<sup>3</sup>Fremdenführer.

<sup>4</sup>Niederwerfungen.

<sup>5</sup>Kanzel, türkisch: Mimbar.

und um dieses Gerücht zu widerlegen, rannte er dreimal schnell um die Kaaba herum. Die folgenden Gänge geschehen langsam. Die Gebete kennst Du, welche dabei gesprochen werden müssen. Nach einem jeden Umlaufe wird der heilige Stein geküßt. Zuletzt, wenn das Towaf beendet ist, drückst Du die Brust an die Thür der Kaaba, breitest die Arme aus und bittest Allah laut um Vergebung aller Deiner Sünden.«

»Dann bin ich fertig?«

»Nein. Du hast nun seitwärts zu El Madschem<sup>1</sup> zu gehen und vor dem Mekam-Ibrahim<sup>2</sup> zwei Rikat zu verrichten. Dann begibst Du Dich zum heiligen Brunnen Zem-Zem und trinkst nach einem kurzen Gebete so viel Wasser daraus, als Dir beliebt. Ich werde Dir einige Flaschen mitgeben, welche Du mir füllen und mitbringen magst; denn das heilige Wasser ist ein Mittel gegen alle Krankheiten des Leibes und der Seele.«

»Das ist die Ceremonie an der Kaaba. Was folgt dann?«

»Nun kommt der Say, der Gang von Szafa nach Merua. Auf dem Hügel Szafa stehen drei offene Bogen. Dort stellst Du Dich hin, wendest das Angesicht nach der Moschee, erhebst die Hände gen Himmel und bittest Allah um Beistand auf dem heiligen Wege. Dann

---

<sup>1</sup>Eine kleine, mit Marmor ausgelegte Vertiefung, aus welcher Abraham und Ismael den Kalk genommen haben sollen, als sie die Kaaba bauten.

<sup>2</sup>Der Stein, welcher dem Abraham bei diesem Bau als Fußgestell gedient haben soll.

gehest Du sechshundert Schritt weit nach dem Altan von Merua. Unterwegs siehst Du vier steinerne Pfeiler, an denen Du springend vorüberlaufen mußt. Auf Merua verrichtest Du wieder ein Gebet und legst den Weg dann noch sechsmal zurück.«

»Dann ist Alles gethan?«

»Nein, denn nun mußt Du Dir Dein Haupt scheren lassen und Omrah besuchen, welches so weit außerhalb der Stadt liegt, wie wir uns jetzt von Mekka befinden. Dann hast Du die heiligen Handlungen erfüllt und kannst zurückkehren. Im Monat der großen Wallfahrt muß der Gläubige mehr thun und braucht lange Zeit dazu, weil viele Tausende von Pilgern anwesend sind; Du aber brauchst nur zwei Tage und kannst am dritten wieder bei uns sein.«

Diesem Unterrichte folgten noch verschiedene Fingerzeige, welche aber für mich von keinem Interesse waren, da sie sich meist nur auf Hanneh bezogen. Ich legte mich zur Ruhe. Als Halef endlich erschien, lauschte er, ob ich bereits eingeschlafen sei. Er merkte, daß ich noch munter war, und frug:

»Sihdi, wer wird Dich bedienen während meiner Abwesenheit?«

»Ich selbst. Willst Du mir einen Gefallen thun, Halef?«

»Ja. Du weißt, daß ich für Dich alles thue, was ich kann und darf.«

»Du sollst dem Scheik Wasser vom heiligen Brunnen Zem-Zem mitbringen. Bringe auch mir eine Flasche mit!«

»Sihdi, verlange Alles von mir, nur dieses nicht; denn das kann ich unmöglich thun. Von diesem Brunnen dürfen nur die Gläubigen trinken. Wenn ich Dir Wasser brächte, so würde mich nichts vor der ewigen Hölle retten!«

Dieser Bescheid wurde mit so fester Überzeugung ausgesprochen, daß ich nicht weiter in den Diener zu dringen versuchte. Nach einer Pause frug er:

»Willst Du Dir nicht selbst das heilige Wasser holen?«

»Das darf ich ja nicht!«

»Du darfst es, wenn Du Dich vorher zum rechten Glauben bekehrst.«

»Das werde ich nicht thun; jetzt aber wollen wir schlafen.«

Am andern Morgen ritt er als würdiger Ehemann mit seinem Weibe von dannen. Er nahm die Weisung mit, zu sagen, daß er aus fernen Landen komme, und ja nicht zu verrathen, daß seine Begleiterin, die sich übrigens jetzt verschleiert hatte, eine Ateibeh sei. Mit ihm ritt eine Strecke weit ein Krieger, welcher die Straße zwischen Mekka und Dschidda bewachen sollte. Auch am Eingange unserer Schlucht wurde ein Wachtposten aufgestellt.

Der erste Tag verging ohne besonderen Vorfall; am zweiten Morgen ersuchte ich den Scheik um die Erlaubniß zu einem kleinen Streifzug. Er gab mir ein Kameel und bat mich, vorsichtig zu sein, damit unser Aufenthalt nicht entdeckt werde. Ich hatte gehofft, meinen Ritt allein machen zu können; aber die Tochter des Scheik trat zu mir, als ich das Kameel besteigen wollte, und frug:

»Effendi, darf ich mit Dir reiten?«

»Du darfst.«

Als wir die Schlucht verlassen hatten, schlug ich unwillkürlich die Richtung nach Mekka ein. Ich hatte geglaubt, meine Begleiterin würde mich warnen; allein sie hielt sich an meiner Seite, ohne ein Wort zu verlieren. Nur als wir ungefähr den vierten Theil einer Wegstunde zurückgelegt hatten, lenkte sie mehr nach rechts um und bat mich:

»Folge mir, Effendi!«

»Wohin?«

»Ich will sehen, ob unser Wächter an seinem Platze ist.«

Nach kaum fünf Minuten erblickten wir ihn. Er saß auf einer Anhöhe und schaute unverwandt nach Süden.

»Er braucht uns nicht zu sehen,« sagte sie. »Komm, Sihdi; ich werde Dich führen, wohin Du willst!«

Was meinte sie mit diesen Worten? Sie lenkte nach links hinüber und sah mich dabei lächelnd an. Dann

ließ sie die Thiere weit ausgreifen und hielt endlich in einem engen Thale still, wo sie abstieg und sich auf den Boden niedersetzte.

»Setze Dich zu mir, und laß uns plaudern,« sagte sie.

Sie wurde mir immer räthselhafter, doch kam ich ihrer Aufforderung nach.

»Hältst Du Deinen Glauben für den allein richtigen, Effendi?« begann sie die eigenthümliche Unterhaltung.

»Gewiß!« antwortete ich.

»Ich auch,« bemerkte sie ruhig.

»Du auch?« frug ich verwundert; denn es war das erste Mal, daß ein muselmännischer Mund mir gegenüber ein solches Bekenntniß aussprach.

»Ja, Effendi, ich weiß, daß nur Deine Religion die richtige ist.«

»Woher weißt Du es?«

»Von mir selbst. Der erste Ort, an dem es Menschen gab, war das Paradies; dort lebten alle Geschöpfe bei einander, ohne sich ein Leides zu thun. So hat es Allah gewollt, und daher ist auch diejenige Religion die richtige, welche das Gleiche gebietet. Das ist die Religion der Christen.«

»Kennst Du sie?«

»Nein; aber ein alter Türke hat uns einst von ihr erzählt. Er sagte, daß Ihr betet zu Gott: ›İle unut bizim günahler, bøjle unutar-iz günahler!<sup>1</sup> – Ist dies richtig?«

---

<sup>1</sup>Und vergib du unsere Sünden, wie auch wir die Sünden vergessen!

»Ja.«

»Und daß in Eurem Kuran steht: ›Allah muhabbet dir, ile muhabedda kim durar, bu durar Allahda ile Allah durar onada.<sup>1</sup> – Sage mir, ob das auch richtig ist!«

»Auch das ist richtig.«

»So habt Ihr den richtigen Glauben. Darf ein Christ eine Jungfrau rauben?«

»Nein. Wenn er es thäte, so würde er eine schwere Strafe erhalten.«

»Siehst Du, daß Eure Religion besser ist, als unsere? Bei Euch hätte Abu-Seif mich nicht rauben und zwingen dürfen, sein Weib zu sein. Kennst Du die Geschichte dieses Landes?«

»Ja.«

»So weißt Du auch, wie die Türken und Egyptianer gegen uns gewüthet haben, trotzdem wir eines Glaubens sind. Sie haben unsere Mütter geschändet und unsere Väter zu Tausenden auf die Pfähle gespießt, geviertheilt, verbrannt, ihnen Arme und Beine, Nasen und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgestochen, ihre Kinder zerschmettert oder zerrissen. Ich hasse diesen Glauben, aber ich muß ihn behalten.«

»Warum mußt Du ihn behalten? Es steht Dir zu jeder Zeit – –«

---

<sup>1</sup>Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der ist in Gott und Gott in ihm.

»Schweige,« unterbrach sie mich barsch. »Ich sage Dir meine Gedanken, aber Du sollst nicht mein Lehrer sein! Ich weiß selbst, was ich thue: ich werde mich rächen – rächen an Allen, die mich beleidigt haben.«

»Und dennoch meinst Du, daß die Religion der Liebe die richtige sei?«

»Ja; aber soll ich allein lieben und verzeihen? Sogar dafür, daß wir die heilige Stadt nicht betreten dürfen, werde ich mich rächen. Rathe, wie?«

»Sage es!«

»Es ist Dein heimlicher Wunsch, Mekka zu betreten?«

»Wer sagt Dir das?«

»Ich selbst. Antworte mir!«

»Ich wünsche allerdings, die Stadt sehen zu können.«

»Das ist sehr gefährlich; aber ich will mich rächen und habe Dich deßhalb an diesen Ort geführt. Würdest Du die Gebräuche mitmachen, wenn Du in Mekka wärest?«

»Es wäre mir lieb, dies vermeiden zu können.«

»Du willst Deinen Glauben nicht beleidigen und thust recht daran. Gehe nach Mekka; ich werde hier auf Dich warten!«

War dies nicht sonderbar? Sie wollte sich am Islam dadurch rächen, daß sie seine heiligste Stätte durch

den Fuß eines Ungläubigen entweihen ließ. Als Missionär hätte ich hier eine Aufgabe lösen können – freilich nur mit großem Aufwande an Zeit und Mühe; als ›Weltbummler‹ war mir dies unmöglich.

»Wo liegt Mekka?« frug ich.

»Wenn Du diesen Berg überschreitest, siehst Du es im Thale liegen.«

»Warum soll ich gehen und nicht reiten?«

»Wenn Du geritten kommst, wird man einen Pilger in Dir vermuthen und Dich nicht unbeachtet lassen. Betrittst Du aber zu Fuße die Stadt, so wird ein jeder meinen, daß Du bereits dort gewesen seiest und nur einen Spaziergang gemacht habest.«

»Und Du willst wirklich auf mich warten?«

»Ja.«

»Wie lange?«

»Eine Zeit, welche Ihr Franken vier Stunden nennt.«

»Das ist sehr kurz.«

»Bedenke, daß Du sehr leicht entdeckt werden kannst, wenn Du lange verweilst. Du darfst nur einmal durch die Straßen gehen und die Kaaba sehen; das ist genug.«

Sie hatte recht. Es war doch gut gewesen, daß ich beschlossen hatte, mich von dem Augenblick leiten zu lassen. Ich erhob mich. Sie deutete auf meine Waffen und schüttelte den Kopf.

»Du gleichest ganz und gar einem Eingeborenen; aber trägt ein Araber solche Waffen? Laß Deine Flinte hier, und nimm die meinige dafür.«

Da überflog mich im ersten Moment eine Art von Mißtrauen; aber ich hatte wirklich nicht den mindesten Grund, dasselbe festzuhalten. Daher vertauschte ich meine Büchse und stieg dann den Berg hinan. Als ich den Gipfel desselben erreichte, sah ich Mekka in der Entfernung von einer halben Stunde vor mir liegen, zwischen kahlen, unbelebten Höhen das Thal hinab. Ich unterschied die Citadelle Schebel Schad und die Minarehs einiger Moscheen. El Hamram, die Hauptmoschee, lag im südlichen Theile der Stadt.

Dorthin lenkte ich zunächst meine Schritte. Es war mir auf dem Wege zu Muthe, wie einem Soldaten, der zwar schon bei einigen kleinen Treffen mitgefochten hat, plötzlich aber den Donner einer großen Schlacht dröhnen hört.

Ich gelangte glücklich in die Stadt. Da ich mir die Lage der Moschee gemerkt hatte, brauchte ich nicht zu fragen. Die Häuser, zwischen denen ich hinschritt, waren von Stein erbaut, und die Straße hatte man mit dem Sande der Wüste bestreut. Bereits nach kurzer Zeit stand ich vor dem großen Rechteck, welches das Beith-Allah bildet, und langsam ging ich um dasselbe herum. Die vier Seiten bestanden aus Säulenreihen und Colonnaden, über denen sich sechs Minarehs erhoben. Ich zählte zweihundertvierzig Schritt in die

Länge und zweihundertfünf in die Breite. Da ich mir das Äußere erst nachher betrachten wollte, trat ich durch eines der Thore ein. In demselben saß ein Mekkaui<sup>1</sup> welcher mit kupfernen Flaschen handelte.

»Sallam aaleikum!« grüßte ich ihn würdevoll. »Was kostet eine solche Kuleh?«

»Zwei Piaster.«

»Allah segne Deine Söhne und die Söhne Deiner Söhne, denn Deine Preise sind billig. Hier hast Du zwei Piaster, und hier nehme ich die Kuleh.«

Ich steckte die Flasche zu mir und trat zwischen den Säulen hindurch. Ich befand mich in der Nähe der Kanzel und zog meine Schuhe aus. Nun betrachtete ich mir das Innere des heiligen Hauses. Ziemlich in der Mitte stand die Kaaba. Da sie mit dem Kisua<sup>2</sup> vollständig bekleidet war, bot sie einen fremdartigen Anblick dar. Zu ihr führen sieben gepflasterte Wege, zwischen denen ebenso viele Grasplätze liegen. Neben der Kaaba bemerkte ich den heiligen Brunnen Zem-Zem, vor welchem mehrere Beamte an Pilger Wasser vertheilten. Das ganze Heiligthum machte auf mich durchaus keinen heiligen Eindruck. Koffer- und Sänfenträger ranneten mit ihren Lasten hin und her; öffentliche Schreiber saßen unter den Colonnaden; ja sogar Obst- und Backwaarenhändler waren zu sehen. Bei einem zufälligen

---

<sup>1</sup>Bewohner von Mekka.

<sup>2</sup>Schwarzseidener Stoff.

Blick durch die Säulenreihen bemerkte ich ein Reitkameel, welches eben draußen niederkniete, um seinen Herrn absteigen zu lassen. Es war ein Thier von wundervoller Schönheit. Sein Besitzer kehrte mir den Rücken zu und winkte einen Diener der Moschee herbei, um bei dem Dschemmel zu bleiben. Dies bemerkte ich nur so im Vorübergehen, als ich zum Brunnen schritt. Ich wollte mir zunächst meine Flasche füllen lassen, mußte aber einige Zeit warten, bis die Reihe an mich kam. Ich gab dann ein kleines Geschenk, verschloß das Gefäß und steckte es zu mir. Jetzt drehte ich mich um und – stand keine zehn Schritt von Abu-Seif.

Ein gewaltiger Schreck fuhr mir in die Glieder, doch lähmte er mir dieselben glücklicherweise nicht. In solchen Augenblicken denkt und beschließt der Mensch zehnfach schnell. Ohne auffällig zu fliehen, strebte ich mit meinen längsten Schritten den Säulen zu, außerhalb deren das Kameel des Abu-Seif lag. Dieses Thier allein konnte mich retten. Es war eines jener fahlen Hedjihn, wie man sie am Dschammargebirge findet.

Meine Schuhe waren verloren; ich hatte keine Zeit, sie zu holen, denn schon hörte ich hinter mir den Ruf:

»Ein Giaur, ein Giaur! Onu tutyn, bekdschiler dschamenün – fangt ihn, Ihr Hüter des Heiligthumes!«

Die Wirkung, welche dieser Ruf hervorbrachte, war eine großartige. Ich hatte keine Zeit, mich umzusehen, aber ich hörte hinter mir das Getöse eines Wasserfalles, das Geheul eines Orkanes, das Stampfen und Trampeln

einer nach Tausenden zählenden Büffelherde. Jetzt war es aus mit meinen gleichmäßigen Schritten. Ich schnellte vollends über den Platz hinüber, sprang zwischen den Säulen hindurch, die drei Stufen empor und stand vor dem Kameele, dessen Beine nicht gefesselt waren. Ein Fausthieb warf den Diener weit zur Seite, und im nächsten Augenblick saß ich im Sattel, den Revolver in der Hand. Aber – wird das Thier gehorchen?

»E – o – ah! – E – o – ah!«

Gott sei Dank! Bei dem bekannten Ruf erhob sich das Hedjihn in zwei Rucken, und windschnell ging's nun dahin. Schüsse krachten hinter mir – nur vorwärts, vorwärts!

Wäre das Kameel eines jener halsstarrigen Thiere gewesen, welche man so oft findet, so war ich unbedingt verloren.

In weniger als drei Minuten befand ich mich außerhalb der Stadt, und erst dann wagte ich es, mich umzusehen, als ich beinahe die halbe Höhe des Berges hinter mir hatte. Da unten wimmelte es von Reitern, welche mich verfolgten. Die Muselmänner waren nämlich sofort in die nächsten Serais und Khans geeilt und hatten die dort vorhandenen Thiere bestiegen.

Wohin sollte ich mich wenden? Zur Tochter des Scheik, die dadurch verrathen wurde? Und doch mußte ich sie warnen! Ich feuerte mein Thier durch un-aufhörliche Zurufe an: seine Schnelligkeit war unvergleichlich. Oben auf der Höhe blickte ich noch einmal

zurück und bemerkte, daß ich mich in Sicherheit befand. Ein einziger Reiter war mir verhältnißmäßig nahe gekommen. Es war Abu-Seif. Zufällig hatte er ein Pferd ergriffen, welches eine außerordentliche Schnelligkeit entwickelte.

Ich flog drüben den Abhang hinab. Die Tochter Maleks erspähte mich. Daß ich auf einem Kameele saß und in solcher Eile herbeigestürmt kam, dies ließ sie die Sachlage errathen. Sie schwang sich sofort auf ihr Kameel und nahm dasjenige, auf welchem ich vorher gesessen hatte, beim Halfter.

»Wer hat Dich entdeckt?« rief sie mich in Hörweite an.

»Abu-Seif.«

»Allah akbar! Verfolgt Dich der Schurke?«

»Er ist mir ziemlich nahe.«

»Und viele Andere?«

»Sie kommen zu spät.«

»So bleibe mir fern und fliehe immer gerade aus über Berg und Thal.«

»Warum?«

»Du sollst es sehen.«

»Ich muß erst zu Dir. Gib mir meine Waffen!«

Im Vorüberreiten wechselten wir die Gewehre; dann versteckte sich die Wüstentochter hinter einem Felsenvorsprung, ohne mir zu folgen. Jetzt errieth ich ihr Vorhaben: sie wollte Abu-Seif zwischen sich und mich bringen. Er erschien nach einigen Augenblicken oben

auf der Höhe. Ich ließ mein Thier mit Absicht etwas langsamer gehen und bemerkte, daß er nun seinen Eifer verdoppelte. Während ich die nächste Bergeslehne erklimmte, galoppierte er drüben herab und quer über die Senkung herüber, ohne aus den Spuren zu bemerken, daß ich nicht allein da gewesen war. Als ich den Gipfel erreichte, sah ich auf der Höhe hinter mir bereits noch einige Verfolger, und tief unten hatte sich meine Gefährtin nun auch in Bewegung gesetzt. Ihr Vorhaben war ihr gelungen: Abu-Seif befand sich zwischen uns; und da sie das zweite Kameel nicht mehr am Halfter führte, sondern frei nachlaufen ließ, so mußte er sie, wenn er sich umsah, für einen meiner Verfolger halten.

Für meine Person hatte ich nichts mehr zu befürchten, und da die andern Verfolger immer weiter zurückblieben, so war nur noch darauf zu achten, daß Abu-Seif uns nicht entwischte. Ich suchte daher, aus dem hügeligen Terrain heraus und in die Ebene zu kommen, doch in der Richtung, welche dem Lager der Ateïbeh entgegengesetzt war. Und zu gleicher Zeit zügelte ich mein Dschemmel immer mehr.

So dauerte der Ritt wohl gegen drei Viertelstunden, bis ich endlich die offene Wüste erreichte. Ich strebte in dieselbe hinein und richtete es so ein, daß sich Abu-Seif immer außer Schußweite hinter mir befand. Jetzt erreichte auch die Tochter des Scheik den Fuß der Hügelkette, aber zu gleicher Zeit sah ich auf dem Kamme

der letzten Höhe noch einen Verfolger erscheinen, der ein ausgezeichnetes Kameel reiten mußte; denn er kam uns Anderen immer näher. Sein Thier war dem Pferde des Abu-Seif weit überlegen.

Ich begann bereits Befürchtungen zu hegen, zwar nicht für mich, sondern in Beziehung auf meine Gefährtin; da sah ich zu meinem Erstaunen, daß dieser Reiter seitwärts abbog, als wolle er uns in einem Bogen überholen. Ich hielt mein Thier an und blickte schärfer zurück. War es möglich? Dort der kleine Kerl auf dem fliegenden Hedjhn sah genau so aus, wie mein Halef. Wie kam er zu einem solchen Thiere, und wie kam er hinter uns? Ich hielt mein Kameel an, um ihn noch einmal, und zwar genau in's Auge zu fassen. Ja, es war Halef und kein Anderer. Er wollte sich mir zu erkennen geben und schlug mit den Armen in der Luft herum, als ob er Schwalben fangen wolle.

Nun blieb ich ruhig sitzen und nahm die Büchse zur Hand. Der Verfolger war im Bereich meiner Stimme.

»Rrrrreee, Du Vater des Säbels! Bleib fern, sonst sende ich Dir eine Kugel!«

»Fern bleiben, Du Hund?« schrie er. »Ich werde Dich lebendig fangen und nach Mekka bringen, Du Schänder des Heiligthumes!«

Ich konnte nichts anderes thun: ich zielte und feuerte. Um ihn zu schonen, hatte ich auf die Brust seines Pferdes gehalten. Es überschlug sich und begrub ihn unter sich; es wälzte sich einigemal über ihm, und

dann war es todt. Ich erwartete, daß er sich schleunigst hervorarbeiten werde; es geschah nicht. Entweder hatte er sich verletzt, oder er that nur so, um mich in seine Nähe zu locken. Ich ritt sehr vorsichtig auf ihn zu und kam zu gleicher Zeit mit der Ateïbeh bei ihm an. Er lag mit geschlossenen Augen im Sande und rührte sich nicht.

»Effendi, Deine Kugel ist der meinigen zuvorgekommen!« klagte das Weib.

»Ich habe nur auf sein Pferd und nicht auf ihn geschossen. Doch kann er das Genick oder etwas anderes gebrochen haben. Ich werde nachsehen.«

Ich stieg ab und untersuchte ihn. Wenn er sich nicht innerlich verletzt hatte, so war er wohl erhalten und nur betäubt. Die Ateïbeh zog ihren Handschar.

»Was willst Du thun?«

»Mir seinen Kopf nehmen.«

»Das thust Du nicht, denn auch ich habe ein Recht auf ihn.«

»Mein Recht ist älter!«

»Aber das meinige ist größer: ich habe ihn gefällt.«

»Das ist nach den Sitten dieses Landes richtig. Tödest Du ihn?«

»Was thust Du, wenn ich ihn nicht tödte, sondern frei gebe oder einfach hier liegen lasse?«

»So gibst Du Dein Recht auf, und ich mache das meine geltend.«

»Ich gebe es nicht auf.«

»So nehmen wir ihn mit, und es wird sich entscheiden, was mit ihm geschieht.«

Jetzt kam auch Halef herbei.

»Maschallah, Wunder Gottes! Sihdi, was hast Du gethan?«

»Wie kommst Du an diesen Ort?«

»Ich bin Dir nachgeeilt!«

»Das sehe ich allerdings. Erkläre Dich ausführlicher!«

»Sihdi, Du weißt, daß ich sehr viel Geld habe. Was soll ich es in meiner Tasche tragen? Ich wollte mir ein Dschemmel dafür kaufen, und ging zu einem Händler, der am südlichen Ende der Stadt wohnt. Hanneh war bei mir. Während ich mir seine Thiere besah, unter denen dieses hier das beste und so theuer war, daß es nur ein Pascha oder Emir bezahlen konnte, erhob sich draußen ein großer Lärm. Ich eilte mit dem Händler hinaus und hörte, daß ein Giaur das Heiligthum geschändet habe und geflohen sei. Ich dachte sogleich an Dich, Sihdi, und sah Dich auch einen Augenblick später nach der Höhe eilen. Alles drängte nach dem Hof, um Thiere zu Deiner Verfolgung zu holen. Ich that dasselbe und ergriff dieses Hedjihn. Nachdem ich zuvor Hanneh befohlen hatte, in das Lager zu eilen und dem Scheik den Vorfall zu erzählen, gab ich dem Händler, der mir das Thier nicht borgen wollte, einen Klapps und ritt Dir nach, um Dich zu fangen. Die Andern blieben alle zurück; nun habe ich Dich und auch das Dschemmel.«

»Es ist nicht Dein.«

»Darüber reden wir später, Sihdi. Die Verfolger sind noch immer hinter uns; wir können nicht hier bleiben. Was thun wir mit diesem Vater des Säbels und des Betruges?«

»Wir binden ihn auf dieses ledige Kameel und nehmen ihn mit. Er wird wohl wieder zu sich kommen.«

»Und wohin fliehen wir?«

»Ich weiß den Ort,« antwortete die Ateibeh. »Auch Du kennst ihn, Halef; denn mein Vater, der Scheik, hat ihn Dir gesagt für den Fall, daß Du uns nicht mehr im Lager angetroffen hättest.«

»Du meinst die Höhle Atafrah?«

»Ja. Hanneh hätte Dich hingeführt. Diese Höhle ist nur den Anführern der Ateibeh bekannt, und diese sind jetzt nicht dort zugegen. Kommt, helft mir den Gefangenen binden.«

Sechs Händen war es nicht schwer, ihn auf das Kameel zu befestigen, welches mich vom Lager aus bis in die Nähe der Stadt getragen hatte. Alles, was Abu-Seif bei sich trug, nahm die Tochter Maleks zu sich; dann stiegen wir wieder auf und eilten dem Südosten zu.

So war ich denn glücklich entkommen. Ich dachte jetzt nicht, daß ich Mekka noch einmal sehen würde, und verspare daher die Beschreibung der Stadt und ihrer Sehenswürdigkeiten bis später.

Unterwegs hatte ich von den Vorwürfen Halef's zu leiden.

»Sihdi,« meinte er, »habe ich Dir nicht gesagt, daß kein Ungläubiger die heilige Stadt besuchen darf? Du hättest beinahe das Leben verloren!«

»Warum schlugst Du mir meine Bitte ab, als ich Wasser verlangte?«

»Weil ich sie nicht erfüllen durfte.«

»Nun habe ich mir das Wasser selbst geholt!«

»Du warst beim heiligen Brunnen?«

»Sieh her! Das ist das echte Wasser vom Zem-Zem!«

»Allah kerihm, Gott ist gnädig, Sihdi! Er hat Dich zu einem wahren Gläubigen und sogar zu einem Hadschi gemacht. Ein Giaur darf nicht in die Stadt; aber wer vom Wasser des Zem-Zem hat, der ist ein Hadschi und folglich auch ein echter Moslem. Habe ich Dir nicht stets gesagt, daß Du Dich noch bekehren würdest, Du magst wollen oder nicht?«

Das war eine ebenso drollige wie auch kühne Auffassung der Sachlage; aber sie hatte die Absicht und auch den Erfolg, das muselmännische Gewissen meines guten Halef zu beschwichtigen, und so fiel es mir nicht ein, seine Anschauung zu widerlegen.

Die Landschaft um Mekka ist außerordentlich wasserarm, und wo sich ein Brunnen befindet, ist er sicherlich der Mittelpunkt eines Dorfes oder wenigstens eines zeitweiligen Lagers. Diese Orte mußten wir meiden, und so kam es, daß wir trotz der Hitze des Tages keinen Halt machten, bis wir eine Gegend erreichten,

welche sehr reich an zerklüfteten Felsen war. Wir folgten der Ateibeh über Schutt und Geröll und zwischen mächtigen Steinblöcken hindurch, bis wir an einen Felsenspalt gelangten, der unten die ungefähre Breite eines Kameeles hatte.

»Dies ist die Höhle,« sagte unsere Führerin. »Auch die Thiere können hinein, wenn wir ihnen die Sattelskissen abnehmen.«

»Wir bleiben hier?« frug ich.

»Ja, bis der Scheik kommt.«

»Wird er kommen?«

»Er wird sicher kommen, weil Hanneh ihn benachrichtigt hat. Wenn Jemand von den Ateibeh nicht zum Lager kommt, so ist er hier in dieser Höhle zu suchen. Steigt ab, und folget mir!«

Abu-Seif war wieder zu sich gekommen, aber er hatte während des ganzen Rittes keinen Laut von sich gegeben und stets die Augen geschlossen gehalten. Er wurde zuerst in die Höhle gebracht. Wenn man dem Spalte folgte, so wurde er immer breiter und bildete schließlich einen Raum, der groß genug für vierzig bis fünfzig Männer und Thiere war. Sein größter Vorzug bestand in dem Wasser, welches sich ganz im Hintergrunde angesammelt hatte. Nachdem wir den Gefangenen und die Kameele in Sicherheit gebracht hatten, suchten wir draußen nach dem großbüscheligen Rattamgras, welches die sehr willkommene Eigenschaft besitzt, daß es im grünen Zustande ebensogut brennt

wie im getrockneten. Das war für die Nacht; denn am Tage konnte es uns nicht einfallen, ein Feuer anzuzünden, dessen Rauch unsern Zufluchtsort sehr leicht hätte verrathen können.

Übrigens brauchten wir keine Sorge zu haben, entdeckt zu werden. Unser Weg hatte uns meist über einen so steinigen Boden geführt, daß unsere Spuren sicher nicht verfolgt werden konnten.

Eine eigenthümliche Entdeckung machte ich, als ich die Satteltasche meines Kameeles untersuchte: sie enthielt Geld, und zwar eine nicht unbedeutende Summe.

Unsere Thiere waren ermüdet, und wir ebenso; die Fesseln des Gefangenen waren fest, und so konnten wir schlafen. Natürlich aber theilte ich mich mit Halef in die Wache. So vergingen die letzten Tagesstunden, und die Nacht brach herein. Beim Morgengrauen hatte ich die Wache. Durch ein sich nahendes Geräusch aufmerksam gemacht, lugte ich zum Spalt hinaus und sah einen Mann, der sich vorsichtig herbeischlich. Ich erkannte in ihm einen der Ateïbeh und trat hinaus.

»Allah sei Dank, daß ich Dich sehe, Effendi!« begrüßte er mich. »Der Scheik hat mich vorausgesandt, um zu erforschen, ob Ihr hier zu finden seid. Nun brauche ich nicht zurückzukehren, denn dies ist das Zeichen, daß ich Euch hier angetroffen habe.«

»Wen vermuthest Du außer mir noch hier?«

»Deinen Diener Halef, die Bint el Ateïbeh und vielleicht gar noch Abu-Seïf, den Gefangenen.«

»Wie kannst Du diese alle hier erwarten?«

»Effendi, das ist nicht schwer zu errathen. Hanneh kam mit den beiden Kameelen allein in's Lager und erzählte, daß Du in Mekka gewesen und geflohen bist. Die Bint el Malek war mit Dir geritten und hat Dich sicher nicht verlassen, obgleich Du eine große Sünde begangen hast. Halef kam Dir nach, und hinter den Bergen fanden die Verfolger das erschossene Pferd des Dscheheine, ihn selbst aber nicht. Ihr hattet ihn also bei Euch. Freilich konnten nur wir dies errathen, die Andern aber nicht.«

»Wann kommt der Scheik?«

»Vielleicht noch vor einer Stunde.«

»So komm herein.«

Er würdigte den Gefangenen keines Blickes und legte sich sofort zum Schlafen nieder. In der angegebenen Zeit langte die kleine Karavane vor der Höhle an. Man lud ab, und alles wurde hereingeschafft. Ich hatte erwartet, von dem Scheik Vorwürfe zu erhalten. Aber seine erste Frage war:

»Hast Du den Dscheheine gefangen?«

»Ja.«

»Er ist hier?«

»Unverletzt und gesund.«

»So werden wir über ihn richten!«

Bis man Alles geordnet hatte, war es Mittag geworden. Nun sollte das Gericht beginnen. Vorher hatte ich aber mit Halef eine interessante Unterredung.

- »Sihdi, erlaube mir eine Frage,« bat er.  
»Sprich!«  
»Nicht wahr, Du weißt noch Alles, was Du über mich und Hanneh niedergeschrieben hast?«  
»Alles.«  
»Wann muß ich Hanneh wieder hergeben?«  
»Sobald Du die Wallfahrt beendet hast.«  
»Aber ich habe sie noch nicht beendet!«  
»Was fehlt noch?«  
»Nichts, denn ich bin in Mekka mit Allem fertig, da es sehr schnell gegangen ist. Aber ich möchte mein Weib behalten, und da ist es mir eingefallen, daß zu einer richtigen Hadsch auch ein Besuch in Medina gehört.«  
»Das ist sehr richtig. Was sagt Hanneh dazu?«  
»Sihdi, sie liebt mich. Glaube es – sie hat es mir selbst gesagt!«  
»Und Du liebst sie wieder?«  
»Sehr! Steht nicht geschrieben, daß Allah dem Adam eine Rippe genommen und daraus die Eva geschaffen habe? Unter der Rippe liegt das Herz, und also wird das Herz des Mannes stets beim Weibe sein.«  
»Aber was wird der Scheik sagen?«  
»Das ist es ja, was mir Sorge macht, Sihdi!«  
»Weitere Sorgen hast Du nicht?«  
»Nein.«  
»Und ich? Was werde ich dazu sagen?«

»Du? O, Du wirst mir Deine Einwilligung geben, denn ich werde Dich dennoch nicht verlassen, so lange Du mich bei Dir haben willst.«

»Dein Weib könnte aber doch nicht mit umherziehen; bedenke das!«

»Das soll sie auch nicht. Ich werde sie bei ihrem Stamme lassen, bis ich zurückkehren kann.«

»Halef, das ist eine Aufopferung, welche ich nicht verlange. Aber da Ihr einander so lieb habt, so muß Du eben Dein Möglichstes thun, sie behalten zu dürfen. Vielleicht läßt sich der Scheik erbitten, daß Du sie nicht wieder abzutreten brauchst.«

»Sihdi, ich gebe sie nicht wieder her, und wenn ich fliehen müßte. O sie weiß, daß ich Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah bin, und sie würde mit mir bis an das Ende der Welt gehen!«

Mit dieser selbstbewußten Versicherung schritt er stolz von dannen. Unterdessen hatte sich ein Kreis gebildet, in dessen Mitte Abu-Seif getragen worden war. Ich ward aufgefordert, an der Verhandlung Theil zu nehmen, und setzte mich neben dem Scheik Malek nieder.

»Effendi,« begann dieser, »ich habe gehört, daß Du behauptest, Rechte an diesen Mann zu haben, und weiß, daß dies die Wahrheit ist. Willst Du ihn uns abtreten oder willst Du mit uns über sein Schicksal abstimmen?«

»Ich werde mit abstimmen, ich und Halef, denn auch er hat Rache an Abu-Seif zu nehmen.«

»So nehmt dem Gefangenen die Fesseln ab!«

Er wurde losgebunden, blieb aber bewegungslos liegen, als ob er todt sei.

»Abu-Seif, erhebe Dich vor diesen Männern, um Dich zu verantworten!«

Er blieb liegen, ohne nur die Augenlider aufzuschlagen.

»Er hat die Sprache verloren, Ihr seht es, Ihr Männer; warum sollen wir da mit ihm reden? Er weiß, was er gethan hat, und wir wissen es auch; was könnten uns da die Worte und die Fragen nützen? Ich sage, daß er sterben muß, um den Schakalen, Hyänen und Geiern zur Speise zu dienen. Wer meiner Rede beistimmt, der mag es erklären.«

Alle gaben ihre Zustimmung. Ich allein wollte mein Veto einlegen, wurde aber durch ein unvorhergesehenes Ereigniß daran verhindert. Bei den letzten Worten des Scheik nämlich erhob sich plötzlich der Gefangene, schnellte zwischen zwei der Ateibeh hindurch und sprang dem Ausgang zu. Ein lauter Schrei der Bestürzung erscholl, dann erhoben sich Alle, um ihm nachzuspringen. Ich war der Einzige, welcher zurückblieb. Er hatte große Schuld auf sich geladen und nach den Gesetzen der Wüste mehr als den Tod verdient; dennoch war es mir unmöglich gewesen, für diese Strafe zu stimmen. Vielleicht gelang es ihm, zu entkommen.

War dies der Fall, so durften wir keine Stunde länger in der Höhle verweilen.

Ich blieb lange Zeit allein. Der erste, welcher zurückkehrte, war der alte Scheik. Er war hinter den jungen Männern zurückgeblieben.

»Warum bist Du ihm nicht nach, Effendi?« frug er mich.

»Weil Deine tapfern Männer ihn fangen werden, ohne meiner Hilfe zu bedürfen. Werden sie ihn wieder bekommen?«

»Ich weiß es nicht. Er ist ein berühmter Läufer, und als wir vor die Höhle kamen, war er bereits verschwunden. Wenn wir ihn nicht wieder ereilen, so müssen wir fliehen, da er nun die Höhle kennt.«

Nach und nach kehrten mehrere Männer zurück. Sie hatten ihn nicht laufen sehen und auch seine Spur nicht bemerkt. Später kam Halef, zuletzt aber kehrte die Tochter des Scheik zurück, deren Nasenflügel vor Wuth zitterten. Ein kurzer Meinungsaustrausch ergab, daß ihn Niemand gesehen hatte. Die Bestürzung und der Umstand, daß ihm durch den engen Gang nur stets Einer folgen konnte, hatte ihm einen Vorsprung gewährt, und der Boden draußen war ja ganz geeignet, die Flucht zu erleichtern.

»Hört, Ihr Männer,« sagte der Scheik, »er wird unsern Versteck verrathen. Wollen wir sofort aufbrechen oder auf unsern Thieren noch einen Versuch machen, ihn zu erwischen? Wenn wir diese Gegend im Kreise

umreiten, so ist es leicht möglich, daß wir ihn bemerken.«

»Wir fliehen nicht, sondern wir suchen ihn,« sagte seine Tochter.

Die anderen stimmten bei.

»Wohlan, so nehmt Eure Kameele und folgt mir. Wer den Entflohenen bringt – todt oder lebendig – der wird eine große Belohnung bekommen.«

Da trat Halef vor und sprach: »Den Preis habe ich bereits verdient. Draußen liegt todt der Vater des Säbels.«

»Wo hast Du ihn ereilt?« frug der Scheik.

»Herr, Du mußt wissen, daß mein Sihdi ein Meister ist im Kampfe und im Auffinden aller Arten des Makam;<sup>1</sup> er hat mich gelehrt, die Spuren im Sande, im Grase, auf der Erde und auf dem Felsen zu finden; er hat mir gezeigt, wie man nachdenken muß bei der Verfolgung eines Flüchtigen. Ich war der Erste, der hinter Abu-Seif die Höhle verließ; aber ich sah ihn bereits nicht mehr. Ich rannte erst nach links hinauf, dann nach rechts hinab, und da ich nichts von ihm bemerkte, so dachte ich, daß er so klug gewesen sei, sich gleich nach seinem Austritt aus der Höhle zu verstecken. Ich spähte hinter den Steinen und fand ihn auch. Es gab einen kurzen Kampf, dann drang ihm still mein Messer in's ruchlose Herz. Seinen Körper werde ich Euch zeigen.«

---

<sup>1</sup>Fußspur.

Ich blieb wieder in der Höhle, die anderen aber folgten Halef, um den todtten Abu-Seif zu sehen.

Bald kehrten sie jubelnd zurück.

»Was verlangst Du als Belohnung?« frug nun der Scheik den tapfern kleinen Halef.

»Herr, ich komme aus einem fernen Lande, zu welchem ich wohl nicht wieder zurückkehren werde. Hältst Du mich für würdig, so nimm mich unter die Deinen auf.«

»Ein Ateibeh willst Du werden? Was sagt Dein Herr dazu?«

»Er ist damit einverstanden. Nicht wahr, Sihdi?«

»Ja,« nahm ich das Wort. »Ich vereinige meinen Wunsch mit dem seinigen.«

»Was mich betrifft, so würde ich auf der Stelle zustimmen,« erklärte der Scheik. »Aber ich muß erst diese Leute befragen, und die Adoption eines Fremden ist eine wichtige Sache, welche sehr viel Zeit erfordert. Hast Du Verwandte hier in der Nähe?«

»Nein.«

»Hast Du eine Blutrache auf Dich geladen?«

»Nein.«

»Bist Du ein Sunnit oder ein Schiit?«

»Ein Anhänger der Sunna.«

»Du hast wirklich noch kein Weib und keine Kinder gehabt?«

»Nein.«

»Wenn dieses ist, so können wir ja gleich zur Berathung schreiten.«

»So berathe auch über ein Anderes noch mit!«

»Worüber?«

»Sihdi, willst Du nicht an meiner Stelle reden?«

Ich erhob mich vom Boden und nahm eine möglichst würdevolle Haltung an. Dann begann ich meine Rede:

»Vernimm meine Worte, o Scheik, und Allah öffne Dir das Herz, damit sie Eingang in die Gnade Deines Willens finden. Ich bin Kara Ben Nemsi, ein Emir unter den Talebs und Helden in Frankistan. Ich kam nach Afrika und auch in dieses Land, um seine Bewohner zu sehen und große Thaten zu verrichten. Dazu brauchte ich einen Diener, der alle Mundarten des Westens und Ostens versteht, der klug und weise ist und sich vor keinem Löwen, vor keinem Panther und vor keinem Menschen fürchtet. Ich fand diesen Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gosarah und bin mit ihm bis heute über alle Maßen zufrieden gewesen. Er ist stark wie ein Eber, treu wie ein Windspiel, klug wie ein Fennek und schnell wie eine Antilope. Wir haben über den Abgründen der Schotts gekämpft, wir sind eingebrochen und haben uns doch gerettet. Wir haben die Thiere des Feldes und der Wüste bezwungen; wir haben dem bösen Samum getrotzt; ja, wir sind sogar bis an die Grenze Nubien's gedrungen und haben eine Gefangene, die Blume aller Blumen, aus der Gewalt ihres Peinigers befreit. Wir sind

dann nach dem Belad el Arab gekommen, und was wir da erlebten, das habt Ihr bereits erfahren und seid auch Zeuge davon gewesen. Er ist dann mit Hanneh, Deiner Enkelin, nach Mekka geritten. Sie ist zum Schein sein Weib geworden, und er hat sich unterschrieben, daß er sie wieder hergeben werde. Nun aber hat Allah ihre Herzen geleitet, daß sie einander lieb gewannen und nie wieder von einander scheiden möchten. Du bist Hadschi Malek Iffandi Ibn Achmed Chadid el Eini Ben Abul Ali el Besami Abu Schehab Abdolatif el Hanifi, der weise und tapfere Scheik dieser Söhne der Ateibeh. Deine Einsicht wird Dir sagen, daß ich einen solchen Begleiter, wie Halef ist, nicht gern von mir lasse; aber ich wünsche, daß er glücklich sei, und daher richte ich die Bitte an Dich, ihn in den Stamm der Ateibeh aufzunehmen und den Vertrag zu zerreißen, in welchem er Dir versprochen hat, sein Weib zurückzugeben. Ich weiß, daß Du mir diese Bitte erfüllen wirst, und ich werde, wenn ich einst in meine Heimat zurückgekehrt bin, Deinen Ruhm und den Ruhm der Deinen verbreiten im ganzen Abendlande. Sallam!«

Alle hatten mir aufmerksam zugehört. Malek antwortete:

»Effendi, ich weiß, daß Du ein berühmter Emir der Nemsi bist, obgleich Eure Namen so kurz sind, wie die Klinge eines Frauenmessers. Du bist ausgegangen wie ein Sultan, welcher unerkannt große Thaten verrichtet, und noch die Kinder unserer Kinder werden von

Deinem Heldenthum erzählen. Hadschi Halef Omar ist bei Dir wie ein Wessir, dessen Leben seinem Sultan gehört, und Ihr seid in unsere Zelte gekommen, um uns große Ehre zu bereiten. Wir lieben Dich und ihn – und wir werden unsere Stimmen vereinigen, um ihn zum Sohne unseres Stammes zu machen. Auch werde ich mit seinem Weibe sprechen, und wenn sie bei ihm bleiben will, so werde ich den Vertrag zerreißen, wie Du es erbeten hast; denn er ist ein tapferer Krieger, welcher Abu-Seïf, den Dieb und Räuber, getödtet hat. Jetzt aber erlaube uns, ein Mahl zu bereiten, um den Tod des Feindes zu feiern und dann die Berathung in würdiger Weise vorzunehmen. Du bist unser Freund und Bruder, obgleich Du einen anderen Glauben hast, als wir. Salam, Effendi!«

#### EINE WÜSTENSCHLACHT.

»Schrecklich wird der Herr über sie sein; denn er wird alle falschen Götter vertilgen, und es sollen ihn anbeten alle Inseln der Heiden, ein Jeglicher an seinem Ort. Und er wird seine Hand ausstrecken über Mitternacht, um Assur umzubringen. Niniveh wird er öde machen und so dürre wie eine Wüste, daß darinnen sich lagern werden allerlei Thiere der Heidenländer; auch Rohrdommeln und Kormorans werden wohnen auf den Thürmen und in den Fenstern singen, und die Raben auf den Balken, denn die Öde wird auf den Schwellen sein. Das ist die lustige Stadt, die so sicher

war und bei sich sprach: ich bin es und keine mehr. Wie ist sie so wüste geworden, daß die wilden Thiere darinnen wohnen? Wer an ihr vorübergeht, der pfeift sie aus und klatscht mit den Händen über sie!« –

An diese Worte des Propheten Zephanja mußte ich denken, als wir unser Boot beim letzten Schimmer des Tages an das rechte Ufer des Tigris legten. Die ganze Gegend rechts und links vom Strome ist ein Grab, eine große, ungeheuere, öde Begräbnißstätte. Die Ruinen des alten Rom und Athen werden vom Strahle der Sonne erleuchtet, und die Denkmäler des einstigen Egypten's ragen als gigantische Gestalten zum Himmel empor. Sie reden verständlich genug von der Macht, dem Reichthume und dem Kunstsinne jener Völker, welche sie errichtet haben. Hier aber, an den beiden Strömen, Euphrat und Tigris, liegen nur wüste Trümmerhaufen, über welche der Beduine achtlos dahinreitet, oft ohne nur zu ahnen, daß unter den Hufen seines Pferdes die Jubel und die Seufzer von Jahrtausenden begraben liegen. Wo ist der Thurm, welchen die Menschen im Lande Sinear bauten, als sie zu einander sprachen: »Kommt, lasset uns eine Stadt und einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reicht, damit wir uns einen Namen machen!« –? Sie haben Stadt und Thurm gebaut, aber die Stätte ist verwüstet. Sie wollten sich einen Namen machen, aber die Namen der Völker, welche diese Stadt nach einander bewohnten und in dem Thurme ihren sündigen Götzendienst verübten, und

die Namen der Dynasten und Statthalter, welche hier im Golde und im Blute von Millionen wühlten, sie sind verschollen und können mit größter Mühe und von unseren besten Forschern kaum noch errathen werden.

Wie aber kam ich an den Tigris, und wie in das Dampfboot, welches uns bis unter die Stromschnellen von Chelab getragen hatte?

Ich war mit den Ateibeh bis in die Wüste El Nahman gezogen, da ich es nicht wagen konnte, mich im Westen des Landes sehen zu lassen. Die Nähe von Maskat verlockte mich, diese Stadt zu besuchen. Ich that es allein und ohne alle Begleitung, besah mir seine behürmten Mauern, seine befestigten Straßen, seine Moscheen und portugiesischen Kirchen, bewunderte auch die beludschistanische Leibgarde des Imam und setzte mich endlich in eines der offenen Kaffeehäuser, um mir eine Tasse Keschreh munden zu lassen. Dieser Trank wird aus den Schalen der Kaffeebohne gebraut und mit Zimmt und Nelken gewürzt. Meine Beschaulichkeit wurde durch eine Gestalt gestört, welche den Eingang verdunkelte. Ich blickte auf und sah eine Figur, welche einer längeren Betrachtung vollständig würdig war:

Ein hoher, grauer Cylinderhut saß auf einem dünnen, langen Kopfe, der in Bezug auf Haarwuchs eine völlige Wüste war. Ein unendlich breiter, dünnlipziger Mund legte sich einer Nase in den Weg, die zwar scharf und lang genug war, aber dennoch die Absicht verrieth, sich bis hinab zum Kinne zu verlängern. Der

bloße, dürre Hals ragte aus einem sehr breiten, umgelegten, tadellos geplätteten Hemdkragen; dann folgte ein graukarrirter Shlips, eine graukarrirte Weste, ein graukarrirter Rock und graukarrirte Beinkleider, eben solche Gamaschen und staubgraue Stiefel. In der Rechten trug der graukarrirte Mann ein Instrument, welches einer Verwalterhacke sehr ähnlich war, und in der Linken eine doppeläufige Pistole. Aus der äußeren Brusttasche guckte ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt neugierig hervor.

»Wermyn kahwe!« schnarrte er mit einer Stimme, welche dem Tone einer Sperlingsklapper glich.

Er setzte sich auf ein Senieh, welches eigentlich als Tisch dienen sollte, von ihm aber als Sessel gebraucht wurde. Er erhielt den Kaffee, senkte die Nase auf den Trank, schnüffelte den Duft ein, schüttete den Inhalt auf die Straße hinaus und stellte die Tasse auf den Boden.

»Wermyn tütün, gebt Tabak!« befahl er jetzt.

Er erhielt eine bereits angebrannte Pfeife, that einen Zug, blies den Rauch durch die Nase, spuckte aus und warf die Pfeife neben die Tasse.

»Wermyn« – er sann nach, aber das türkische Wort wollte nicht kommen, und Arabisch verstand er vielleicht gar nicht. Daher schnarrte er kurzweg: »Wermyn Roastbeef!«

Der Kawehdschi verstand ihn nicht.

»Roastbeef!« wiederholte er, indem er mit dem Munde und allen zehn Fingern die Pantomime des Essens machte.

»Kebab!« bedeutete ich dem Wirth, welcher sogleich hinter der Thür verschwand, um diese Speise zu bereiten. Sie besteht aus kleinen, viereckigen Fleischstücken, welche an einem Spieße über dem Feuer gebraten werden.

Jetzt schenkte der Engländer auch mir seine Aufmerksamkeit.

»Araber?« frug er.

»No.«

»Türke?«

»No.«

Jetzt zog er die dünnen Augenbrauen erwartungsvoll in die Höhe.

»Englishman?«

»Nein. Ich bin ein Deutscher.«

»Ein Deutscher? Was hier machen?«

»Kaffee trinken!«

»Very well! Was sein?«

»Ich bin writer!«<sup>1</sup>

»Ah! Was hier wollen in Maskat?«

»Ansehen.«

»Und dann weiter?«

»Weiß noch nicht.«

»Haben Geld?«

---

<sup>1</sup>Schreiber, Schriftsteller.

»Ja.«

»Wie heißen?«

Ich nannte meinen Namen. Sein Mund öffnete sich auf die Weise, daß die dünnen Lippen ganz genau ein gleichseitiges Viereck bildeten, welches die breiten, langen Zähne des Mannes sehen ließ; die Brauen stiegen noch höher empor als vorher, und die Nase wedelte mit der Spitze, als ob sie Kundschaft einziehen wolle, was das Loch unter ihr jetzt sagen werde. Dann griff er in den Rockschoß, zog ein Notizbuch hervor, blätterte darin und fuhr sodann in die Höhe, um den Hut abzunehmen und mir eine Verbeugung zu machen.

»Welcome, Sir; kenne Sie!«

»Ah, mich?«

»Yes, sehr!«

»Darf ich fragen, woher?«

»Bin Freund von Sir John Raffley, Mitglied vom Traveller-Klub, London, Near-Street 47.«<sup>1</sup>

»Wirklich? Sie kennen Sir Raffley? Wo befindet er sich jetzt?«

»Auf Reisen – hier oder dort – weiß nicht. Sie waren mit ihm auf Ceylon?«

»Allerdings.«

»Elefanten gejagt?«

»Ja.«

»Dann in See auf Girl-Robber?«

»So ist es.«

---

<sup>1</sup>Sieh: »Deutscher Hausschatz«, VI. Jahrgang, Seite 47

- »Haben Zeit?«
- »Hm! Warum stellen Sie diese Frage?«
- »Habe gelesen von Babylon – Niniveh – Ausgrabung – Teufelsanbeter. Will hin – auch ausgraben – Fowling-bull holen – britisches Museum schenken. Kann nicht Arabisch – will gern Jäger haben. Machen Sie mit – bezahle gut, sehr gut!«
- »Darf ich um Ihren Namen bitten?«
- »Lindsay, David Lindsay – Titel nicht, brauche nicht – Sir Lindsay sagen.«
- »Sie beabsichtigen wirklich, nach dem Euphrat und Tigris zu gehen?«
- »Yes. Habe Dampfboot – fahre hinauf – steige aus – Dampfboot wartet, oder zurück nach Bagdad – kaufe Pferd und Kameel – reisen, jagen, ausgraben, britisches Museum schenken, Traveller-Klub erzählen. Sie mitgehen?«
- »Ich bin am liebsten selbständig.«
- »Natürlich! Können mich verlassen, wann wollen – werde gut bezahlen, sehr fein bezahlen – nur mitgehen.«
- »Wer ist noch dabei?«
- »So viel, wie Sie wollen – aber lieber ich, Sie, zwei Diener.«
- »Wann fahren Sie ab?«
- »Übermorgen – morgen – heute – gleich!«
- Das war ein Anerbieten, wie es mir nicht gelegener kommen konnte. Ich bedachte mich nicht lange und

schlug ein. Natürlich aber stellte ich die Bedingung, daß es mir zu jeder Zeit frei stände, meine eigenen Wege zu gehen. Er führte mich an den Hafen, wo ein allerliebster kleiner Puffer lag, und ich merkte bereits nach Verlauf von einer halben Stunde, daß ich mir keinen besseren Gefährten wünschen konnte. Er wollte Löwen und alle möglichen Bestien schießen, die Teufelsanbeter besuchen und mit aller Gewalt einen Fowling-bull, wie er es nannte, einen geflügelten Stier, ausgraben, um ihn dem britischen Museum zum Geschenk zu machen. Diese Pläne waren abenteuerlich, hatten aber eben deßhalb meine volle Zustimmung. Ich war auf meinen Wanderungen noch viel seltsameren Käuzen begegnet, als er war.

Leider ließ er mich gar nicht wieder zu den Ateïbeh zurück. Ein Bote mußte meine Sachen holen und Halef benachrichtigen, wohin ich reisen werde. Als er zurückkehrte, erzählte er mir, daß Halef mit noch einem Ateïbeh zu Lande zu den Abu Salman – und Schammar-Arabern reisen werde, um mit ihnen über die Einverleibung der Ateïbeh zu verhandeln. Er werde mein Hedjhn mitbringen und mich schon zu finden wissen.

Diese Nachricht war mir lieb. Daß Halef zu dieser Botschaft ausersehen war, bewies mir abermals, daß er der Liebling seines Schwiegervaters geworden sei. Wir fuhren im persischen Busen hinauf, sahen uns Basra und Bagdad an und gelangten nachher, auf dem Tigris

aufwärts dampfend, an die Stelle, an welcher wir heute anlegten. —

Oberhalb unserer Landestelle mündete der Zab-asfal in den Tigris, und die Ufer hüben und drüben waren mit einem dichten Bambusdschungel bestanden. Wie schon vorhin gesagt, brach die Nacht herein; trotzdem aber bestand Lindsay darauf, an das Land zu gehen und die Zelte aufzuschlagen. Ich hatte keine rechte Lust dazu, konnte ihn aber nicht gut allein lassen und folgte ihm also. Die Bemannung des Dampfbootes bestand aus vier Leuten; es sollte mit Tagesanbruch bereits nach Bagdad zurückkehren, und so faßte der Engländer gegen meinen Rath den Entschluß, Alles, auch die vier Pferde, welche er in Bagdad gekauft hatte, noch auszuladen.

»Es wäre besser, wenn wir dies unterließen, Sir,« warnte ich ihn.

»Warum?«

»Weil wir es morgen bei Tageslicht thun könnten.«

»Geht auch am Abend – bezahle gut!«

»Wir und die Pferde sind auf dem Fahrzeuge sicherer als auf dem Lande.«

»Gibt es hier Diebe – Räuber – Mörder?«

»Den Arabern ist niemals zu trauen. Wir sind noch nicht eingerichtet!«

»Werden ihnen nicht trauen, uns aber doch einrichten – haben Büchsen; jeder Spitzbube wird niedergeschossen!«

Er ging nicht von seinem Vorsatze ab. Erst nach zwei Stunden waren wir mit der Arbeit fertig; die zwei Zelte waren aufgerichtet, und zwischen ihnen und dem Ufer wurden die Pferde angehängt. Nach dem Abendbrode gingen wir schlafen. Ich hatte die erste, die beiden Diener die zweite und dritte und Lindsay selbst die vierte Wache. Die Nacht war wunderschön, vor uns rauschten die Fluthen des breiten Stromes hinab, und hinter uns erhoben sich die Höhen des Dschebel Dschehenem. Die Helle des Firmaments erleuchtete Alles zur Genüge, aber das Land selbst, auf dem ich stand, war noch ein Räthsel. Seine Vergangenheit glich den Fluthen des Tigris, die dort unten verschwanden im Schatten der Dschungel. An Assyrien, Babylonien und Chaldäa knüpften sich die Erinnerungen an große Nationen und riesige Städte, aber diese Erinnerungen gleichen dem Rückblick auf einen Traum, dessen Einzelheiten man vergessen hat.

Als meine Wachtzeit vorüber war, weckte ich den Diener und instruirte ihn gehörig. Er hieß Bill, war ein Irländer und machte den Eindruck, als sei die Kraft seiner Muskeln dreißigmal stärker als diejenige seines Geistes. Er grinste sehr verschmitzt zu meinen Anweisungen und begann dann auf und ab zu patrouilliren. Ich schlief ein.

Als ich erwachte, geschah es nicht freiwillig, sondern ich wurde am Arme gerüttelt. Lindsay stand vor mir

in seinem graukarrirten Anzuge, den er selbst in der Wüste nicht abzulegen beschlossen hatte.

»Sir, wacht auf!«

Ich sprang auf die Füße und frug:

»Ist etwas geschehen?«

»Hm – ja!«

»Was?«

»Unangenehm!«

»Was?«

»Pferde fort!«

»Die Pferde? Haben sie sich losgerissen?«

»Weiß nicht.«

»Waren sie noch da, als Sie die Wache übernahmen?«

»Yes!«

»Aber Sie haben doch gewacht?«

»Yes!«

»Wo denn?«

»Dort.«

Er deutete auf einen isolirten Hügel, welcher ziemlich entfernt von unsern Zelten lag.

»Dort; warum dort?«

»Ist wohl ein Ruinenhügel – hingegangen wegen Fowling-bull.«

»Und als Sie jetzt zurückkehrten, waren die Pferde fort?«

»Yes!«

Ich trat hinaus und untersuchte die Pfähle. Die Enden der Leinen hingen noch daran; die Thiere waren losgeschnitten worden.

»Sie haben sich nicht losgerissen, sondern sind geraubt worden!«

Er formirte das bekannte Lippenparallelogramm und lachte vergnügt.

»Yes! Von wem?«

»Von Dieben!«

Er machte ein noch vergnügteres Gesicht.

»Very well, von Dieben – wo sind sie – wie heißen sie?«

»Weiß ich es?«

»No – ich auch no – schön, sehr schön! – Abenteuer da!«

»Es ist keine Stunde vergangen, seit der Diebstahl geschah. Warten wir nur noch fünf Minuten, so ist es hell genug, um die Spuren zu erkennen.«

»Schön – ausgezeichnet! Sind Prairiejäger gewesen – Spuren finden – nachlaufen – todt schießen – kapitales Vergnügen – bezahle gut, sehr gut!«

Er trat in sein Zelt, um die Vorbereitungen zu treffen, welche er für nothwendig hielt. Ich erkannte nach kurzer Zeit im Scheine der Dämmerung die Spuren von sechs Männern und theilte ihm diese Entdeckung mit.

»Sechs? – Wie viel wir?«

»Nur zwei. Zwei müssen bei den Zelten zurückbleiben, und das Boot bleibt auch liegen, bis wir zurückkehren.«

»Yes! Das befehlen und dann fort!«

»Sind Sie ein guter Läufer, oder soll ich Bill mitnehmen?«

»Bill? Pah! Weißhalb gehe an Tigris! Abenteuer! Laufe gut – laufe wie Hirsch!«

Nachdem die nöthigen Verhaltungsmaßregeln erteilt worden waren, warf er die räthselhafte Hacke nebst der Büchse über die Achsel und folgte mir. Es galt, die Diebe einzuholen, ehe sie zu einer größeren Truppe stießen, und daher schritt ich so schnell aus, als mir möglich war. Die langen karrirten Beine meines Gefährten hielten sich ganz wacker; es war eine Lust, so mit ihm zu laufen.

Wir befanden uns in der Zeit des Frühjahrs; der Boden glich daher nicht einer Wüste, sondern einer Wiese, nur daß die Blumen förmlich büschel- oder vielmehr buschweise aus der Erde schossen. Wir waren noch nicht weit gekommen, so hatten unsere Hosen sich vom Blütenstaube gefärbt. Wegen dieser Höhe der Vegetation war die Spur sehr deutlich zu erkennen. Sie führte uns schließlich an ein Nebenflüßchen, welches von dem Dschebel Dschehennem herfloß und eine sehr aufgeregte Wassermasse zeigte. An seinem Ufer stieß die Spur an eine Stelle, die von Pferdehufen zertreten war, und eine neue Untersuchung ergab von

hier aus zehn statt vier Hufspuren. Zwei von den sechs Dieben waren bis hierher gelaufen, statt geritten, und hier hatten sie alle ihre Pferde versteckt gehabt.

Lindsay machte eine sehr mißvergnügte Miene.

»Miserabel – todt ärgern!«

»Worüber?«

»Werden entkommen!«

»Weßhalb?«

»Haben nun alle Pferde – wir laufen.«

»Pah! Ich holte sie dennoch ein, wenn Sie aushielten; aber dies ist gar nicht einmal nöthig. Man darf nicht nur sehen, sondern man muß auch schließen.«

»Schließen Sie!«

»Sind diese Leute zufällig an unseren Lagerplatz gekommen?«

»Hm!«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Es scheint mir, als ob sie zu Lande dem Schiffe gefolgt seien, welches alle Abende angelegt hat. Ist dies der Fall, so führt zwar ihre Spur nach Westen, aber nur deßhalb, weil sie über diesen Fluß müssen und sich aber doch bei Hochwasser mit den fremden Pferden nicht hineingetrauen.«

»Also Umweg machen müssen?«

»Ja. Sie werden sich eine Furt oder irgend eine bessere Übergangsstelle suchen und dann wieder in die alte Richtung lenken.«

»Schön, gut – sehr gut!«

Er warf die Kleidung ab und trat an das Ufer.

»Ja, Sir, sind Sie denn ein guter Schwimmer?«

»Yes!«

»Es ist hier nicht so ganz gefahrlos, wenn man die Waffen und die Kleider trocken halten will. Machen Sie mit den Kleidern einen Turban über Ihren Hut!«

»Gut – sehr gut – werde machen!«

Auch ich wand mir aus meinen Kleidern einen hohlen Ballen, den ich mir auf den Kopf setzte; dann gingen wir in das Wasser. Dieser Engländer war wirklich ein ebenso gewandter Schwimmer, wie er ein ausdauernder Läufer war. Wir kamen ganz gut hinüber und zogen die Kleider wieder an.

Lindsay überließ sich ganz meiner Führung. Wir eilten noch ungefähr zwei englische Meilen nach Süd und schlugen dann nach West um, wo uns die Höhen eine weite Aussicht gewährten. Wir stiegen einen Berg empor und sahen uns um. So weit das Auge reichte, zeigte sich kein lebendes Wesen.

»Nothing! – Nichts – keine Seele – – miserabel!«

»Hm, auch ich sehe nichts!«

»Wenn Sie geirrt – oho, was dann?«

»Dann haben wir noch immer Zeit, sie dort am Flüßchen zu verfolgen. Mir hat noch keiner ungestraft ein Pferd gestohlen; ich werde auch hier nicht eher zurückkehren, bis ich die vier Thiere wieder habe.«

»Ich auch.«

»Nein. Sie müssen bei Ihrem Eigenthume sein.«

»Eigenthum? Pah! Wenn fort, dann neues kaufen – Abenteuer gern bezahlen – sehr gut.«

»Halt! Bewegt sich da draußen nicht etwas?«

»Wo?«

»Dort!«

Ich deutete mit der Hand die Richtung an. Er riß die Augen und den Mund weit auf und spreizte die Beine aus einander. Seine Nasenflügel öffneten sich – es sah aus, als ob sein Riechorgan auch mit der Eigenschaft, zu sehen, oder wenigstens mit einem optischen Witterungs- und Ahnungsvermögen begabt sei.

»Richtig – sehe auch!«

»Es kommt auf uns zu.«

»Yes! Wenn sind, dann schieß' Alle todt!«

»Sir, es sind Menschen!«

»Diebe! Müssen todt – unbedingt todt!«

»Dann thut es mir leid, Sie verlassen zu müssen.«

»Verlassen? Warum?«

»Ich wehre mich meiner Haut, wenn ich angegriffen werde, aber ich morde keinen Menschen ohne Noth. Ich denke, Sie sind ein Engländer!«

»Well! Englishman – Nobelman – Gentleman – werde nicht tödten – nur Pferde nehmen!«

»Es scheint wahrhaftig, daß sie es sind!«

»Yes! Zehn Punkte – stimmt!«

»Vier sind ledig und Sechs beritten.«

»Hm! Guter Prairiejäger Sie – Recht gehabt – Sir John Raffley viel erzählt – bei mir bleiben – gut bezahlen, sehr gut!«

»Schießen Sie sicher?«

»Hm, ziemlich!«

»So kommen Sie. Wir müssen uns zurückziehen, damit sie uns nicht bemerken. Unser Operationsfeld liegt unten zwischen dem Berge und dem Flusse. Gehen wir noch zehn Minuten weiter nach Süd, so tritt die Höhe so eng an das Wasser heran, daß ein Entkommen gar nicht möglich ist.«

Wir eilten jetzt im vollen Laufe wieder hinab und erreichten bald die Stelle, welche ich angedeutet hatte. Der Fluß war von Schilf und Bambus eingesäumt, und am Fuße des Berges fanden sich Mimosen und ein hohes Wermuthgebüsch. Wir hatten Raum genug zum Versteck.

»Was nun?« frug der Engländer.

»Sie verbergen sich hier im Schilfe und lassen die Leute vorüber. Am Ausgange dieser Enge trete ich hinter die Mimosen, und wenn wir die Diebe zwischen uns haben, treten wir beide vor. Ich schieße ganz allein, da ich mich vielleicht besser nach den Umständen zu richten verstehe, und Sie gebrauchen Ihr Gewehr nur auf mein ganz besonderes Geheiß, oder wenn Ihr Leben ernstlich in Gefahr kommt.«

»Well – gut, sehr gut – excellent Abenteuer!«

Er verschwand in dem Schilfe, und auch ich suchte mir meinen Platz. Bereits nach kurzer Zeit hörten wir Hufschlag. Sie kamen herbei – an Lindsay vorüber, ohne böse Ahnung, ohne sich umzusehen. Ich sah den Engländer jetzt aus dem Schilfe tauchen und trat vor. Sie hielten im Augenblicke ihre Pferde an. Die Büchse hing mir über die Schulter, und nur den Henrystutzen hielt ich in der Hand.

»Sallam aaleikum!« sagte ich.

Der freundliche Gruß verblüffte sie.

»Aaleik –« antwortete Einer von ihnen. »Was thust Du hier?«

»Ich warte auf meine Brüder, welche mir helfen sollen.«

»Welcher Hilfe bedarfst Du?«

»Du siehst, daß ich ohne Pferd bin. Wie soll ich durch die Wüste kommen? Du hast vier Thiere übrig; willst Du mir nicht eines davon verkaufen?«

»Wir verkaufen keines dieser Pferde!«

»Ich höre, daß Du ein Liebling Allah's bist. Du willst nur deßhalb das Pferd nicht verkaufen, weil Dein gutes Herz Dir gebietet, es mir zu schenken.«

»Allah heile Dir Deinen Verstand! Ich werde auch kein Pferd verschenken.«

»O, Du Muster von Barmherzigkeit, Du wirst einst die Wonnen des Paradieses vierfach kosten; denn Du willst mir nicht bloß ein Pferd, sondern vier verehren, weil ich so viel brauche!«

»Allah kerihm – Gott sei uns gnädig! Dieser Mensch ist deli, ist gewiß und wahrhaftig verrückt.«

»Bedenke, mein Bruder, daß die Verrückten nehmen, was man ihnen nicht freiwillig gibt! Blicke Dich um! Vielleicht gibst Du jenem dort das, was Du mir verweigert.«

Erst jetzt, beim Anblick des Engländers, wurde ihnen die Situation vollständig klar. Sie legten rasch die Lanzen zum Stoße ein.

»Was wollt Ihr?«

»Unsere Pferde, welche Ihr uns beim Anbruch des Tages gestohlen habt.«

»Mensch, Du bist wahrhaftig toll! Wenn wir Dir Pferde genommen hätten, so hättest Du uns mit den Füßen nicht erreichen können!«

»Meinst Du? Ihr wißt, daß diese vier Pferde den Franken gehören, welche dort mit dem Schiffe angekommen sind. Wie könnt Ihr denken, daß Franken sich ungestraft bestehlen lassen, und daß sie nicht klüger sind, als Ihr! Ich habe gewußt, daß Ihr am Fluß einen Umweg machen würdet, bin herübergeschwommen und Euch zuvorgekommen. Ihr aber habt Euch allerdings täuschen lassen. Ich will nicht Menschenblut vergießen; darum bitte ich Euch, mir die Pferde freiwillig zurückzugeben. Dann könnt Ihr gehen, wohin Ihr wollt!«

Er lachte.

»Ihr seid zwei Männer, und wir sind sechs.«

»Wohl! So thue ein Jeder, was ihm beliebt!«

»Weiche vom Wege!«

Er legte die mit Straußenfedern verzierte Lanze ein und trieb sein Pferd auf mich zu. Ich erhob den Stutzen: der Schuß krachte und Roß und Reiter stürzten nieder. Ich bedurfte keiner Minute, um noch fünfmal zu zielen und fünfmal abzudrücken. Alle Pferde stürzten, und nur die unserigen, welche man zusammengekoppelt hatte, waren unversehrt. Der, welcher sie vorher an der Leine hielt, hatte sie losgelassen. Wir benützten den Augenblick der Verwirrung, sprangen auf und eilten davon.

Hinter uns ertönte das Zorneschrei der Araber. Wir machten uns nichts daraus, sondern brachten die Riemen unserer Thiere in Ordnung und ritten lachend davon.

»Magnificent – prächtig – schönes Abenteuer – hundert Pfund werth! Wir Zwei, sie Sechs – sie uns vier Pferde genommen, wir ihnen sechs genommen – ausgezeichnet – herrlich!«

»Ein Glück, daß es so ausgezeichnet, so herrlich abgelaufen ist, Sir. Wären unsere Thiere scheu geworden, so kamen wir nicht so schnell weg und hätten sehr leicht einige Kugeln erhalten können.«

»Machen wir auch Umweg oder gehen grad aus?«

»Grad aus. Wir kennen unsere Pferde; der Übergang wird gelingen.«

Wir kamen in guter Zeit wieder bei unseren Zelten an, und bald nach unserer Ankunft stieß das Boot vom Lande ab und wir blieben allein in der Wüste zurück.

Lindsay wollte Anfangs sehr viel Gepäck und auch Proviant mitnehmen, ich aber hatte ihn zu einer andern Ansicht gebracht. Wer ein Land kennen lernen will, der muß auch lernen, sich auf die Gaben desselben zu beschränken, und ein Reiter darf nie mehr bei sich haben, als sein Thier zu tragen vermag. Übrigens waren wir reichlich mit Munition versehen, was die Hauptsache ist, und außerdem verfügte der ›Nobelman‹ über so bedeutenden Geldvorrath, daß wir davon den Reiseaufwand für Jahre hinaus hätten bestreiten können.

»Nun allein am Tigris,« meinte er. »Nun gleich graben nach Fowling-bulls und andern Alterthümern!«

Der gute Mann hatte sicher sehr viel gelesen und gehört von den Ausgrabungen bei Khorsabad, Kufjundschik, Hammum Ali, Nimrud, Keschaf und El Hather und war dadurch auf den Gedanken gekommen, nun seinerseits auch das britische Museum zu bereichern und dadurch ein berühmter Mann zu werden.

»Jetzt gleich?« frug ich ihn. »Das wird nicht gehen!«

»Warum? Habe Hacke mit.«

»O, mit diesem Mattok werden Sie nicht viel machen können. Wer hier graben will, muß sich erst mit der Regierung verständigen — — —«

»Regierung? Welche?«

»Die türkische.«

»Pah! Hat Niniveh den Türken gehört?«

»Allerdings nicht, denn damals war von den Türken keine Rede. Aber die Ruinen gehören jetzt zum türkischen Grund und Boden, obgleich hier der Arm des Sultans nicht sehr mächtig ist. Die arabischen Nomaden sind da die eigentlichen Herren, und wer hier graben will, der hat sich zunächst auch mit ihnen in freundschaftliche Beziehung zu setzen, da er sonst weder seines Eigenthumes, noch seines Lebens sicher ist. Darum habe ich Ihnen ja gerathen, Geschenke für die Häuptlinge mitzunehmen.«

»Die seidenen Gewänder?«

»Ja; sie sind hier am meisten gesucht und nehmen beim Transport sehr wenig Raum ein.«

»Well, so wollen setzen in freundschaftliche Beziehung – aber sogleich und sofort – nicht?«

Ich wußte, daß es bei seinen Ausgrabungen nur bei dem Gedanken bleiben werde, hatte mir aber vorgenommen, ihn nicht abwendig zu machen.

»Ich bin dabei. Nun fragt es sich, welchem Häuptling man zunächst seine Aufwartung zu machen hat.«

»Rathen!«

»Der mächtigste Stamm heißt El Schammar. Er hat aber seine Weidegründe weit oben am südlichen Abhang der Sindscharberge und an dem rechten Ufer des Thathar.«

»Wie weit ist Sindschar von hier?«

»Einen ganzen Breitengrad.«

»Sehr breit! Was sind noch für Araber hier?«

»Die Obeiden, Abu-Salman, Abu-Ferhan und Andere; doch läßt sich nie genau bestimmen, wo man diese Horden zu suchen hat, da sie sich stets auf der Wanderschaft befinden. Wenn ihre Heerden einen Platz abgeweidet haben, so bricht man die Zelte ab und zieht weiter. Dabei leben die einzelnen Stämme in ewiger, blutiger Feindseligkeit mit einander; sie haben sich gegenseitig zu meiden, und das trägt auch nicht wenig zu der Unstätigkeit ihres Lebens bei.«

»Schönes Leben – viel Abenteuer – viel Ruinen finden – viel ausgraben – ausgezeichnet – excellent!«

»Am besten ist es, wir reiten in die Wüste hinein und befragen uns bei dem ersten Beduinen, welcher uns begegnet, nach dem Wohnorte des nächsten Stammes.«

»Gut – well – sehr schön! Gleich jetzt reiten und befragen!«

»Wir könnten heute noch hier bleiben!«

»Bleiben und nicht graben? Nein – geht nicht! Zelte ab und fort!«

Ich mußte ihm seinen Willen lassen, zumal bei näherem Überlegen ich mir sagte, daß es wegen der heutigen feindseligen Begegnung besser sei, den Ort zu verlassen. Wir brachen also die leichten Zelte ab, welche von den Pferden der Diener getragen werden mußten, setzten uns auf und schlugen den Weg nach dem Sabakah-See ein.

Es war ein wundervoller Ritt durch die blumenreiche Steppe. Jeder Schritt der Pferde wirbelte neue Wohlgerüche auf. Ich konnte selbst die weichste und saftigste Savanne Nordamerika's mit dieser Gegend nicht vergleichen. Die Richtung, welche wir eingeschlagen hatten, stellte sich als eine glücklich gewählte heraus; denn bereits nach kaum mehr als einer Stunde kamen drei Reiter auf uns zugesprengt. Sie machten eine sehr hübsche Figur mit den fliegenden Mänteln und wehenden Straußenfedern. Unter lautem Kriegsgeschrei ritzen sie auf uns los.

»Sie brüllen. Werden sie stechen?« frug der Engländer.

»Nein. Das ist die Begrüßungsart dieser Leute. Wer sich dabei zaghaft zeigt, der wird für keinen Mann gehalten.«

»Werden Männer sein!«

Er hielt Wort und zuckte nicht mit der Wimper, als der eine mit seiner scharfen Lanzenspitze grad auf seine Brust zuhielt und erst abbog und sein Pferd in die Hacken riß, als die Lanzenspitze beinahe die Brust berührte.

»Sallam aaleikum! Wo wollt Ihr hin?« grüßte Einer.

»Von welchem Stamme bist Du?«

»Vom Stamme der Haddedihn, welcher zu der großen Nation der Schammar gehört.«

»Wie heißt Dein Scheik?«

»Er führt den Namen Mohammed Emin.«

»Ist er weit von hier?«

»Wenn Du zu ihm willst, so werden wir Euch begleiten.«

Sie wandten um und schlossen sich uns an. Während wir – die Diener hinter uns – in würdevoller Haltung in den Sätteln saßen, sprengten sie um uns in weiten Kreisen herum, um ihre Reiterkünste sehen zu lassen. Ihr Hauptkunststück besteht im Innehalten mitten im rasendsten Laufe, wodurch aber ihre Pferde sehr angegriffen und leicht zu Schanden werden. Ich glaube, behaupten zu können, daß ein Indianer auf seinem Mustang sie in jeder Beziehung übertrifft. Dem Engländer gefiel das Schaureiten dieser Leute.

»Prächtig! Hm, so kann ich es nicht – würde den Hals brechen!«

»Ich habe noch andere Reiter gesehen.«

»Ah! Wo?«

»Ein Ritt auf Leben und Tod in einem amerikanischen Urwalde, auf einem gefrorenen Flusse, wenn das Pferd kein Eisen hat, oder in einem steinigen Cannon ist doch noch etwas ganz Anderes.«

»Hm! Werde auch nach Amerika gehen – reiten in Urwald – auf Flußeis – in Cannon – schönes Abenteuer – prachtvoll! Was sagten diese Leute?«

»Sie grüßten uns und fragten nach dem Ziel unseres Rittes; sie werden uns zu ihrem Scheik bringen. Er heißt Mohammed Emin und ist der Anführer der Haddihn.«

»Tapfere Leute?«

»Diese Männer nennen sich alle tapfer und sind es auch bis zu einem gewissen Grade. Ein Wunder ist dies nicht. Die Frau muß Alles machen, und der Mann thut nichts als reiten, rauchen, rauben, kämpfen, klatschen und faulenzten.«

»Schönes Leben – prächtig – möchte Scheik sein – viel ausgraben – manchen Fowling-bull finden und nach London schicken – hm!«

Nach und nach wurde die Steppe belebter und wir gewahrten, daß wir uns den Haddedihn näherten. Sie befanden sich zum großen Theile noch in Bewegung, als wir sie erreichten. Es ist nicht leicht, den Anblick zu beschreiben, den ein Araberstamm auf dem Zuge nach seinem neuen Weideplatze gewährt. Ich hatte vorher die Sahara und einen Theil von Arabien durchzogen und dabei viele Stämme der westlichen Araber kennen gelernt; hier aber bot sich mir ein ganz neuer Anblick dar. Dieselbe Verschiedenheit, welche zwischen den Oasen der Sahara und dem ›Lande Sinear‹ der heiligen Schrift herrscht: – man beobachtet sie auch in dem Leben und allen Verhältnissen ihrer Bewohner. Hier ritten wir auf einer beinahe unbegrenzten Merdsch<sup>1</sup> welche nicht die mindeste Ähnlichkeit mit einer Uah<sup>2</sup> des Westens hatte. Sie glich vielmehr einem

---

<sup>1</sup>Wiese, Prairie.

<sup>2</sup>Oase.

riesigen Savannenteppich, der aus lauter Blumen bestand. Hier schien nie der fürchterliche Samum gewüthet zu haben; hier war keine Spur einer wandernden Düne zu erblicken. Hier gab es kein zerklüftetes und verschmachtetes Wadi, und man meinte, daß hier keine Fata Morgana die Macht besäße, den müden, einsamen Wanderer zu äffen. Die weite Ebene hatte sich mit duftendem Leben geschmückt, und auch die Menschen zeigten keine Spur jener ›Wüstenstimmung‹, welcher westwärts vom Nil kein Mensch entgehen kann. Es lag über diesem bunten Gefilde ein Farbenton, der nicht im Mindesten an das versengende, dabei oft blutig trübe und tödtliche Licht der großen Wüste erinnerte.

Wir befanden uns jetzt inmitten einer nach Tausenden zählenden Heerde von Schafen und Kameelen. So weit das Auge reichte – rechts und links von uns, vor und hinter uns – wogte ein Meer von grasenden und wandernden Thieren. Wir sahen lange Reihen von Ochsen und Eseln, welche beladen waren mit schwarzen Zelten, bunten Teppichen, ungeheuren Kesseln und allerlei anderen Sachen. Auf diese Berge von Geräthschaften hatte man alte Männer und Weiber gebunden, welche nicht mehr im Stande waren, zu gehen oder sich ohne Stütze im Sattel aufrecht zu halten. Zuweilen trug eines der Thiere kleine Kinder, welche in den Sattelsäcken so befestigt waren, daß nur ihre Köpfe durch die kleine Öffnung schauten. Zur Erhaltung des Gleichgewichtes trug das Lastthier dann auf

der andern Seite junge Lämmer und Zickelchen, welche blökend und meckernd ebenso aus den Öffnungen der Säcke hervorblickten. Dann kamen Mädchen, nur mit dem eng anliegenden, arabischen Hemd bekleidet; Mütter mit Kindern auf den Schultern, Knaben, welche Lämmer vor sich hertrieben; Dromedartreiber, die, auf ihren Thieren sitzend, ihre edlen Pferde nebenbei am Zügel führten, und endlich zahlreiche Reiter, welche, mit bebuschten Lanzen bewaffnet, auf der Ebene nach denjenigen ihrer Thiere herumjagten, welche sich nicht in die Ordnung des Zuges fügen wollten.

Eigenthümliche Figuren bildeten diejenigen Reitkameele, welche zum Tragen vornehmer Frauen bestimmt waren. Ich hatte in der Sahara sehr oft Dschemmels gesehen, welche Frauen in dem wiegenähnlichen Korbe trugen; aber eine Vorrichtung, wie die hiesige, war mir noch nicht vorgekommen. Zwei zehnellige oder auch noch längere Stangen nämlich werden vor und hinter dem Höcker des Kameeles quer über den Rücken desselben gelegt und an ihren Enden zusammengezogen und mit Pergament oder Stricken verbunden. Dieses Gestell ist mit Fransen und Quasten von Wolle in allen Farben, mit Muschel- und Perlenschnüren verziert, ganz so wie der Sattel und das Riemenzeug, und ragt also neun und noch mehr Ellen rechts und links über die Seiten des Kameeles hinaus. Zwischen ihm auf dem Höcker ragt eine aus Grundleisten

und Stoffüberzug bestehende Vorrichtung empor, welche fast genau einem Schilderhause gleicht und mit allerlei Quasten und Troddelwerk behangen ist. In diesem Belle-vue sitzt die Dame. Die ganze Figur erreicht eine außerordentliche Höhe, und wenn sie am Horizont erscheint, so könnte man sie infolge des schwankenden Ganges der Kameele für einen riesigen Schmetterling oder für eine gigantische Libelle halten, welche die Flügel auf und nieder schlägt.

Unser Erscheinen machte in jeder Gruppe, bei welcher wir ankamen, großes Aufsehen. Ich selbst trug daran wohl weniger Schuld als Sir Lindsay, dem ja ebenso wie seinen Dienern auf den ersten Blick der Europäer anzusehen war. Er mußte in seinem graukarrirten Anzuge hier noch mehr auffallen, als ein Araber, der in seiner malerischen Tracht vielleicht auf einem öffentlichen Platze München's oder Leipzig's erschienen wäre. Unsere Führer ritten uns voran, bis wir endlich ein außerordentlich großes Zelt erblickten, vor welchem viele Lanzen in der Erde steckten. Dies war das Zeichen, daß es das Zelt des Häuptlings sei. Man war soeben beschäftigt, rund um dasselbe einen Kreis anderer Zelte zu errichten.

Die beiden Araber sprangen ab und traten ein. Nur wenige Augenblicke später erschienen sie in Begleitung eines Dritten wieder. Dieser hatte die Gestalt und das Äußere eines echten Patriarchen. Just so mußte

Abraham ausgesehen haben, wenn er aus seinem Hause im Haine Mamre trat, um seine Gäste zu begrüßen. Der schneeweiße Bart hing ihm bis über die Brust herab, dennoch aber machte der Greis den Eindruck eines rüstigen Mannes, der im Stande ist, eine jede Beschwerde zu ertragen. Sein dunkles Auge musterte uns nicht eben einladend und freundlich. Er hob die Hand zum Herzen und grüßte:

»Salama!«

Dies ist der Gruß eines eingefleischten Mohammedaners, wenn ein Ungläubiger zu ihm kommt; dagegen empfängt er jeden Gläubigen mit dem Sallam aaleikum.

»Aaleikum!« antwortete ich und sprang vom Pferde.

Er sah mich ob dieses Wortes forschend an; dann frug er:

»Bist Du ein Moslem oder ein Giaur?«

»Seit wann empfängt der Sohn des edlen Stammes der Schammar seine Gäste mit einer solchen Frage? Sagt nicht der Kuran: ›Speise den Fremdling und tränke ihn; laß ihn bei Dir ruhen, ohne seinen Ausgang und seinen Eingang zu kennen!« – Allah mag es Dir verzeihen, daß Du Deine Gäste wie ein türkischer Khawasse<sup>1</sup> empfängst!«

Er erhob wie abwehrend die Hand.

»Dem Schammar und dem Haddedihs ist Jeder willkommen, nur der Lügner und der Verräther nicht.«

---

<sup>1</sup>Polizist.

Er warf dabei einen bezeichnenden Blick auf den Engländer.

»Wen meinst Du mit diesen Worten?« frug ich ihn.

»Die Männer, welche aus dem Abendlande kommen, um den Pascha gegen die Söhne der Wüste zu hetzen. Wozu braucht die Königin der Inseln<sup>1</sup> einen Consul in Mossul?«

»Diese drei Männer gehören nicht zu dem Consulat. Wir sind müde Wanderer und begehren von Dir weiter nichts, als einen Schluck Wasser für uns und eine Dattel für unsere Pferde!«

»Wenn Ihr nicht zum Consulat gehört, so sollt Ihr haben, was Ihr begehrt. Tretet ein und seid mir willkommen!«

Wir banden unsere Pferde an die Lanzen und gingen in das Zelt. Dort erhielten wir Kameelmilch zu trinken; die Speise bestand nur aus dünnem, hartem und halb verbranntem Gerstenkuchen – ein Zeichen, daß der Scheik uns nicht als Gäste betrachtete. Während des kurzen Mahles fixirte er uns mit finsterem Auge, ohne ein Wort zu sprechen. Er mußte triftige Gründe haben, Fremden zu mißtrauen, und ich sah ihm an, daß er neugierig war, etwas Näheres über uns zu erfahren.

Lindsay schaute sich in dem Zelte um und frug mich:

»Böser Kerl, nicht?«

»Scheint so.«

---

<sup>1</sup>Königin von England.

»Sieht ganz so aus, als ob er uns fressen wollte. Was sagte er?«

»Er begrüßte uns als Ungläubige. Wir sind seine Gäste noch nicht und haben uns sehr vorzusehen.«

»Nicht seine Gäste? Wir essen und trinken doch bei ihm!«

»Er hat uns das Brod nicht mit seiner eigenen Hand gegeben, und Salz gar nicht. Er sieht, daß Ihr ein Engländer seid, und die Englishmen scheint er zu hassen.«

»Weßhalb?«

»Weiß es nicht.«

»Einmal fragen!«

»Geht nicht, denn es wäre unhöflich. Ich denke aber, daß wir es noch erfahren werden.«

Wir waren fertig mit dem kleinen Imbiß, und ich erhob mich.

»Du hast uns Speise und Trank gegeben, Mohammed Emin; wir danken Dir und werden Deine Gastfreundschaft rühmen überall, wohin wir kommen. Lebe wohl! Allah segne Dich und die Deinigen!«

Diesen schnellen Abschied hatte er nicht erwartet.

»Warum wollt Ihr mich schon verlassen? Bleibt hier, und ruht Euch aus!«

»Wir werden gehen, denn die Sonne Deiner Gnade leuchtet nicht über uns.«

»Ihr seid dennoch sicher hier in meinem Zelte.«

»Meinst Du? Ich glaube nicht an die Sicherheit im Beyt<sup>1</sup> eines Arab el Schammar.«

Er fuhr mit der Hand nach dem Dolche.

»Willst Du mich beleidigen?«

»Nein; ich will Dir nur meine Gedanken sagen. Das Zelt eines Schammar bietet dem Gastfreunde keine Sicherheit; wie viel weniger also demjenigen, der nicht einmal Gastfreundschaft genießt!«

»Soll ich Dich niederstechen? Wann hat jemals ein Schammar die Gastfreundschaft gebrochen?«

»Sie ist gebrochen worden nicht nur gegen Fremde, sondern sogar gegen Angehörige des eigenen Stammes.«

Das war allerdings eine fürchterliche Beschuldigung, welche ich hier aussprach; aber ich sah nicht ein, aus welchem Grunde ich höflich sein sollte mit einem Manne, der uns wie Bettler aufgenommen hatte.

»Du wirst mich nicht niederstechen, Scheik; denn erstens habe ich die Wahrheit gesprochen, und zweitens würde mein Dolch Dich eher treffen, als der Deinige mich.«

»Beweise die Wahrheit!«

»Ich werde Dir eine Geschichte erzählen. Es gab einen großen, mächtigen Stamm, der wieder in kleinere Ferkah<sup>2</sup> zerfiel. Dieser Stamm war regiert worden von einem großen, tapfern Häuptling, in dessen

---

<sup>1</sup>Schwarzes Zelt.

<sup>2</sup>Unter-Stämme.

Herzen aber die List neben der Falschheit wohnte. Die Seinen wurden mit ihm unzufrieden und fielen nach und nach von ihm ab. Sie wandten sich dem Häuptling eines Ferkah zu. Da schickte der Scheik zu dem Häuptling und ließ ihn zu einer Besprechung zu sich laden. Er kam aber nicht. Da sandte der Scheik seinen eigenen Sohn. Dieser war mutig, tapfer und liebte die Wahrheit. Er sprach zu dem Häuptling: ›Folge mir. Ich schwöre Dir bei Allah, daß Du sicher bist im Zelte meines Vaters. Ich werde mit meinem Leben für das Deine stehen!‹ – Da antwortete der Häuptling: ›Ich würde nicht zu Deinem Vater gehen, selbst wenn er tausend Eide ablegte, mich zu schonen; Dir aber glaube ich. Und um Dir zu zeigen, daß ich Dir vertraue, werde ich ohne Begleitung mit Dir gehen.‹ – Sie setzten sich zu Pferde und ritten davon. Als sie in das Zelt des Scheik traten, war es von Kriegern angefüllt. Der Häuptling wurde eingeladen, sich an der Seite des Scheik niederzulassen. Er erhielt das Mahl und die Rede der Gastfreundschaft, aber nach dem Mahle wurde er überfallen. Der Sohn des Scheik wollte ihn retten, wurde aber festgehalten. Der Oheim des Scheik riß den Häuptling zu sich nieder, klemmte den Kopf desselben zwischen seine Kniee, und so wurde dem Verrathenen mit Messern der Kopf abgewürgt, wie man es bei einem Schafe thut. Der Sohn zerriß seine Kleider und machte seinem Vater Vorwürfe, mußte aber fliehen, sonst wäre er wohl

ermordet worden. Kennst Du diese Geschichte, Scheik Mohammed Emin?»

»Ich kenne sie nicht. So eine Geschichte kann nicht geschehen.«

»Sie ist geschehen und zwar in Deinem eigenen Stamme. Der Verrathene hieß Nedschris, der Sohn Ferhan, der Oheim Hadschar, und der Scheik war der berühmte Scheik Sofuk vom Stamme der Schammar.«

Er wurde verlegen.

»Woher kennst Du diese Namen? Du bist kein Schammar, kein Obeïde, kein Abu-Salman. Du redest die Sprache der westlichen Araber, und Deine Waffen sind nicht diejenigen der Araber von El Dschesireh.<sup>1</sup> Von wem hast Du diese Geschichte erfahren?»

»Die Schande eines Stammes wird ebenso ruchbar wie der Ruhm eines Volkes. Du weißt, daß ich die Wahrheit gesprochen habe. Wie kann ich Dir vertrauen? Du bist ein Haddediñ; die Haddediñ gehören zu den Schammar, und Du hast uns die Gastfreundschaft verweigert. Wir werden gehen.«

Er erhob durch eine Bewegung seines Armes Widerspruch.

»Du bist ein Hadschi und befindest Dich in der Gesellschaft von Giaurs!«

»Woher siehst Du, daß ich ein Hadschi bin?»

---

<sup>1</sup>Wörtlich ›Insek‹ = das Land zwischen dem Euphrat und dem Tigris.

»An Deinem Hamail.<sup>1</sup> Du sollst frei sein. Diese Ungläubigen aber sollen die Dschisijet<sup>2</sup> bezahlen, ehe sie fortgehen.«

»Sie werden sie nicht bezahlen, denn sie stehen unter meinem Schutz.«

»Sie brauchen Deinen Schutz nicht, denn sie stehen unter demjenigen ihres Consuls, den Allah verderben möge!«

»Ist er Dein Feind?«

»Er ist mein Feind. Er hat den Gouverneur von Mosul beredet, meinen Sohn gefangen zu nehmen; er hat die Obeïde, die Abu-Hammed und die Dschowari gegen mich aufgehetzt, daß sie meine Heerden raubten und sich jetzt vereinigen wollen, mich und meinen ganzen Stamm zu verderben.«

»So rufe die andern Stämme der Schammar zu Hilfe!«

»Sie können nicht kommen, denn der Gouverneur hat ein Heer gesammelt, um ihre Weideplätze am Sindschar mit Krieg zu überziehen. Ich bin auf mich selbst angewiesen. Allah möge mich beschützen!«

»Mohammed Emin, ich habe gehört, daß die Obeïde, die Abu-Hammed und die Dschowari Räuber sind. Ich liebe sie nicht: ich bin ein Freund der Schammar. Die Schammar sind die edelsten und tapfersten Araber,

---

<sup>1</sup>Ein Kuran, welcher im goldgeschmückten Futteral um den Hals gehängt wird. Nur die Hadschi pflegen ihn zu tragen.

<sup>2</sup>Kopfsteuer, welche die Stämme von Fremden zu erheben pflegen.

die ich kenne; ich wünsche, daß Du alle Deine Feinde besiegen mögest!«

Ich beabsichtigte nicht etwa, mit diesen Worten ein Compliment auszusprechen; sie enthielten vielmehr meine volle Überzeugung. Dies mußte wohl auch aus meinem Tone herausgeklungen haben, denn ich sah, daß sie einen freundlichen Eindruck hervorbrachten.

»Du bist in Wirklichkeit ein Freund der Schammar?« frug er mich.

»Ja, und ich beklage es sehr, daß Zwietracht unter sie gesät wurde, so daß ihre Macht nun fast gebrochen ist.«

»Gebrochen? Allah ist groß, und noch sind die Schammar tapfer genug, um mit ihren Gegnern zu kämpfen. Wer hat Dir von uns erzählt?«

»Ich habe schon vor langer Zeit von Euch gelesen und gehört; die letzte Kunde aber erhielt ich drüben im Belad Arab bei den Söhnen der Ateibeh.«

»Wie?« frug er überrascht, »Du warst bei den Ateibeh?«

»Ja.«

»Sie sind zahlreich und mächtig, aber es ruht ein Fluch auf ihnen.«

»Du meinst Scheik Malek, welcher ausgestoßen wurde?«

Er sprang empor.

»Maschallah, Du kennst Malek, meinen Freund und Bruder?«

»Ich kenne ihn und seine Leute.«

»Wo trafest Du sie?«

»Ich stieß auf sie in der Nähe von Dschidda und bin mit ihnen quer durch das Belad Arab nach El Nahman, der Wüste von Maskat, gezogen.«

»So kennst Du sie Alle?«

»Alle.«

»Auch – verzeihe, daß ich von einem Weibe spreche, aber sie ist kein Weib, sondern ein Mann – auch Amscha, die Tochter Malek's, kennst Du?«

»Ich kenne sie. Sie war das Weib von Abu-Seif und hat Rache an ihm genommen.«

»Hat sie ihre Rache erreicht?«

»Ja; er ist todt. Hadschi Halef Omar, mein Diener, hat ihn gefällt und dafür Hanneh, Amscha's Tochter, zum Weibe erhalten.«

»Dein Diener? So bist Du kein gewöhnlicher Krieger?«

»Ich bin ein Sohn der Uëlad German und reise durch die Länder, um Abenteuer zu suchen.«

»O, jetzt weiß ich es. Du thust, wie Harun al Raschid gethan hat; Du bist ein Scheik, ein Emir und ziehst auf Kämpfe und auf Abenteuer aus. Dein Diener hat den mächtigen Vater des Säbels getödtet, Du als sein Herr mußt noch ein größerer Held sein, als Dein Begleiter. Wo befindet sich dieser wackere Hadschi Halef Omar?«

Es fiel mir natürlich gar nicht ein, dieser mir sehr vortheilhaften Ansicht über mich zu widersprechen. Ich antwortete:

»Du wirst ihn vielleicht bald zu sehen bekommen. Er wird von dem Scheik Malek abgesandt, um die Schamar zu fragen, ob er mit den Seinen unter ihrem Schutze wohnen könne.«

»Sie werden mir willkommen sein, sehr willkommen. Erzähle mir, o Emir, erzähle mir von ihnen!«

Er setzte sich wieder nieder. Ich folgte seinem Beispiele und berichtete ihm über mein Zusammentreffen mit den Ateibeh, so weit ich es für nöthig hielt. Als ich zu Ende war, reichte er mir die Hand.

»Verzeihe, Emir, daß ich dies nicht wußte. Du hast diese Engländer bei Dir, und sie sind meine Feinde. Nun aber sollt Ihr meine Gäste sein. Erlaube mir, daß ich gehe und das Mahl bestelle.«

Jetzt hatte er mir die Hand gegeben, und nun erst war ich sicher bei ihm. Ich griff unter mein Gewand und zog die Flasche hervor, in welcher sich das ›heilige‹ Wasser befand.

»Du wirst das Mahl bei Bent Amm<sup>1</sup> bestellen?«

»Ja.«

---

<sup>1</sup>Bent Amm heißt eigentlich Base und ist nebenbei die einzige Form, unter welcher man mit einem Araber von seinem Weibe spricht.

»So grüße sie von mir und weihe sie mit einigen Tropfen aus diesem Gefäße. Es ist das Wasser vom Brunnen Zem-Zem. Allah sei mit ihr!«

»Sihdi, Du bist ein tapferer Held und ein großer Heiliger. Komm und besprenge sie selbst. Die Frauen der Schammar fürchten sich nicht, ihr Gesicht sehen zu lassen vor den Männern.«

Ich hatte allerdings bereits gehört, daß die Weiber und Mädchen der Schammar keine Freundinnen des Schleiers seien, und war ja auch während meines heutigen Rittes vielen von ihnen begegnet, deren Gesicht ich unverhüllt gesehen hatte. Er erhob sich wieder und winkte mir, ihm zu folgen. Unser Weg ging nicht weit. In der Nähe seines Zelttes stand ein zweites. Als wir dort eingetreten waren, bemerkte ich drei Araberinnen und zwei schwarze Mädchen. Die Schwarzen waren jedenfalls Sklavinnen, die Anderen aber jedenfalls seine Frauen. Zwei von ihnen rieben zwischen zwei Steinen Gerste zu Mehl, die Dritte aber leitete von einem erhöhten Standpunkte aus diese Arbeit. Sie war offenbar die Gebieterin.

In einer Ecke des Zelttes standen mehrere mit Reis, Datteln, Kaffee, Gerste und Bohnen gefüllte Säcke, über welche ein kostbarer Teppich gebreitet war; dies bildete den Thron der Gebieterin. Sie war noch jung, schlank und von hellerer Gesichtsfarbe als die anderen Frauen; ihre Züge waren regelmäßig, ihre Augen dunkel und glänzend. Sie hatte die Lippen dunkelroth

und die Augenbrauen schwarz und zwar in der Weise gefärbt, daß sie über der Nase zusammentrafen. Stirn und Wangen waren mit Schönheitspflästerchen belegt, und an den bloßen Armen und Füßen konnte man eine tiefrothe Tätowirung bemerken. Von einem jeden Ohre hing ein großer goldener Ring bis zur Taille herab, und auch die Nase war mit einem sehr großen Ring versehen, an dem mehrere große edle Steine funkelten: – er mußte ihr beim Essen sehr im Wege sein. Um ihren Nacken hingen ganze, dicke Reihen von Perlen, Korallenstücken, assyrischen Zylindern und bunten Steinen, und lose silberne Ringe umgaben ihre Knöchel, Arm- und Handgelenke. Die andern Frauen waren weniger geschmückt.

»Sallam!« grüßte der Scheik. »Hier bringe ich Euch einen Helden vom Stamme der German, der ein großer Heiliger ist und Euch mit dem Segen des Zem-Zem begnadigen will.«

Sofort warfen sich sämtliche Frauen auf die Erde. Auch die Vornehmste glitt von ihrem Throne und kniete nieder. Ich ließ einige Tropfen Wasser in die Hand laufen und spritzte sie über die Gruppe aus.

»Nehmt hin, Ihr Blumen der Wüste! Der Gott aller Völker erhalte Euch lieblich und froh, daß Euer Duft erquicke das Herz Eures Gebieters!«

Als sie bemerkten, daß ich das Gefäß wieder zu mir steckte, erhoben sie sich und beeilten sich, mir zu danken. Dies geschah einfach durch einen Druck der Hand, ganz so wie im Abendlande. Dann gebot der Scheik:

»Nun tummelt Euch, ein Mahl zu bereiten, welches dieses Mannes würdig ist. Ich werde Gäste laden, daß mein Zelt voll werde und Alle sich freuen über die Ehre, welche uns heute widerfahren ist.«

Wir kehrten in sein Zelt zurück. Während ich eintrat, verweilte er noch vor demselben, um einigen Beduinen seine Befehle zu ertheilen.

»Wo waret Ihr?« frug Sir Lindsay.

»Im Zelte der Frauen.«

»Ah! Nicht möglich!«

»Und doch!«

»Diese Weiber lassen sich sehen?«

»Warum nicht?«

»Hm! Wundervoll! Hier bleiben! Auch Weiber ansehen!«

»Je nach Umständen. Man hält mich für einen frommen Mann, da ich Wasser aus dem Brunnen des Zem-Zem habe, von dem nach dem Glauben dieser Leute ein Tropfen Wunder thut.«

»Ah! Miserabel! Habe kein Zem-Zem!«

»Würde Euch auch nichts helfen, da Ihr nicht Arabisch versteht!«

»Sind hier Ruinen?«

»Nein. Aber ich glaube, daß wir nicht weit zu gehen hätten, um solche zu finden.«

»Dann einmal fragen! Ruinen finden; Fowling-bull ausgraben! War übrigens ein schauderhaftes Essen hier!«

»Wird besser. Wir werden sogleich einen echt arabischen Schmaus bekommen!«

»Ah! Schien mir nicht danach auszusehen, der Scheik.«

»Seine Ansicht über uns hat sich geändert. Ich kenne einige Freunde von ihm, und das hat uns das Gastrecht hier erworben. Aber laßt die Diener abtreten. Es könnte die Araber beleidigen, wenn sie mit ihnen in einem Raume sein müssen.«

Als der Scheik wieder erschienen war, dauerte es nicht lange, so versammelten sich die Geladenen. Es waren ihrer so Viele, daß das Zelt wirklich voll wurde. Sie lagerten sich je nach ihrem Range im Kreise herum, während der Scheik zwischen mir und dem Engländer in der Mitte saß. Bald ward auch das Mahl von den Sklavinnen in das Zelt gebracht und von einigen Beduinen aufgetragen.

Zunächst wurde ein Sufrah vor uns hingelegt. Dies ist eine Art Tischtuch von gegerbtem Leder, das an seinem Rande mit farbigen Streifen, Fransen und Verzierungen versehen ist. Es enthält zugleich eine Anzahl von Taschen und kann, wenn es zusammengelegt worden ist, als Vorrathstasche für Speisewaaren benützt

werden. Dann wurde der Kaffee gebracht. Für jetzt erhielt jeder Geladene nur ein kleines Täßchen voll dieses Getränkes. Dann kam eine Schüssel mit Salatah. Dies ist ein sehr erfrischendes Gericht und besteht aus geronnener Milch mit Gurkenschnittchen, die etwas gesalzen und gepfeffert sind. Zugleich wurde ein Topf vor den Scheik gesetzt. Er enthielt frisches Wasser, aus welchem die Hälse von drei Flaschen ragten. Zwei von ihnen enthielten, wie ich bald merkte, Araki, und die dritte war mit einer wohlriechenden Flüssigkeit gefüllt, mit welcher uns der Herr nach jedem Gange bespritzte.

Nun kam ein ungeheurer Napf voll flüssiger Butter. Sie wird hier Samn genannt und von den Arabern sowohl als Einleitung und Nachtisch, als auch zu jeder anderen Zeit mit Vorliebe gegessen und getrunken. Dann wurden kleine Körbchen mit Datteln vorgesetzt. Ich erkannte die köstliche, flach gedrückte El Schelebi, welche etwa so verpackt wird, wie bei uns die Feige oder die Prunelle. Sie ist ungefähr zwei Zoll lang, kleinkernig und von ebenso herrlichem Geruch wie Geschmack. Dann sah ich die seltene Adschwa, welche niemals in den Handel kommt; denn der Prophet hat von ihr gesagt: Wer das Fasten durch den täglichen Genuß von sechs oder sieben Adschwa bricht, der braucht weder Gift noch Zauber zu fürchten. – Auch die Hilwah, die süßeste, die Dschuseirijeh, die grünste, und El Birni und El Seihani waren vertreten. Für die minder vornehmen Gäste waren Balah, am Baume getrocknete

Datteln, nebst Dschebeli und Hylajeh vorhanden. Auch Kelladat el Scham, syrische Halsbänder, lagen da. Dies sind Datteln, welche man in noch unreifem Zustande in siedendes Wasser taucht, damit sie ihre gelbe Farbe behalten sollen; dann reiht man sie auf eine Schnur und läßt sie in der Sonne trocknen.

Nach den Datteln trug man ein Gefäß mit Kunafah, d. i. mit Zucker bestreute Nudeln, auf. Nun hob der Wirt die Hände empor.

»Bismillah!« rief er und gab damit das Zeichen zum Beginn des Mahles.

Er langte mit den Fingern in die einzelnen Näpfe, Schüsseln und Körbe und steckte erst mir, dann dem Engländer dasjenige, was er für das Beste hielt, in den Mund. Ich hätte allerdings lieber meine eigenen Finger gebraucht, aber ich mußte ihn gewähren lassen, da ich ihn sonst unverzeihlich beleidigt hätte. Master Lindsay aber zog, als er die erste Nudel in den Mund gestopft erhielt, diesen seinen Mund nach seiner bekannten Weise in ein Trapezoid und machte ihn nicht eher wieder zu, als bis ich ihn aufmerksam machte:

»Eßt, Sir, wenn Ihr diese Leute nicht tödtlich beleidigen wollt!«

Er klappte den Mund zu, schluckte den Bissen hinunter und meinte dann, natürlich in englischer Sprache:

»Brr! Ich habe doch Messer und Gabel in meinem Besteck bei mir!«

»Laßt sie stecken! Wir müssen uns nach der Sitte des Landes richten.«

»Schauderhaft!«

»Was sagt dieser Mann?« frug der Scheik.

»Er ist ganz entzückt über Dein Wohlwollen.«

»O, ich liebe Euch!«

Bei diesen Worten fuhr er mit der Hand in die saure Milch und klebte dem ehrenwerthen Master Englishman eine Portion unter die lange Nase. Der so Beglückte schnaubte einige Male, um sich Luft und Muth zu machen, und versuchte dann, die Gabe des Wohlwollens mittelst seiner Zunge von dem unteren Theile seines Angesichtes hinweg in das Innere derjenigen Öffnung zu bringen, welche der Vorhof des Verdauungsapparates genannt werden muß.

»Schrecklich!« lamentirte er dann. »Muß ich das wirklich leiden?«

»Ja.«

»Ohne Gegenwehr?«

»Ohne! Aber rächen könnt Ihr Euch.«

»Wie so?«

»Paßt auf, wie ich es mache, und thut dann ebenso!«

Ich langte in die Nudeln und steckte dem Scheik eine Portion davon in den Mund. Er hatte sie noch nicht verschluckt, so griff David Lindsay in die flüssige Butter und langte ihm eine Handvoll zu. Was ich von dem Scheik als einem Moslem nicht erwartet hatte, das geschah; er nahm die Gabe eines Ungläubigen

ohne Sträuben an. Jedenfalls behielt er sich vor, sich später zu waschen und durch ein längeres oder kürzeres Fasten sich von dem Vergehen wieder zu reinigen.

Während wir Beide auf diese Weise von dem Scheik gespeist wurden, theilte ich meine Gaben reichlich unter die Andern aus. Sie hielten das für eine große Bevorzugung durch mich und boten mir den Mund mit sichtbarem Vergnügen dar. Bald war von dem Vorhandenen nichts mehr zu sehen.

Nun klatschte der Scheik laut in die Hände. Man brachte eine Sini. Das ist eine sehr große, mit Zeichnungen und Inschriften versehene Schüssel von fast sechs Fuß im Umfange. Sie war gefüllt mit Birgani, einem Gemenge von Reis und Hammelfleisch, welches in zerlassener Butter schwamm. Dann kam ein Warah Maschi, ein stark gewürztes Ragout aus Hammelschnitten, nachher Kahab, kleine, auf spitze Holzstäbchen gespießte Bratenstückchen, dann Kima, gekochtes Fleisch, eingelegte Granaten, Äpfel und Quitten und endlich Raha, ein Zuckerwerk von der Art, wie auch wir es in verschiedenen Sorten beim Nachtmahl zu naschen pflegen.

Endlich? O nein! Denn als ich das Mahl beendet glaubte, wurde noch das Hauptstück desselben gebracht: ein Hammel, ganz am Spieße gebraten. Ich konnte nicht mehr essen.

»El Hamd ul illah!« rief ich daher, steckte meine Hände in den Wassertopf und trocknete sie mir an meinem Gewande ab.

Das war das Zeichen, daß ich nicht mehr essen würde. Der Morgenländer kennt bei Tafel das sogenannte lästige ›Nöthigen‹ nicht. Wer sein ›El Hamd‹ gesagt hat, wird nicht weiter beachtet. Das bemerkte der Engländer.

»El Hamdillah!« rief auch er, fuhr mit der Hand in das Wasser und – betrachtete sie dann sehr verlegen.

Der Scheik bemerkte das und hielt ihm sein Haïk entgegen.

»Sage Deinem Freunde,« meinte er zu mir, »daß er seine Hände an meinem Kleide trocknen möge. Die Engländer verstehen wohl nicht viel von Reinlichkeit, denn sie haben nicht einmal ein Gewand, an welchem sie sich abtrocknen können.«

Ich gab Lindsay das Anerbieten des Scheik zu verstehen, und er machte hierauf den ausgiebigsten Gebrauch davon.

Nun wurde von dem Araki gekostet, und dann ward einem Jeden der Kaffee und eine Pfeife gereicht. Nun erst begann der Scheik, mich den Seinen vorzustellen:

»Ihr Männer vom Stamme der Haddediñ el Schamar, dieser Mann ist ein großer Emir und Hadschi aus dem Lande der Uëlad German; sein Name lautet – —«

»Hadschi Kara Ben Nemsî,« fiel ich ihm in die Rede.

»Ja, sein Name lautet Emir Hadschi Kara Ben Nemsî; er ist der größte Krieger seines Landes und der weiseste Taleb seines Volkes. Er hat den Brunnen Zem-Zem bei sich und geht in alle Länder, um Abenteuer zu suchen. Wißt Ihr nun, was er ist? Ein Dschihad<sup>1</sup> ist er. Laßt uns sehen, ob es ihm gefällt, mit uns gegen unsere Feinde zu ziehen!«

Das brachte mich in eine ganz eigenthümliche, unerwartete Lage. Was sollte ich antworten? Denn eine Antwort erwarteten Alle von mir, das war ihren auf mich gerichteten Blicken anzusehen. Ich entschloß mich kurz:

»Ich kämpfe für alles Rechte und Gute gegen Alles, was unrecht und falsch ist. Mein Arm gehört Euch; vorher aber muß ich diesen Mann, meinen Freund, dahin bringen, wohin ihn zu geleiten ich versprochen habe.«

»Wohin ist das?«

»Das muß ich Euch erklären. Vor mehreren tausend Jahren lebte in diesem Lande ein Volk, welches große Städte und herrliche Paläste besaß. Das Volk ist untergegangen, und seine Städte und Paläste liegen verschüttet unter der Erde. Wer in die Tiefe gräbt, der kann sehen und lernen, wie es vor Jahrtausenden gewesen ist, und dies will mein Freund thun. Er will in der Erde suchen nach alten Zeichen und Schriften, um sie zu enträthseln und zu lesen — — —«

---

<sup>1</sup>Einer, welcher auszieht, um für den Glauben zu kämpfen.

»Und nach Gold, um es mitzunehmen,« fiel der Scheik ein.

»Nein,« antwortete ich. »Er ist reich; er hat Gold und Silber, so viel er braucht. Er sucht nur Schriften und Bilder; alles Andere will er den Bewohnern dieses Landes lassen.«

»Und was sollst Du dabei thun?«

»Ich soll ihn an eine Stelle führen, an der er findet, was er sucht.«

»Dazu braucht er Dich nicht, und Du kannst immerhin mit uns in den Kampf ziehen. Wir selbst werden ihm genug solche Stellen zeigen. Das ganze Land ist voller Ruinen und Trümmer.«

»Aber es kann Niemand mit ihm sprechen, wenn ich nicht bei ihm bin. Ihr versteht nicht seine Sprache, und er kennt nicht die Eurige.«

»So mag er zuvor mit uns in den Kampf ziehen, und dann werden wir Euch viele Orte zeigen, wo Ihr Schriften und Bilder finden könnt.«

Lindsay merkte, daß von ihm die Rede war.

»Was sagen sie?« frug er mich.

»Sie fragen mich, was Ihr in diesem Lande wollt.«

»Habt Ihr es ihnen gesagt, Sir?«

»Ja.«

»Daß ich Fowling-bulls ausgraben will?«

»Ja.«

»Nun?«

»Sie wollen, ich soll nicht bei Euch bleiben.«

- »Was sonst machen?«  
»Mit ihnen in den Kampf ziehen. Sie halten mich für einen großen Helden.«  
»Hm! Wo finde ich Fowling-bulls?«  
»Sie wollen Euch solche zeigen.«  
»Ah! Aber ich verstehe diese Leute nicht!«  
»Das habe ich Ihnen gesagt.«  
»Was geantwortet?«  
»Ihr sollt mit in den Kampf ziehen, und dann wollen sie uns zeigen, wo Inschriften und dergleichen zu finden sind.«  
»Well! Wir ziehen mit ihnen!«  
»Das geht ja nicht!«  
»Warum nicht?«  
»Wir gefährden uns dabei. Was gehen uns die Feindseligkeiten Anderer an?«  
»Nichts. Aber eben darum können wir gehen, mit wem wir wollen.«  
»Das ist sehr zu überlegen.«  
»Fürchtet Ihr Euch, Sir?«  
»Nein.«  
»Ich dachte! Also mitziehen! Sagt es ihnen!«  
»Ihr werdet Euch noch anders besinnen.«  
»Nein!«  
Er drehte sich auf die Seite, und das war ein untrügliches Zeichen, daß er sein letztes Wort gesagt habe. Ich wandte mich also wieder an den Scheik:

»Ich habe Dir vorhin gesagt, daß ich für alles Rechte und Gute kämpfe. Ist Eure Sache recht und gut?«

»Soll ich sie Dir erzählen?«

»Ja.«

»Hast Du von dem Stamme der Dschehesch gehört?«

»Ja. Es ist ein treuloser Stamm. Er verbindet sich sehr oft mit den Abu Salman und den Tai-Arabern, um die Nachbarstämme zu berauben.«

»Du weißt es. Er fiel über den meinigen her und raubte uns mehrere Heerden; wir aber eilten ihm nach und nahmen ihm Alles wieder. Nun hat uns der Scheik der Dschehesch beim Gouverneur verklagt und ihn bestochen. Dieser schickte zu mir und entbot mich mit den vornehmsten Kriegern meines Stammes zu einer Besprechung nach Mossul. Ich hatte eine Wunde erhalten und konnte weder reiten noch gehen. Darum sandte ich meinen Sohn mit fünfzehn Kriegern zu ihm. Er war treulos, nahm sie gefangen und schickte sie an einen Ort, den ich noch nicht erfahren habe.«

»Hast Du Dich nach ihnen erkundigt?«

»Ja, aber ohne Erfolg, da kein Mann meines Stammes sich nach Mossul wagen kann. Die Stämme der Schammar waren entrüstet über diesen Verrath und tödteten einige Soldaten des Gouverneurs. Nun rüstet er gegen sie und hat zugleich die Obeïde, die Abu Hammed und die Dschowari gegen mich gehetzt, obgleich sie nicht unter seine Hoheit, sondern nach Bagdad gehören.«

- »Wo lagern Deine Feinde?«  
»Sie rüsten erst.«  
»Willst Du Dich nicht mit den andern Schammarstämmen vereinigen?«  
»Wo sollten da unsere Heerden Weide finden?«  
»Du hast recht. Ihr wollt Euch theilen und den Gouverneur in die Wüste locken, um ihn zu verderben?«  
»So ist es. Er mit seinem Heere kann den Schammar nichts thun. Anders aber ist es mit meinen Feinden; sie sind Araber; ich darf sie nicht bis zu meinen Weideplätzen kommen lassen.«  
»Wie viel Krieger zählt Dein Stamm?«  
»Elf hundert.«  
»Und Deine Gegner?«  
»Mehr als dreimal so viel.«  
»Wie lange dauert es, die Krieger Deines Stammes zu versammeln?«  
»Einen Tag.«  
»Wo haben die Obeide ihr Lager?«  
»Am untern Laufe des Zab-asfal.«  
»Und die Abu Hammed?«  
»In der Nähe von El Fattha, an der Stelle, wo der Tigris durch die Hamrinberge bricht.«  
»Auf welcher Seite?«  
»Auf beiden.«  
»Und die Dschowari?«  
»Zwischen dem Dschebel Kernina und dem rechten Ufer des Tigris.«

»Hast Du Kundschafter ausgesandt?«

»Nein.«

»Das hättest Du thun sollen.«

»Es geht nicht. Jeder Schammar ist sofort zu erkennen, und wäre verloren, wenn man ihm begegnete. Aber — — —«

Er hielt inne und blickte mich forschend an. Dann fuhr er fort:

»Emir, Du bist wirklich der Freund von Malek, dem Ateibeh?«

»Ja.«

»Und auch unser Freund?«

»Ja.«

»Komm mit mir; ich werde Dir etwas zeigen!«

Er verließ das Zelt. Ich folgte ihm mit dem Engländer und allen anwesenden Arabern. Neben dem großen Zelte hatte man während unseres Mahles ein kleineres für die beiden Diener aufgeschlagen, und im Vorübergehen bemerkte ich, daß man auch sie mit Speise und Trank bedacht hatte. Außerhalb des Zeltkreises standen die Pferde des Scheik angebunden; zu ihnen führte er mich. Sie waren alle ausgezeichnet, zwei aber entzückten mich förmlich. Eines war eine junge Schimmelstute, das schönste Geschöpf, welches ich jemals gesehen hatte. Seine Ohren waren lang, dünn und durchscheinend, die Nasenlöcher hoch, aufgeblasen und tief roth, Mähne und Schweif wie Seide.

»Herrlich!« rief ich unwillkürlich.

»Sage: Maschallah!« bat mich der Scheik.

Der Araber ist nämlich in Beziehung auf das sogenannte ›Beschreien‹ sehr abergläubig. Wem irgend etwas sehr gefällt, der hat ›Maschallah‹ zu sagen, wenn er nicht sehr anstoßen will.

»Maschallah!« antwortete ich.

»Glaubst Du, daß ich auf dieser Stute den wilden Esel des Sindschar müde gejagt habe, bis er zusammenbrach?«

»Unmöglich!«

»Bei Allah, es ist wahr! Ihr könnt es bezeugen!«

»Wir bezeugen es!« riefen die Araber wie aus einem Munde.

»Diese Stute geht nur mit meinem Leben von mir,« erklärte der Scheik. »Welches Pferd gefällt Dir noch?«

»Dieser Hengst. Siehe diese Gliederung, diese Symmetrie, diesen Adel und diese wunderseltene Färbung, ein Schwarz, welches in das Blau übergeht!«

»Das ist noch nicht alles. Der Hengst hat die drei höchsten Tugenden eines guten Pferdes.«

»Welche?«

»Schnellfüßigkeit, Muth und einen langen Athem.«

»An welchen Zeichen erkennst Du dies?«

»Die Haare wirbeln sich an der Croupe: das zeigt, daß er schnellfüßig ist; sie wirbeln sich am Beginn der Mähne: das zeigt, daß er einen langen Athem hat, und sie wirbeln sich ihm in der Mitte der Stirne: das zeigt,

daß er einen feurigen, stolzen Muth besitzt. Er läßt seinen Reiter nie im Stich und trägt ihn durch tausend Feinde. Hast Du einmal ein solches Pferd besessen?«

»Ja.«

»Ah! So bist Du ein sehr reicher Mann.«

»Es kostete mich nichts – es war ein Mustang.«

»Was ist ein Mustang?«

»Ein wildes Pferd, welches man sich erst einfangen und zähmen muß.«

»Würdest Du diesen Rapphengst kaufen, wenn ich wollte und wenn Du könntest?«

»Ich würde ihn auf der Stelle kaufen.«

»Du kannst ihn Dir verdienen!«

»Ah! Unmöglich!«

»Ja. Du kannst ihn zum Geschenk erhalten.«

»Unter welcher Bedingung?«

»Wenn Du uns sichere Kundschaft bringst, wo die Obeide, Abu Hammed und Dschowari sich vereinigen werden.«

Beinahe hätte ich ein »Juchhei!« hinausgejubelt. Der Preis war hoch, aber das Roß war noch mehr werth. Ich besann mich nicht lange.

»Bis wann verlangst Du diese Nachricht?«

»Bis Du sie bringen kannst.«

»Und wann erhalte ich das Pferd?«

»Wenn Du zurückgekehrt bist.«

»Du hast recht; ich kann es nicht eher verlangen; aber dann kann ich Deinen Auftrag auch nicht ausführen.«

»Warum?«

»Weil vielleicht Alles darauf ankommt, daß ich ein Pferd reite, auf welches ich mich in jeder Beziehung verlassen kann.«

Er blickte zu Boden.

»Weißt Du, daß bei einem solchen Vorhaben der Hengst sehr leicht verloren gehen kann?«

»Ich weiß es; es kommt auch auf den Reiter an. Aber wenn ich ein solches Pferd unter mir habe, so wüßte ich keinen Menschen, der mich oder das Thier fangen könnte.«

»Reitest Du so gut?«

»Ich reite nicht so wie Ihr; ich müßte das Pferd eines Schammar erst an mich gewöhnen.«

»So sind wir Dir überlegen!«

»Überlegen? Seid Ihr gute Schützen?«

»Wir schießen im Galopp die Taube vom Zelte.«

»Gut. Leihe mir den Hengst und schicke zehn Krieger hinter mir her. Ich werde mich nicht auf tausend Lanzenlängen von Deinem Lager entfernen und gebe ihnen die Erlaubniß, auf mich zu schießen, so oft es ihnen beliebt. Sie werden mich nicht fangen und auch nicht treffen.«

»Du sprichst im Scherze, Emir!«

»Ich rede im Ernste.«

»Und wenn ich Dich beim Wort nehme?«

»Gut!«

Die Augen der Araber leuchteten vor Vergnügen. Gewiß war ein jeder von ihnen ein vortrefflicher Reiter; sie brannten vor Verlangen, daß der Scheik auf mein Anerbieten eingehen werde.

Dieser aber blickte sehr unschlüssig vor sich nieder.

»Ich weiß, welcher Gedanke Dein Herz bewegt, o Scheik,« sagte ich ihm. »Sieh mich an! Trennt ein Mann sich von solchen Waffen, wie ich sie trage?«

»Nie!«

Ich entledigte mich derselben und legte sie vor ihm nieder.

»Sieh, hier lege ich sie Dir zu Füßen, als Pfand, daß ich nicht gekommen bin, Dir den Hengst zu rauben; und wenn dies noch nicht genug ist, so sei mein Wort und auch hier mein Freund Dir Pfand.«

Jetzt lächelte er beruhigt.

»Es sei, also zehn Mann?«

»Ja, auch Zwölf oder Fünfzehn.«

»Die auf Dich schießen dürfen?«

»Ja. Wenn ich erschossen werde, wird sie kein Vorwurf treffen. Wähle Deine besten Reiter und Schützen aus!«

»Du bist tollkühn, Emir!«

»Das glaubst Du nur.«

»Sie haben sich nur hinter Dir zu halten?«

»Sie können reiten, wie und wohin sie wollen, um mich zu fangen oder mit ihrer Kugel zu treffen.«

»Allah kerihm, so bist Du bereits jetzt schon ein toter Mann!«

»Aber sobald ich hier an diesem Orte halten bleibe, ist das Spiel zu Ende!«

»Wohl, Du willst es nicht anders. Ich werde meine Stute reiten, um Alles sehen zu können.«

»Erlaube mir zuvor, den Hengst zu probieren!«

»Thue es!«

Ich saß auf, und während der Scheik diejenigen bestimmte, welche mich fangen sollten, merkte ich, daß ich mich auf den Hengst ganz und gar verlassen konnte. Dann sprang ich wieder ab und entfernte den Sattel. Das stolze Thier merkte, daß etwas Ungewöhnliches im Gange sei; seine Augen funkelten, seine Mähne hob sich, und seine Füßchen gingen wie die Füße einer Tänzerin, welche versuchen will, ob das Parkett des Saales ›wichtig‹ genug zum Contre sei. Ich schlang ihm einen Riemen um den Hals und knüpfte eine Schlinge an die eine Seite des fest angezogenen Bauchgurtes.

»Du entfernst den Sattel?« frug der Scheik. »Wozu diese Riemen?«

»Das wirst Du sehr bald sehen. Hast Du die Wahl unter Deinen Kriegern getroffen?«

»Ja; hier sind Zehn!«

Sie saßen bereits auf ihren Pferden; ebenso stiegen alle Araber auf, welche sich in der Nähe befanden.

»So mag es beginnen. Seht Ihr das einzelne Zelt, sechshundert Schritte von hier?«

»Wir sehen es.«

»Sobald ich es erreicht habe, könnt Ihr auf mich schießen; auch sollt Ihr mir gar keinen Vorsprung lassen. Vorwärts!«

Ich sprang auf – der Hengst schoß wie ein Pfeil davon. Die Araber folgten ihm hart auf den Hufen. Es war ein Prachtpferd. Noch hatte ich die Hälfte der angegebenen Entfernung nicht zurückgelegt, als der vorderste Verfolger bereits um fünfzig Schritte zurückgeblieben war.

Jetzt bog ich mich nieder, um den Arm in den Halsriemen und das Bein in die Schlinge zu stecken. Kurz vor dem angegebenen Zelte blickte ich mich um; alle Zehn hielten ihre langen Flinten oder ihre Pistolen schußfertig. Jetzt warf ich das Pferd in einem rechten Winkel herum. Einer der Verfolger parierte sein Pferd mit jener Sicherheit, wie es nur ein Araber zu Stande bringt; es stand, als sei es aus Erz gegossen. Er hob die Flinte empor; der Schuß krachte.

»Allah il Allah, ia Allah, Wallah, Tallah!« rief es.

Sie glaubten, ich sei getroffen, denn ich war nicht mehr zu sehen. Ich hatte mich nach Art der Indianer vom Pferde geworfen und hing nun mittels des Riemens und der Schlinge an derjenigen Seite desselben, welche den Verfolgern abgewendet war. Ein Blick unter dem Halse des Rappen hindurch überzeugte mich,

daß Niemand mehr ziele, und sofort richtete ich mich wieder im Sattel empor, drückte das Pferd wieder nach rechts hinüber und jagte weiter.

»Allah akbar, Maschallah, Allah il Allah!« brauste es hinter mir. Die guten Leute konnten sich die Sache noch nicht erklären.

Sie vermehrten ihre Schnelligkeit und hoben ihre Flinten wieder empor. Ich zog den Rappen nach links, warf mich wieder ab und ritt in einem spitzen Winkel an ihrer Flanke vorüber. Sie konnten nicht schießen, wenn sie nicht das Pferd treffen wollten. Trotzdem die Jagd gefährlich aussah, war sie bei der Vortrefflichkeit meines Pferdes doch nur wie das Kinderhaschen, welches ich Indianern gegenüber allerdings nicht hätte wagen dürfen. Wir jagten einigemal um das außerordentlich ausgedehnte Lager herum; dann galoppierte ich, immer an der Seite des Pferdes hangend, mitten zwischen den Verfolgern hindurch, nach dem Orte, an welchem der Ritt begonnen hatte.

Als ich abstieg, zeigte der Rappe nicht eine Spur von Schweiß oder Schaum. Er war wirklich kaum mit Geld zu bezahlen. Nach und nach kamen auch die Verfolger an. Es waren im ganzen fünf Schüsse auf mich gefallen, natürlich aber hatte keiner getroffen. Der alte Scheik faßte mich bei der Hand.

»Hamdulillah! Preis sei Allah, daß Du nicht verwundet bist! Ich habe Angst um Dich gehabt. Es gibt im

ganzen Stamm El Schammar keinen solchen Reiter, wie Du bist!«

»Du irrst. Es gibt in Deinem Stamme sehr viele, welche besser reiten als ich, viel besser; aber sie haben es nicht gewußt, daß sich der Reiter hinter seinem Pferde verbergen kann. Wenn ich von keiner Kugel und von keinem Manne erreicht wurde, so habe ich es nicht mir, sondern diesem Pferde zu danken. Aber, erlaubst Du vielleicht, daß wir das Spiel einmal verändern?«

»Wie?«

»Es soll so bleiben, wie vorhin, nur mit dem Unterschiede, daß ich auch ein Gewehr zu mir nehmen und auf diese zehn Männer schießen kann.«

»Allah kerihm, Allah ist gnädig; er verhüte ein solches Unglück, denn Du würdest sie Alle vom Pferde schießen!«

»So glaubst Du nun wohl, daß ich mich weder vor den Obeide noch vor den Abu Hammed und den Dschowari fürchte, wenn ich diesen Hengst unter mir habe?«

»Emir, ich glaube es.« – Er rang sichtlich mit einem Entschlusse, dann aber setzte er hinzu: »Du bist Had-schi Kara Ben Nemsi, der Freund meines Freundes Malek, und ich vertraue Dir. Nimm den Hengst und reite gegen Morgen. Bringst Du mir keine Botschaft, so bleibt er mein; bringst Du mir aber genügende Kunde, so ist er Dein. Dann werde ich Dir auch sein Geheimniß sagen.«

»Jedes arabische Pferd nämlich hat, wenn es besser als mittelmäßig ist, sein Geheimniß: das heißt: es ist auf ein gewisses Zeichen eingeübt, auf welches es den höchsten Grad seiner Schnelligkeit entwickelt und dieselbe nicht eher mindert, als bis es entweder zusammenbricht oder von seinem Reiter angehalten wird. Dieser Reiter verräth das geheime Zeichen selbst seinem Freunde, seinem Vater oder Bruder, seinem Sohne und seinem Weibe nicht und wendet es erst dann an, wenn er sich in der allergrößten Todesgefahr befindet.«

»Erst dann?« antwortete ich. »Kann nicht der Fall eintreten, daß nur das Geheimniß mich und das Pferd zu retten vermag?«

»Du hast recht; aber Du bist noch nicht der Besitzer des Rappen.«

»Ich werde es!« rief ich zuversichtlich. »Und sollte ich es nicht werden, so wird das Geheimniß in mir vergraben sein, daß keine Seele es erfahren kann.«

»So komm!«

Er führte mich auf die Seite und flüsterte mir zu:

»Wenn der Rappe fliegen soll, wie der Falke in den Lüften, so lege ihm die Hand leicht zwischen die Ohren und rufe laut das Wort ›Rih!‹«

»Rih, das heißt Wind.«

»Ja, Rih, das ist der Name des Pferdes, denn es ist noch schneller als der Wind; es ist so schnell wie der Sturm.«

»Ich danke Dir, Scheik. Ich werde Deine Botschaft so gut ausführen, als ob ich ein Sohn der Haddediñ oder als ob ich Du selbst wäre. Wann soll ich reiten?«

»Morgen mit Anbruch des Tages, wenn es Dir beliebt.«

»Welche Datteln nehme ich mit für den Rappen?«

»Er frißt nur Balahat. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie ein so kostbares Pferd zu behandeln ist?«

»Nein.«

»Schlafe heute auf seinem Leibe und sage ihm die hundertste Sure, welche von den schnelleilenden Rossen handelt, in die Nüstern, so wird es Dich lieben und Dir gehorchen bis zum letzten Athemzuge. Kennst Du diese Sure?«

»Ja.«

»Sage sie her!«

Er war wirklich sehr besorgt um mich und sein Pferd. Ich gehorchte seinem Willen:

»Im Namen Allah's, des Allbarmherzigen! Bei den schnelleilenden Rossen mit lärmendem Schnauben, und bei denen, welche stampfend Feuerfunken sprühen, und bei denen, die wetteifernd des Morgens früh auf den Feind einstürmen, die den Staub aufjagen und die feindlichen Schaaren durchbrechen, wahrlich, der Mensch ist undankbar gegen seinen Herrn, und er selbst muß solches bezeugen. Zu unmäßig hängt er der Liebe zu irdischen Gütern an. Weiß er denn nicht, daß dann, wenn Alles herausgenommen ist, was in den

Gräbern liegt, und an das Licht gebracht wird, was in des Menschen Brust verborgen war, daß dann an diesem Tage der Herr sie vollkommen kennt?«

»Ja, Du kannst diese Sure. Ich habe sie dem Rappen tausendmal des Nachts vorgesagt; thue dasselbe, und er wird merken, daß Du sein Herr geworden bist. Jetzt aber komm in das Zelt zurück!«

Der Engländer war bisher ein stiller Zuschauer gewesen; nun trat er an meine Seite.

»Warum auf Euch geschossen?«

»Ich wollte ihnen etwas zeigen, was sie noch nicht kennen.«

»Ah, schön, Prachtpferd!«

»Wißt Ihr, Sir, wem es gehört?«

»Dem Scheik!«

»Nein.«

»Wem sonst?«

»Mir.«

»Pah!«

»Mir; wirklich!«

»Sir, mein Name ist David Lindsay, und ich lasse mir nichts weis machen; merkt Euch das!«

»Gut, so behalte ich alles Andere für mich!«

»Was?«

»Daß ich Euch morgen früh verlasse.«

»Warum?«

»Um auf Kundschaft auszureiten. Von der Feindseligkeit wißt Ihr bereits. Ich soll zu erkunden suchen,

wann und wo die feindlichen Stämme zusammentreffen, und dafür bekomme ich, wenn es mir gelingt, eben diesen Rappen geschenkt.«

»Glückskind! Werde mitreiten, mithorchen, mitkundschaftern!«

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Ihr könnt mir nichts nützen, sondern nur schaden. Eure Kleidung – – –«

»Pah, ziehe mich als Araber an!«

»Ohne ein Wort Arabisch zu verstehen!«

»Richtig! Wie lange ausbleiben?«

»Weiß noch nicht. Einige Tage. Ich muß weit über den kleinen Zab hinunter, und der ist ziemlich weit von hier.«

»Böser Weg! Schlechtes Volk von Arabern!«

»Werde mich in Acht nehmen.«

»Werde dableiben, wenn mir einen Gefallen thun.«

»Welchen?«

»Nicht bloß nach Beduinen forschen.«

»Nach wem sonst noch?«

»Nach schönen Ruinen. Muß nachgraben, Fowlingbull finden, nach London in's Museum schicken!«

»Werde es thun, verlaßt Euch darauf!«

»Well! Fertig; eintreten!«

Wir nahmen unsere früheren Plätze im Zelte ein und verbrachten den Rest des Tages mit allerlei Erzählungen, wie sie der Araber liebt. Am Abend wurde Musik

gemacht und gesungen, wobei es nur zwei Instrumente gab: die Rubabah, eine Art Cither mit nur einer Saite, und die Tabl, eine kleine Pauke, welche aber doch im Verhältniß zu den leisen, einförmigen Tönen der Rubabah einen ganz entsetzlichen Lärm machte. Dann wurde das Nachtgebet gesprochen, und wir gingen zur Ruhe.

Der Engländer schlief in dem Zelte des Scheik, ich aber ging zu dem Hengste, welcher auf der Erde lag, und nahm Platz zwischen seinen Füßen. Habe ich ihm die hundertste Sure wirklich in die Nüstern gesagt? Versteht sich! Dabei hat mich nicht etwa der Aberglaube gelehrt, bewahre! Das Pferd war an diesen Vorgang gewöhnt; wir wurden also durch denselben schnell vertraut mit einander, und indem ich beim Recitiren der Worte hart an seinen Nüstern athmete, lernte es, wie man sich auszudrücken pflegt, die Witterung seines neuen Gebieters kennen. Ich lag zwischen seinen Füßen, wie ein Kind zwischen den Beinen eines treuen, verständigen Neufundländers. Als der Tag eben graute, öffnete sich das Zelt des Scheik, und der Engländer trat heraus.

»Geschlafen, Sir?« frug er.

»Ja.«

»Ich nicht.«

»Warum?«

»Sehr lebendig im Zelte.«

»Die Schläfer?«

»Nein.«

»Wer sonst?«

»Die Fleas, Lice und Gnats!«

Wer englisch versteht, weiß, wen oder was er meinte; ich mußte lachen.

»An solche Dinge werdet Ihr Euch bald gewöhnen, Sir Lindsay!«

»Nie. Konnte auch nicht schlafen, weil ich an Euch dachte.«

»Warum?«

»Konntet fortreiten, ohne mich noch zu sprechen.«

»Ich hätte auf jeden Fall Abschied von Euch genommen.«

»Wäre vielleicht zu spät gewesen.«

»Warum?«

»Habe Euch viel zu fragen.«

»So fragt einmal zu!«

Ich hatte ihm schon im Laufe des verflossenen Abends allerlei Auskunft ertheilen müssen; jetzt zog er sein Notizbuch hervor.

»Werde mich führen lassen an Ruinen. Muß Arabisch reden. Mir sagen Verschiedenes. Was heißt Freund?«

»Aschab.«

»Feind?«

»Kiman.«

»Muß bezahlen. Was heißt Dollar?«

»Rijahl fransch.«

»Was heißt Geldbeutel?«

»Surrah.«

»Werde Steine graben. Was heißt Stein?«

»Hadschar und auch Hadschr oder Chadschr.«

So frug er mich nach einigen hundert Wörtern, die er sich alle notierte. Dann wurde es im Lager rege, und ich mußte in das Zelt des Scheik kommen, um das Sahur, das Frühstück, einzunehmen.

Dabei wurde noch vieles berathen; dann nahm ich Abschied, stieg zu Pferde und verließ den Ort, an den ich vielleicht nimmer zurückkehren sollte.

Ich hatte mir vorgenommen, zunächst den südlichsten Stamm, die Dschowari, aufzusuchen. Der beste Weg zu ihnen wäre gewesen, dem Thatharflusse zu folgen, der fast stets parallel mit dem Tigris fließt; leider aber war sehr zu vermuthen, daß just an seinen Ufern die Obeide ihre Heerden weideten, und so hielt ich mich weiter westlich. Ich hatte mich so einzurichten, daß ich etwa eine Meile oberhalb Tekrit den Tigris erreichte; dann traf ich sicher auf den gesuchten Stamm.

Mit Proviant war ich reichlich versehen; Wasser brauchte ich für mein Pferd nicht, da der Pflanzenwuchs im vollen Saft stand. Und so hatte ich weiter keine Sorge, als die Richtung beizubehalten und jede feindliche Begegnung zu vermeiden. Für das Erstere hatte ich den Ortssinn, die Sonne und den Compaß, und für das Letztere das Fernrohr, mit dessen Hilfe ich Alles erkennen konnte, bevor ich selbst gesehen wurde.

Der Tag verging ohne irgend ein Abenteuer, und am Abend legte ich mich hinter einem einsamen Felsen zur Ruhe. Bevor ich einschlief, kam mir der Gedanke, ob es nicht vielleicht besser sei, ganz bis Tekrit zu reiten, da ich dort ja ohne Aufsehen Vieles erfahren konnte, was mir zu wissen nothwendig war. Es war dies ein sehr überflüssiges Überlegen, wie ich am andern Morgen sehen sollte. Ich hatte nämlich sehr fest geschlafen und erwachte durch das warnende Schnauben meines Pferdes. Als ich aufblickte, sah ich fünf Reiter von Norden her grade auf die Stelle zukommen, an welcher ich mich befand. Sie waren so nahe, daß sie mich bereits gesehen hatten. Flucht lag nicht in meinem Sinne, obgleich mich der Rappe wohl schnell davongetragen hätte. Ich erhob mich also, saß auf, um für Alles gerüstet zu sein, und nahm den Stutzen nachlässig zur Hand.

Sie kamen im Galopp herbei und parirten ihre Pferde einige Schritte vor mir. Da in ihren Mienen nicht die geringste Feindseligkeit zu finden war, konnte ich mich einstweilen beruhigen.

»Sallam aaleikum!« grüßte mich der Eine.

»Aaleikum!« antwortete ich.

»Du hast hier diese Nacht geschlafen?«

»So ist es.«

»Hast Du kein Zelt, unter welchem Du Dein Haupt zur Ruhe legen könntest?«

»Nein. Allah hat seine Gaben verschieden ausgetheilt. Dem Einen gibt er ein Dach von Filz und dem Andern den Himmel zur Decke.«

»Du aber könntest ein Zelt besitzen; hast Du doch ein Pferd, welches mehr werth ist, als hundert Zelte.«

»Es ist mein einziges Besitzthum.«

»Verkaufst Du es?«

»Nein.«

»Du mußt zu einem Stamme gehören, der nicht weit von hier sein Lager hat.«

»Warum?«

»Dein Hengst ist frisch.«

»Und dennoch wohnt mein Stamm viele, viele Tagreisen von hier, weit, weit noch hinter den heiligen Städten im Westen.«

»Wie heißt Dein Stamm?«

»Uëlad German.«

»Ja, da drüben im Moghreb sagt man meist Uëlad statt Beni oder Abu. Warum entfernst Du Dich so weit von Deinem Lande?«

»Ich habe Mekka gesehen und will nun auch noch die Duars und Städte sehen, welche gegen Persien liegen, damit ich den Meinen viel erzählen kann, wenn ich heimkehre.«

»Wohin geht zunächst Dein Weg?«

»Immer nach Aufgang der Sonne, wohin mich Allah führt.«

»So kannst Du mit uns reiten.«

»Wo ist Euer Ziel?«

»Oberhalb der Kernina-Klippen, wo unsere Heerden am Ufer und auf den Inseln des Tigris weiden.«

Hm! Sollten diese Leute etwa gar Dschowari sein? Sie hatten mich gefragt: es war also nicht unhöflich, wenn auch ich mich erkundigte.

»Welchem Stamme gehören diese Heerden?«

»Dem Stamme Abu Mohammed.«

»Sind noch andere Stämme in der Nähe?«

»Ja. Abwärts die Alabeiden, welche dem Scheik von Kernina Tribut bezahlen, und aufwärts die Dschowari.«

»Wem bezahlen diese den Tribut?«

»Man hört es, daß Du aus fernen Landen kommst. Die Dschowari zahlen nicht, sondern sie nehmen sich Tribut. Es sind Diebe und Räuber, vor denen unsere Heerden keinen Augenblick sicher sind. Komm mit uns, wenn Du gegen sie kämpfen willst!«

»Ihr kämpft mit ihnen?«

»Ja. Wir haben uns mit den Alabeiden verbunden. Willst Du Thaten thun, so kannst Du es bei uns lernen. Aber warum schläfst Du hier am Hügel des Löwen?«

»Ich kenne diesen Ort nicht. Ich war müde und habe mich zur Ruhe gelegt.«

»Allah kerihm, Gott ist gnädig; Du bist ein Liebling Allah's, sonst hätte Dich der Würger der Heerden zerissen. Kein Araber möchte hier eine Stunde ruhen, denn an diesem Felsen halten die Löwen ihre Zusammenkünfte.«

»Es gibt hier am Tigris Löwen?«

»Ja, am unteren Laufe des Stromes; weiter oben aber findest Du nur den Leopard. Willst Du mit uns reiten?«

»Wenn ich Euer Gast sein soll.«

»Du bist es. Nimm unsere Hand und laß uns Datteln tauschen!«

Wir legten die flachen Hände in einander, und dann bekam ich von Jedem eine Dattel, die ich aß, während ich fünf andere dafür gab, welche auch aus freier Hand verzehrt wurden. Dann schlugen wir die Richtung nach Südosten ein. Einige Zeit später passirten wir den That-har, und die ebene Gegend wurde nach und nach bergiger.

Ich lernte in meinen Begleitern fünf ehrliche Nomaden kennen, in deren Herzen kein Falsch zu finden war. Sie hatten zur Feier einer Hochzeit einen befreundeten Stamm besucht und kehrten nun zurück voll Freude über die Festlichkeiten und Gelage, denen sie beige-wohnt hatten.

Das Terrain hob sich mehr und mehr, bis es sich plötzlich wieder senkte. Zur Rechten wurden in weiter Ferne die Ruinen von Alt-Tekrit sichtbar, zur Linken, auch weit entfernt, der Dschebel Kernina, und vor uns breitete sich das Tal des Tigris aus. In einer halben Stunde war der Strom erreicht. Er hatte hier die Breite von wohl einer englischen Meile, und seine Wasser

wurden von einer großen, langgestreckten, grün bewachsenen Insel getheilt, auf welcher ich mehrere Zelte erblickte.

»Du gehst mit hinüber? Du wirst unserem Scheik willkommen sein!«

»Wie kommen wir hinüber?«

»Das wirst Du gleich sehen, denn wir sind bereits bemerkt worden. Komm weiter aufwärts, wo das Kellek landet.«

Ein Kellek ist ein Floß, welches gewöhnlich zweimal so lang als breit ist. Es besteht aus aufgeblasenen Ziegenfellen, welche durch Querhölzer befestigt sind, über welche Balken oder Bretter gelegt werden, auf denen sich die Last befindet. Das einzige Bindemittel besteht aus Weiden. Regiert wird so ein Floß durch zwei Ruder, deren Riemen aus gespaltenen und wieder zusammengebundenen Bambusstücken gefertigt sind. Ein solches Floß stieß drüben von der Insel ab. Es war so groß, daß es mehr als sechs Reiter tragen konnte, und brachte uns wohlbehalten hinüber.

Wir wurden von einer Menge von Kindern, einigen Hunden und einem alten, ehrwürdig aussehenden Araber bewillkommt, welcher der Vater eines meiner Gefährten war.

»Erlaube, daß ich Dich zum Scheik führe,« sagte der bisherige Wortführer.

Auf unserem Wege gesellten sich mehrere Männer zu uns, die sich aber bescheiden hinter uns hielten und

mich durch keine Frage belästigten. Ihre Blicke hingen voll Bewunderung an meinem Pferde. Der Weg ging nicht weit. Er endete vor einer ziemlich geräumigen Hütte, welche aus Weidenstämmen gefertigt, mit Bambus gedeckt und von innen mit Matten bekleidet war. Als wir eintraten, erhob sich ein stark und kräftig gebauter Mann von dem Teppiche, auf dem er gesessen hatte. Er war beschäftigt gewesen, sein Scharay<sup>1</sup> auf einem Steine zu schärfen.

»Sallam aaleikum!« grüßte ich.

»Aaleïk!« antwortete er, indem er mich scharf musterte.

»Erlaube mir, o Scheik, Dir diesen Mann zu bringen,« bat mein Begleiter. »Er ist ein vornehmer Krieger, so daß ich ihm mein Zelt nicht anzubieten wage.«

»Wen Du bringst, der ist mir willkommen,« lautete die Antwort.

Der Andere entfernte sich, und der Scheik reichte mir die Hand.

»Setze Dich, o Fremdling. Du bist müde und hungrig, Du sollst ruhen und essen; erlaube aber zuvor, daß ich nach Deinem Pferde sehe!«

Das war ganz das Verhalten eines Arabers: erst das Pferd und dann der Mann. Als er wieder eintrat, sah ich es ihm sofort an, daß ihm der Anblick des Rappen Achtung für mich eingeflößt hatte.

---

<sup>1</sup>Scharfes afghanisches Messer.

»Du hast ein edles Thier, Maschallah; möge es Dir erhalten bleiben! Ich kenne es.«

Ah, das war allerdings schlimm! Vielleicht aber auch nicht!

»Woher kennst Du es?«

»Es ist das beste Roß der Haddedihi.«

»Auch die Haddedihi kennst Du?«

»Ich kenne alle Stämme. Aber Dich kenne ich nicht.«

»Kennst Du den Scheik der Haddedihi?«

»Mohammed Emin?«

»Ja. Von ihm komme ich.«

»Wohin willst Du?«

»Zu Dir.«

»Er hat Dich zu mir gesandt?«

»Nein, und dennoch komme ich als sein Bote zu Dir.«

»Ruhe Dich erst aus, bevor Du erzählst.«

»Ich bin nicht müde, und was ich Dir zu sagen habe, ist so wichtig, daß ich es gleich sagen möchte.«

»So sprich!«

»Ich höre, daß die Dschowari Deine Feinde sind.«

»Sie sind es,« antwortete er mit finsterer Miene.

»Sie sind auch die meinigen; sie sind auch die Feinde der Haddedihi.«

»Ich weiß es.«

»Weißt Du auch, daß sie sich mit den Abu Hammed und Obeide verbunden haben, die Haddedihi in ihren Weidegründen anzugreifen?«

»Ich weiß es.«

»Ich höre, daß Du Dich mit den Alabeiden vereinigt hast, sie zu strafen?«

»Ja.«

»So komme ich zu Dir, um das Nähere mit Dir zu besprechen.«

»So sage ich nochmals: sei mir willkommen! Du wirst Dich erquicken und uns nicht eher verlassen, als bis ich meine Ältesten zusammengerufen habe.«

Nach kaum einer Stunde saßen acht Männer um mich herum und rissen große Fetzen Fleisches von dem Hammel, welcher aufgetragen worden war. Diese acht Männer waren die Ältesten der Abu Mohammed. Ich erzählte ihnen offen, wie ich zu den Haddedihn gekommen und der Bote ihres Scheik geworden war.

»Was willst Du uns für Vorschläge machen?« frug der Scheik.

»Keine. Über Eure Häupter sind mehr Jahre gezogen, als über mein Haupt. Es ziemt dem Jüngeren nicht, dem Alten die Wege vorzuschreiben.«

»Du sprichst die Sprache der Weisen. Dein Haupt ist noch jung, aber Dein Verstand ist alt, sonst hätte Mohammed Emin Dich nicht zu seinem Gesandten gemacht. Rede! Wir werden hören und dann entscheiden.«

»Wie viel Krieger zählt Dein Stamm?«

»Neunhundert.«

»Und die Alabeide?«

»Achthundert.«

»Das sind siebzehnhundert. Genau halb so viel, als die Feinde zusammen zählen.«

»Wie viele Krieger haben die Haddedihi?«

»Elf hundert. Doch auf die Zahl kommt es oftmals weniger an. Wißt Ihr vielleicht, wann die Dschowari sich mit den Abu Hammed vereinigen wollen?«

»Am Tage nach dem nächsten Jaum el Dschema.«<sup>1</sup>

»Weißt Du das genau?«

»Wir haben einen treuen Verbündeten unter den Dschowari.«

»Und wo soll diese Vereinigung geschehen?«

»Bei den Ruinen von Khan Kernina.«

»Und dann?«

»Dann werden sich diese beiden Stämme mit den Obeide vereinigen.«

»Wo?«

»Zwischen dem Wirbel Kelab und dem Ende der Kanuzaberge.«

»Wann?«

»Am dritten Tage nach dem Versammlungstag.«

»Du bist außerordentlich gut unterrichtet. Wohin werden sie sich nachher wenden?«

»Grad nach den Weideplätzen der Haddedihi.«

»Was wolltet Ihr thun?«

»Wir wollten die Zelte überfallen, in denen sie ihre Frauen und Kinder zurücklassen, und dann ihre Heerden wegführen.«

---

<sup>1</sup>Tag der Versammlung = Freitag.

»Würde dies klug sein?«

»Wir nehmen uns das wieder, was uns geraubt wurde.«

»Ganz richtig. Aber die Haddedihn sind elfhundert, die Feinde aber dreitausend Krieger. Sie hätten gesiegt, wären als Sieger zurückgekehrt und Euch nachgejagt, um Euch mit dem Raube auch Eure jetzige Habe wegzunehmen. Wenn ich Unrecht habe, so sagt es.«

»Du hast Recht. Wir dachten, die Haddedihn würden durch andere Stämme der Schammar verstärkt werden.«

»Diese Stämme werden vom Gouverneur von Mossul angegriffen.«

»Was räthst Du uns? Würde es nicht am besten sein, die Feinde einzeln zu vernichten?«

»Ihr würdet einen Stamm besiegen, und die andern beiden aufmerksam machen. Sie müssen kurz nach ihrer Vereinigung, also bei dem Wirbel El Kelab angegriffen werden. Wenn es Euch recht ist, wird Mohammed Emin am dritten Tage nach dem Jaum el Dschema mit seinen Kriegern von den Kanuzabergen herabsteigen und sich auf die Feinde werfen, während Ihr sie von Süden angreift und sie somit in den Strudel Kelab getrieben werden.«

Dieser Plan wurde nach längerer Berathung angenommen und dann noch auf das Eingehendste besprochen. Darüber war ein großer Theil des Nachmittags vergangen, und der Abend rückte heran, so daß ich

mich veranlaßt sah, für die Nacht noch zu bleiben. Am andern Morgen aber wurde ich bei Zeiten wieder an das Ufer gesetzt und ritt denselben Weg zurück, den ich gekommen war.

Meine Aufgabe, die ein so schwieriges Aussehen gehabt hatte, war auf eine so leichte und einfache Weise gelöst worden, daß ich mich fast schämen mußte, es zu erzählen. Der Rappe durfte nicht so billig verdient werden. Was konnte ich aber noch thun? Ja, war es nicht vielleicht besser, den Kampfplatz vorher ein wenig zu studiren? Diesen Gedanken wurde ich nicht wieder los. Ich setzte also gar nicht über den Thathar zurück, sondern ritt an seinem linken Ufer nach Norden hinauf, um die Kanuzaberge zu erreichen. Erst als der Nachmittag beinahe zur Hälfte verflossen war, kam mir der Gedanke, ob nicht das Wadi Dschehennem, wo ich mit dem Engländer die Pferdediebe getroffen hatte, ein Theil dieser Kanuzaberge sei. Ich wußte diese Frage nicht zu beantworten, setzte meinen Weg fort und hielt mich später mehr nach rechts, um in die Nähe des Dschebel Hamrin zu kommen.

Die Sonne war beinahe bis zum Horizont niedergesunken, als ich zwei Reiter bemerkte, welche am westlichen Gesichtskreise erschienen und mit großer Schnelligkeit näher kamen. Als sie mich sahen, hielten sie einen Augenblick an, kamen aber dann auf mich zu. Sollte ich fliehen? Vor Zweien? Nein! Ich parirte also mein Pferd und erwartete sie.

Es waren zwei Männer, welche in dem rüstigsten Alter standen. Sie hielten vor mir an.

»Wer bist Du?« frug der Eine mit einem lüsternen Blick auf den Rappen.

So eine Anrede war mir unter Arabern noch nicht vorgekommen.

»Ein Fremdling,« antwortete ich kurz.

»Woher kommst Du?«

»Von Westen, wie Ihr seht.«

»Wohin willst Du?«

»Wohin das Kismet mich führt.«

»Komm mit uns. Du sollst unser Gast sein.«

»Ich danke Dir. Ich habe bereits einen Gastfreund, der für ein Lager sorgt.«

»Wen?«

»Allah. Lebt wohl!«

Ich war zu sorglos gewesen, denn noch hatte ich mich nicht abgewandt, so langte der Eine in den Gürtel, und im nächsten Augenblick flog mir seine Wurfkeule so an den Kopf, daß ich sofort vom Pferde glitt. Zwar dauerte die Betäubung nicht lange, aber die Räuber hatten mich doch unterdessen binden können.

»Sallam aaleikum,« grüßte jetzt der eine. »Wir waren vorhin nicht höflich genug, und daher war Dir unsere Gastfreundschaft nicht angenehm. Wer bist Du?«

Ich antwortete natürlich nicht.

»Wer Du bist?«

Ich schwieg, trotzdem er seine Frage mit einem Fußtritt begleitete.

»Laß ihn,« meinte der Andere. »Allah wird Wunder thun und ihm den Mund öffnen. Soll er reiten oder gehen?«

»Gehen!«

Sie lockerten mir die Riemen um die Beine und banden mich an den Steigbügel des einen Pferdes. Dann nahmen sie meinen Rappen beim Zügel und – fort ging es, scharf nach Osten. Ich war trotz meines guten Pferdes ein Gefangener. Der Mensch ist oft ein sehr übermütiges Geschöpf!

Das Terrain erhob sich nach und nach. Wir kamen zwischen Bergen hindurch, und endlich sah ich aus einem Thale mehrere Feuer uns entgegenleuchten. Es war nämlich mittlerweile Nacht geworden. Wir lenkten in dies Thal ein, kamen an mehreren Zelten vorüber und hielten endlich vor einem derselben, aus welchem in diesem Augenblick ein junger Mann trat. Er sah mich und ich ihn – wir erkannten einander.

»Allah il Allah! Wer ist dieser Gefangene?« frug er.

»Wir fingen ihn draußen in der Ebene. Er ist ein Fremder, der uns keine Thar<sup>1</sup> bringen wird. Sieh dieses Thier an, welches er ritt!«

Der Angeredete trat zu dem Rappen und rief erstaunt:

---

<sup>1</sup>Blutrache.

»Allah akbar, das ist ja der Rappe von Mohammed Emin, dem Haddedihi! Führt diesen Menschen hinein zu meinem Vater, dem Scheik, daß er verhört werde. Ich rufe die Andern zusammen.«

»Was thun wir mit dem Pferde?«

»Es bleibt vor dem Zelte des Scheik.«

»Und seine Waffen?«

»Werden in das Zelt gebracht.«

Eine halbe Stunde später stand ich abermals vor einer Versammlung von – Richtern. Hier konnte mein Schweigen nichts nützen, und ich beschloß daher, zu sprechen.

»Kennst Du mich?« frug der Älteste der Anwesenden.

»Nein.«

»Weißt Du, wo Du Dich befindest?«

»Nein.«

»Kennst Du diesen jungen, tapferen Araber?«

»Ja.«

»Wo hast Du ihn gesehen?«

»Am Dschebel Dschehennem. Er hatte mir vier Pferde gestohlen, welche ich mir wieder holte.«

»Lüge nicht!«

»Wer bist Du, daß Du so zu mir sprichst?«

»Ich bin Zedar Ben Huli, der Scheik der Abu Hammed.«

»Zedar Ben Huli, der Scheik der Pferderäuber!«

»Mensch, schweig! Dieser junge Krieger ist mein Sohn.«

- »Du kannst stolz auf ihn sein, o Scheik!«
- »Schweig, sage ich Dir abermals, sonst wirst Du es bereuen! Wer ist ein Pferderäuber? Du bist es! Wem gehört das Pferd, welches Du geritten hast?«
- »Mir.«
- »Lüge nicht!«
- »Zedar Ben Huli, danke Allah, daß mir die Hände gebunden sind. Wenn das nicht wäre, so würdest Du mich niemals wieder einen Lügner heißen!«
- »Bindet ihn fester!« gebot er.
- »Wer will sich an mir vergreifen, an dem Hadschi, in dessen Tasche sich das Wasser des Zem-Zem befindet!«
- »Ja, ich sehe, Du bist ein Hadschi, denn Du hast das Hamaïl umhängen. Aber hast Du wirklich das Wasser des heiligen Zem-Zem bei Dir?«
- »Ja.«
- »Gib uns davon.«
- »Nein.«
- »Warum nicht?«
- »Ich trage das Wasser nur für Freunde bei mir.«
- »Sind wir Deine Feinde?«
- »Ja.«
- »Nein. Wir haben Dir noch kein Leid gethan. Wir wollen nur das Pferd, welches Du geraubt hast, seinem Eigner wieder bringen.«
- »Der Eigner bin ich.«

»Du bist ein Hadschi mit dem heiligen Zem-Zem, und dennoch sagst Du die Unwahrheit. Ich kenne diesen Hengst ganz genau; er gehört Mohammed Emin, dem Scheik der Haddediñ. Wie kommst Du zu diesem Pferde?«

»Er hat es mir geschenkt.«

»Du lügst! Kein Araber verschenkt ein solches Pferd.«

»Ich sagte Dir bereits, daß Du Allah danken sollst dafür, daß ich gefesselt bin!«

»Warum hat er Dir es geschenkt?«

»Das ist seine Sache und die meinige; Euch aber geht das nichts an!«

»Du bist ein sehr höflicher Hadschi! Du mußt dem Scheik der Haddediñ einen großen Dienst erwiesen haben, da er Dir ein solches Geschenk gibt. Wir wollen Dich nicht weiter darüber fragen. Wann hast Du die Haddediñ verlassen?«

»Vorgestern früh.«

»Wo weiden ihre Heerden?«

»Ich weiß es nicht. Die Heerden des Arabers sind bald hier, bald dort.«

»Könntest Du uns zu ihnen führen?«

»Nein.«

»Auch nicht, wenn wir Dir Deine Waffen und Dein Pferd wieder geben?«

»Nein.«

»Wo warst Du seit vorgestern?«

»Überall.«

»Gut; Du willst nicht antworten, so magst Du sehen, was mit Dir geschieht. Führet ihn fort!«

Ich wurde in ein kleines, niedriges Zelt geschafft und dort angebunden. Zu meiner Rechten und zu meiner Linken kauerte sich je ein Beduine nieder, welche dann später abwechselnd schliefen. Ich hatte geglaubt, die Entscheidung über mein Schicksal noch heute zu vernehmen, sah mich aber getäuscht; denn die Versammlung ging später, wie ich hörte, aus einander, ohne daß mir etwas über ihren Beschluß gesagt worden wäre. Ich schlief ein. Ein unruhiger Traum bemächtigte sich meiner. Ich lag nicht hier in dem Zelte am Tigris, sondern in einer Oase der Sahara. Das Wachtfeuer loderte, der Lagmi<sup>1</sup> kreiste von Hand zu Hand, und die Märchen gingen von Mund zu Mund. Da plötzlich ließ sich jener grollende Donner vernehmen, den Keiner vergessen kann, der ihn einmal gehört hat, der Donner der Löwenstimme. Assad-Bei, der Heerdenwürger, nahte sich, um sein Nachtmahl zu holen. Wieder und näher ertönte seine Stimme – – ich erwachte.

War das ein Traum gewesen? Neben mir lagen die beiden Abu-Hammed-Araber, und ich hörte, wie der Eine die heilige Fatcha betete. Da grollte der Donner zum dritten Male. Es war Wirklichkeit – ein Löwe umschlich das Lager.

»Schlaft Ihr?« frug ich.

»Nein.«

---

<sup>1</sup>Dattelpalmensaft.

»Hört Ihr den Löwen?«

»Ja. Heute ist es das dritte Mal, daß er sich Speise holt.«

»Tödtet ihn!«

»Wer soll ihn tödten, den Mächtigen, den Erhabenen, den Herrn des Todes?«

»Feiglinge! Kommt er auch in das Innere des Lagers?«

»Nein. Sonst ständen die Männer nicht vor ihren Zelten, um seine Stimme vollständig zu hören.«

»Ist der Scheik bei ihnen?«

»Ja.«

»Gehe hinaus zu ihm, und sage ihm, daß ich den Löwen tödten werde, wenn er mir mein Gewehr gibt.«

»Du bist wahnsinnig!«

»Ich bin vollständig bei Sinnen. Geh hinaus!«

»Ist es Dein Ernst?«

»Ja; packe Dich!«

Es hatte sich eine ganz bedeutende Aufregung meiner bemächtigt; ich hätte meine Fessel zersprengen mögen. Nach einigen Minuten kehrte der Mann zurück. Er band mich los.

»Folge mir!« gebot er.

Draußen standen viele Männer, mit den Waffen in der Hand; aber Keiner wagte es, aus dem Schutze der Zelte zu treten.

»Du hast mit mir sprechen wollen. Was willst Du?« frug der Scheik.

»Erlaube mir, diesen Löwen zu erlegen.«

»Du kannst keinen Löwen tödten! Zwanzig von uns reichen nicht aus, ihn zu jagen, und mehrere würden sterben daran.«

»Ich tödte ihn allein; es ist der erste nicht.«

»Sagst Du die Wahrheit?«

»Ich sage sie.«

»Wenn Du ihn erlegen willst, so habe ich nichts dagegen. Allah gibt das Leben und Allah nimmt es wieder; es steht Alles im Buche verzeichnet.«

»So gib mir mein Gewehr!«

»Welches?«

»Das schwere, und mein Messer.«

»Bringt ihm beides,« gebot der Scheik.

Der gute Mann sagte sich jedenfalls, daß ich ein Kind des Todes und er dann unbestrittener Erbe meines Pferdes sei. Mir aber war es um den Löwen, um die Freiheit und um das Pferd zugleich zu thun, und diese Drei konnte ich haben, wenn ich in den Besitz meiner Büchse gelangte.

Sie wurde mir nebst dem Messer gebracht.

»Willst Du mir nicht die Hände frei machen lassen, o Scheik?«

»Du willst wirklich nur den Löwen erschießen?«

»Ja.«

»Beschwöre es. Du bist ein Hadschi; schwöre es bei dem heiligen Zem-Zem, welchen Du in der Tasche hast.«

»Ich schwöre es!«

»Löst ihm die Hände!«

Jetzt war ich frei. Die anderen Waffen lagen im Zelte des Scheik, und vor demselben war der Rappe. Ich hatte keine Besorgniß mehr.

Es war die Stunde, in welcher der Löwe am liebsten um die Heerden schleicht, die Zeit kurz vor dem Morgenrauen. Ich fühlte an meinen Gürtel, ob der Patronenbeutel noch vorhanden sei, dann schritt ich bis zum ersten Zelte vor. Hier blieb ich eine Weile stehen, um mein Auge an die Dunkelheit zu gewöhnen. Vor mir und zu beiden Seiten gewahrte ich einige Kameele und zahlreiche Schafe, die sich zusammengedrängt hatten. Die Hunde, welche sonst des Nachts die Wächter dieser Thiere sind, waren entflohen und hatten sich hinter oder in die Zelte verkrochen.

Ich legte mich auf den Boden nieder und kroch leise und langsam vorwärts. Ich wußte, daß ich den Löwen noch eher riechen würde, als ich ihn bei dieser Dunkelheit zu Gesichte bekommen konnte. Da – – es war als ob der Boden unter mir erbebte – erscholl der Donner dieser Stimme seitwärts von mir, und einige Augenblicke darauf vernahm ich einen dumpfen Schall, wie wenn ein schwerer Körper gegen einen andern prallt – ein leises Stöhnen, ein Knacken und Krachen wie von zermalmt werdenden Knochen – und da, höchstens zwanzig Schritte vor mir funkelten die beiden Feuerkugeln: – ich kannte dieses grünliche rollende Licht.

Ich hob das Gewehr trotz der Dunkelheit, zielte, so gut es gehen wollte, und drückte ab.

Ein gräßlicher Laut durchzitterte die Luft. Der Blitz meines Schusses hatte dem Löwen seinen Feind gezeigt; auch ich hatte ihn gesehen, der auf dem Rücken eines Kameeles lag und den Halswirbel desselben mit seinen Zähnen zermalmte. Hatte ich ihn getroffen? Ein großer, dunkler Gegenstand schnellte durch die Luft und kam höchstens drei Schritte vor mir auf den Boden nieder. Die Lichter funkelten abermals. Entweder war der Sprung schlecht berechnet gewesen, oder das Thier war doch verwundet. Ich kniete noch fast im Anschlage und drückte den zweiten und letzten Schuß los, nicht mitten zwischen die Augen, sondern gerade mitten in das eine Auge hinein. Dann ließ ich die Büchse blitzschnell fallen und nahm das Messer zur Hand – der Feind kam nicht über mich; er war von dem tödtlichen Schusse förmlich zurückgeworfen worden. Trotzdem aber zog ich mich einige Schritte zurück, um wieder zu laden. Ringsum herrschte Stille; auch im Lager war kein Hauch zu hören. Man hielt mich wohl für todt.

Sobald aber der schwächste Schimmer des Tages den Körper des Löwen einigermaßen erkennen ließ, trat ich hinzu. Er war todt, und nun machte ich mich daran, ihn aus der Haut zu schälen. Ich hatte meine Gründe, nicht lange damit zu warten. Es fiel mir gar nicht ein, diese Trophäe zurückzulassen. Die Arbeit ging mehr

nach dem Gefühle als nach dem Gesichte vor sich, war aber doch beendet, als der Morgenschimmer etwas kräftiger wurde.

Jetzt nahm ich das Fell, schlug es mir über die Schulter und kehrte in das Lager zurück. Es war jedenfalls nur ein kleines Zweiglager der räuberischen Abu Hammed. Die Männer, Frauen und Kinder saßen erwartungsvoll vor ihren Zelten. Als sie mich erblickten, erhob sich ein ungeheurer Lärm. Allah wurde in allen Tönen angerufen, und hundert Hände streckten sich nach meiner Beute aus.

»Du hast ihn getödtet?« rief der Scheik. »Wirklich? Allein?«

»Allein!«

»So hat Dir der Scheïtan beigestanden!«

»Steht der Scheïtan einem Hadschi bei?«

»Nein; aber Du hast einen Zauber, ein Amulett, einen Talisman, mit Hilfe dessen Du diese That vollbringst?«

»Ja.«

»Wo ist er?«

»Hier!«

Ich hielt ihm die Büchse vor die Nase.

»Das ist es nicht. Du willst es uns nicht sagen. Wo liegt der Körper des Löwen?«

»Draußen rechts vor den Zelten. Holt ihn Euch!«

Die meisten der Anwesenden eilten fort. Das hatte ich gewünscht.

»Wem gehört die Haut des Löwen?« frug der Scheik mit lüsterlichem Blick.

»Darüber wollen wir in Deinem Zelte berathen. Tretet ein!«

Alle folgten mir; es waren wohl nur zehn oder zwölf Männer da. Gleich beim Eintritt erblickte ich meine anderen Waffen; sie hingen an einem Pflock. Mit zwei Schritten stand ich dort, riß sie herab, warf die Büchse über die Schulter und nahm den Stutzen in die Hand. Die Löwenhaut war mir infolge ihrer Größe und Schwere sehr hinderlich; aber es mußte doch versucht werden. Rasch stand ich wieder unter dem Eingang des Zeltes.

»Zedar Ben Huli, ich habe Dir versprochen, mit dieser Büchse nur auf den Löwen zu schießen – – «

»Ja.«

»Aber auf wen ich mit diesem anderen Gewehre schießen werde, das habe ich nicht gesagt.«

»Es gehört hierher. Gib es zurück.«

»Es gehört in meine Hand, und die wird es behalten.«

»Er wird fliehen – haltet ihn!«

Da erhob ich den Stutzen zum Schuß.

»Halt! Wer es wagt, mich zu hindern, der ist eine Leiche! Zedar Ben Huli, ich danke Dir für die Gastfreundschaft, welche ich bei Dir genossen habe. Wir sehen uns wieder!«

Ich trat hinaus. Eine Minute lang wagte es Keiner, mir zu folgen. Diese kurze Zeit genügte, den Rappen zu besteigen und die Haut vor mich hinzunehmen. Als sich das Zelt wieder öffnete, galoppierte ich bereits am letzten Zelte vorbei.

Hinter mir und zur Seite, wo der Körper des Löwen lag, erscholl ein wüthendes Geschrei, und ich bemerkte, daß alle zu den Waffen und zu den Pferden rannten. Als ich das Lager hinter mir hatte, ritt ich nur im Schritte. Der Rappe scheute vor dem Felle; er konnte den Geruch des Löwen nicht vertragen und schnaubte ängstlich zur Seite. Jetzt blickte ich rückwärts und sah die Verfolger zwischen den Zelten förmlich hervorquellen. Nun ließ ich den Hengst traben, und erst als der vorderste Verfolger in Schußweite gekommen war, wollte ich den Rappen weiter ausgreifen lassen; ich besann mich aber anders. Ich hielt, drehte mich um und zielte. Der Schuß krachte, und das Pferd brach unter seinem Reiter todt zusammen. Diesen Pferdedieben konnte eine solche Lehre nichts schaden. Nun erst ritt ich Galopp, wobei ich den abgeschossenen Lauf wieder lud.

Als ich mich abermals umwandte, waren mir Zwei wieder nahe genug gekommen; ihre Flinten freilich hätten mich nicht zu erreichen vermocht. Ich hielt wieder, drehte um und zielte – zwei Schüsse knallten nach einander und zwei Pferde stürzten nieder. Das war den Andern doch zu viel; sie stutzten und blieben zurück.

Als ich mich nach längerer Zeit wieder umschaute, erblickte ich sie in weiter Ferne, wo sie bloß noch meinen Spuren zu folgen schienen.

Jetzt jagte ich, um sie irre zu leiten, beinahe eine Stunde lang stracks nach West fort; dann bog ich auf einem steinigen Boden, wo die Hufspuren nicht zu sehen waren, nach Norden um und hatte bereits gegen Mittag den Tigris beim Strudel Kelab erreicht. Er liegt kurz unter dem Einflusse des Zab-asfal, und nur wenige Minuten unterhalb ist die Stelle, an welcher die Kanuzaberge in das Gebirge von Hamrin übergehen. Dieser Übergang geschieht durch einzelne isolierte Erhöhungen, welche durch tiefe und nicht sehr breite Thäler getrennt werden. Das breiteste Thal von ihnen wurde jedenfalls von den Feinden zum Durchzuge gewählt, und so prägte ich mir das Terrain und die Zugänge zu demselben mit der möglichsten Genauigkeit ein; dann eilte ich dem Thathar wieder entgegen, den ich am Nachmittage erreichte und überschritt. Das Verlangen trieb mich zu den Freunden; aber ich mußte das Pferd schonen, und hielt daher noch eine Nachtruhe.

Am andern Mittag kam mir die erste Schafheerde der Haddedihn wieder vor Augen, und ich ritt im Galopp auf das Zeltlager los, ohne auf die Zurufe zu achten, welche von allen Seiten erschollen. Der Scheik hatte aus ihnen geschlossen, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe, und trat eben aus dem Zelte, als ich vor demselben anlangte.

»Hamdulillah, Preis sei Gott, daß Du wieder da bist!«  
begrüßte er mich. »Wie ist es gegangen?«

»Gut.«

»Hast Du etwas erfahren?«

»Alles!«

»Alles? Was?«

»Rufe die Ältesten zusammen; ich werde Euch Bericht erstatten.«

Jetzt erst bemerkte er die Haut, welche ich auf der andern Seite des Pferdes herabgeworfen hatte.

»Maschallah, Wunder Gottes, ein Löwe! Wie kommst Du zu diesem Felle?«

»Ich habe es ihm abgezogen.«

»Ihm? Dem Herrn selbst?«

»Ja.«

»So hast Du mit ihm gesprochen?«

»Kurze Zeit.«

»Wie viele Jäger waren dabei?«

»Keiner.«

»Allah sei mit Dir, daß Dich Dein Gedächtniß nicht verlasse!«

»Ich war allein!«

»Wo?«

»Im Lager der Abu Hamed.«

»Die hätten Dich erschlagen!«

»Sie haben es nicht gethan, wie Du siehst. Sogar Zeddar Ben Huli hat mir das Leben gelassen.«

»Auch ihn hast Du gesehen?«

»Auch ihn. Ich habe ihm drei Pferde erschossen.«

»Erzähle!«

»Nicht jetzt, nicht Dir allein, denn sonst muß ich Alles öfters erzählen. Rufe die Leute, und dann sollst Du Alles ausführlich hören!«

Er ging. Ich wollte eben in sein Zelt treten, als ich den Engländer im vollsten Galopp daherstürmen sah.

»Habe soeben gehört, daß Ihr da seid, Sir,« rief er schon von weitem. »Habt Ihr gefunden?«

»Ja; die Feinde, das Schlachtfeld und Alles.«

»Pah! Auch Ruinen mit Fowling-bull?«

»Auch!«

»Schön, sehr gut! Werde graben, finden und nach London schicken. Erst aber wohl kämpfen?«

»Ja.«

»Gut, werde fechten wie Bayard. Ich auch gefunden.«

»Was?«

»Seltenheit, Schrift.«

»Wo?«

»Loch, hier in der Nähe. Ziegelstein.«

»Eine Schrift auf einem Ziegelstein?«

»Yes! Keilschrift. Könnt Ihr lesen?«

»Ein wenig.«

»Ich nicht. Wollen sehen!«

»Ja. Wo ist der Stein?«

»In Zelt. Gleich holen!«

Er ging hinein und brachte seinen kostbaren Fund zum Vorschein.

»Hier, ansehen, lesen!«

Der Stein war beinahe vollständig zerbröckelt, und die wenigen Keile, welche die verwitterte Inschrift noch zeigte, waren kaum mehr zu unterscheiden.

»Nun?« frug Master Lindsay neugierig.

»Wartet nur. Das ist nicht so leicht, als Ihr denkt. Ich finde nur drei Worte, die vielleicht zu entziffern wären. Sie heißen, wenn ich nicht irre: Tetuda Babrut ésis.«

»Was heißt das?«

»Zum Ruhme Babylon's aufgeführt.«

Der gute Master David Lindsay zog seinen parallelogrammen Mund bis hinter an die Ohren.

»Lest Ihr richtig, Sir?«

»Ich denke es.«

»Was daraus nehmen?«

»Alles und nichts!«

»Hm! Hier doch gar nicht Babylon!«

»Was sonst?«

»Niniveh!«

»Meinetwegen Rio de Janeiro! Reimt Euch das Zeugs da selbst zusammen oder aus einander; ich habe jetzt keine Zeit dazu.«

»Aber warum ich Euch mitgenommen?«

»Gut! Hebt den Ziegelkloß auf, bis ich Zeit habe!«

»Well! Was habt Ihr zu thun?«

»Es wird gleich Sitzung sein, in der ich meine Erlebnisse zu erzählen habe.«

»Werde auch mitthun!«

»Und übrigens muß ich vorher essen. Ich habe Hunger wie ein Bär.«

»Auch da werde mitthun!«

Er trat mit mir in das Zelt.

»Wie seid Ihr denn mit Eurem Arabisch fortgekommen?«

»Miserabel! Verlange Brod – Araber bringt Stiefel; verlange Hut – Araber bringt Salz; verlange Flinte – Araber bringt Kopftuch. Schauderhaft, schrecklich! Lasse Euch nicht wieder fort!«

Nach der Rückkehr des Scheik brauchte ich nicht lange auf das Mahl zu warten. Während desselben stellten sich die Geladenen ein. Die Pfeifen wurden angezündet; der Kaffee ging herum, und dann drängte Lindsay:

»Anfangen, Sir! Bin neugierig.«

Die Araber hatten wortlos und geduldig gewartet, bis mein Hunger gestillt war; dann aber begann ich:

»Ihr habt mir eine sehr schwere Aufgabe gestellt, aber es ist mir wider alles Erwarten sehr leicht geworden, sie zu lösen. Und dabei bringe ich Euch eine so ausführliche Nachricht, wie Ihr sie sicherlich nicht erwartet habt.«

»Rede!« bat der Scheik.

»Die Feinde haben ihre Rüstungen bereits vollendet. Es sind die Orte bestimmt, wo die drei Stämme sich vereinigen, und ebenso ist die Zeit angegeben, in der dies geschehen wird.«

»Aber Du hast es nicht erfahren können!«

»Doch! Die Dschowari werden sich mit den Abu Hammed am Tage nach dem nächsten Jaum el Dschema bei den Ruinen von Khan Khernina vereinigen. Diese beiden Stämme stoßen dann am dritten Tage nach dem Jaum el Dschema zwischen dem Wirbel El Kelab und dem Ende der Kanuzaberge mit den Obeide zusammen.«

»Weißt Du das gewiß?«

»Ja.«

»Von wem?«

»Von dem Scheik der Abu Mohammed.«

»Hast Du mit ihm gesprochen?«

»Ich war sogar in seinem Zelte.«

»Die Abu Mohammed leben mit den Dschowari und Abu Hammed nicht in Frieden.«

»Er sagte es. Er kannte Deinen Rappen und ist Dein Freund. Er wird Dir mit dem Stamme der Alabeiden zu Hilfe kommen.«

»Sagst Du die Wahrheit?«

»Ich sage sie.«

Da sprangen alle Anwesenden auf und reichten sich jubelnd die Hände. Ich wurde von ihnen beinahe erdrückt. Dann mußte ich Alles so ausführlich wie möglich erzählen. Ich that es. Sie glaubten Alles, nur daß ich den Löwen so ganz allein und dazu noch bei stockfinsterer Nacht erlegt haben wollte, das schienen sie sehr zu bezweifeln. Der Araber ist gewohnt, dieses Thier nur am Tage und zwar in möglichst zahlreicher Gesellschaft anzugreifen. Ich legte ihnen endlich das Fell vor.

»Hat diese Haut ein Loch?«

Sie besahen es höchst aufmerksam.

»Nein,« lautete dann der Bescheid.

»Wenn Araber einen Löwen tödten, so hat die Haut sehr viele Löcher. Ich habe ihm zwei Kugeln gegeben. Seht her! Die erste Kugel war zu hoch gezielt, weil er zu entfernt von mir war und ich in der Finsterniß nicht ganz genau zu zielen vermochte. Sie hat die Kopfhaut gestreift und das Ohr verletzt. Hier seht Ihr es. Die zweite Kugel gab ich ihm, als er zwei oder drei Schritte von mir war; sie ist ihm in das linke Auge gedrungen. Ihr seht dies hier, wo das Fell versengt ist.«

»Allah akbar, es ist wahr! Du hast dieses furchtbare Thier so nahe an Dich herankommen lassen, daß Dein Pulver seine Haare verbrannte. Wenn es Dich nun gefressen hätte?«

»So hätte es so im Buche gestanden. Ich habe diese Haut mitgebracht für Dich, o Scheik. Nimm sie von mir an und gebrauche sie als Schmuck Deines Zeltel!«

»Ist dies Dein Ernst?« frug er erfreut.

»Mein Ernst.«

»Ich danke Dir, Emir Hadschi Kara Ben Nemsil Auf diesem Felle werde ich schlafen, und der Muth des Löwen wird in mein Herz einziehen.«

»Es bedarf dieser Haut nicht, um Deine Brust mit Muth zu erfüllen, den Du übrigens auch bald brauchen wirst.«

»Wirst Du mitkämpfen gegen unsere Feinde?«

»Ja. Sie sind Diebe und Räuber und haben auch mir nach dem Leben getrachtet; ich stelle mich unter Deinen Befehl, und hier mein Freund wird dasselbe thun.«

»Nein. Du sollst nicht gehorchen, sondern befehlen. Du sollst der Anführer einer Abtheilung sein.«

»Davon laß uns später sprechen; für jetzt aber erlaube mir, an Eurer Berathung Theil zu nehmen.«

»Du hast Recht; wir müssen uns berathen, denn wir haben nur noch fünf Tage Zeit.«

»Hast Du mir nicht gesagt, daß es eines Tages bedürfe, um die Krieger der Haddedihi um Dich zu versammeln?«

»So ist es.«

»So würde ich an Deiner Stelle heute die Boten aus-senden.«

»Warum noch heute?«

»Weil es nicht genug ist, die Krieger beisammen zu haben. Sie müssen auf diesen Kampf eingeübt werden.«

Er lächelte stolz.

»Die Söhne der Haddedihs sind seit ihren Knabenjahren bereits den Kampf gewöhnt. Wir werden unsere Feinde überwinden. Wie viel streitbare Männer hat der Stamm der Abu Muhammed?«

»Neunhundert.«

»Und die Alabeide?«

»Achthundert.«

»So zählen wir achtundzwanzighundert Mann; dazu kommt die Überraschung, da uns der Feind nicht erwartet; wir müssen siegen!«

»Oder wir werden besiegt!«

»Maschallah, Du tödtest den Löwen und fürchtest den Araber?«

»Du irrst. Du bist tapfer und muthig; aber der Muth zählt doppelt, wenn er vorsichtig ist. Hältst Du es nicht für möglich, daß die Alabeide und Abu Muhammed zu spät eintreffen?«

»Es ist möglich.«

»Dann stehen wir mit elfhundert gegen dreitausend Mann. Der Feind wird erst uns und dann unsere Freunde vernichten. Wie leicht kann er erfahren, daß wir ihm entgegen ziehen wollen! Dann fällt auch die Überraschung weg. Und was nützt es Dir, wenn Du kämpfst und den Feind nur zurückschlägst? Wäre ich der

Scheik der Haddediñ, ich schlage ihn so darnieder, daß er auf lange Zeit sich nicht wieder erheben könnte und mir jährlich einen Tribut bezahlen müßte.«

»Wie wolltest Du dies beginnen?«

»Ich würde nicht wie die Araber, sondern wie die Franken kämpfen.«

»Wie kämpfen diese?«

Jetzt erhob ich mich, um eine Rede zu halten, eine Rede über europäische Kriegskunst, ich, der Laie im Kriegswesen. Aber ich mußte mich ja für diesen braven Stamm der Haddediñ interessiren. Ich hielt es keineswegs für eine Versündigung an dem Leben meiner Mitmenschen, wenn ich mich hier betheiligte; es lag vielmehr wohl in meiner Hand, die Grausamkeiten zu mildern, welche bei diesen halbwilden Leuten ein Sieg stets mit sich bringt. Ich beschrieb also zunächst ihre eigene Fechtart und schilderte die Nachteile derselben; dann begann ich die eigentliche Auseinandersetzung. Sie hörten mir aufmerksam zu, und als ich geendet hatte, bemerkte ich den Eindruck meiner Worte an dem langen Schweigen, welches nun folgte. Der Scheik ergriff zuerst wieder das Wort:

»Deine Rede ist gut und wahr; sie könnte uns den Sieg bringen und vielen der Unserigen das Leben erhalten, wenn wir Zeit hätten, uns einzuüben.«

»Wir haben Zeit.«

»Sagtest Du nicht, daß es lange Jahre erfordere, ein solches Heer fertig zu machen?«

»Das sagte ich. Aber wir wollen ja nicht ein Heer bilden, sondern wir wollen bloß die Obeïde in die Flucht schlagen, und dazu bedürfte es einer Vorbereitung von nur zwei Tagen. Wenn Du heute noch Deine Boten aussendest, so sind die Krieger morgen beisammen; ich lehre sie den geschlossenen Angriff zu Pferde, welcher die Feinde über den Haufen werfen wird, und den Kampf zu Fuße mit dem Feuergewehr.«

Ich nahm ein Kameelstöckchen von der Wand und zeichnete auf den Boden.

»Schau hierher! Hier fließt der Tigris; hier ist der Wirbel; hier liegen die Hamrin- und hier die Kanuzaberge. Der Feind trifft hier zusammen. Die beiden ersten Stämme kommen am rechten Ufer des Flusses heraufgezogen, hinter ihnen im Stillen unsere Verbündeten, und die Obeïde setzen von dem linken Ufer herüber. Um zu uns zu gelangen, müssen sie zwischen diesen einzelnen Bergen hindurch; diese Wege alle aber führen in das große Thal Deradsch, welches das Thal der Stufen heißt, weil seine steilen Wände wie Stufen emporsteigen. Es hat nur einen Eingang und einen Ausgang. Hier müssen wir sie erwarten. Wir besetzen die Höhen mit Schützen, welche den Feind niederschießen, ohne daß ihnen selbst ein Leid geschehen kann. Den Ausgang verschließen wir mit einer Brustwehr, welche auch von Schützen vertheidigt wird, und

hier in diesen zwei Seitenschluchten hüben und drüben verbergen sich die Reiter, welche in demselben Augenblick hervorbrechen, wenn der Feind sich vollständig im Thale befindet. Am Eingange wird er dann von unseren Verbündeten im Rücken angegriffen, und sollten diese ja nicht zur rechten Zeit eintreffen, so wird er ihnen auf der Flucht entgegen getrieben.«

»Maschallah, Deine Rede ist wie die Rede des Propheten, der die Welt erobert hat! Ich werde Deinen Rath befolgen, wenn die Anderen hier damit einverstanden sind. Wer dagegen ist, der mag sprechen!«

Es widersprach Keiner; darum fuhr der Scheik fort:

»So werde ich gleich jetzt die Boten aussenden.«

»Sei vorsichtig, o Scheik, und laß Deinen Kriegern nicht sagen, um was es sich handelt; es wäre sonst sehr leicht möglich, daß der Feind von unserem Vorhaben Nachricht erhält.«

Er nickte zustimmend und entfernte sich. Sir David Lindsay hatte dieser langen Unterredung mit sichtbarer Ungeduld zugehört; jetzt ergriff er die Gelegenheit zum Sprechen:

»Sir, ich bin auch hier!«

»Ich sehe Euch!«

»Wollte auch 'was hören!«

»Meine Erlebnisse?«

»Yes!«

»Konntet denken, daß ich meinen Vortrag nicht in englischer Sprache halten würde. Sollt aber jetzt das Nöthige erfahren.«

Ich theilte ihm in aller Kürze meine Erzählung und dann den Inhalt der darauf folgenden Besprechung mit. Er war wie elektrisirt.

»Ah! Kein wilder Angriff, sondern militärische Körper! Evolution! Choc! Taktik! Strategie! Feind umzingeln! Barrikade! Prächtig! Herrlich! Ich auch mit! Ihr seid General, ich bin Adjutant!«

»Würden uns Beide wundervoll ausnehmen in diesen Stellungen! Ein General, der von der Kriegführung soviel versteht, wie das Flußpferd vom Filetstricken, und ein Adjutant, der nicht reden kann! Übrigens wird es für Euch gerathener sein, wenn Ihr Euch von der Sache fern haltet.«

»Warum?«

»Wegen des Viceconsuls in Mossul.«

»Ah! Wie?«

»Man vermuthet, daß er hierbei seine Hand im Spiele habe.«

»Mag die Hand wegnehmen! Was geht mich Consul an? Pah!«

Jetzt kam der Scheik wieder. Er hatte die Boten ausgesandt und brachte allerlei neue Gedanken mit:

»Hat der Scheik der Abu Muhammed gesagt, welchen Theil der Beute er erwartet?«

»Nein.«

»Was fordern die Alabeiden?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du hättest fragen sollen!«

»Ich habe nicht gefragt, weil ich als Scheik der Haddedihn nicht nach Beute fragen würde.«

»Maschallah! Wornach sonst! Wer ersetzt mir meinen Schaden?«

»Der besiegte Feind.«

»Also muß ich doch in seine Weideplätze einbrechen und seine Weiber und Kinder nebst seinem Vieh fortführen!«

»Das ist nicht nothwendig. Willst Du gegen Frauen Krieg führen? Du gibst die Gefangenen, welche wir machen werden, wenn wir glücklich sind, nicht eher frei, als bis Du erhalten hast, was Du forderst. Ist unser Sieg vollständig, so verlangst Du einen jährlichen Tribut und behältst den Scheik oder einige Anverwandte von ihm als Geiseln zurück.«

Es wurde nun über diesen Punkt berathen. Man nahm ihn an.

»Und nun noch das Letzte,« bemerkte ich dann. »Es ist nothwendig, daß wir von allen Bewegungen unserer Feinde und unserer Verbündeten Kenntniß erhalten. Wir müssen daher von hier bis nach El Deradsch eine Postenlinie ziehen.«

»Wie meinst Du das?«

»In El Deradsch verstecken sich zwei unserer Krieger, von denen Du überzeugt bist, daß sie treu sind. Sie

lassen sich nicht sehen und beobachten Alles. Von El Deradsch bis hierher stellst Du in gewissen Entfernungen Andere auf; es genügen vier Mann, welche darauf zu achten haben, daß sie mit keinem Fremden zusammenkommen, und uns Alles berichten, was die ersten Zwei erkunden. Einer trägt die Kunde zum Andern und kehrt dann auf seinen Posten zurück.«

»Dieser Plan ist gut; ich werde ihn befolgen.«

»Eine eben solche Linie, nur etwas weitläufiger, stellst Du auf zwischen hier und den Weideplätzen der Abu Mohammed. Ich habe das mit ihrem Scheik bereits besprochen. Er wird die Hälfte dieser Linie mit seinen Leuten bilden. Kennst Du die Ruine El Farr?«

»Ja.«

»Dort wird sein äußerster Posten zu treffen sein.«

»Wie viele Männer werde ich dazu brauchen?«

»Nur sechs. Die Abu Mohammed stellen ebenso viele. Wie viele Krieger hast Du hier im Lager?«

»Es können vierhundert sein.«

»Ich bitte Dich, sie zu versammeln. Du mußt noch heute Musterung über sie halten, und wir können unsere Übungen heute noch beginnen.«

Das brachte reges Leben in die Versammlung. Binnen einer halben Stunde waren die vierhundert Mann beisammen. Der Scheik hielt ihnen eine lange, blühende Rede und ließ sie am Ende derselben auf den Bart des Propheten schwören, die Rüstung gegen keinen

Unberufenen zu erwähnen; dann befahl er ihnen, sich in Reihe und Glied aufzustellen.

Wir ritten die lange Reihe hinab. Alle waren zu Pferde; ein jeder hatte Messer, Säbel und die lange, befiederte Lanze, welche bei besserer Schulung eine fürchterliche Waffe sein könnte. Viele trugen auch den gefährlichen Nibat<sup>1</sup> oder die kurze Wurflanze nebenbei. Die Schießwaffen ließen Vieles zu wünschen übrig. Einige Krieger hatten noch den alten Lederschild nebst Köcher, Pfeil und Bogen. Andere besaßen Luntentinten, die ihren Eigenthümern gefährlicher waren, als dem Feinde, und die Übrigen hatten Perkussionsgewehre mit überlangen Läufen.

Letztere ließ ich vortreten, die Andern aber schickte ich fort, mit der Bemerkung, morgen in aller Frühe wieder zu kommen. Die Zurückgebliebenen hieß ich absitzen und Proben ihrer Fertigkeit im Schießen ablegen. Im Allgemeinen konnte ich mit ihnen zufrieden sein. Es waren gegen zweihundert Mann. Ich bildete zwei Compagnien aus ihnen und begann meinen Instruktionsunterricht. Dieser war allerdings nicht weit her. Die Leute sollten im Takte marschiren und laufen können und ein Schnellfeuer unterhalten lernen. Sie waren gewohnt, nur zu Pferde anzugreifen und den Feind zu necken, ohne ihm ernstlich Stand zu halten; jetzt kam Alles darauf an, sie soweit zu bringen, daß

---

<sup>1</sup>Keule.

sie zu Fuße einen Angriff aushalten lernten, ohne die Fassung zu verlieren.

Am andern Morgen nahm ich die Andern vor. Bei ihnen galt es, sie zu einem geschlossenen Angriff mit der Lanze zu befähigen, nachdem sie ihre Gewehre abgeschossen hatten. Ich kann sagen, daß die Leute sehr schnell begriffen und überaus begeistert waren.

Gegen Abend hörten wir, daß die Verbindung mit den Abu Mohammed hergestellt sei, und bekamen zu gleicher Zeit die Nachricht, daß ihr Scheik von meinem Abenteuer bei den Abu Hammed bereits gehört habe. Es ging Antwort zurück, und von diesem Augenblick an wurde ein durch die Posten vermittelter unausgesetzter Verkehr unterhalten.

Schon war es beinahe dunkel, als ich nochmals den Rapphengst bestieg, um einen Schnellritt hinein in die Savanne zu machen. Ich war noch gar nicht weit gelangt, so kamen mir zwei Reiter entgegen. Der Eine hatte eine gewöhnliche, mittelmäßige Gestalt, der Andere aber war sehr klein von Statur und schien von der Unterhaltung mit seinem Begleiter ganz außerordentlich in Anspruch genommen zu sein, denn er focht mit Armen und Beinen in der Luft, als wolle er Mücken morden.

Ich mußte unwillkürlich an meinen kleinen Halef denken.

Ich galoppierte auf sie zu und parierte vor ihnen mein Pferd.

»Maschallah, Sihdi! Bist Du es wirklich?«

Er war es allerdings, der kleine Hadschi Halef Omar!

»Ich bin es. Ich habe Dich bereits von Weitem erkannt.«

Er sprang vom Pferde herab und faßte mein Gewand, um es vor Freude zu küssen.

»Hamdulillah, Preis sei Gott, daß ich Dich wiedersehe, Sihdi! Ich habe mich nach Dir gesehnt, wie der Tag nach der Sonne.«

»Wie geht es dem würdigen Scheik Malek?«

»Er ist wohlauf.«

»Amscha?«

»Ebenso.«

»Hanneh, Deine Freundin?«

»O, Sihdi, sie ist wie eine Houri des Paradieses.«

»Und die Andern?«

»Sie sagten mir, daß ich Dich grüßen solle, wenn ich Dich fände.«

»Wo sind sie?«

»Sie sind am Abhange des Schammargebirges zurückgeblieben und haben mich an den Scheik der Schammar vorausgesandt, damit ich bei ihm um Aufnahme bitten solle.«

»Bei welchem Scheik?«

»Es ist ganz gleich; bei dem, auf welchen ich zuerst treffe.«

»Ich habe bereits für Euch gesorgt. Da drüben ist das Lager der Haddedihn.«

»Das sind Schammar. Wie heißt ihr Scheik?«

»Mohammed Emin.«

»Wird er uns aufnehmen? Kennst Du ihn?«

»Ich kenne ihn und habe bereits mit ihm von Euch gesprochen. Sieh diesen Hengst! Wie gefällt er Dir?«

»Herr, ich habe ihn bereits bewundert; er ist sicher der Abkömmling einer Stute von Koheli.«

»Er gehört mir; er ist ein Geschenk des Scheik. Nun kannst Du sehen, daß er mein Freund ist!«

»Allah gebe ihm dafür ein langes Leben! Wird er auch uns aufnehmen?«

»Ihr werdet ihm willkommen sein. Kommt, und folgt mir jetzt.«

Wir setzten uns in Marsch.

»Sihdi,« meinte Halef, »die Wege Allah's sind unerforschlich. Ich glaubte, lange nach Dir fragen zu müssen, ehe ich eine Kunde bekäme, und nun bist Du der Erste, dem ich begegne. Wie bist Du zu den Haddediñ gekommen?«

Ich erzählte ihm das Nöthige in Kürze und fuhr dann fort:

»Weißt Du, was ich jetzt bei ihm bin?«

»Nun?«

»General.«

»General?«

»Ja.«

»Hat er Truppen?«

»Nein. Er hat aber Krieg.«

»Gegen wen?«

»Gegen die Obeïde, Abu Hammed und Dschowari.«

»Das sind Räuber, die am Zab und Tigris wohnen; ich habe sehr Vieles von ihnen gehört, was nicht gut ist.«

»Sie rüsten gegen ihn. Sie wollen ihn unversehens überfallen; wir aber haben davon gehört, und nun bin ich sein General, der seine Krieger unterrichtet.«

»Ja, Sihdi, ich weiß, daß Du Alles verstehst und Alles kannst, und es ist ein wahres Glück, daß Du kein Giaur mehr bist!«

»Nicht?«

»Nein. Du hast Dich ja zum wahren Glauben bekehrt.«

»Wer sagt Dir das?«

»Du warst in Mekka und hast den heiligen Brunnen Zem-Zem bei Dir; folglich bist Du ein guter Moslem geworden. Habe ich Dir nicht stets gesagt, daß ich Dich bekehren würde, Du magst wollen oder nicht?« –

Wir erreichten das Lager und stiegen vor dem Zelte des Scheik ab. Als wir eintraten, hatte er seine Rätke bei sich.

»Sallam aaleikum!« grüßte Halef.

Sein Begleiter that dasselbe. Ich übernahm es, sie vorzustellen.

»Erlaube mir, o Scheik, Dir diese beiden Männer zu bringen, welche mit Dir sprechen wollen. Dieser hier

heißt Nasar Ibn Mothalleh, und dieser ist Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah, von dem ich Dir bereits erzählt habe.«

»Von ihm?«

»Ja. Ich habe ihn nicht bei seinem vollen Namen, sondern kurz nur Hadschi Halef Omar genannt.«

»Dein Diener und Begleiter?«

»Ja.«

»Der Abu-Seif, den Vater des Säbels, erschlagen hat?«

»Ja. Er gehört jetzt zu dem Stamme der Ateibeh, dessen Scheik Dein Freund Malek ist.«

»Seid mir willkommen, Ihr Männer von Ateibeh! Sei mir willkommen, Hadschi Halef Omar! Deine Gestalt ist klein, aber Dein Muth ist groß, und Deine Tapferkeit ist erhaben. Möchten alle Männer so sein, wie Du! Bringst Du mir Kunde von Malek, meinem Freunde?«

»Ich bringe sie. Er läßt Dich grüßen und fragen, ob Du ihn und die Seinigen in den Stamm der Haddediin aufnehmen magst.«

»Ich kenne sein Schicksal, aber er soll mir willkommen sein. Wo befindet er sich jetzt?«

»Am Abhange des Schammargebirges, eine und eine halbe Tagreise von hier. Ich höre, daß Du Krieger brauchst?«

»So ist es. Es ist Feindschaft ausgebrochen zwischen mir und denen, die neben uns wohnen.«

»Ich werde Dir sechzig tapfere Leute bringen.«

»Sechzig? Hier mein Freund Hadschi Kara Ben Nemi hat mir doch gesagt, daß Ihr weniger seid!«

»Wir haben auf unserer Reise die Reste des Stammes Al Hariel bei uns aufgenommen.«

»Was tragt Ihr für Waffen?«

»Säbel, Dolch, Messer und lauter gute Flinten. Mehrere haben sogar auch Pistolen. Wie ich mit den Waffen umzugehen verstehe, wird Dir mein Sihdi sagen.«

»Ich weiß es bereits. Aber dieser Mann ist kein Sihdi, sondern ein Emir; merke es Dir!«

»Ich weiß es, Herr; aber er hat mir erlaubt, ihn Sihdi zu nennen. Soll Einer von uns sofort aufbrechen und Scheik Malek mit den Seinen herholen, da ihr Krieger braucht?«

»Ihr seid müde.«

»Wir sind nicht ermüdet. Ich reite sofort zurück.«

Sein Begleiter fiel ihm in die Rede:

»Du hast Deinen Sihdi hier gefunden und mußt bleiben; ich werde zurückkehren.«

»Nimm zuvor Speise und Trank zu Dir,« meinte der Scheik.

»Herr, ich habe einen Schlauch und auch Datteln auf meinem Pferde.«

Der Scheik wandte sich ihm zu:

»Aber Dein Pferd wird müde sein. Nimm das meine; es hat mehrere Tage ausgeruht und wird Dich schnell zu Malek bringen, den Du von mir grüßen möchtest!«

Dies nahm er an und bereits nach wenigen Minuten befand er sich auf dem Rückwege nach den Bergen von Schammar.

»Emir,« sagte der Scheik zu mir, »weißt Du, was meine Krieger von Dir sagen?«

»Nun?«

»Daß sie Dich lieben.«

»Ich danke Dir!«

»Und daß sie den Sieg gewinnen müssen, wenn Du bei ihnen bist.«

»Ich bin jetzt mit ihnen zufrieden. Wir werden morgen ein Manöver veranstalten.«

»Wie? Was?«

»Ich habe bis heute achthundert Mann beisammen. Die Letzten werden morgen früh nachkommen. Sie sind schnell eingeübt, und dann stellen wir den Kampf vor, den wir mit den drei Stämmen haben werden. Die Hälfte sind die Haddedihn, die andere Hälfte sind die Feinde. Drüben die alten Ruinen gelten als die Berge von Hamrin und Kanuza, und so werde ich es Deinen Kriegern zeigen, wie sie dann gegen die wirklichen Feinde zu kämpfen haben.«

Diese Ankündigung steigerte die bereits vorhandene Begeisterung um das Doppelte, und als sich die Kunde davon hinaus vor das Zelt verbreitete, erhob sich ein lauter Jubel über das ganze Lager, welches sich während des heutigen Tages infolge der unausgesetzten Zuzüge bedeutend vergrößert hatte.

Was ich vorausgesagt hatte, das geschah:

Am andern Mittag waren wir vollzählig. Ich hatte Offiziere und Unteroffiziere ernannt, welche jeden Neugekommenen, nachdem ich ihm seinen Platz angewiesen hatte, sofort einübten. Am Spätnachmittag begann das Manöver und fiel zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Das Fußvolk schoß ganz exakt, und die Chocs der einzelnen berittenen Körper wurden mit eleganter Sicherheit ausgeführt.

Noch während des Manövers kam das letzte Glied unserer Postenkette herbeigeritten.

»Was bringst Du?« frug der Scheik, dessen Antlitz vor Zufriedenheit glänzte.

»Herr, gestern haben sich die Dschowari mit den Abu Hammed vereinigt.«

»Wann?«

»Gegen Abend.«

»Und die Abu Mohammed?«

»Sind bereits hinter ihnen her.«

»Haben sie Kundschafter vor sich her gesandt, damit ihr Marsch nicht verrathen wird, wie ich es angerathen habe?«

»Ja.«

Der Mann hielt noch bei uns, als ein Anderer angeritten kam. Es war das diesseitige Glied der Kette nach dem Thale von Deradsch hinüber.

»Ich bringe eine wichtige Nachricht, Emir.«

»Welche?«

»Die Obeide haben Leute vom Zab herübergesandt, um die Gegend zu untersuchen.«

»Wie viel Männer sind es gewesen?«

»Acht.«

»Wie weit sind sie gekommen?«

»Bis durch El Deradsch hindurch.«

»Haben sie unsere Leute gesehen?«

»Nein, denn diese hielten sich sehr verborgen. Dann haben sie im Thale gelagert und Vieles miteinander gesprochen.«

»Ah! Hier hätte es möglich sein sollen, sie zu belauschen!«

»Es war möglich, und Ibn Nazar hat es gethan.«

Ibn Nazar war einer von den beiden Posten, welche das Thal Deradsch bewachen sollten.

»Was hat er gehört? Wenn es wichtig ist, soll er eine Belohnung erhalten.«

»Sie haben gesagt, daß morgen genau zur Mittagszeit die Obeide übersetzen wollen, um die Abu Hammed und Dschowari zu treffen, die dann ihrer bereits warten werden. Sie wollen hierauf bis nach El Deradsch vordringen und dort während der Nacht lagern, weil sie glauben, dort nicht gesehen zu werden. Am nächsten Morgen nachher wollen sie über uns herfallen.«

»Sind diese acht Männer wieder fortgeritten?«

»Nur sechs von ihnen. Zwei mußten zurückbleiben, um das Thal zu bewachen.«

»Reite zurück, und sage Ibn Nazar und seinem Gefährten, daß ich heute noch selbst zu ihnen kommen werde. Einer soll zurückbleiben, um die Beiden zu bewachen, und der Andere mag mich beim letzten Posten erwarten, um mir den Weg zu zeigen, wenn ich komme.«

Der Mann ritt ab. Der Vorige wartete noch auf Antwort.

»Du hast gehört, was jener meldete?« frug ich ihn.

»Ja, Emir.«

»So trage unsere Bitte weiter an den Scheik der Abu Mohammed. Er soll sich hart hinter dem Feinde halten und sich nicht sehen lassen. Ist derselbe in das Thal Deradsch eingedrungen, so soll er ihn sofort im Rücken angreifen und ihn ja nicht wieder herauslassen. Alle Thäler zwischen El Hamrin und El Kanuza sind zu besetzen. Das Übrige wird unsere Sorge sein.«

Er jagte davon. Wir aber brachen unsere Übung ab, um den Leuten Ruhe zu gönnen.

»Du willst nach Deradsch?« frug der Scheik auf dem Rückwege.

»Ja.«

»Warum?«

»Um die beiden Spione gefangen zu nehmen.«

»Kann dies kein Anderer verrichten?«

»Nein. Die Sache ist so wichtig, daß ich sie selbst übernehme. Wenn diese Zwei nicht ganz ruhig und

sicher aufgehoben werden, so ist unser schöner Plan vollständig verdorben.«

»Nimm Dir einige Männer mit.«

»Das ist nicht nöthig. Ich und unsere beiden Posten, das ist genug.«

»Sihdi, ich gehe mit!« meinte Halef, welcher nicht von meiner Seite gewichen war.

Ich wußte, daß er auf der Erfüllung dieses Wunsches bestehen werde, und nickte ihm also Gewährung.

»Ich weiß nur nicht, ob Dein Pferd einen so schnellen Ritt aushalten wird. Ich muß während der Nacht hin und zurück.«

»Ich werde ihm eines von meinen Pferden geben,« meinte der Scheik.

Eine Stunde später waren wir unterwegs: ich auf dem Rappen, und Halef auf einem Goldbraunen, der seinem Herrn alle Ehre machte. Wir legten die Strecke bis zum letzten Posten in sehr kurzer Zeit zurück. Dort erwartete uns Ibn Nazar.

»Du hast die beiden Männer belauscht?« frug ich ihn.

»Ja, Herr.«

»Du sollst eine Extragabe von der Beute erhalten. Wo ist Dein Gefährte?«

»Ganz in der Nähe der beiden Kundschafter!«

»Führe uns!«

Der Ritt ging weiter. Die Nacht war halbdunkel, und bald erblickten wir den Höhenzug, hinter welchem El

Deradsch lag. Ibn Nazar bog seitwärts ein. Wir mußten ein Felsengewirr erklimmen und gelangten an den Eingang einer dunklen Vertiefung.

»Hier sind unsere Pferde, Herr.«

Wir stiegen ab und brachten auch unsere Pferde hinein. Sie standen so sicher, daß wir sie gar nicht zu bewachen brauchten. Dann schritten wir auf dem Kamm des Höhenzugs weiter, bis sich das Thal zu unseren Füßen öffnete.

»Nimm Dich in acht, Herr, daß kein Stein hinabfällt, der uns verrathen könnte!«

Wir stiegen vorsichtig hinab: ich hinter dem Führer und Halef hinter mir, immer Einer in den Fußstapfen des Andern. Endlich langten wir unten an. Eine Gestalt kam uns entgegen.

»Nazar?«

»Ich bin es. Wo sind sie?«

»Noch dort.«

Ich trat hinzu.

»Wo?«

»Siehst Du die Ecke des Felsens dort rechts?«

»Ja.«

»Sie liegen dahinter.«

»Und ihre Pferde?«

»Haben sie etwas weiter vorwärts angebunden.«

»Bleibt hier und kommt, wenn ich Euch rufe. Komm, Halef!«

Ich legte mich zur Erde nieder und kroch vorwärts. Er folgte mir. Wir gelangten unbemerkt an die Ecke. Ich spürte Tabaksgeruch und hörte zwei halblaute Stimmen mit einander reden. Nachdem ich bis hart an die Kante vorgedrungen war, konnte ich die Worte verstehen:

»Zwei gegen sechs!«

»Ja. Der Eine hat schwarz und grau ausgesehen, ist lang und dünn gewesen, wie eine Lanze, und hat ein graues Kanonenrohr auf dem Kopfe gehabt.«

»Der Scheïtan!«

»Nein, sondern nur ein böser Geist, ein Dschin.«

»Der Andere aber ist der Teufel gewesen?«

»Wie ein Mensch, aber fürchterlich! Sein Mund hat geraucht, und seine Augen haben Flammen gesprudelt. Er hat nur die Hand erhoben, und da sind alle sechs Pferde todt zusammengestürzt, mit den andern vier aber sind die zwei Teufel – Allah möge sie verfluchen – durch die Luft davongeritten.«

»Am hellen Tage?«

»Am hellen Tage.«

»Gräßlich! Allah behüte uns vor dem dreimal gesteinigten Teufel! Und dann ist er gar in das Lager der Abu Hammed gekommen?«

»Gekommen nicht, sondern sie haben ihn gebracht.«

»Wie?«

»Sie haben ihn für einen Mann gehalten und sein Pferd für den berühmten Rappen des Scheik Mohammed Emin el Haddedihn. Sie wollten das Pferd haben und nahmen ihn gefangen. Als sie ihn aber in das Lager brachten, erkannte ihn der Sohn des Scheik.«

»Er hätte ihm die Freiheit geben sollen.«

»Er glaubte immer noch, daß er vielleicht doch ein Mensch wäre.«

»Hatten sie ihn gefesselt?«

»Ja. Aber da kam ein Löwe in das Lager, und der Fremde sagte, er wolle ihn ganz allein erlegen, wenn man ihm seine Büchse gebe. Man gab sie ihm, und er ging in die dunkle Nacht hinaus. Nach einiger Zeit fielen Blitze vom Himmel, und es krachten zwei Schüsse. Nach einigen Minuten kam er. Er hatte das Fell des Löwen umgeworfen, stieg auf sein Pferd und ritt durch die Luft davon.«

»Hat ihn Keiner halten wollen?«

»Doch; aber die Männer griffen in die Luft. Und als man ihm nachjagte, fielen drei Kugeln vom Himmel, welche die drei besten Pferde tödteten.«

»Woher weißt Du das?«

»Der Bote erzählte es, welchen Zedar Ben Huli an unseren Scheik sandte. Glaubst Du nun, daß es der Scheitan war?«

»Er war es.«

»Was würdest Du thun, wenn er Dir erschiene?«

»Ich würde auf ihn schießen und dazu die heilige Fatcha beten.«

Ich trat um die Ecke und stand vor ihnen.

»So bete sie!« gebot ich ihm.

»Allah kerihm!«

»Allah il Allah, Mohammed rasuhl Allah!«

Diese beiden Ausrufe waren Alles, was sie hervorbrachten.

»Ich bin der, von dem Du erzählt hast. Du nennst mich den Scheitan; wehe Dir, wenn Du ein Glied regst, um Dich zu vertheidigen! Halef, nimm ihnen die Waffen!«

Sie ließen dies ruhig geschehen; ich meinte, ihre Zähne klappern zu hören.

»Binde ihnen die Hände mit ihren eigenen Gürteln!«

Damit war Halef bald fertig, und ich konnte fest überzeugt sein, daß die Knoten nicht aufgehen würden.

»Jetzt beantwortet mir meine Fragen, wenn Euch Euer Leben lieb ist! Von welchem Stamme seid Ihr?«

»Wir sind Obeide.«

»Euer Stamm geht morgen über den Tigris?«

»Ja.«

»Wie viele Krieger habt Ihr?«

»Zwölf hundert.«

»Womit sind sie bewaffnet?«

»Mit Pfeilen und Flinten mit der Lunte.«

»Habt Ihr auch andere Flinten und vielleicht Pistolen?«

»Nicht viele.«

»Wie setzt Ihr über – auf Kähnen?«

»Auf Flößen; wir haben keine Kähne.«

»Wie viele Krieger haben die Abu Hammed?«

»So viel wie wir.«

»Wie sind diese bewaffnet?«

»Sie haben mehr Pfeile als Flinten.«

»Und wie viele Männer bringen Euch die Dschowari?«

»Tausend.«

»Haben diese Pfeile oder Flinten?«

»Sie haben Beides.«

»Kommen bloß Eure Krieger herüber, oder werdet Ihr diese Gegend auch mit Euren Heerden überziehen?«

»Nur die Krieger kommen.«

»Warum wollt Ihr die Haddedihn bekriegen?«

»Der Gouverneur hat es uns befohlen.«

»Er hat Euch nichts zu befehlen; Ihr gehört unter den Statthalter von Bagdad. Wo sind Eure Pferde?«

»Dort.«

»Ihr seid meine Gefangenen. Bei jedem Versuche, zu entkommen, werde ich Euch niederschließen. Nazar, kommt!«

Die beiden Anderen kamen herbei.

»Bindet diese beiden Männer hier fest auf ihre Pferde!«

Die Obeide ergaben sich in ihr Schicksal; sie stiegen ohne Weigerung auf und wurden auf ihren Thieren so befestigt, daß an eine Flucht gar nicht zu denken war.

Hierauf gab ich den Befehl:

»Jetzt holt unsere Pferde drüben herab, und bringt sie an den Eingang zum Thale. Ibn Nazar, Du bleibst hier in El Deradsch zurück; der Andere aber mag Halef die Gefangenen nach dem Lager transportiren helfen.«

Die beiden Haddedihn verschwanden, um unsere Pferde am äußersten Abhange des Thales hinabzuleiten. Dann stiegen wir auf und kehrten zurück, während Ibn Nazar auf seinem Posten verblieb.

»Ich werde Euch voraneilen; kommt so schnell wie möglich nach.«

Mit dieser Weisung gab ich meinem Pferde die Schenkel. Ich that dies aus zwei Gründen: erstens war meine Gegenwart im Lager nöthig, und zweitens hatte ich heute einmal Gelegenheit, das Geheimniß und den höchsten Leistungsgrad meines Hengstes zu probiren. Er flog leicht, wie ein Vogel, über die Ebene dahin; der schnelle Lauf schien ihm sogar Vergnügen zu machen, denn er wieherte einige Male freudig auf. Plötzlich legte ich ihm die Hand zwischen die Ohren — —

»Rih!« — —

Auf diesen Ruf legte er die Ohren zurück; er schien länger und dünner zu werden, schien zwischen den

Lufttheilchen hindurchschießen zu wollen. Dem bisherigen Galopp hätten hundert andere auch gute Pferde nicht zu folgen vermocht, aber gegen das, was nun erfolgte, war er wie die Windstille gegen eine rasende Bö, wie der Gang einer Ente gegen den Flug einer Schwalbe. Die Geschwindigkeit einer Lokomotive oder eines Eilkameeles hätte nicht vermocht, diejenige dieses Pferdes zu erreichen, und dabei war der Lauf desselben überaus glatt und gleichmäßig. Es war wirklich nicht zu viel, was Mohammed Emin zu mir gesagt hatte: »Dieses Pferd wird Dich durch tausend Reiter hindurchtragen, und ich fühle mich unendlich stolz, der Besitzer dieses ausgezeichneten Renners zu sein.«

Doch ich mußte daran denken, diese äußerste Anspannung aller Kräfte zu beenden; ich ließ den Rappen in Gang fallen und legte ihm liebkosend die Hand an den Hals. Das kluge Thier wieherte freudig bei diesem Beweis meiner Anerkennung und trug stolz den Hals.

Als ich das Lager erreichte, hatte ich vom Wadi Deradsch nur den vierten Theil der Zeit gebraucht, welche zu dem Hinwege nothwendig gewesen war. In der Nähe des Zelttes, welches der Scheik bewohnte, hielt auf Kameelen und Pferden eine Menge dunkler Gestalten, die ich wegen der Dunkelheit nicht genau zu erkennen vermochte, und im Zelte selbst wartete meiner eine sehr angenehme Überraschung: – Malek stand vor dem Scheik, welcher soeben im Begriffe war, Worte der freundlichsten Begrüßung auszusprechen.

»Sallam!« begrüßte mich der Ateibeh, indem er mir beide Hände entgegenstreckte. »Meine Augen freuen sich, Dich zu sehen, und mein Ohr ist entzückt, die Schritte Deines Fußes zu vernehmen!«

»Allah segne Deine Ankunft, Freund meiner Seele! Er hat ein Wunder gethan, um Dich heute schon zu uns zu bringen.«

»Welches Wunder meint Deine Zunge?«

»Wir konnten Dich heute unmöglich erwarten. Es sind ja drei Tagreisen von hier bis zum Dschebel Schammar und zurück!«

»Du sagest die Wahrheit. Aber Dein Bote brauchte nicht bis zum Berge der Schammar zu reiten. Nachdem er mit Halef uns verlassen hatte, erfuhr ich von einem verirrtten Hirten, daß die Krieger der Haddediñ hier ihre Heerden weiden. Ihr Scheik, der berühmte und tapfere Mohammed Emin, ist mein Freund; Hadschi Halef konnte nur auf ihn und keinen Anderen getroffen sein, und so beriethen wir uns, nicht auf seine Rückkehr zu warten, sondern seiner Botschaft zuvorzukommen.«

»Dein Entschluß war gut, denn ohne ihn hätten wir Dich heute nicht begrüßen können.«

»Wir trafen den Boten auf der Mitte des Weges, und mein Herz freute sich, als ich erfuhr, daß ich Dich, o Hadschi Kara Ben Nemsi, bei den Kriegern der Haddediñ finden werde. Allah liebt Dich und mich; er leitet unsere Füße auf Pfade, welche sich wieder begegnen.

Doch sage, wo ist Hadschi Halef Omar, der Sohn meiner Achtung und meiner Liebe?»

»Er befindet sich unterwegs hieher. Ich ritt voraus und ließ ihn mit zwei Gefangenen zurück; in kurzer Zeit wirst Du ihn sehen.«

»Es ist Dir gelungen?« frug mich Mohammed Emin.

»Ja. Die Kundschafter sind in unserer Hand; sie können uns nicht schaden.«

»Ich höre,« meinte Malek, »daß Feindschaft ausgebrochen ist zwischen den Haddedihn und den Räufern am Tigris?«

»Du hast recht gehört. Morgen, wenn die Sonne am höchsten gestiegen ist, werden unsere Gewehre donnern und unsere Säbel blitzen.«

»Ihr werdet sie überfallen?«

»Sie wollen uns überfallen, wir aber werden sie empfangen.«

»Dürfen Euch die Männer der Ateibeh ihre Säbel leihen?«

»Ich weiß, daß Dein Säbel ist wie Dsu al Fekar<sup>1</sup> dem Niemand widerstehen kann. Du bist uns hoch willkommen mit Allen, welche bei Dir sind. Wie viele Männer sind bei Dir?«

»Einige mehr als fünfzig.«

»Sie sind müde?«

---

<sup>1</sup>Der Blitzende, Muhammed's Degen, der noch heut aufbewahrt wird.

»Ist der Araber müde, wenn er den Schall der Waffen hört und das Getöse des Kampfes vernimmt? Gib uns frische Pferde, und wir werden Euch überall folgen, wohin Ihr uns führen mögt!«

»Ich kenne Euch. Eure Kugeln treffen sicher, und die Spitzen Eurer Lanzen verfehlen nie ihr Ziel. Du wirst mit Deinen Männern die Schanze verteidigen, welche den Ausgang des Schlachtfeldes verschließen soll.«

Während dieser Unterredung saßen seine Leute draußen ab; ich hörte, daß ihnen ein Mahl aufgetragen wurde, und auch das Zelt des Scheik wurde reichlich mit Speise versehen. Wir hatten das Abendessen noch nicht beendet, als der kleine Halef eintrat und die Ankunft der Gefangenen meldete. Diese wurden dem Scheik vorgeführt. Er sah sie verächtlich an und frug:

»Ihr seid vom Stamme der Obeïde?«

»So ist es, o Scheik.«

»Die Obeïde sind Feiglinge. Sie fürchten sich, die tapferen Krieger der Haddedihnn allein zu bekämpfen, und haben sich deßhalb mit den Schakalen der Abu Hammed und der Dschowari verbunden. Ihre Übermacht sollte uns erdrücken; wir aber werden sie auffressen und verzehren. Wißt Ihr, was die Pflicht eines tapferen Kriegers ist, wenn er einen Feind bekämpfen will?«

Sie sahen zu Boden und antworteten nicht.

»Ein tapferer Ben Arab kommt nicht wie ein Meuchelmörder; er sendet einen Boten, um den Kampf zu

verkündigen, damit der Streit ein ehrlicher sei. Haben Eure Anführer dies gethan?«

»Wir wissen es nicht, o Scheik!«

»Ihr wißt es nicht? Allah verkürze Eure Zungen! Euer Mund trieft von Lüge und Falschheit! Ihr wißt es nicht und hattet doch den Auftrag, das Thal Deradsch zu bewachen, damit ich keine Kunde von Eurem Einfall erhalten könne! Ich werde Euch und die Euren so behandeln, wie sie es verdienen. Man rufe Abu Mansur, den Besitzer des Messers!«

Einer der Anwesenden entfernte sich und kehrte bald darauf mit einem Mann zurück, der ein Kästchen bei sich trug.

»Man binde sie, daß sie sich nicht regen können, und nehme ihnen das Marameh<sup>1</sup> ab!«

Dies geschah, und dann wandte sich der Scheik an den neu Angekommenen:

»Was ist die Zierde des Mannes und des Kriegers, o Abu Mansur?«

»Das Haar, welches sein Angesicht verschönt.«

»Was gehört einem Manne, der sich fürchtet, wie ein Weib, und der die Unwahrheit sagt, wie die Tochter eines Weibes?«

»Er soll wie ein Weib und wie die Tochter eines Weibes behandelt werden.«

---

<sup>1</sup>Tuch, welches anstatt des Turbans auf dem Kopfe getragen wird.

»Diese beiden Männer tragen Bärte, aber sie sind Weiber. Sorge dafür, Abu Mansur, daß man sie als Weiber erkenne!«

»Soll ich ihnen den Bart nehmen, o Scheik?«

»Ich gebiete es Dir!«

»Allah segne Dich, Du Tapferer und Weiser unter den Kindern der Haddedihn! Du bist freundlich und milde gegen die Deinen und gerecht gegen die Feinde Deines Stammes. Ich werde Deinem Befehle gehorsam sein.«

Er öffnete sein Kästchen, welches verschiedene Instrumente enthielt, und nahm einen Schambijeh<sup>1</sup> hervor, dessen blanke Klinge im Scheine des Zeltfeuers funkelte. Er war der Barbier des Stammes.

»Warum nimmst Du nicht das Bartmesser?« frug ihn der Scheik.

»Soll ich mit dem Messer den Bart dieser Feiglinge wegnehmen und dann mit ihm den Scheitel und die Schuschah<sup>2</sup> der tapferen Haddedihn berühren, o Scheik?«

»Du hast Recht; thue, wie Du es Dir vorgenommen hast!«

Die gebundenen Obeide wehrten sich nach Möglichkeit gegen die Manipulation, mit welcher die allergrößte Schande für sie verbunden war; ihr Sträuben aber half ihnen nichts. Sie wurden festgehalten, und der

---

<sup>1</sup>Krummer Dolch.

<sup>2</sup>Haarbüschel auf dem Scheitel.

Dolch Abu Mansur's war so scharf, daß die Barthaa-re vor ihm wie vor der Schneide eines Rasirmessers wichen.

»Nun schafft sie hinaus,« gebot der Scheik. »Sie sind Weiber und sollen von den Weibern bewacht werden. Man gebe ihnen Brod, Datteln und Wasser; versuchen sie aber, zu entkommen, so gebe man ihnen eine Kugel!«

Das Abscheeren des Bartes war nicht nur eine Strafe, sondern wohl auch ein gutes Mittel, die Gefangenen an einem Fluchtversuche zu hindern. Sie wagten es jedenfalls nicht, sich bei den Ihrigen ohne Bart sehen zu lassen. Jetzt erhob sich der Scheik und zog sein Messer. Ich sah es seiner feierlichen Miene an, daß nun etwas Ungewöhnliches erfolgen und daß er dabei vielleicht eine Rede halten werde.

»Allah il Allah,« begann er; »es gibt keinen Gott außer Allah. Alles, was da lebt, hat er geschaffen, und wir sind seine Kinder. Warum sollen sich hassen, die sich lieben, und warum sollen sich entzweien, die einander angehören? Es rauschen viele Zweige im Walde, und auf der Ebene stehen viele Halme und viele Blumen. Sie sind einander gleich, darum kennen sie sich und trennen sich nicht. Sind wir einander nicht auch gleich? Scheik Malek, Du bist ein großer Krieger, und ich habe zu Dir gesagt: ›Nanu malihin – wir haben Salz mit einander gegessen.‹ Hadschi Emir Kara Ben Nemsî, auch Du bist ein großer Krieger, und ich habe zu Dir

gesagt: »Nanu malihin.« Ihr wohnt in meinem Zelte; Ihr seid meine Freunde und meine Gefährten; Ihr sterbet für mich, und ich sterbe für Euch. Habe ich die Wahrheit gesagt? Habe ich recht gesprochen?«

Wir bejahten durch ein ernstes, feierliches Kopfnicken.

»Aber das Salz löst sich auf und vergeht,« fuhr er fort. »Das Salz ist das Zeichen der Freundschaft; wenn es sich aufgelöst hat und aus dem Körper verschwunden ist, so ist die Freundschaft zu Ende und muß wieder erneuert werden. Ist das gut, ist das genügend? Ich sage nein! Tapfere Männer schließen ihre Freundschaft nicht durch das Salz. Es gibt einen Stoff, der nie im Körper vergeht. Weißt Du, Scheik Malek, was ich meine?«

»Ich weiß es.«

»So sage es.«

»Das Blut.«

»Du hast recht gesagt. Das Blut bleibt bis zum Tode, und die Freundschaft, die durch das Blut geschlossen wird, hört erst auf, wenn man stirbt. Scheik Malek, gib mir Deinen Arm!«

Malek merkte ebenso gut wie ich, um was es sich handelte. Er entblößte seinen Unterarm und hielt ihn Mohammed Emin dar; dieser ritzte ihn leicht mit der Spitze seines Messers und ließ die hervorquellenden

Tropfen in einen kleinen, mit Wasser gefüllten, hölzernen Becher fallen, welchen er darunter hielt. Dann winkte er mich herbei.

»Emir Hadschi Kara Ben Nemsj, willst Du mein Freund sein und der Freund dieses Mannes, der sich Scheik Malek el Ateïbeh nennt?«

»Ich will es.«

»Willst Du es sein bis zum Tode?«

»Ich will es.«

»So sind Deine Freunde und Feinde auch unsere Freunde und Feinde, und unsere Freunde und Feinde sind auch Deine Freunde und Feinde?«

»Sie sind es.«

»So gib mir Deinen Arm!«

Ich that es; er schnitt leicht durch die Haut und ließ die wenigen Blutstropfen, welche hervorquollen, in den Becher fallen. Dann that er dasselbe an seinem Arm und schwenkte zuletzt den Becher, um das Blut gut mit dem Wasser zu vermischen.

»Jetzt theilt den Trank der Freundschaft in drei Theile und genießt ihn mit dem Gedanken an den Allwissenden, der unsere geheimsten Gedanken kennt. Wir haben sechs Füße, sechs Arme, sechs Augen, sechs Ohren, sechs Lippen, und dennoch sei es nur ein Fuß, ein Arm, ein Auge, ein Ohr und eine Lippe. Wir haben drei Herzen und drei Köpfe, aber dennoch sei es nur ein Herz und ein Kopf. Wo der Eine ist, da wandeln die Andern, und was der Eine thut, das thue der Andere

so, als ob seine Gefährten es thäten. Preis sei Gott, der uns diesen Tag gegeben hat!«

Er reichte mir den Becher dar.

»Hadschi Emir Kara Ben Nemsî, Dein Volk wohnt am weitesten von hier; trink Deinen Theil zuerst und reiche dann den Becher unserem Freunde.«

Ich hielt eine kurze Anrede und that einen Schluck; Malek folgte mir, und Mohammed Emin trank den Rest aus. Dann umarmte und küßte er uns, während er Jedem sagte:

»Jetzt bist Du mein Rafik<sup>1</sup> und ich bin Dein Rafik; unsere Freundschaft sei ewig, wenn auch Allah unsere Wege scheiden mag!«

Die Kunde von diesem Bunde verbreitete sich schnell durch das ganze Lager, und wer auch nur das kleinste Vorrecht oder die geringste Vergünstigung zu besitzen glaubte, der kam in das Zelt, um uns zu beglückwünschen. Dies nahm eine nicht geringe Zeit in Anspruch, so daß wir erst spät wieder nur zu Dreien bei einander saßen.

Wir mußten Scheik Malek eine Beschreibung des Terrain liefern, auf welchem der Kampf voraussichtlich stattfinden werde, und ihn mit unserem Vertheidigungsplane bekannt machen. Er billigte denselben vollständig und frug zuletzt:

»Können die Feinde nicht nach Norden entweichen?«

---

<sup>1</sup>Freund, Blutsbruder – Ein solcher gilt mehr als alle Aschab, das ist Gefährten.

»Sie könnten zwischen dem Flusse und dem Dschebel Kanuza, das ist also längs des Wadi Dschehennem, durchbrechen; aber wir werden ihnen auch diesen Weg verlegen. Scheik Mohammed, hast Du angeordnet, daß Werkzeuge vorhanden sind, um eine Brustwehr zu errichten?«

»Es ist geschehen.«

»Sind die Frauen ausgewählt, welche uns begleiten sollen, um die Verwundeten zu verbinden?«

»Sie sind bereit.«

»So laß Pferde aussuchen für unsern Gefährten und seine Männer. Wir müssen aufbrechen, denn der Tag wird bald erscheinen.«

Eine halbe Stunde später setzten sich die Haddediñ in Bewegung, nicht etwa in einer ordnungslosen, aufgelösten Wolke, wie es gewöhnlich bei den Arabern der Fall zu sein pflegt, sondern in festen, parallel mit einander reitenden Körpern. Ein jeder wußte, wohin er gehörte.

Vor uns ritten die Krieger, hinter uns auf Kameelen und unter der Anführung einiger noch ziemlich rüstiger Greise die Frauen, welche das Sanitätscorps zu bilden hatten, und zuletzt kamen diejenigen, welche zur Verbindung mit dem Weideplatze und zur Beaufsichtigung der Gefangenen dienen sollten.

Als die Sonnenscheibe sich über dem Horizont zeigte, stiegen alle ab und warfen sich zur Erde, um das

Morgengebet zu verrichten. Es war ein erhebender Anblick, diese Hunderte im Staube vor jenem Herrn liegen zu sehen, der heute noch einen Jeden von uns zu sich rufen konnte.

Von den ausgestellten Posten erfuhren wir, daß nichts vorgefallen sei. Wir erreichten also ohne Störung den langgezogenen Dschebel Deradsch, hinter welchem sich das fast eine Stunde lange Thal von West nach Ost erstreckte. Diejenigen, welche als Schützen ausersehen waren, stiegen ab; ihre Pferde wurden in gehöriger Ordnung in der Ebene angepflockt, damit im Falle eines Rückzuges keine Verwirrung entstehen könne. Unweit davon wurden die Kameele entlastet und die Zelte, welche sie getragen hatten, aufgeschlagen; sie waren, wie bereits erwähnt, für die Verwundeten bestimmt. Wasser war in Schläuchen genug, Verbandzeug aber nur sehr wenig vorhanden, ein Übelstand, welcher mich mit Bedauern erfüllte.

Die Postenkette, welche uns mit den Abu-Mohammed-Arabern verband, hatten wir natürlich hinter uns hergezogen, so daß wir mit ihnen immer in Verbindung blieben. Es waren fast stündlich Meldungen von ihnen angekommen, und die letzte derselben belehrte uns, daß die Feinde unseren Anmarsch noch nicht entdeckt hätten.

Sir Lindsay hatte sich am gestrigen Abend und auch heute bis jetzt sehr einsilbig verhalten. Es war mir ja

keine Zeit übrig geblieben, die ich ihm hätte widmen können. Jetzt hielt er an meiner Seite.

»Wo schlagen, Sir? Hier?« frug er.

»Nein, hinter dieser Höhe.«

»Bei Euch bleiben?«

»Wie Ihr wollt.«

»Wo seid Ihr? Infanterie, Kavallerie, Genie, Pontons?«

»Kavallerie, aber Dragoner, denn wir werden ebenso schießen wie fechten, wenn es nothwendig ist.«

»Bleibe bei Euch.«

»So wartet hier. Meine Abtheilung hält hier, bis ich sie abhole.«

»Nicht hinein in das Thal?«

»Nein, wir werden uns oberhalb von hier an den Fluß ziehen, um den Feind zu verhindern, nach Norden zu entkommen.«

»Wie viel Mann?«

»Hundert.«

»Well! Sehr gut, ausgezeichnet!«

Ich hatte diesen Posten mit einer gewissen Absicht übernommen. Zwar war ich Freund und Gefährte der Haddediñ, aber es widerstrebte mir doch, Leute, wenn auch im offenen Kampfe, zu tödten, die mir nichts gethan hatten. Der Zwist, welcher hier zwischen diesen Arabern ausgefochten werden sollte, ging mich persönlich gar nichts an, und da nicht zu erwarten

stand, daß die Feinde sich nach Norden wenden würden, so hatte ich gebeten, mich der Abtheilung anschließen zu dürfen, welche den Feinden dort das Vordringen verwehren sollte. Am liebsten wäre ich am Verbandplatze zurückgeblieben; dies war aber eine Unmöglichkeit.

Jetzt führte der Scheik seine Reiterei in das Thal, und ich schloß mich ihr an. Sie wurde in die beiden Seitenthäler rechts und links vertheilt. Dann folgte die Infanterie. Ein Drittel derselben erstieg die Höhe rechts, das andere Drittel die Höhe links, um – hinter den zahlreichen Felsen versteckt – den Feind von oben herab fassen zu können; das letzte Drittel, welches zu meist aus Scheik Malek und seinen Männern bestand, blieb am Eingange zurück, um denselben zu verbarrikadiren und hinter dieser Verschanzung hervor den Feind zu begrüßen. Jetzt kehrte ich zurück und ritt mit meinen hundert Mann davon.

Unser Ritt ging grad nach Norden, bis wir einen Thalpaß fanden, welcher es uns ermöglichte, den Dschebel zu übersteigen. Nach einer Stunde erblickten wir den Fluß vor uns. Weiter rechts, also nach Süden zu, gab es eine Stelle, an welcher das Gebirge zweimal hart an das Wasser trat, und also einen Halbkreis bildete, aus welchem heraus sehr schwer zu entkommen war, wenn man einmal das Unglück gehabt hatte, hinein zu gerathen. Hier postirte ich meine Leute, denn hier

konnten wir eine zehnfache Übermacht ohne große Anstrengung aufhalten.

Nachdem ich Vorposten aufgestellt hatte, saßen wir ab und machten es uns bequem. Master Lindsay frug mich:

»Hier bekannt, Sir?«

»Nein,« antwortete ich.

»Ob vielleicht Ruinen hier?«

»Weiß nicht.«

»Einmal fragen!«

Ich that es und gab ihm dann Bescheid, indem ich die Antwort übersetzte:

»Weiter oben.«

»Wie heißt?«

»Muk hol Kal oder Kalah Schergatha.«

»Fowling-bulls dort?«

»Hm! Man müßte erst sehen.«

»Wie lange noch Zeit bis zum Kampf?«

»Bis Mittag, auch wohl später. Vielleicht gibt es für uns gar keinen Kampf.«

»Werde unterdessen einmal ansehen.«

»Was?«

»Kalah Schergatha. Fowling-bulls ausgraben; Londoner Museum schicken; berühmt werden; well!«

»Das wird jetzt nicht gut möglich sein.«

»Warum?«

»Weil Ihr von hier bis dorthin gegen fünfzehn englische Meilen zu reiten hättet.«

»Ah! Hm! Miserabel! Werde dableiben!«

Er legte sich hinter ein Euphorbiengebüsch, ich aber beschloß, zu recognosciren, gab den Leuten die nöthige Weisung und ritt südwärts dem Flusse entlang.

Mein Rappe war, wie alle Schammarpferde, ein ausgezeichnete Kletterer; ich konnte es wagen, mit ihm den Dschebel zu ersteigen, und so ritt ich denn, als sich mir ein günstiges Terrain bot, zur Höhe empor, um eine Übersicht zu gewinnen. Oben musterte ich mit meinem Fernrohr den östlichen Horizont. Da sah ich, daß drüben, jenseits des Flusses, ein sehr reges Leben herrschte. Am südlichen, also am linken Ufer des Zab wimmelte die Ebene von Reitern bis beinahe nach dem Tell Hamlia hinab, und unterhalb des Chelab<sup>1</sup> lagen mehrere große Haufen von Ziegenschläuchen, aus denen man wohl soeben die Flösse machen wollte, welche zum Übersetzen der Obeide dienen sollten. Das diesseitige Ufer des Tigris konnte ich nicht sehen – wegen der Höhe, hinter welcher das Thal Deradsch lag. Da ich noch Zeit hatte, so nahm ich mir vor, auch jene Höhe zu ersteigen.

Ich hatte auf dem Kamme des Höhenzuges einen sehr angestrengten Ritt, und es dauerte weit mehr als eine Stunde, bis ich den höchsten Punkt erreichte. Mein Pferd war so frisch, als ob es sich eben erst vom Schläfe erhöbe; ich band es an und kletterte über eine

---

<sup>1</sup>Stromschnelle.

Art Felsenmauer hinauf. Da lag es unter mir, das Wadi Deradsch. Ich sah ganz im Hintergrunde die fertige Brustwehr, hinter welcher ihre Verteidiger ruhten, und bemerkte hüben und drüben die hinter den Felsen verborgenen Schützen und auch dort unten, mir gerade gegenüber, den Kavalleriehinterhalt.

Dann richtete ich das Rohr nach Süden.

Dort lag Zelt an Zelt, aber ich sah, daß man bereits im Begriffe stand, sie abubrechen. Das waren die Abu Hammed und die Dschowari. Dort hatten wohl auch die Scharen von Sardanapal, Kyaxares und Alyattes kampirt. Dort hatten die Krieger des Nabopolassar auf den Knien gelegen, als am 5. Mai im 5. Jahre jenes Herrschers eine Mondfinsterniß der totalen Sonnenfinsterniß folgte, welche die Schlacht von Halys so schrecklich machte. Dort hatte man wohl die Pferde aus den Fluthen des Tigris getränkt, als Nebukadnezar nach Egypten zog, um König Hophra abzusetzen, und das waren wohl dieselben Wasser, über welche der Todesgesang des Nerikolassar und des Nabonnad herübergeklungen ist bis zu den Bergen von Kara Zschook, Zibar und Sar Hasana.

Ich sah, daß die Ziegenhäute aufgeblasen und verbunden wurden, sah die Reiter, welche, die Pferde an der Hand führend, sich auf die Flösse begaben; ich sah die Flösse abstoßen und am diesseitigen Ufer landen. Es war mir, als müsse ich das Geschrei hören, mit welchem sie von ihren Verbündeten begrüßt wurden, die

sich auf ihre Pferde warfen, um eine glänzende Phantasia<sup>1</sup> auszuführen.

Das kam erwünscht, daß sie ihre Pferde jetzt so anstrengten; die Thiere mußten dann, wenn es galt, wohl ermüdet sein.

So saß ich wohl eine Stunde lang. Die Obeide waren jetzt alle herüber, und ich sah, daß sich der Zug nach Norden zu in Bewegung setzte. Jetzt kletterte ich wieder herab, bestieg mein Pferd und kehrte zurück. Die Stunde der Entscheidung war gekommen.

Ich brauchte wieder fast eine Stunde, um den Punkt zu erreichen, von dem es mir möglich war, von der Höhe hinabzukommen. Schon wollte ich zu Thale lenken, als ich ganz dort oben am nördlichen Horizont etwas blitzen sah. Es war gewesen, als ob der Sonnenstrahl auf ein Glasstückchen fiel. Wir konnten den Feind nur von Süden her erwarten, dennoch aber nahm ich mein Fernrohr zur Hand und suchte die Stelle auf, an welcher ich den blitzartigen Schein bemerkt hatte. Endlich, endlich fand ich sie. Hart am Flusse bemerkte ich eine Anzahl dunkler Punkte, welche sich abwärts bewegten. Es mußten Reiter sein, und einer von ihnen war es, dessen Körper das Licht der Sonne reflektirte.

Waren es Feinde? Sie befanden sich nördlich grad so weit von dem Verstecke meiner Leute, wie ich südlich von demselben entfernt war. Hier galt kein Zögern; ich mußte ihnen zuvorkommen.

---

<sup>1</sup>Scheingefecht.

Ich trieb meinen Rappen an, der rasch abwärts stieg, dann aber, als er die Thalsohle unter den Hufen hatte, wie ein Vogel dahinflog. Ich war überzeugt, daß ich zur rechten Zeit eintreffen würde.

Als ich bei der Truppe anlangte, rief ich die Leute zusammen und theilte ihnen mit, was ich beobachtet hatte. Wir schafften die Pferde aus dem Halbkessel heraus, den das Terrain bildete. Dann versteckte sich die Hälfte der Haddedihn hinter dem südlichen Vorsprunge desselben, während der andere Theil zurückblieb, um – hinter Euphorbien und Gummipflanzen verborgen, den Ankommenden den Rückzug abzuschneiden.

Wir hatten nicht sehr lange zu warten, bis wir Hufschlag vernahmen. Master Lindsay lag neben mir und lauschte, während er die Büchse im Anschlag hielt.

»Wie Viele?«

»Konnte sie nicht genau zählen.«

»Ungefähr?«

»Zwanzig.«

»Pah! Warum denn so viele Mühe geben?«

Er erhob sich, schritt vor und setzte sich auf einen Steinblock. Seine beiden Diener folgten ihm augenblicklich.

Da kamen sie um die Ecke herum, voran ein hoher, kräftiger Araber, welcher unter seiner Aba einen Schuppenpanzer trug. Diesen hatte ich vorhin blitzen sehen. Es war eine wirklich königliche Gestalt. Der Mann hatte sich wohl nie in seinem Leben gefürchtet,

war noch niemals erschrocken, denn selbst jetzt, als er so plötzlich und unerwartet die hier so ungewöhnliche Gestalt des Englishman erblickte, zuckte keine Wimper seiner Augen, und nur die Hand fuhr leise nach dem krummen Säbel.

Er ritt einige Schritte vor und wartete, bis die Seinigen alle herbeigekommen waren; dann winkte er einem Manne, der sich an seiner Seite befand. Dieser war sehr lang und hager und hing auf seinem Gaul, als ob er noch niemals einen Sattel berührt hätte. Man sah ihm sofort die griechische Abstammung an. Auf den erhaltenen Wink frug er den Engländer in arabischer Sprache:

»Wer bist Du?«

Master Lindsay erhob sich, lüftete den Hut und machte eine halbe Verbeugung, sagte aber kein Wort.

Der Fragende wiederholte seine Worte in türkischer Sprache.

»Im Inglis – ich bin ein Engländer,« lautete die Antwort.

»Ah, so begrüße ich Sie, verehrter Herr!« klang es jetzt in englischen Lauten. »Es ist eine außerordentliche Überraschung, hier in dieser Einsamkeit einen Sohn Albion's zu treffen. Darf ich um Ihren Namen bitten?«

»David Lindsay.«

»Dies sind Ihre Diener?«

»Yes!«

»Aber was thun Sie hier?«  
»Nothing – nichts.«  
»Sie müssen doch einen Zweck, ein Ziel haben?«  
»Yes!«  
»Und welches ist der Zweck?«  
»To dig – ausgraben.«  
»Was?«  
»Fowling-bulls.«  
»Ah!« lächelte der Mann überlegen. »Dazu braucht man Mittel, Zeit, Leute und Erlaubniß. Wie sind Sie hierher gekommen?«  
»Mit Dampfer.«  
»Wo ist er?«  
»Nach Bagdad zurück.«  
»So sind Sie mit zwei Dienern ausgestiegen?«  
»Yes!«  
»Hm, sonderbar! Und wohin wollen Sie zunächst?«  
»Wo Fowling-bulls sind. Wer ist Master hier?«  
Er deutete dabei auf den Araber im Schuppenpanzer. Der Grieche übersetzte diesem das bisherige Gespräch und antwortete dann:  
»Dieser berühmte Mann ist Eslah el Mahem, Scheik der Obeide-Araber, welche da drüben ihre Weideplätze haben.«  
Ich erstaunte über diese Antwort. Also der Scheik war während des Aufbruchs seines Stammes nicht bei den Seinen gewesen.  
»Wer Sie?« frug der Engländer weiter.

»Ich bin einer der Dolmetscher beim englischen Viceconsul zu Mossul.«

»Ah! Wohin?«

»Einer Expedition gegen die Haddedihi-Araber beiwohnen.«

»Expedition? Einfall? Krieg? Kampf? Warum?«

»Diese Haddedihi sind ein störrischer Stamm, dem man einmal Mores lehren muß. Sie haben mehrere Jezidi beschützt, als diese Teufelsanbeter von dem Gouverneur von Mossul angegriffen wurden. Aber wie kommt es, daß — — —«

Er hielt inne, denn hinter dem Vorsprunge wieherte eines unserer Pferde, und ein anderes folgte diesem Beispiele. Sofort griff der Scheik in die Zügel, um vorwärts zu reiten und nachzusehen. Jetzt erhob ich mich.

»Erlauben Sie, daß auch ich mich Ihnen vorstelle!«

Der Scheik blieb vor Überraschung halten.

»Wer sind Sie?« frug der Dolmetscher. »Auch ein Engländer? Sie tragen sich aber doch genau wie ein Araber!«

»Ich bin ein Deutscher und gehöre zur Expedition dieses Herrn. Wir wollen hier Fowling-bulls ausgraben und zugleich uns ein wenig um die Sitten dieses Landes bekümmern.«

»Wer ist es?« frug der Scheik den Griechen.

»Ein Nemsî.«

»Sind die Nemsî Gläubige?«

»Sie sind Christen.«

»Nazarah? Dieser Mann ist doch ein Hadschi. War er in Mekka?«

»Ich war in Mekka,« antwortete ich ihm.

»Du sprichst unsere Sprache?«

»Ich spreche sie.«

»Du gehörst zu diesem Inglis?«

»Ja.«

»Wie lange seid Ihr bereits hier in dieser Gegend?«

»Bereits mehrere Tage.«

Seine Brauen zogen sich zusammen.

»Kennst Du die Haddediñ?«

»Ich kenne sie.«

»Woher hast Du sie kennen gelernt?«

»Ich bin der Rafik ihres Scheik.«

»So bist Du verloren!«

»Warum?«

»Ich nehme Dich gefangen, Dich und diese Drei.«

»Wann?«

»Sofort.«

»Du bist stark, aber Zedar Ben Huli, der Scheik der Abu Hammed, war auch stark!«

»Was willst Du mit ihm?«

»Er nahm mich gefangen und behielt mich nicht.«

»Maschallah! Bist Du der Mann, welcher den Löwen getötet hat?«

»Ich bin es.«

»So bist Du mein. Mir entkommst Du nicht.«

»Oder Du bist mein und entkommst mir nicht. Sieh Dich um!«

Er that es, bemerkte aber niemand.

»Auf, Ihr Männer!« rief ich laut.

Sofort erhoben sich sämtliche Haddedihn und legten die Gewehre auf ihn und seine Leute an.

»Ah, Du bist klug wie ein Abul Hossein<sup>1</sup> und tödest die Löwen, mich aber fängst Du nicht!« rief er aus.

Er riß den krummen Säbel vom Gürtel, drängte sein Pferd zu mir heran und holte aus zum tödtlichen Hieb. Es war nicht schwer, mit ihm fertig zu werden. Ich schoß auf sein Pferd – dieses überstürzte sich – er fiel zu Boden – und ich hatte ihn rasch gepackt. Jetzt allerdings begann ein Ringen, welches mir bewies, daß er ein außerordentlich kräftiger Mann sei; ich mußte ihm den Turban abreißen und ihm einen Hieb auf die Schläfe versetzen, ehe ich seiner habhaft ward.

Während dieses kurzen Ringens wogte es rund um mich her; aber was da geschah, das war kein Kampf zu nennen. Ich hatte den Haddedihn befohlen, nur auf die Pferde zu schießen; infolgedessen wurden gleich durch die erste Salve, welche man gab, als der Scheik

---

<sup>1</sup>Beiname des Fuchses.

auf mich eindrang, sämtliche Pferde der Obeide entweder getötet oder schwer verwundet. Die Krieger lagen zu Boden geworfen, und von allen Seiten starrten ihnen die langen, bewimpelten Lanzen der Haddeihn entgegen, welche ihnen fünffach überlegen waren. Selbst der Fluß bot ihnen keine Gelegenheit zum Entkommen, da unsere Kugeln jeden Schwimmenden erreicht hätten. Als sich der Knäuel löste, welchen sie nach der ersten Salve bildeten, standen sie rathlos bei einander; ihren Scheik hatte ich bereits den beiden Dienern Lindsay's zugeschoben, und nun konnte es nur mein Wunsch sein, den Auftritt ohne Blutvergießen zu endigen.

»Gebt Euch keine Mühe, Ihr Krieger der Obeide; Ihr seid in unseren Händen. Ihr seid zwanzig Mann, wir aber zählen über hundert Reiter, und Euer Scheik befindet sich in meiner Hand!«

»Schießt ihn nieder!« gebot ihnen der Scheik.

»Wenn Einer von Euch seine Waffe gegen mich erhebt, so werden diese beiden Männer Euren Scheik tödten!« antwortete ich.

»Schießt ihn nieder, den Dib<sup>1</sup> den Ibn Avah<sup>2</sup> den Erneb!<sup>3</sup>« rief er trotz meiner Drohung.

»Laßt Euch dies nicht einfallen; denn auch Ihr wäret verloren!«

---

<sup>1</sup>Wolf.

<sup>2</sup>Schakal.

<sup>3</sup>Hase.

»Eure Brüder werden Euch und mich rächen!« rief der Scheik.

»Eure Brüder? Die Obeïde? Vielleicht auch die Abu Hammed und die Dschowari!«

Er blickte mich überrascht an.

»Was weißt Du von ihnen?« stieß er hervor.

»Daß sie in diesem Augenblick von den Kriegern der Haddedihn ebenso überrumpelt werden, wie ich Dich und diese Männer gefangen habe.«

»Du lügst! Du bist ein Thier, welches Niemand schaden kann. Meine Krieger werden Dich mit allen Söhnen und Töchtern der Haddedihn fangen und fortführen!«

»Allah behüte Deinen Kopf, daß Du die Gedanken nicht verlierst! Würden wir hier auf Dich warten, wenn wir nicht gewußt hätten, was Du gegen Scheik Mohammed unternehmen willst?«

»Woher weißt Du, daß ich am Grabe des Hadschi Ali war?«

Ich beschloß, auf den Busch zu klopfen – und erwiderte also:

»Du warst am Grabe des Hadschi Ali, um Glück für Dein Unternehmen zu erbeten; aber dieses Grab liegt auf dem linken Ufer des Tigris, und Du bist dann an dieses Ufer gegangen, um im Wadi Murr zu erspähen, wo die andern Stämme der Schammar sich befinden.«

Ich sah ihm an, daß ich mit meiner Combination das Richtige getroffen hatte. Er stieß trotzdem ein höhnisches Gelächter aus und antwortete:

»Dein Verstand ist faul und träge wie der Schlamm, der im Flusse liegt. Gib uns frei, so soll Dir nichts geschehen!«

Jetzt lachte ich.

»Was wird uns geschehen, wenn ich es nicht thue?«

»Die Meinen werden mich suchen und finden. Dann seid Ihr verloren!«

»Deine Augen sind blind und Deine Ohren taub. Du hast weder gehört noch gesehen, was vorging, ehe die Deinigen über den Fluß herüber kamen.«

»Was soll geschehen sein?« frug er in verächtlichem Tone.

»Sie werden erwartet, ganz ebenso, wie ich Dich erwartet habe.«

»Wo?«

»Im Wadi Deradsch.«

Jetzt erschrack er sichtlich; daher setzte ich hinzu:

»Du siehst, daß Euer Plan verrathen ist. Du weißt, daß ich bei den Abu Hammed war. Ehe ich dorthin kam, war ich bei den Abu Mohammed. Sie und die Alabeiden, die Ihr so oft beraubtet, haben sich mit den Haddedihn verbunden, Euch in dem Wadi Deradsch einzuschließen. Horch!«

Es war eben jetzt ein dumpfes Knattern zu hören.

»Hörst Du diese Schüsse? Sie sind bereits im Thale eingeschlossen und werden alle niedergemacht, wenn sie sich nicht ergeben.«

»Allah il Allah!« rief er. »Ist das wahr?«

»Es ist wahr.«

»So tödte mich!«

»Du bist ein Feigling!«

»Ist es feig, wenn ich den Tod verlange?«

»Ja. Du bist der Scheik der Obeïde, der Vater Deines Stammes; es ist Deine Pflicht, ihm in der Noth beizustehen; Du aber willst ihn verlassen!«

»Bist Du verrückt? Wie kann ich ihm beistehen, wenn ich gefangen bin!«

»Mit Deinem Rathe. Die Haddedihs sind keine Scheusale, die nach Blut lechzen; sie wollen Euern Überfall zurückweisen und dann Frieden mit Euch schließen. Bei dieser Berathung darf der Scheik der Obeïde nicht fehlen.«

»Noch einmal: sagst Du die Wahrheit?«

»Ich sage sie.«

»Beschwöre es!«

»Das Wort eines Mannes ist sein Schwur. Halt, Bursche!«

Dieser Ruf galt dem Griechen. Er hatte bisher ruhig dagestanden, jetzt aber sprang er plötzlich auf einen meiner Leute, welche nach und nach näher getreten waren, um unsere Worte zu verstehen, stieß ihn zur Seite und eilte davon. Einige Schüsse krachten hinter

ihm, aber in der Eile war nicht genau gezielt worden; es gelang ihm, den Vorsprung zu erreichen und hinter demselben zu verschwinden.

»Schießt jeden nieder, der sich hier rührt!«

Mit diesen Worten eilte ich dem Flüchtling nach. Als ich den Vorsprung erreichte, war er bereits über hundert Schritte von demselben entfernt.

»Bleib stehen!« rief ich ihm nach.

Er sah sich rasch um, sprang aber weiter. Es that mir leid, aber ich war gezwungen, auf ihn zu schießen; doch nahm ich mir vor, ihn nur zu verwunden, wenn es möglich war. Ich zielte scharf und drückte ab. Er lief noch eine kleine Strecke vorwärts und blieb dann stehen. Es war, als ob ihn eine unsichtbare Hand einmal um seine eigene Axe drehte, dann fiel er nieder.

»Holt ihn herbei!« gebot ich.

Auf dieses Gebot liefen einige Haddedihs zu ihm und trugen ihn herbei. Die Kugel saß in seinem Oberschenkel.

»Du siehst, Eslah el Mahem, daß wir Ernst machen. Befiehl Deinen Leuten, sich zu ergeben!«

»Und wenn ich es ihnen nicht befehle?«

»So zwingen wir sie, und dann fließt ihr Blut, was wir gern vermeiden wollen.«

»Willst Du mir später bezeugen, daß ich mich nur ergeben habe, weil Ihr fünfmal mehr seid als wir, und weil Du mir sagst, daß die Meinen in dem Wadi Deradsch eingeschlossen sind?«

»Ich bezeuge es Dir!«

»So gebt Eure Waffen ab!« knirschte er. »Aber Allah verderbe Dich bis in die tiefste Dschehennah hinunter, wenn Du mich belogen hast!«

Die Obeide wurden entwaffnet.

»Sir!« rief Lindsay während dieser Beschäftigung.

»Was?« frug ich und drehte mich um.

Er hielt den Arm des verwundeten Griechen gefaßt und meldete:

»Frißt Papier, der Kerl!«

Ich trat hinzu. Der Grieche hatte noch einen Papierfetzen in der zusammengeballten Hand.

»Geben Sie her!« sagte ich.

»Nie!«

»Pah!«

Ein Druck auf seine Hand – er schrie vor Schmerz auf und öffnete die Finger. Das Papier war der Theil eines Briefumschlags und enthielt nur ein einziges Wort: Bagdad. Der Mensch hatte den andern Theil des Couverts und den eigentlichen Brief entweder schon verschlungen oder noch im Munde.

»Geben Sie heraus, was Sie im Munde haben!«

Ein höhnisches Lächeln war seine Antwort, und zugleich sah ich, wie er den Kopf etwas erhob, um leichter schlingen zu können. Sofort faßte ich ihn bei der Kehle. Unter meinem nicht eben sanften Griff that er in der Angst des Erstickens den Mund auf. Es gelang

mir nun, ein Papierklümpchen an's Tageslicht zu fördern. Die Papierfetzen enthielten nur wenige Zeilen in Chiffreschrift, und außerdem schien es ganz unmöglich, die einzelnen Fetzen so zusammenzusetzen, wie sie zusammengehörten.

Ich faßte den Griechen scharf ins Auge und frug ihn:

»Von wem war dieses Schreiben verfaßt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Von wem hast Du es erhalten?«

»Ich weiß es nicht.«

»Lügner, hast Du Lust, hier elend liegen zu bleiben und zu sterben?«

Er sah mich erschrocken an.

»Wenn Du nicht antwortest, so wirst Du nicht verbunden, und ich lasse Dich hier zurück für die Geier und Schakale!«

»Ich muß schweigen.«

»So schweige auf ewig!«

Ich erhob mich. Das wirkte.

»Frage, Effendi!«

»Von wem hast Du diesen Brief?«

»Vom englischen Viceconsul in Mossul.«

»An wen war er gerichtet?«

»An den Consul zu Bagdad.«

»Kennst Du seinen Inhalt?«

»Nein.«

»Lüge nicht!«

»Ich schwöre, daß ich keinen Buchstaben zu lesen bekam!«

»Aber Du ahntest, was er enthielt?«

»Ja.«

»So rede!«

»Politik!«

»Natürlich!«

»Weiter darf ich nichts sagen.«

»Hast Du einen Schwur abgelegt?«

»Ja.«

»Hm! Du bist ein Grieche?«

»Ja.«

»Woher?«

»Aus Lemnos.«

»Ich dachte es! Der ächte Türke ist ein ehrlicher, biederer Charakter, und wenn er anders wird oder anders geworden ist, so tragt Ihr die Schuld, Ihr, die Ihr Euch Christen nennt und doch schlimmer seid, als die ärgsten Heiden. Wo in der Türkei eine Gaunerei oder ein Halunkenstreich verübt wird, da hat ein Grieche seine schmutzige Hand im Spiele. Du würdest heute Deinen Eid brechen, wenn ich Dich zwänge oder Dir den Eidbruch bezahlte, Spion! Wie hast Du es zum Dragoman in Mossul gebracht? Schweig! Ich ahne es, denn ich weiß, wodurch Ihr Alles werdet, was Ihr seid! Du magst Deinem Eide treu bleiben, denn die Politik, von der Du sprachst, kenne ich! Warum hetzt Ihr diese

Stämme gegen einander auf? Warum stachelt Ihr einmal den Türken und das andere Mal den Perser gegen sie auf? Und das thun Christen! Andere, welche die Lehre des Weltheilandes wirklich befolgen, bringen die Worte der Liebe und des Erbarmens in dieses Land, und Ihr säet Unkraut zwischen den Weizen, daß er erstickt, Eure Saat aber tausendfältige Früchte trägt. Fliehe zu Deinem Popen; er mag für Dich um Vergebung bitten! Du hast auch den Russen gedient?«

»Ja, Herr.«

»Wo?«

»In Stambul.«

»Wohlan! Ich sehe, daß Du wenigstens noch fähig bist, die Wahrheit zu bekennen, und daher will ich Dich nicht der Rache der Haddedihn übergeben.«

»Thue es nicht, Effendi! Meine Seele wird Dich dafür segnen!«

»Behalte Deinen Segen! Wie ist Dein Name?«

»Alexander Kolettis.«

»Du trägst einen berühmten Namen, aber Du hast mit demjenigen, der ihn früher trug, nichts gemein. Bill!«

»Sir!«

»Kannst Du eine Wunde verbinden?«

»Das nicht, Sir, aber ein Loch verknüpfen, das kann ich wohl.«

»Knüpfe es ihm zu!«

Der Grieche wurde von dem Engländer verbunden. Wer weiß, ob ich nicht anders gehandelt hätte, wenn ich damals gewußt hätte, unter welchen Umständen ich diesen Menschen später wiedersehen sollte. Ich wandte mich zu dem gefesselten Scheik:

»Eslah el Mahem, Du bist ein tapferer Mann, und es thut mir leid, einen mutigen Krieger gefesselt zu sehen. Willst Du mir versprechen, stets an meiner Seite zu bleiben und keinen Versuch zu machen, zu entfliehen?«

»Warum?«

»Dann werde ich Dir Deine Fesseln abnehmen lassen.«

»Ich verspreche es!«

»Bei dem Barte des Propheten?«

»Bei dem Barte des Propheten und dem meinigen!«

»Nimm Deinen Leuten dasselbe Versprechen ab!«

»Schwört mir, diesem Manne nicht zu entfliehen!« gebot er.

»Wir schwören es!« ertönte die Antwort.

»So sollt Ihr nicht gebunden werden,« versprach ich ihnen.

Zugleich löste ich die Bande des Scheik.

»Sihdi, Du bist ein edelmüthiger Krieger,« sagte er. »Du hast nur unsere Thiere tödten lassen, uns aber verschont. Allah segne Dich, obgleich mein Pferd mir lieber als ein Bruder war!«

Ich sah es seinen edeln Zügen an, daß diesem Manne jeder Verrath, jede Gemeinheit und Treulosigkeit fremd war.

»Du hast Dich zu diesem Kampfe gegen die Angehörigen Deines Volkes von fremden Zungen verleiten lassen; sei später stärker! Willst Du Dein Schwert, Deinen Dolch und Deine Flinte wieder haben?«

»Das thust Du nicht, Effendi!« erwiderte er erstaunt.

»Ich thue es. Ein Scheik soll der Edelste seines Stammes sein; ich mag Dich nicht wie einen Huteijeh oder wie einen Chelawijeh<sup>1</sup> behandeln. Du sollst vor Mohammed Emin, den Scheik der Haddediñ, treten wie ein freier Mann, mit den Waffen in der Hand.«

Ich gab ihm seinen Säbel und auch die anderen Waffen. Er sprang auf und starrte mich an.

»Wie ist Dein Name, Sihdi?«

»Die Haddediñ nennen mich Emir Kara Ben Nemsî.«

»Wo weidet Dein Stamm seine Heerden?«

»Im fernen Abendlande. Ich bin ein Franke.«

»Ein Franke?«

»Ja, ein Christ.«

»Du gehörst zu den Neßarah? Aber Du trägst doch den weißen Turban und auch das Hamail am Halse!«

»Ich bin ein Christ und doch ein Hadschi, denn ich war in Mekka.«

---

<sup>1</sup>Verachtete Stämme, die zum Pöbel gerechnet werden, ungefähr wie die Paria in Indien.

»So bist Du ein Christ, Emir! Heute erfahre ich, daß die Neßarah keine Hunde, sondern daß sie edelmüthiger und weiser sind als die Moslemim. Denn glaube mir: mit den Waffen, die Du mir wiedergibst, hast Du mich leichter überwunden, als es mit den Waffen geschehen könnte, die Du bei Dir trägst und mit denen Du mich tödten könntest. Zeige mir Deinen Dolch!«

Ich that es. Er prüfte die Klinge und meinte dann:

»Dieses Eisen breche ich mit einer Hand aus einander; siehe dagegen meinen Schambijeh!«

Er zog ihn aus der Scheide. Es war ein Kunstwerk, zweischneidig, leicht gekrümmt, wunderbar damascirt, und in arabischer Sprache stand zu beiden Seiten der Wahlspruch: »Nur nach dem Siege in die Scheide.« Er war gewiß von einem jener alten, berühmten Waffenschmiede in Damaskus gefertigt worden, welche heut zu Tage ausgestorben sind und mit denen sich jetzt keiner mehr vergleichen kann.

»Gefällt er Dir?« frug der Scheik.

»Er ist wohl fünfzig Schafe werth!«

»Sage hundert oder hundertfünfzig, denn es haben ihn zehn meiner Väter getragen, und er ist niemals zersprungen. Er sei Dein; gib mir den Deinigen dafür!«

Das war ein Tausch, den ich nicht zurückweisen durfte, wenn ich den Scheik nicht unversöhnlich beleidigen wollte. Ich gab also meinen Dolch hin.

»Ich danke Dir, Hadschi Eslah el Mahem; ich werde diese Klinge tragen zum Andenken an Dich und zu Ehren Deiner Väter!«

»Sie läßt Dich nie im Stiche, so lange Deine Hand fest bleibt!«

Da hörten wir den Hufschlag eines Pferdes, und gleich darauf bog ein Reiter um den Felsenvorsprung, welcher unser Versteck nach Süden abschloß. Es war kein anderer als mein kleiner Halef.

»Sihdi, Du sollst kommen!« rief er, als er mich erblickte.

»Wie steht es, Hadschi Halef Omar?«

»Wir haben gesiegt.«

»Ging es schwer?«

»Es ging leicht. Alle sind gefangen!«

»Alle?«

»Mit ihren Scheiks! Hamdulillah! Nur Eslah el Mahem, der Scheik der Obeide, fehlt.«

Ich wandte mich an diesen:

»Siehst Du, daß ich Dir die Wahrheit sagte?« Dann frug ich Halef: »Trafen die Abu Mohammed zur rechten Zeit ein?«

»Sie kamen hart hinter den Dschowari und schlossen das Wadi so, daß kein Feind entkommen konnte. Wer sind diese Männer?«

»Es ist Scheik Eslah el Mahem, von dem Du sprachst.«

»Deine Gefangenen?«

»Sie werden mit mir kommen.«

»Wallah, billah, tillah! Erlaube, daß ich gleich zurückkehre, um diese Kunde Mohammed Emin und Scheik Malek zu bringen!«

Er jagte wieder davon.

Scheik Eslah bestieg eines unserer Pferde; auch der Grieche wurde auf eines derselben gesetzt; die Übrigen mußten gehen. So setzte sich der Zug in Bewegung. Wenn es im Wadi Deradsch nicht mehr Blut gekostet hatte, als bei uns, so konnten wir zufrieden sein.

Der bereits erwähnte Thalpaß führte uns auf die andere Seite der Berge; dann ging es auf der Ebene stracks nach Süden. Wir hatten das Wadi noch lange nicht erreicht, als ich vier Reiter bemerkte, welche uns entgegen kamen. Ich eilte auf sie zu. Malek, Mohammed Emin und die Scheiks der Abu Mohammed und der Alabeide-Araber waren es.

»Du hast ihn gefangen?« rief mir jetzt Mohammed Emin entgegen.

»Eslah el Mahem? Ja.«

»Allah sei Dank! Nur er fehlte uns noch. Wie viele Männer hat Dich der Kampf gekostet?«

»Keinen.«

»Wer wurde verwundet?«

»Keiner. Nur einer der Feinde erhielt einen Schuß.«

»So ist Allah gnädig gewesen mit uns. Wir haben nur zwei Todte und elf Verwundete.«

»Und der Feind?«

»Dem ist es schlimmer ergangen. Er wurde so fest eingeschlossen, daß er sich nicht zu rühren vermochte. Unsere Schützen trafen gut, und konnten doch nicht selbst getroffen werden, und unsere Reiter hielten fest zusammen, wie Du es ihnen gelehrt hast. Sie ritten Alles nieder, als sie aus den Schluchten hervorbrachen.«

»Wo befindet sich der Feind?«

»Gefangen im Wadi. Sie haben alle ihre Waffen abgeben müssen, und keiner kann entkommen, denn das Thal wird von uns eingeschlossen. Ha, jetzt sehe ich Eslah el Mahem! Aber wie, er trägt die Waffen?«

»Ja. Er hat mir versprochen, nicht zu entfliehen. Weißt Du, daß man den Tapfern ehren soll?«

»Er wollte uns vernichten!«

»Er wird dafür bestraft werden.«

»Du hast ihm die Waffen gelassen, und so mag es gut sein. Komm!«

Wir eilten dem Kampfplatz zu, und die Anderen folgten uns so schnell wie möglich. Auf dem Verbandsplatz herrschte reges Leben, und vor demselben bildet eine Anzahl bewaffneter Haddedihn einen Kreis, in dessen Mitte die besiegten und jetzt gefesselten Scheiks saßen. Ich wartete, bis Eslah herbeikam, und frug ihn schonend:

»Willst Du bei mir bleiben?«

Seine Antwort klang, wie ich es erwartet hatte:

»Sie sind meine Verbündeten; ich gehöre zu ihnen.«

Er trat in den Kreis und setzte sich an ihrer Seite nieder. Es wurde dabei kein Wort gesprochen, aber man sah es, daß die beiden Andern bei seinem Erscheinen erschracken. Vielleicht hatten sie auf ihn noch einige Hoffnung gesetzt.

»Führe Deine Gefangenen in das Wadi!« sagte Malek.

Ich folgte ihm. Als ich das Thal betrat, bot sich mir ein außerordentlich malerischer Anblick dar. In die Brustwehr war zur Erleichterung des Verkehrs eine Bresche gerissen; zu beiden Seiten der Thalwände hatten sich Wachtposten aufgestellt; die ganze Thalsole wimmelte von gefangenen Menschen und Pferden, und im Hintergrunde lagerten diejenigen unserer Verbündeten, welche noch im Wadi Platz gefunden hatten. Dazwischen waren verschiedene Haddedihn beschäftigt, die Pferde der Feinde zu sammeln, um sie hinaus auf die Ebene zu bringen, wo auch die Waffen derselben auf einem einzigen großen Haufen lagen.

»Hast Du so etwas bereits gesehen?« frug mich Malek.

»Noch Größeres.«

»Ich nicht.«

»Sind die feindlichen Verwundeten gut aufgehoben?«

»Man hat sie verbunden, wie Du es gesagt hast.«

»Und was wird nun geschehen?«

»Wir werden heute unsern Sieg feiern und die größte Phantasia veranstalten, die es jemals hier gegeben hat.«

»Nein, das werden wir nicht.«

»Warum?«

»Wollen wir die Feinde durch unser Fest verbittern?«

»Haben sie uns gefragt, ob sie uns mit ihrem Einfalle verbittern werden?«

»Haben wir Zeit zu einem solchen Feste?«

»Was sollte uns abhalten?«

»Die Arbeit. Freund und Feind muß gelobt werden.«

»Wir werden Leute beordern, welche dies zu thun haben.«

»Wie lange wollt Ihr die Gefangenen bewahren?«

»Bis sie zurückkehren dürfen.«

»Und wann soll dies geschehen?«

»So bald wie möglich; wir hätten nichts zu essen für dieses Heer von Freunden und Feinden.«

»Siehst Du, daß ich Recht habe? Ein Freudenfest soll gefeiert werden, aber erst dann, wenn wir Zeit dazu haben. Zunächst ist es nothwendig, daß sich die Scheiks versammeln, um über Alles zu sprechen, was beschlossen werden muß, und dann müssen die Beschlüsse schleunigst ausgeführt werden. Sage den Scheiks, daß sechstausend Menschen nicht viele Tage hier beisammen sein dürfen!«

Er ging. Nun trat Lindsay heran.

»Herrlicher Sieg! Nicht?«

- »Sehr!«  
»Wie meine Sache gemacht, Sir?«  
»Ausgezeichnet!«  
»Schön! Hm! Viele Menschen hier.«  
»Man sieht es.«  
»Ob wohl Einige darunter sind, die wissen, wo Ruinen liegen?«  
»Möglich; man müßte sich einmal erkundigen.«  
»Fragt einmal, Sir!«  
»Sobald es möglich ist, ja.«  
»Jetzt gleich, sofort!«  
»Verzeiht, Sir, ich habe jetzt keine Zeit. Vielleicht ist meine Anwesenheit bei der Berathung nöthig, welche jetzt beginnen wird.«  
»Schön! Hm! Aber nachher fragen! Wie?«  
»Sicher!«

Ich ließ ihn stehen und schritt zu den Zelten.

Dort fand ich reichliche Arbeit, da Vieles an den Verbänden zu verbessern war. Als ich dies besorgt hatte, trat ich in jenes Zelt, in welchem die Scheiks ihre Besprechung hielten.

Diese ging sehr lebhaft vor sich. Man konnte sich schon im Prinzip nicht einigen, und ich glaube, daß ich ihnen willkommen kam.

»Du wirst uns Auskunft geben, Hadschi Emir Kara Ben Nemsi,« sagte Malek. »Du bist in allen Ländern der Erde gewesen und weißt, was recht und vortheilhaft ist.«

- »Fragt, ich werde antworten!«  
»Wem gehören die Waffen der Besiegten?«  
»Dem Sieger.«  
»Wem ihre Pferde?«  
»Dem Sieger.«  
»Wem ihre Kleider?«  
»Die Räuber nehmen sie ihnen, der wahre Gläubige aber läßt sie ihnen.«  
»Wem gehört ihr Geld, ihr Schmuck?«  
»Der wahre Gläubige nimmt nur ihre Waffen und ihre Pferde.«  
»Wem gehören ihre Heerden?«  
»Wenn sie nichts weiter besitzen als ihre Heerden, so gehören sie ihnen, aber sie haben die Kosten des Krieges und den jährlichen Tribut davon zu bezahlen.«  
»Du sprichst wie ein Freund unserer Feinde. Wir haben sie besiegt, und nun gehört uns ihr Leben und Alles, was sie besitzen.«  
»Ich rede als ihr Freund und als der Eurige. Du sagst, daß ihr Leben Euch gehöre?«  
»So ist es.«  
»Wollt Ihr es ihnen nehmen?«  
»Nein. Wir sind keine Henker und keine Mörder.«  
»Und doch nehmt Ihr ihnen ihre Heerden? Können sie leben ohne die Heerden?«  
»Nein.«

»Wenn Ihr ihnen die Heerden nehmt, so nehmt Ihr Ihnen also das Leben. Ja, Ihr beraubt Euch in diesem Falle selbst!«

»Wie?«

»Sie sollen Euch in Zukunft Tribut bezahlen?«

»Ja.«

»Wovon? Kann ein Beni-Arab Tribut bezahlen, wenn er keine Heerden hat?«

»Dein Mund spricht weise und verständig.«

»Hört weiter! Wenn Ihr ihnen alles nehmt: ihre Kleider, ihre Kostbarkeiten, ihre Heerden, so zwingt Ihr sie, zu stehlen und zu rauben, damit sie nicht verhungern. Und wo werden sie stehlen? Bei ihrem Nachbar zunächst; das seid Ihr. Wo werden sie rauben? Bei dem zuerst, der sie arm gemacht hat und zum Rauben zwingt, und das seid Ihr. Was ist besser, Freunde zum Nachbar zu haben oder Räuber?«

»Das Erstere.«

»So macht sie zu Euren Freunden und nicht zu Räubern! Man nimmt dem Besiegten nur das, womit er schaden kann. Wenn Ihr ihnen die Waffen und die Pferde nehmt, so erhaltet Ihr zehntausend Stück verschiedene Waffen und dreitausend Pferde. Ist dies wenig?«

»Es ist viel, wenn man es sich recht bedenkt.«

»Sie haben dann weder Waffen noch genug Pferde mehr, um Krieg zu führen. Ihr werdet sie beherrschen, und sie werden sich unter Euren Schutz begeben müssen, um gegen ihre anderen Feinde gerüstet sein zu

können; dann werden sie Euch auch gegen Eure Feinde helfen müssen. Ich habe gesprochen!«

»Du sollst noch mehr sprechen! Wie viel nimmt man ihnen heute von ihren Heerden?«

»So viel wie der Schaden beträgt, den Euch ihr Überfall gemacht hat.«

»Und wie viel fordert man Tribut von ihnen?«

»Man macht eine solche Forderung, daß sie immer so viel behalten, um ohne große Noth leben zu können. Ein kluger Scheik hätte dabei darauf zu sehen, daß sie nicht wieder mächtig genug werden, um die Niederlage vergelten zu können.«

»Nun bleibt die Blutrache übrig. Wir haben mehrere der Ihrigen getödtet.«

»Und sie mehrere der Eurigen. Ehe die Gefangenen entlassen werden, mögen die Chamseh und Aaman<sup>1</sup> zusammentreten und den Blutpreis bestimmen. Ihr habt mehr zu bezahlen, als sie, und könnt es gleich bezahlen von der Beute, welche Ihr macht.«

»Wird man uns die Kriegsentschädigung bringen?«

»Nein. Ihr müßt sie holen. Die Gefangenen müssen hier bleiben, bis Ihr sie erhalten habt. Und um des Tributes sicher zu sein, müßt Ihr stets einige vornehme Leute der besiegten Stämme als Geiseln bei Euch haben. Zahlt man den Tribut nicht, so kommen die Geiseln in Gefahr.«

---

<sup>1</sup>Verwandte.

»Wir würden sie tödten. Nun sollst Du uns das Letzte sagen.«

»Was ist es?«

»Wie vertheilen wir die Kriegsentschädigung und den Tribut unter uns? Das ist sehr schwer zu bestimmen.«

»Das ist sogar sehr leicht zu bestimmen, wenn Ihr Freunde seid. Die Entschädigung holt Ihr Euch, während Ihr hier noch beisammen seid, und dann könnt Ihr sie nach den Köpfen vertheilen.«

»So soll es sein!«

»Nun seid Ihr drei Stämme, und sie sind drei Stämme; auch die Zahl der Mitglieder dieser Stämme ist fast gleich. Warum soll nicht je ein Stamm von Euch von einem Stamme von ihnen den jährlichen Tribut erhalten? Ihr seid Freunde und Gefährten. Wollt Ihr Euch um den Schwanz eines Schafes oder um die Hörner eines Stieres zanken und entzweien?«

»Du hast recht. Wer aber soll die Kriegsentschädigung von ihren Weideplätzen holen?«

»So viele Leute, als dazu erforderlich sind, und dabei sollen zwei Drittel der Eurigen und ein Drittel der Ihrigen sein.«

»Das ist gut. Und was wirst Du von dieser Entschädigung erhalten?«

»Nichts. Ich ziehe weiter und brauche keine Heerden. Waffen und ein Pferd habe ich auch.«

»Und die drei Männer, welche bei Dir sind?«

»Die werden auch nichts nehmen; sie haben Alles, was sie brauchen.«

»So wirst Du nehmen müssen, was wir Dir als Dank darbringen werden. Dein Haupt ist nicht so alt wie eines der Unsrigen, aber Du hast dennoch unsern Krieger gelehrt, wie man über einen großen Feind siegt, ohne viele Todte zu haben.«

»Wenn Ihr mir danken wollt, so thut denen wohl, welche als Eure Feinde verwundet in Euren Zelten liegen, und seht, ob Ihr eine Ruine findet, aus welcher man Figuren und Steine mit fremden Schriften graben kann. Mein Gefährte wünscht solche Dinge zu sehen. Nun habt Ihr gehört, was ich Euch zu sagen habe. Allah erleuchte Eure Weisheit, damit ich bald erfahre, was Ihr beschlossen habt!«

»Du sollst bleiben und mit uns berathen!«

»Ich kann nichts Anderes sagen, als was ich bereits gesagt habe. Ihr werdet das Richtige treffen.«

Ich ging hinaus und beeilte mich, den gefangenen Scheiks Datteln und Wasser zu besorgen. Dann traf ich auf Halef, der mich nach dem Wadi Deradsch begleitete, welches ich jetzt näher in Augenschein nehmen wollte. Die gefangenen Abu Hammed kannten mich. Einige von ihnen erhoben sich ehrerbietig, als ich vor ihnen vorüberging, und Andere steckten flüsternd die Köpfe zusammen. Im Hintergrunde wurde ich von den

dort anwesenden Abu Muhammed mit Freuden begrüßt. Sie waren ganz begeistert, die mächtigen Feinde auf eine so leichte Weise besiegt zu haben. Ich ging von Gruppe zu Gruppe, und so kam es, daß mehrere Stunden vergangen waren, als ich die Zelte wieder erreichte.

Während dieser Zeit hatten die nach dem Weideplatze gesandten Boten dafür gesorgt, daß das Lager abgebrochen und in die unmittelbare Nähe des Wadi Deradsch verlegt wurde. Die ganze Ebene wimmelte bereits von Heerden, und nun gab es Hämmel genug zu den Festmahlzeiten, welche heute Abend in jedem Zelte zu erwarten waren. Mohammed Emin hatte mich bereits gesucht.

»Dein Wort ist so gut wie Deine That,« meinte er. »Es ist befolgt worden. Die Obeide werden den Haddeihn, die Abu Hammed den Abu Mohammed und die Dschowari den Alabeide den Tribut bezahlen.«

»Wie viel Kriegsentschädigung entrichten die einzelnen Stämme?«

Er nannte die Ziffern: sie waren bedeutend, doch nicht grausam; dies freute mich außerordentlich, zumal ich mir sagen konnte, daß mein Wort hier nicht ganz ohne Einfluß gewesen war, gegenüber den grausamen Gewohnheiten, welche in solchen Fällen in Anwendung kamen. Von Sklaverei war keine Rede gewesen.

»Wirst Du mir eine Bitte erfüllen?« frug der Scheik.

»Gern, wenn ich kann. Sprich sie aus!«

»Wir werden einen Theil der Heerden der Besiegten holen; dazu brauchen die Männer, welche wir senden, weise und tapfere Anführer. Ich und Scheik Malek müssen hier bei den Gefangenen bleiben. Wir brauchen drei Anführer, einen zu den Obeïde, einen zu den Abu Hammed und einen zu den Dschowari. Die Scheiks der Abu Mohammed und der Alabeïde sind bereit; es fehlt uns der dritte. Willst Du es sein?«

»Ich will.«

»Wohin willst Du gehen?«

»Wohin gehen die Andern?«

»Sie wollen Dir die erste Wahl überlassen.«

»So gehe ich zu den Abu Hammed, weil ich bereits einmal bei ihnen gewesen bin. Wann sollen wir aufbrechen?«

»Morgen. Wie viele Männer willst Du mit Dir nehmen?«

»Vierzig Mann von den Abu Hammed und sechzig von Deinen Haddedihn. Auch Halef Omar nehme ich mit.«

»So suche sie Dir heraus. Werden die Abu Hammed bewaffnet sein müssen?«

»Nein, denn das wäre ein großer Fehler. Seid Ihr mit den Scheiks der Besiegten bereits einig geworden?«

»Nein. Das wird bis zum letzten Gebete heute geschehen.«

»Behalte die angesehenen Krieger hier und schicke nur die gewöhnlichen Männer mit uns fort; diese sind zum Treiben der Heerden gut genug.«

Ich ging, um mir meine Leute auszuwählen; dabei traf ich auf Lindsay.

»Gefragt, Sir?« redete er mich an.

»Noch nicht.«

»Warum nicht?«

»Ist nicht nöthig, denn ich habe den Scheiks Auftrag gegeben, nachzuforschen.«

»Herrlich! Prächtig! Scheiks wissen Alles! Werde Ruinen finden!«

»Ich denke es! Wollt Ihr einen interessanten Ritt mitmachen?«

»Wohin?«

»Bis unterhalb von El Fattha, wo der Tigris durch die Hamrinberge geht.«

»Was dort?«

»Die Kriegsentschädigung holen, welche in Heerden besteht.«

»Bei wem?«

»Bei dem Stamme Abu Hammed, der uns damals unsere Pferde raubte.«

»Köstlich, Sir! Bin dabei! Wie viele Männer mit?«

»Hundert.«

»Gut! Prächtig! Imposanter Zug. Ruinen dort?«

»Mehrere Gräberhügel, aber am linken Ufer.«

»Kommen nicht hinüber?«

»Nein.«

»Schade! Jammerschade! Konnten nachsuchen! Fowling-bulls finden!«

»Wir werden trotzdem etwas Ausgezeichnetes finden.«

»Was?«

»Etwas Leckeres, das wir lange entbehrt haben, nämlich Trüffeln.«

»Trüffeln? Oh! Ah!«

Er sperrte den Mund so weit auf, als ob er eine ganze Trüffelpastete auf einmal verspeisen wolle.

»Sie wachsen in Haufen in jener Gegend, und ich habe erfahren, daß damit ein nicht unbedeutender Handel nach Bagdad, Basra, Kerkuk und Sulimaniah getrieben wird. Sogar bis Kirmanschah sollen sie gehen.«

»Gehe mit, Sir, gehe mit! Trüffeln! Hm! Prachtvoll!«

Damit verschwand er, um seinen beiden Dienern die große Neuigkeit mitzutheilen; ich aber ging, um meine Leute herauszusuchen.

Bis zum Abend sahen sich die drei besiegten Scheiks wirklich gezwungen, auf alle Forderungen der Sieger einzugehen, und nun begann ein Freudenfest, infolgedessen mancher feiste Hammel sein Leben lassen mußte. Mitten in diesem Jubel lag ich unter duftenden Blüten, umklungen von tausend Stimmen und doch allein mit meinen Gedanken. Vor vielen Jahrhunderten hatten hier die Doryphoren ihre gefürchteten Speere geschwungen. Hier hatte vielleicht auch das Zelt des

Holofernes gestanden, aus Gold und Purpur gefertigt und mit Smaragden und Edelsteinen geschmückt. Und drüben auf den rauschenden Wellen des Flusses hatten die Fahrzeuge geankert, welche Herodot beschreibt:

»Die Boote sind von kreisrunder Form und aus Fellen gemacht. Sie werden in Armenien und in den Gegenden ober Assyrien gebaut. Die Rippen werden aus Weidenruthen und Zweigen gemacht und sind außerhalb mit Fellen umgeben. Sie sind rund, wie ein Schild, und zwischen Vordertheil und Hintertheil ist kein Unterschied. Den Boden ihrer Schiffe kleiden die Schiffer mit Rohr oder Stroh aus, und Kaufmannsgüter, besonders Palmwein einnehmend, schwimmen sie den Fluß hinunter. Die Boote haben zwei Ruder; an jedem ist ein Mann. Der Eine zieht auf sich zu, und der Andere stößt von sich ab. Diese Schiffe haben verschiedene Maßverhältnisse; einige sind so groß, daß sie eine Last bis zum Werthe von fünf tausend Talenten tragen; die kleineren haben einen Esel an Bord; die größeren mehrere. Sobald die Bootsleute nach Babylon kommen, verfügen sie über die Waaren und Güter und bieten dann die Rippen und das Rohr des Floßes zum Verkaufe aus. Mit den Schläuchen beladen sie dann ihre Esel und gehen mit ihnen nach Armenien zurück, wo sie neue Fahrzeuge bauen.«

Trotz der Jahrhunderte sind sich diese Fahrzeuge gleich geblieben; aber die Völker, welche hier lebten,

sind verschwunden. Wie wird es sein, wenn abermals eine solche Zeit vergangen ist? – –

Am andern Vormittage brachen wir auf: ich mit Haleb und einem Abu Hammed als Führer voran, die Andern hinter mir. Den Nachtrab machte Sir David Lindsay.

Wir kamen zwischen den Kanuza- und Hamrinbergen hindurch und erblickten bald am linken Ufer Tell Hamlia, einen kleinen, künstlichen Hügel. Am rechten Ufer lag Kalaat al Dschebber, ›die Burg der Tyrannen‹, eine Ruine, welche aus einigen verfallenen, runden Thürmen besteht, die durch Wälle verbunden sind. Dann erreichten wir Tell Dahab, einen kleinen Hügel, welcher am linken Ufer des Flusses liegt, und bei Brey el Bad, einem ziemlich steilen Felsen, machten wir Halt, um das Mittagsmahl einzunehmen. Gegen Abend gelangten wir nach El Fattha, wo sich der Fluß einen fünfzig Ellen breiten Weg durch die Hamrinberge zwingt, und als wir diese Enge überwunden hatten, schlugen wir das Nachtlager auf. Die Abu Hammed waren unbewaffnet, aber ich theilte die Haddeihn doch in zwei Hälften, welche abwechselnd zu wachen hatten, damit keiner der Gefangenen entfliehen solle. Wäre es nur einem Einzigen gelungen, so hätte er seinem Stamme unsere Ankunft verrathen, und die besten Thiere wären dann geflüchtet oder versteckt worden.

Mit Tagesgrauen brachen wir wieder auf. Der Fluß war breit und bildete viele Inseln. An dem linken Ufer zogen sich niedrige Hügel hin, am rechten aber lag die Ebene offen vor uns, und hier sollten sich längs des Flusses die Abu Hammed gelagert haben.

»Habt Ihr einen Weideplatz oder mehrere?« frug ich den Führer.

»Nur einen.«

Ich sah es ihm an, daß er mir die Unwahrheit sagte.

»Du lügst!«

»Ich lüge nicht, Emir!«

»Nun gut. Ich will mir Mühe geben, Dir zu glauben; aber wenn ich bemerke, daß Du mich täuschest, so jage ich Dir eine Kugel durch den Kopf!«

»Das wirst Du nicht thun!«

»Ich thue es!«

»Du thust es nicht, denn ich sage Dir, daß wir vielleicht zwei Plätze haben.«

»Vielleicht?«

»Oder gewiß; also zwei.«

»Oder drei!«

»Nur zwei!«

»Gut. Wenn ich aber drei finde, so bist Du verloren!«

»Verzeihe, Emir! Sie könnten ja unterdessen noch einen gefunden haben. Dann sind es drei.«

»Dann?«

»Ja.«

»Sonst aber nicht?«

»Drei!«

»Ah! Vielleicht sind es vier?«

»Du wirst noch zehn haben wollen!«

»Du bist ein Abu Hammed und willst nicht gern verlieren, was Du zusammengeraubt hast. Ich werde nicht weiter in Dich dringen.«

»Wir haben vier, Emir,« sagte er ängstlich.

»Gut. Schweige nun, denn ich werde mich selbst überzeugen!«

Ich hatte unterdessen den Horizont mit meinem Rohre abgesucht und in der Ferne einige bewegliche Punkte entdeckt. Ich rief denjenigen Haddediñ herbei, welcher die Leute unter mir befehligte. Er war ein wackerer und entschlossener Krieger, den ich für vollständig zuverlässig hielt.

»Wir haben vierzig Abu Hammed bei uns. Glaubst Du, sie mit dreißig unserer Leute sicher bewachen zu können?«

»Mit zehn, Emir. Sie haben ja keine Waffen!«

»Ich werde jetzt mit Hadschi Halef Omar vorwärts reiten, um Kunde einzuziehen. Wenn die Sonne gerade über jenem Strauche steht und ich bin nicht zurück, so sendest Du mir dreißig Haddediñ nach, welche mich suchen müssen!«

Ich rief den Engländer, und er kam mit seinen beiden Dienern heran. Ich sagte ihm:

»Ich habe Euch einen sehr wichtigen Posten anzuvertrauen.«

»Well!«

»Ich werde jetzt einmal voranreiten, um zu sehen, wie weit sich die Weideplätze der Abu Hammed ausdehnen. Bin ich in zwei Stunden noch nicht zurück, so kommen mir dreißig Mann der Unseren nach.«

»Ich mit?«

»Nein. Ihr bleibt bei den Übrigen zurück, um die Gefangenen zu bewachen. Wenn einer Miene macht, zu entfliehen, so schießt Ihr ihn nieder.«

»Yes! Wenn Einer flieht, schieße Alle nieder.«

»Gut, aber mehr nicht!«

»No. Aber Sir, wenn mit den Abu Hammed reden, dann einmal fragen!«

»Was?«

»Nach Ruinen und Fowling-bulls.«

»Gut. Vorwärts, Halef!«

Wir galoppirten über die Ebene hin und grad auf die Punkte zu, welche ich gesehen hatte. Es war eine weidende Schafheerde, bei welcher ein alter Mann stand.

»Sallam aaleikum!« grüßte ich ihn.

»Aaleikum!« antwortete er, sich tief verneigend.

»Ist Friede auf Deiner Weide?«

»Es ist Friede da, o Herr. Bringst Du auch Frieden?«

»Ich bringe ihn. Du gehörst zum Stamme der Abu Hammed?«

»Du sagst es.«

»Wo ist Euer Lager?«

»Da unten hinter der Krümmung des Flusses.«

- »Habt Ihr mehrere Weideplätze?«  
»Warum fragst Du, o Herr?«  
»Weil ich eine Botschaft an Alle Deines Stammes auszurichten habe.«  
»Von wem?«  
»Von Zedar Ben Huli, Deinem Scheik.«  
»Hamdulillah! Du wirst eine frohe Botschaft bringen.«  
»Ich bringe sie. Also sag', wie viele Weideplätze Ihr habt.«  
»Sechs. Drei hier am Flusse hinab und drei auf den Inseln im Strome.«  
»Sind alle Inseln hier Euer Eigenthum?«  
»Alle.«  
»Sind sie alle bewohnt?«  
»Alle, bis auf eine.«  
Es lag etwas in dem Tone dieser Antwort und in dem Gesichte des Alten, was mich aufmerksam machte; ich ließ mir aber nichts merken und frug:  
»Wo liegt diese eine?«  
»Grad gegenüber von uns liegt die erste, und die ich meine, das ist die vierte, o Herr.«  
Ich beschloß im Stillen, auf diese Insel ein scharfes Auge zu haben, laut aber erkundigte ich mich:  
»Warum ist sie nicht bewohnt?«  
»Weil man sehr schwer zu ihr gelangen kann, da der Strom gefährlich ist.«

Hm! Dann hätte sie ja recht gut die Eigenschaft, als Aufenthaltsort für Gefangene zu dienen! So dachte ich und fuhr zu fragen fort:

»Wie viele Männer sind in Eurem Lager?«

»Bist Du wirklich ein Abgesandter des Scheik, o Herr?«

Dieses Mißtrauen vermehrte natürlich auch das meine.

»Ich bin es. Ich habe mit ihm und mit den Scheiks der Obeïde und der Dschowari gesprochen.«

»Was bringst Du für eine Botschaft?«

»Die Botschaft des Friedens.«

»Warum hat er keinen Mann seines Stammes gesandt?«

»Die Männer der Abu Hammed kommen gleich hinter mir.«

Ich wollte nicht weiter in ihn dringen und ritt also weiter, aber ganz nahe an das Ufer des Flusses, um die Inseln zu zählen. Als wir die dritte hinter uns hatten, machte der Fluß eine Krümmung, und nun lagen die Zelte des Lagers vor unsern Augen. Die ganze Ebene rings umher war von Kameelen, Rindern, Ziegen und Schafen angefüllt. Pferde sah ich nur wenige. Ebenso erblickte ich nur wenige Männer, die noch dazu alt und kraftlos, also ungefährlich waren.

Wir ritten in die Zeltgasse ein.

Vor einem der Zelte stand ein junges Mädchen, welches ein dort angebundenes Pferd liebte. Als es

mich erblickte, stieß es einen Schrei aus, sprang zu Pferde und jagte davon. Sollte ich der Flüchtigen nachreiten?

Ich that es nicht; es würde auch nicht viel gefruchtet haben, denn ich wurde jetzt von Allen umringt, welche im Lager anwesend waren: von Greisen, Kranken, Frauen und Mädchen. Ein Greis legte die Hand auf den Hals meines Pferdes und frug:

»Wer bist Du, Herr?«

»Ich bin ein Bote, den Euch Zedar Ben Huli sendet.«

»Der Scheik! Mit welcher Botschaft sendet er Dich?«

»Das werde ich Euch sagen, wenn Alle hier versammelt sind. Wie viele Krieger hat er hier zurückgelassen?«

»Fünfzehn junge Männer. Ajehma wird fortgeritten sein, um sie zu holen.«

»So erlaube, daß ich absteige. Du aber« – und nun wandte ich mich an Halef – »reite sofort weiter, denn die Dschowari müssen dieselbe Botschaft empfangen.«

Halef wandte sein Pferd und sprenge davon.

»Kann Dein Gefährte nicht hier bleiben, um sich auszuruhen und Speise zu nehmen?« frug der Alte.

»Er ist nicht müde und nicht hungrig, und sein Auftrag leidet kein Zögern. Wo befinden sich die jungen Krieger?«

»Bei der Insel.«

Ah, wieder diese Insel!

»Was thun sie dort?«

»Sie« -- er stockte und fuhr dann fort: -- »Sie weiden die Heerde.«

»Ist diese Insel weit von hier?«

»Nein. Siehe, da kommen sie bereits!«

Wirklich kam ein Trupp Bewaffneter vom Flusse her auf uns zugesprengt. Es waren die Jüngsten des Stammes, fast noch Knaben; sie und die Alten hatte man zurückgelassen. Sie hatten keine Schießgewehre, sondern nur Spieße und Keulen. Der Vorderste und zugleich auch der Ansehnlichste von ihnen erhob die Keule im Reiten und schleuderte sie nach mir, indem er rief:

»Hund, Du wagst es, zu uns zu kommen?«

Ich hatte zum Glück die Büchse vorgenommen und konnte mit ihrem Kolben den Wurf pariren; aber die Lanzen sämtlicher Knaben waren auf mich gerichtet. Ich machte mir nicht sehr viel daraus, gab vielmehr meinem Rappen die Schenkel und drängte ihn hart an das Roß des Angreifers. Er allein von allen mochte das zwanzigste Jahr erreicht haben.

»Knabe, Du wagst es, einen Gast Deines Stammes anzugreifen?«

Mit diesen Worten riß ich ihn zu mir herüber und setzte ihn vor mir auf den Hengst. Er hing an meiner Hand mit schlaffen Gelenken wie ein Gliedermann; die Angst war ihm in den Leib gefahren.

»Nun stecht, wenn Ihr Jemand tödten wollt!« fügte ich hinzu.

Sie hüteten sich wohl, dies zu thun, denn er bildete einen Schild vor mir; aber die wackern Knaben waren nicht ganz unentschlossen. Einige von ihnen stiegen vom Pferde und versuchten, von der Seite oder von hinten an mich zu kommen, während die Andern mich vorn beschäftigten. Sollte ich sie verwunden? Es wäre Jammerschade gewesen. Ich drängte daher her das Pferd hart an eines der Zelte, daß ich den Rücken freibekam, und frug:

»Was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich tödten wollt?«

»Wir kennen Dich,« antwortete Einer. »Du sollst uns nicht wieder entkommen, Du Mann mit der Löwenhaut!«

»Du sprichst sehr kühn, Du Knabe mit der Lämmerhaut!«

Da hob eine alte Frau heulend ihre Hände empor.

»Ist es dieser? O, thut ihm nichts, denn er ist fürchterlich!«

»Wir tödten ihn!« antwortete die Bande.

»Er wird Euch zerreißen, und dann durch die Luft davonreiten!«

»Ich werde nicht davonreiten, sondern bleiben,« antwortete ich und schleuderte nun meinen Gefangenen mitten unter die Angreifenden hinein. Dann glitt ich vom Pferde und trat in das Zelt. Mit einem Schlitze meines Dolches erweiterte ich den Eingang so, daß ich

das Thier, welches ich keiner Gefahr aussetzen wollte, zu mir hereinziehen konnte. Nun war ich vor den Stichen dieser Wespen so ziemlich geborgen.

»Wir haben ihn! Hamdulillah, wir haben ihn!« jubelte es draußen.

»Umgebt das Zelt; laßt ihn nicht heraus!« rief eine andere Stimme.

»Schießt ihn durch die Wände todt!« ertönte ein Ruf.

»Nein, wir fangen ihn lebendig. Er hat den Rappen bei sich; den dürfen wir nicht verletzen; der Scheik will ihn haben!«

Daß sich keiner zu mir hereinwagen würde, konnte ich mir denken; daher setzte ich mich gemüthlich nieder und langte nach dem kalten Fleisch, welches auf einer Platte in meiner Nähe lag. Übrigens dauerte diese unfreiwillige Einquartierung nicht sehr lange; Halef hatte sein Pferd angestrengt, und gar bald erdröhnte der Boden unter dem Galoppe von dreißig Berittenen.

»Allah kerihm – Gott sei uns gnädig!« hörte ich rufen. »Das sind Feinde!«

Ich trat aus dem Zelte. Von der ganzen Bevölkerung des Lagers war nicht eine einzige Person mehr zu sehen. Alle hatten sich in die Zelte verkrochen.

»Sihdi!« rief laut die Stimme Halefs.

»Hier, Hadschi Halef Omar!«

»Hat man Dir etwas gethan?«

»Nein. Besetzt das Lager, daß Niemand entkommt! Wer zu entfliehen sucht, wird niedergestoßen!«

Diese Worte waren laut genug gesprochen, um von Allen gehört zu werden. Ich wollte nur drohen. Dann sandte ich Halef von einem Zelte zum andern, um sämtliche Greise herbeizuführen; die fünfzehn Knaben brauchte ich nicht. Es dauerte lange, bis die Alten beisammen waren; sie hatten sich versteckt und kamen nur mit Zittern und Zagen herbei. Als sie in ängstlicher Erwartung um mich herum saßen, begann ich die Unterhaltung.

»Habt Ihr die Tätowierung meiner Leute auch gesehen?«

»Ja, Herr.«

»So habt Ihr ihren Stamm erkannt?«

»Ja. Es sind Haddedihs, Herr.«

»Wo sind Eure Krieger?«

»Du wirst es wissen, Herr.«

»Ja, ich weiß es, und ich will es Euch sagen: Alle sind gefangen von den Haddedihs, und nicht ein Einziger ist entkommen.«

»Allah kerihm!«

»Ja, Allah möge ihnen und Euch gnädig sein!«

»Er lügt!« flüsterte Einer von ihnen, dem das Alter den Muth noch nicht geknickt hatte.

Ich drehte mich zu ihm:

»Du sagst, daß ich lüge? Dein Haar ist grau, und Dein Rücken beugt sich unter der Last der Jahre; daher will ich Dir die Worte verzeihen. Warum meinst Du, daß ich Dich belüge?«

»Wie können die Haddedihi drei ganze Stämme gefangen nehmen?«

»Du würdest es glauben, wenn Du wüßtest, daß sie nicht allein gewesen sind. Sie waren mit den Abu Mohammed und den Alabeide verbunden. Sie wußten Alles, und als ich von Euren Kriegern gefangen genommen wurde, kam ich von den Abu Mohammed, wo ich gewesen war, um den Krieg mit ihnen zu besprechen. Im Wadi Deradsch haben wir die Euren empfangen, und es ist kein Einziger entkommen. Hört, welchen Befehl ich gebe!«

Ich trat unter den Eingang des Zeltens, in welchem wir uns befanden, und winkte Halef herbei.

»Reite zurück, und hole die gefangenen Abu Hammed herbei!«

Sie erschracken jetzt wirklich.

»Ist es möglich, Herr?«

»Ich sage die Wahrheit. Die sämtlichen Krieger Eures Stammes sind in unserer Hand. Entweder werden sie getötet oder Ihr bezahlt das Lösegeld, welches für sie gefordert wird.«

»Auch Scheik Zedar Ben Huli ist gefangen?«

»Auch er.«

»So hättest Du wegen des Lösegeldes mit ihm reden sollen!«

»Ich habe es gethan.«

»Was sagte er?«

»Er will es zahlen und hat mir vierzig von Euren Leuten mitgegeben, welche jetzt kommen, um es zu holen.«

»Allah schütze uns! Wie hoch ist es?«

»Das werdet Ihr hören. Wie viel Stück zählen Eure Heerden?«

»Wir wissen es nicht!«

»Ihr lügt! Ein Jeder kennt die Zahl der Thiere, welche seinem Stamm gehören. Wie viel Pferde habt Ihr?«

»Zwanzig, außer denen, die mit in den Kampf gezogen sind.«

»Diese sind für Euch verloren. Wie viele Kameele?«

»Drei hundert.«

»Rinder?«

»Zwölf hundert.«

»Esel und Maulthiere?«

»Vielleicht dreißig.«

»Schafe?«

»Neun tausend.«

»Euer Stamm ist nicht reich. Das Lösegeld wird betragen: zehn Pferde, hundert Kameele, dreihundert Rinder, zehn Esel und Maulthiere und zwei tausend Schafe.«

Da erhoben die Alten ein fürchterliches Wehegeheul. Sie thaten mir allerdings sehr leid, aber ich konnte ja nichts ändern, und wenn ich diese Ziffern mit denen verglich, welche unter andern Verhältnissen aufgestellt

worden wären, so fühlte ich mich in meinem Gewissen vollständig beruhigt.

Um dem Jammergeschrei ein Ende zu machen, rief ich in etwas barschem Tone:

»Still! Scheik Zedar Ben Huli hat es genehmigt.«

»Wir können so viel nicht geben!«

»Ihr könnt es! Was man geraubt hat, das kann man sehr leicht wieder hergeben!«

»Wir haben nichts geraubt. Warum willst Du uns für Haremi<sup>1</sup> halten?«

»Seid still! Wurde ich nicht selbst von Euch angefallen?«

»Es geschah zum Scherze, Herr!«

»Dann treibt Ihr einen gefährlichen Scherz. Wie viele Weideplätze habt Ihr?«

»Sechs.«

»Auch auf Inseln?«

»Ja.«

»Auch auf der Insel, bei welcher vorhin Eure jungen Männer waren?«

»Nein.«

»Man sagte mir doch, daß sie dort die Heerden weideten! Ihr habt den Mund ganz voller Unwahrheit! Wer befindet sich auf dieser Insel?«

Sie sahen sich verlegen an, dann antwortete der Sprecher:

---

<sup>1</sup>Räuber – Dieses Wort ist übrigens eine Ehrenbezeichnung bei den Beduinen.

- »Es sind Männer da.«  
»Was für Männer?«  
»Fremde.«  
»Wo sind sie her?«  
»Wir wissen es nicht.«  
»Wer weiß es sonst?«  
»Nur der Scheik.«  
»Wer hat diese Männer zu Euch gebracht?«  
»Unsere Krieger.«  
»Eure Krieger? Und nur der Scheik weiß es, wo sie her sind? Ich sehe, daß ich von Euch drei tausend Schafe verlangen muß – statt zwei tausend! Oder wollt Ihr nicht lieber sprechen?«  
»Herr, wir dürfen nicht!«  
»Warum nicht?«  
»Der Scheik würde uns bestrafen. Sei barmherzig mit uns!«  
»Ihr habt Recht; ich will Euch diese Verlegenheit ersparen.«

Da kam es zwischen den Zelten herangetrabt: es waren die Gefangenen mit ihrer Bedeckung. Bei diesem Anblick erhob sich, ohne daß sich Jemand sehen ließ, in allen Zelten ein großes Klagegeschrei. Ich stand auf.

»Jetzt könnt Ihr sehen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe. Vierzig von Euren Kriegern sind da, um das Lösegeld zu holen. Geht jetzt in die Zelte, und holt alle Bewohner des Lagers hinaus vor dasselbe; es soll ihnen nichts geschehen, aber ich habe mit ihnen zu reden.«

Es machte einige Mühe, diese Menge von Greisen, Frauen und Kindern zu versammeln. Als sie beisammen waren, trat ich zu den Gefangenen:

»Seht hier Eure Väter, Eure Mütter, Schwestern und Kinder! Sie sind in meiner Hand, und ich werde sie gefangen fortführen, wenn Ihr den Befehlen ungehorsam seid, die Ihr jetzt erhaltet. Ihr habt sechs Weideplätze, die alle in der Nähe sind. Ich theile Euch in sechs Haufen, von denen sich ein jeder unter der Aufsicht meiner Krieger nach einem der Plätze begibt, um die Thiere hierher zu treiben. In einer Stunde müssen alle Heerden hier beisammen sein!«

Wie ich gesagt hatte, so geschah es. Die Abu Hammed vertheilten sich unter der Aufsicht der Haddediñ, und nur zwölf Männer behielt ich von den Letzteren zurück. Bei ihnen war Halef.

»Ich werde mich jetzt entfernen, Halef.«

»Wohin, Sihdi?«

»Nach der Insel. Du wirst hier auf Ordnung sehen und dann später die Auswahl der Thiere leiten. Sorge dafür, daß diesen armen Leuten nicht bloß die besten genommen werden. Die Ausscheidung soll gerecht geschehen.«

»Sie haben es nicht verdient, Sihdi!«

»Aber ich will es so. Verstehst Du, Halef?«

Master Lindsay kam heran.

»Habt Ihr gefragt, Sir?«

»Noch nicht.«

- »Nicht vergessen, Sir!«  
»Nein. Ich habe Euch wieder einen Posten anzuvertrauen.«  
»Well! Welchen?«  
»Seht darauf, daß keine dieser Frauen entflieht!«  
»Yes!«  
»Wenn eine von ihnen Miene macht, davon zu laufen, so — — —«  
»Schieße ich sie nieder!«  
»O nein, Mylord!«  
»Was denn?«  
»So laßt Ihr sie laufen!«  
»Well, Sir!«

Diese zwei Worte brachte er heraus, aber den Mund brachte er nicht wieder zu. Ich war übrigens fest überzeugt, daß schon der bloße Anblick von Sir David Lindsay den Frauen jede Absicht zur Flucht benähme. In seinem karrirten Anzuge mußte er ihnen als wie ein Ungeheuer vorkommen.

Jetzt nahm ich zwei Männer mit mir und schritt dem Flusse zu. Hier hatte ich die vierte Insel vor mir. Sie war lang und schmal und mit dichtem Rohr bewachsen, welches die Höhe eines Mannes weit überragte. Ich konnte kein lebendes Wesen erblicken, aber sie barg ein Geheimniß, das ich unbedingt ergründen mußte. Daß ich keinen der Abu Hammed mitgenommen hatte, war geschehen, um Niemand für spätere Zeit in Schaden zu bringen.

»Sucht nach einem Floß!« gebot ich den Beiden.

»Wohin willst Du?«

»Nach dieser Insel.«

»Emir, das ist nicht möglich!«

»Warum?«

»Siehst Du nicht die reißende Strömung zu ihren beiden Seiten? Es würde jedes Floß an ihr zerschellen.«

Der Mann hatte Recht, aber dennoch hegte ich die Überzeugung, daß irgend ein Verkehr zwischen dem Ufer und dieser Insel stattfinden müsse, und als ich schärfer hinblickte, bemerkte ich, daß an ihrer oberen Spitze das Rohr niedergetreten war.

»Blickt dahin! Seht Ihr nicht, daß dort Menschen gewesen sind?«

»Es scheint so, Emir.«

»So muß auch ein Fahrzeug vorhanden sein.«

»Es würde zerschellen; das ist sicher!«

»Sucht!«

Sie gingen nach rechts und links am Ufer hinab und hinauf, kehrten aber unverrichteter Sache zurück. Jetzt suchte ich selbst mit, lange vergeblich. Endlich aber entdeckte ich – – zwar kein Floß und keinen Kahn, aber eine Vorrichtung, deren Zweck mir sofort einleuchtete. An den Stamm eines Baumes, welcher oberhalb der Insel hart am Wasser stand, war ein langes, starkes Palmfaserseil befestigt. Das eine Ende desselben schlang sich um den Stamm, das Seil selbst aber war

unter dem daneben wuchernden dichten Gestrüpp versteckt. Als ich es hervorzog, zeigte sich an dem andern Ende ein jetzt zusammengesunkener Schlauch, aus einer Bockshaut gefertigt, und über demselben war ein Querholz angebracht, welches jedenfalls dazu dienen sollte, sich mit den Händen festzuhalten.

»Seht, hier ist das Floß. Dieses kann allerdings nicht zerschellen. Ich werde hinüberschwimmen, während Ihr hier wacht, daß ich nicht gestört werde.«

»Es ist gefährlich, Emir!«

»Andere sind auch hinübergekommen.«

Ich warf die Oberkleider ab und blies den Schlauch auf. Die Öffnung wurde mit einer daran befestigten Schnur verschlossen.

»Haltet das Seil und laßt es langsam durch die Hände laufen!«

Ich faßte das Querholz fest und glitt in das Wasser. Sofort ergriff mich die Strömung, welche so stark war, daß ein Mann alle seine Kräfte anstrengen mußte, um das Seil halten zu können. Einen Menschen von drüben herüber holen, dazu gehörten wohl die vereinigten Kräfte von mehreren Männern. Ich mußte nach jenseits der Insel halten; es gelang, und ich landete glücklich, obgleich ich einen tüchtigen Stoß erhielt. Meine erste Sorge war, das Seil so zu befestigen, daß es mir nicht abhanden kommen konnte; dann ergriff ich den Dolch, welchen ich zu mir gesteckt hatte.

Von der Spitze der Insel führte durch das Rohrdickicht ein schmaler, ausgetretener Pfad, auf welchem ich bald vor eine kleine, aus Bambus, Schilf und Binsen gefertigte Hütte kam. Sie war so niedrig, daß kein Mensch in ihr zu stehen vermochte. Ihr Inneres enthielt nichts als einige Kleidungsstücke. Ich betrachtete dieselben genau und bemerkte, daß es die zerfetzten Anzüge von drei Männern waren. Keine Spur zeigte, daß die Besitzer derselben noch vor kurzer Zeit hier anwesend gewesen seien; aber der Pfad führte weiter.

Ich folgte ihm, und bald war es mir, als ob ich ein Stöhnen hörte. Ich hastete vorwärts und gelangte an eine Stelle, wo das Rohr abgehauen war. Auf dieser kleinen Blöße bemerkte ich – drei Menschenköpfe, welche mit dem Halse auf den Erdboden gestellt waren; so wenigstens schien es mir. Sie waren ganz unförmlich aufgeschwollen, und die Ursache davon ließ sich sehr leicht erkennen; denn bei meiner Ankunft erhob sich eine dichte Wolke von Moskitos und Schnaken in die Luft. Augen und Mund waren geschlossen. Waren das Tottenköpfe, welche man aus irgend einem Grunde hierher gestellt hatte?

Ich bückte mich nieder und berührte einen derselben. Da hauchte ein leiser Wehelaut zwischen den Lippen hervor, und die Augen öffneten sich und starrten mich mit einem gläsernen Blick an. Ich war wohl in meinem Leben selten über ein Ding erschrocken, jetzt

aber entsetzte ich mich so sehr, daß ich mehrere Schritte zurückwich.

Ich trat wieder näher und untersuchte die Sache. Wahrhaftig, drei Männer waren eingegraben in den feuchten, fauligen Boden bis an die Köpfe.

»Wer seid Ihr?« frug ich laut.

Da öffneten alle Drei die Augen und stierten mich mit wahnsinnigen Blicken an. Die Lippen des einen thaten sich auf:

»Oh Adi!« ächzte er langsam.

Adi? Ist dies nicht der Name des großen Heiligen der Dschesidi, der sogenannten Teufelsanbeter?

»Wer hat Euch hierher gebracht?« frug ich weiter.

Wieder öffnete sich der Mund, aber er war nicht mehr im Stande, einen Laut hören zu lassen. Ich arbeitete mich durch das dichte Röhricht nach dem Ufer der Insel und füllte beide Hände mit Wasser. Rasch kehrte ich zurück und flößte das Naß den Gemarterten ein. Sie schlürften es mit Gier. Ich konnte nur wenig auf einmal bringen, da es mir unterwegs zwischen den Fingern durchtropfte, und so mußte ich sehr oft hin und her gehen, ehe sie ihren fürchterlichen Durst gestillt hatten.

»Gibt es hier eine Hacke?« frug ich.

»Mitgenommen,« flüsterte der eine.

Ich rannte nach der oberen Spitze der Insel. Drüben standen noch meine Begleiter. Ich legte die Hand an

den Mund, um das Rauschen des Wassers zu übertönen:

»Holt einen Spaten, eine Hacke und die drei Engländer, aber ganz heimlich!«

Sie verschwanden. Halef durfte ich nicht herbescheiden, weil er drüben nothwendig war. Ich wartete mit Ungeduld – endlich aber erschienen die Haddedihs mit den drei Verlangten und auch mit einem Werkzeuge, welches einer Hacke ähnlich sah.

»Sir David Lindsay!«

»Yes!« antwortete er.

»Schnell herüber! Bill und der Andere auch! Bringt die Hacke mit!«

»Meine Hacke? Fowling-bulls gefunden?«

»Werden sehen!«

Ich machte den Schlauch los und schob ihn in das Wasser.

»Zieht an!«

Eine Weile danach stand Sir David auf der Insel.

»Wo?«

»Warten! Erst die Anderen auch herüber!«

»Well!«

Er winkte den Leuten drüben, sich zu sputen, und endlich standen die beiden kräftigen Burschen an unserer Seite. Bill hatte die Hacke bei sich. Ich befestigte den Schlauch wieder.

»Kommt, Sir!«

»Ah! Endlich!«

»Sir David Lindsay, wollt Ihr mir verzeihen?«

»Was?«

»Ich habe keine Fowling-bulls gefunden.«

»Keine?« – Er blieb stehen und riß den Mund weit auf. »Keine? Ah!«

»Aber ich habe etwas ganz Entsetzliches entdeckt! Kommt!«

Ich ergriff die Hacke und schritt voran.

Mit einem Ausrufe des Entsetzens prallte der Engländer zurück, als wir den Platz erreichten. Jetzt war der Anblick allerdings fast noch schrecklicher als vorher, da die drei die Augen offen hatten und die Köpfe bewegten, um den Insektenschwarm von sich abzuhalten.

»Man hat sie eingegraben!«

»Wer?«

»Weiß es nicht, werden es erfahren.«

Ich gebrauchte die Hacke mit solcher Hast und die Andern scharrten und kratzten mit den Händen dazu, daß wir bereits nach einer Viertelstunde die drei Unglücklichen vor uns liegen hatten. Sie waren von allen Kleidern entblößt, und die Hände und Füße hatte man ihnen mit Baststricken zusammengebunden. Ich wußte, daß die Araber ihre Kranken bei gewissen schlimmen Krankheiten bis an den Kopf in die Erde graben und diesem sogenannten ›Einpacken‹ eine bedeutende Heilkraft zuschreiben; aber diese Männer waren gefesselt, also nicht krank gewesen.

Wir trugen sie an das Wasser und überspritzten sie. Dies erfrischte ihre Lebensgeister.

»Wer seid Ihr?« frug ich.

»Baadri!« klang die Antwort.

Baadri? Das war ja der Name eines Dorfes, welches ausschließlich von Teufelsanbetern bewohnt wurde! Ich hatte also doch wohl mit meinen Vermuthungen das Richtige getroffen.

»Hinüber mit ihnen!«

»Wie?« frug der Engländer.

»Ich schwimme zuerst hinüber, um ziehen zu helfen, und nehme zugleich ihre Kleider mit. Ihr kommt dann nach, ein Jeder mit Einem von ihnen.«

»Well! Wird aber nicht leicht sein.«

»Ihr nehmt ihn quer vor Euch über die Arme.«

Ich rollte die Kleider wie einen Turban zusammen und nahm diesen auf den Kopf. Dann ließ ich mich an das Ufer ziehen. Was nun kam, das war für mich und die beiden Haddedihn eine sehr harte Arbeit, für die Andern aber außerordentlich gefährlich; dennoch gelang es uns, alle Sechs glücklich an das Ufer zu bringen.

»Zieht ihnen die Kleider an! Dann bleiben sie heimlich hier liegen. Ihr, Sir David, werdet ihnen im Stillen Nahrung bringen, während die vier Andern sie bewachen.«

»Well! Fragt, wer sie eingegraben hat.«

»Der Scheik natürlich.«

»Todt schlagen den Kerl!«

Dieses letzte Abenteuer hatte über eine Stunde Zeit in Anspruch genommen. Als wir das Lager erreichten, wimmelte die Ebene von Tausenden von Thieren. Das Geschäft des Auswählens war ein schwieriges, doch der kleine Hadschi Halef Omar war seiner Aufgabe vollständig gewachsen. Er hatte meinen Hengst bestiegen, natürlich mit der Absicht, schneller vorwärts zu kommen und nebenbei ein wenig bewundert zu werden, und war allüberall zu sehen. Die Haddedihs waren ganz begeistert für ihre Arbeit, die gefangenen Abu Hamed aber, welche ihnen helfen mußten, konnten den stillen Grimm in ihren Mienen nicht verbergen. Und nun gar da, wo die Weiber und Greise saßen, da flossen heiße Thränen, und mancher halblaute Fluch stahl sich zwischen den Lippen hervor. Ich trat zu der Weibergruppe. Ich hatte da eine Frau bemerkt, welche mit einer heimlichen Befriedigung dem Treiben meiner Leute zusah. Hatte sie einen Groll gegen den Scheik im Herzen?

»Folge mir!« gebot ich ihr.

»Herr, sei gnädig! Ich habe nichts gethan!« flehte sie erschrocken.

»Es soll Dir nichts geschehen!«

Ich führte sie in das leere Zelt, in welchem ich mich bereits vorhin befunden hatte. Dort stellte ich mich vor sie hin und sah ihr scharf in die Augen.

»Du hast einen Feind in Deinem Stamme?«

Sie blickte überrascht empor.  
»Herr, woher weißt Du es?«  
»Sei offen! Wer ist es?«  
»Du wirst es ihm wieder sagen!«  
»Nein, denn er ist auch mein Feind.«  
»Du bist es, der ihn besiegt hat?«  
»Ich bin es. Du hassest den Scheik Zedar Ben Huli?«  
Da blitzte ihr dunkles Auge auf.  
»Ja, Herr, ich hasse ihn.«  
»Warum?«  
»Ich hasse ihn, weil er mir den Vater meiner Kinder  
tödteten ließ.«  
»Warum?«  
»Mein Herr wollte nicht stehlen.«  
»Weßhalb nicht?«  
»Weil der Scheik den größten Theil des Raubes er-  
hält.«  
»Du bist arm?«  
»Der Oheim meiner Kinder hat mich zu sich genom-  
men; auch er ist arm.«  
»Wie viele Thiere hat er?«  
»Ein Rind und zehn Schafe; er wird sie heute her-  
geben müssen, denn wenn der Scheik zurückkehrt, so  
werden wir den ganzen Verlust zu tragen haben. Der  
Scheik wird nicht arm, sondern nur der Stamm.«  
»Er soll nicht zurückkehren, wenn Du aufrichtig  
bist.«  
»Herr, sagst Du die Wahrheit?«

»Ich sage sie. Ich werde ihn als Gefangenen zurückbehalten und den Abu Hammed einen Scheik geben, welcher gerecht und ehrlich ist. Der Ohm Deiner Kinder soll heute behalten, was er hat.«

»Herr, Deine Hand ist voll von Barmherzigkeit. Was willst Du von mir wissen?«

»Du kennst die Insel da drüben im Flusse?«

Sie erbleichte.

»Warum fragst Du nach ihr?«

»Weil ich mit Dir von ihr sprechen will.«

»O thue das nicht, Herr, denn wer ihr Geheimniß verräth, den wird der Scheik tödten!«

»Wenn Du mir das Geheimniß sagst, so wird er nicht wiederkommen.«

»Ist dies wirklich wahr?«

»Glaube mir! Also wozu dient die Insel?«

»Sie ist der Aufenthalt der Gefangenen des Scheik.«

»Welcher Gefangenen?«

»Er fängt die Reisenden weg, welche über die Ebene oder auf dem Wasser kommen, und nimmt ihnen Alles ab. Wenn sie nichts besitzen, so tödtet er sie; wenn sie aber reich sind, so behält er sie bei sich, um ein Lösegeld zu erpressen.«

»Dann kommen sie auf die Insel?«

»Ja, in die Schilfhütte. Sie können nicht entfliehen, denn es werden ihnen die Hände und die Füße gebunden.«

»Wenn dann der Scheik das Lösegeld erhalten hat?«

»So tödtet er sie dennoch, um nicht verrathen zu werden.«

»Und wenn sie es nicht zahlen wollen oder nicht zahlen können?«

»So martert er sie.«

»Worin bestehen die Qualen, die er ihnen bereitet?«

»Er hat ihrer viele. Oft aber läßt er sie eingraben.«

»Wer macht den Kerkermeister?«

»Er und seine Söhne.«

Der, welcher mich gefangen genommen hatte, war auch sein Sohn; ich hatte ihn unter den Gefangenen im Wadi Deradsch bemerkt. Darum fragte ich:

»Wie viel Söhne hat der Scheik?«

»Zwei.«

»Ist einer von ihnen hier?«

»Derjenige, welcher Dich tödten wollte, als Du in das Lager kamst.«

»Sind jetzt Gefangene auf der Insel?«

»Zwei oder drei.«

»Wo sind sie?«

»Ich weiß es nicht. Das erfahren nur diejenigen Männer, welche bei dem Fange waren.«

»Wie sind sie in seine Hände gekommen?«

»Sie kamen auf einem Kellek<sup>1</sup> den Fluß herab und legten des Abends nicht weit von hier an das Ufer an. Da hat er sie überfallen.«

---

<sup>1</sup>Floß.

»Wie viel Zeit ist seit ihrer Gefangenschaft verflossen?«

Sie sann ein wenig nach und meinte dann:

»Wohl beinahe zwanzig Tage.«

»Wie hat er sie behandelt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Habt Ihr hier viele Tachterwahns?«<sup>1</sup>

»Es sind mehrere vorhanden.«

Ich griff in meinen Turban und nahm einige Geldstücke hervor. Sie gehörten zu den Münzen, welche ich in den Satteltaschen des Abu-Seif gefunden hatte. Sein herrliches Kameel war mir leider in Bagdad verendet; das Geld aber war mir bis heute geblieben.

»Ich danke Dir! Hier hast Du!«

»O Herr, Deine Gnade ist größer als — — —«

»Danke nicht,« unterbrach ich sie. »Ist der Oheim Deiner Kinder mit gefangen?«

»Ja.«

»Er wird frei werden. Gehe zu dem kleinen Mann, der das schwarze Pferd reitet, und sage ihm von mir, daß er Dir Deine Thiere geben soll. Der Scheik wird nicht zurückkehren.«

»O Herr — —!«

»Es ist gut. Gehe und sage keinem Menschen, was wir gesprochen haben!«

Sie ging, und auch ich begab mich wieder hinaus. Man war mit dem Abzählen der Thiere beinahe fertig

---

<sup>1</sup>Frauenkörbe, von Kameelen getragen.

geworden. Ich suchte Halef auf. Er kam, als ich ihm winkte, auf mich zugeritten.

»Wer hat Dir meinen Rappen erlaubt, Hadschi Halef Omar?«

»Ich wollte ihn an meine Beine gewöhnen, Sihdi!«

»Er wird sich nicht sehr vor ihnen fürchten. Höre, Halef, es wird ein Weib kommen und ein Rind und zehn Schafe zurückverlangen. Die gibst Du ihr.«

»Ich gehorche, Effendi.«

»Höre weiter! Du nimmst drei Tachterwahns hier aus dem Lager und sattelst drei Kameele mit ihnen.«

»Wer soll hinein kommen, Sihdi?«

»Schau hinüber nach dem Flusse. Siehst Du das Gebüsch und den Baum da rechts?«

»Ich sehe Beides.«

»Dort liegen drei kranke Männer, welche in die Körbe kommen sollen. Geh in das Zelt des Scheik; es ist Dein mit Allem, was sich darin befindet. Nimm Decken davon weg und lege sie in die Körbe, damit die Kranken weich liegen. Aber kein Mensch darf jetzt oder unterwegs erfahren, wen die Kameele tragen!«

»Du weißt, Sihdi, daß ich Alles thue, was Du befehlst; aber ich kann so viel nicht allein thun.«

»Die drei Engländer sind dort und auch zwei Haddehinn. Sie werden Dir helfen. Gib mir jetzt den Hengst; ich werde die Aufsicht wieder übernehmen.«

Nach einer Stunde waren wir mit Allem fertig. Während alle Anwesenden ihre Aufmerksamkeit auf die

Heerden gerichtet hatten, war es Halef gelungen, die Kranken unbemerkt auf die Kameele zu bringen. Die ganze, lange Thierkaravane stand zum Abzuge bereit.

Jetzt suchte ich nach dem jungen Menschen, welcher mich heute mit seiner Lanze bewillkommnet hatte. Ich sah ihn in Mitte seiner Kameraden stehen und ritt zu ihm heran. Lindsay stand mit seinen Dienern ganz in der Nähe.

»Sir David Lindsay, habt Ihr oder Eure Diener nicht so etwas wie eine Schnur bei Euch?«

»Denke, daß hier viele Stricke sind.«

Er trat zu den wenigen Pferden, welche dem Stamme gelassen werden sollten. Sie waren mit Leinen an die Zeltstangen gebunden. Mit einigen Schnitten löste er mehrere dieser Leinen ab. Dann kam er zurück.

»Seht Ihr den braunen Burschen da, Sir David?«

Ich gab ihm mit den Augen einen verstohlenen Wink.

»Sehe ihn, Sir.«

»Diesen übergebe ich Euch. Er hatte die drei Unglücklichen zu beaufsichtigen und soll deßhalb mit uns gehen. Bindet ihm die Hände sehr fest auf den Rücken und befestigt dann den Strick an Euren Sattel oder an den Steigbügel; er mag ein wenig laufen lernen.«

»Yes, Sir! Sehr schön!«

»Er bekommt weder zu essen noch zu trinken, bis wir das Wadi Deradsch erreichen.«

»Hat es verdient!«

»Ihr bewacht ihn. Wenn er Euch entkommt, so sind wir geschiedene Leute, und Ihr mögt sehen, wo Fowling-bulls zu finden sind!«

»Werde ihn festhalten. Beim Nachtlager eingraben!«

»Vorwärts also!«

Der Engländer trat zu dem Jüngling heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»I have the honour, Mylord! Mitgehen, Galgenstrick!«

Er hielt ihn fest, und die beiden Diener banden ihm kunstgerecht die Hände. Der Jüngling war im ersten Augenblick verblüfft, dann aber drehte er sich zu mir herum.

»Was soll das sein, Emir?«

»Du wirst mit uns gehen.«

»Ich bin kein Gefangener, ich bleibe hier!«

Da drängte sich ein altes Weib herbei.

»Allah kerihm, Emir! Was willst Du mit meinem Sohne thun?«

»Er wird uns begleiten.«

»Er? Der Stern meines Alters, der Ruhm seiner Gespielen, der Stolz seines Stammes? Was hat er gethan, daß Du ihn bindest wie einen Mörder, den die Blutrache ereilt?«

»Schnell, Sir! Bindet ihn an das Pferd und dann vorwärts!«

Sofort gab ich das Zeichen zum Aufbruch und ritt davon. Ich hatte erst Mitleid mit dem so schwer bestrafte Stamme gehabt, jetzt aber widerte mich jedes

Gesicht desselben an, und als wir das Lager und das Wehegeheul hinter uns hatten, war es mir, als ob ich aus einer Räuberhöhle entronnen sei.

Halef hatte sich mit seinen drei Kameelen an die Spitze des Zuges gestellt. Ich ritt zu ihm heran.

»Liegen sie bequem?«

»Wie auf dem Divan des Padischah, Sihdi.«

»Haben sie gegessen?«

»Nein, Milch getrunken.«

»Um so besser. Können sie reden?«

»Sie haben nur einzelne Worte gesprochen, aber in einer Sprache, welche ich nicht verstehe, Effendi.«

»Es wird Kurdisch sein.«

»Kurdisch?«

»Ja. Ich halte sie für Teufelsanbeter.«

»Teufelsanbeter? Allah il Allah! Herr, behüte uns vor dem dreimal gesteinigten Teufel! Wie kann man den Teufel anbeten, Sihdi!«

»Sie beten ihn nicht an, obgleich man sie so nennt. Sie sind sehr brave, sehr fleißige und ehrliche Leute, halb Christen und halb Muselmänner.«

»Darum haben sie auch eine Sprache, die kein Moslem verstehen kann. Kannst Du sie sprechen?«

»Nein.«

Er fuhr beinahe erschrocken zurück.

»Nicht? Sihdi, das ist nicht wahr, Du kannst Alles!«

»Ich verstehe diese Sprache nicht, sage ich Dir.«

»Gar nicht?«

»Hm! Ich kann eine Sprache, welche verwandt mit der ihrigen ist; vielleicht, daß ich da einige Worte finde, mich ihnen verständlich zu machen.«

»Siehst Du, daß ich Recht hatte, Sihdi!«

»Nur Gott weiß Alles; das Wissen der Menschen aber ist Stückwerk. Weiß ich doch nicht einmal, wie Hanneh, das Licht Deiner Augen, mit ihrem Halef zufrieden ist!«

»Zufrieden, Sihdi? Bei ihr kommt erst Allah, dann Mohammed, dann der Teufel, den Du ihr an der Kette geschenkt hast, und dann kommt aber gleich Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah.«

»Also nach dem Teufel kommst Du!«

»Nicht nach dem Scheitan, sondern nach Deinem Geschenk, Sihdi!«

»So sei ihr dankbar und gehorche ihr!«

Nach dieser Vermahnung ließ ich den kleinen Mann allein.

Es versteht sich ganz von selbst, daß unsere Rückreise wegen der Thiere viel langsamer von Statten ging, als die Hinreise. Bei Sonnenuntergang erreichten wir eine Stelle, welche noch unterhalb Dschebbar lag und sich, da sie mit Blumen und üppigem Grün überdeckt war, sehr gut zum Nachtlager eignete. Die Hauptaufgabe war jetzt, sowohl die Heerden als auch die Abu Hammed zu überwachen; ich traf also die nöthigen Maßregeln. Ich hatte mich am späten Abend bereits

zum Schlafe eingehüllt, als Sir David Lindsay noch einmal herbeikam.

»Entsetzlich! Fürchterlich, Sir!«

»Was?«

»Hm! Unbegreiflich!«

»Was denn? Ist Euer Gefangener verschwunden?«

»Der? No! Liegt fest angebunden!«

»Nun, was ist denn so entsetzlich und unbegreiflich?«

»Hauptsache vergessen!«

»Nun? Redet nur!«

»Trüffeln!«

Jetzt mußte ich hellauf lachen.

»O, das ist allerdings entsetzlich, Sir, zumal ich im Lager der Abu Hammed ganze Säcke voll davon stehen sah.«

»Wo nun Trüffeln her?«

»Wir werden morgen Trüffeln haben, verlaßt Euch darauf!«

»Schön! Gute Nacht, Sir!«

Ich schlief ein, ohne mit den drei Kranken gesprochen zu haben. Am andern Morgen stand ich schon früh bei ihnen. Die Körbe waren so gestellt, daß ihre Insassen einander sehen konnten. Ihr Aussehen war ein wenig besser geworden, und sie hatten sich bereits so erholt, daß ihnen das Sprechen keine Beschwerden mehr machte.

Wie ich bald bemerkte, sprachen alle Drei sehr gut arabisch, obgleich sie gestern in halbbewußtlosem Zustande nur Worte ihrer Muttersprache hervorgebracht hatten. Als ich mich ihnen nahete, erhob sich der Eine und sah mich freudig forschend an.

»Du bist es!« rief er, ehe ich grüßen konnte. »Du bist es! Ich erkenne Dich wieder!«

»Wer bin ich, mein Freund?«

»Du warst es, welcher mir erschien, als der Tod die Hand nach meinem Herzen ausstreckte. O, Emir Kara Ben Nemsî, wie danke ich Dir!«

»Wie, Du kennst meinen Namen?«

»Wir kennen ihn, denn dieser gute Hadschi Halef Omar hat uns sehr viel von Dir erzählt, seit wir aufgewacht sind.«

Ich wandte mich zu Halef:

»Plaudertasche!«

»Sihdi, darf ich denn nicht von Dir sprechen?« verteidigte sich der Kleine.

»Ja; aber ohne Prahlerei. – Seid Ihr so gekräftigt, daß Ihr reden könnt?« wandte ich mich nun zu den Kranken.

»Ja, Emir.«

»So erlaubt mir, zu fragen, wer Ihr seid.«

»Ich heiße Pali; dieser heißt Selek, und dieser Melaf.«

»Wo ist Eure Heimat?«

»Unsere Heimat heißt Baadri im Norden von Mossul.«

»Wie kamt Ihr in die Lage, in welcher ich Euch fand?«

»Unser Scheik sandte uns nach Bagdad, um dem Statthalter Geschenke und einen Brief von ihm zu bringen —«

»Nach Bagdad? Gehört Ihr nicht nach Mossul?«

»Emir, der Gouverneur von Mossul ist ein böser Mann, der uns sehr bedrückt; der Statthalter von Bagdad besitzt das Vertrauen des Großherrn; er sollte für uns bitten.«

»Wie seid Ihr da gereist? Nach Mossul und den Strom herab?«

»Nein. Wir gingen nach dem Ghazirfluß, bauten uns ein Floß, fuhren auf demselben aus dem Ghazir in den Zab und aus dem Zab in den Tigris. Dort landeten wir und wurden während des Schlafes von dem Scheik der Abu Hammed überfallen.«

»Er beraubte Euch?«

»Er nahm uns die Geschenke und den Brief ab und Alles, was wir bei uns trugen. Dann wollte er uns zwingen, an die Unsrigen zu schreiben, damit sie ein Lösegeld schicken sollten.«

»Ihr thatet es nicht?«

»Nein, denn wir sind arm und können kein Lösegeld bezahlen.«

»Aber Euer Scheik?«

»Auch an ihn sollten wir schreiben, aber wir weigerten uns ebenso. Er hätte es bezahlt, aber wir wußten, daß es vergebens sei, da man uns dennoch getötet hätte.«

»Ihr hattet recht. Man hätte Euch das Leben genommen, selbst wenn das Lösegeld bezahlt worden wäre.«

»Nun wurden wir gepeinigt. Wir erhielten Schläge, wurden stundenlang an Händen und Füßen aufgehängt und endlich in die Erde gegraben.«

»Und diese ganze, lange Zeit hindurch waret Ihr gefesselt?«

»Ja.«

»Ihr wißt, daß Euer Henker sich in unseren Händen befindet?«

»Hadschi Halef Omar hat es uns erzählt.«

»Der Scheik soll seine Strafe erhalten!«

»Emir, vergilt es ihm nicht!«

»Wie?«

»Du bist ein Moslem, wir aber haben eine andere Religion. Wir sind dem Leben wiedergegeben worden und wollen ihm verzeihen.«

Das also waren Teufelsanbeter!

»Ihr irrt Euch,« sagte ich; »ich bin kein Moslem, sondern ein Christ.«

»Ein Christ! Du trägst doch die Kleidung eines Moslem und sogar das Zeichen eines Hadschi!«

»Kann ein Christ nicht auch ein Hadschi sein?«

»Nein, denn kein Christ darf Mekka betreten.«

»Und dennoch war ich dort. Fragt diesen Mann, er war dabei.«

»Ja,« fiel Halef ein, »Hadschi Emir Kara Ben Nemsi war in Mekka.«

»Was für ein Christ bist Du, Emir? Ein Chaldäer?«

»Nein. Ich bin ein Franke.«

»Kennst Du die Jungfrau, welche Gott geboren hat?«

»Ja.«

»Kennst Du Esau<sup>1</sup> den Sohn des Vaters?«

»Ja.«

»Kennst Du die heiligen Engel, welche am Throne Gottes stehen?«

»Ja.«

»Kennst Du die heilige Taufe?«

»Ja.«

»Glaubst Du auch, daß Esau, der Sohn Gottes, wieder kommen wird?«

»Ich glaube es.«

»O, Emir, Dein Glaube ist gut; Dein Glaube ist recht; wir freuen uns, daß wir Dich getroffen haben! Erzeige uns also die Liebe und vergib dem Scheik der Abu Hammed, was er uns gethan hat!«

»Wir werden sehen! Wißt Ihr, wohin wir reisen?«

»Wir wissen es. Wir gehen nach dem Wadi Deradsch.«

»Ihr werdet dem Scheik der Haddedihn willkommen sein.«

---

<sup>1</sup>Jesus.

Nach dieser kurzen Unterredung ward der Marsch fortgesetzt. Bei Kalaat ul Dschebbar gelang es mir, eine Menge Trüffel zu entdecken, worüber der Engländer in Entzücken gerieth. Er suchte sich einen Vorrath zusammen und versprach mir, mich zu einer Trüffelpastete einzuladen, welche er selbst bereiten werde.

Als der Mittag vorüber war, lenkten wir zwischen die Berge von Kanuza und Hamrin ein und hielten uns grad auf Wadi Deradsch zu. Ich hatte unsere Ankunft mit Vorbedacht nicht melden lassen, um den guten Scheik Mohammed Emin zu überraschen; aber die Wachen der Abu Mohammed bemerkten uns und gaben das Zeichen zu einem Jubel, der das ganze Thal erfüllte. Mohammed Emin und Malek kamen uns sofort entgegen geritten und bewillkommneten uns. Meine Heerde war die erste, welche anlangte.

Es gab hinüber auf die Weideplätze der Haddediñ keinen andern Weg als durch das Wadi hindurch. Hier befanden sich noch sämmtliche Kriegsgefangene, und man kann die Blicke der Abu Hammed sich vorstellen, welche sie auf uns warfen, als sie ein ihnen bekanntes Thier nach dem andern an sich vorbeigehen lassen mußten. Endlich waren wir wieder auf der Ebene, und nun stieg ich vom Pferde.

»Wer ist in den Tachterwahns?« frug Mohammed Emin.

»Drei Männer, welche Scheik Zedar zu Tode martern wollte. Ich werde Dir noch von ihnen erzählen. Wo sind die gefangenen Scheiks?«

»Hier im Zelte. Da kommen sie.«

Sie traten soeben heraus. Die Augen des Scheik der Abu Hammed blitzten tückisch, als er seine Heerde erkannte, und er trat auf mich zu.

»Hast Du mehr gebracht, als Du sollst?«

»Du meinst Thiere?«

»Ja.«

»Ich habe die Zahl gebracht, welche mir befohlen war.«

»Ich werde zählen!«

»Thue es,« antwortete ich kalt. »Aber dennoch habe ich mehr gebracht, als ich sollte.«

»Was?«

»Willst Du es sehen?«

»Ich muß es sehen!«

»So rufe Jenen dort herbei.«

Ich zeigte dabei auf seinen älteren Sohn, der soeben am Eingange des Zelttes erschien. Er rief ihn herbei.

»Kommt Alle mit!« sagte ich.

Mohammed Emin, Malek und die drei Scheiks folgten mir nach dem Orte, wo sich die drei Kameele mit den Tachterwahns niedergelassen hatten. Halef ließ gerade die Dschesidi aussteigen.

»Kennst Du diese Männer?« frug ich Zedar Ben Huli.

Er fuhr erschrocken zurück; sein Sohn ebenfalls.

»Die Dschesidi!« rief er.

»Ja, die Dschesidi, welche Du langsam morden wolltest, wie Du schon so Viele gemordet hast, Ungeheuer!«

Da funkelte er mich mit wahren Pantheraugen an.

»Was hat er gethan?« frug Eslah el Mahem, der Obeïde.

»Laß es Dir erzählen! Du wirst erstaunen, was für ein Mensch Dein Kampfgefährte gewesen ist.«

Ich schilderte, auf welche Weise und in welchem Zustande ich die drei Männer getroffen hatte. Als ich schwieg, traten Alle von ihm zurück. Dadurch wurde der Blick auf den Eingang des Thales frei, wo sich in diesem Augenblick drei Reiter zeigten: Lindsay mit seinen beiden Dienern. Er hatte sich verspätet. Neben seinem Pferde schleppte sich der jüngere Sohn des Scheik einher.

Dieser sah den jungen Menschen und wandte sich augenblicklich wieder zu mir:

»Allah akbar! Was ist das! Mein zweiter Sohn gefangen?«

»Wie Du siehst!«

»Was hat er gethan?«

»Er war der Gehilfe Deiner Schandthaten. Deine beiden Söhne sollen den Kopf ihres in die Erde gegrabenen Vaters zwei Tage lang bewachen; dann bist Du wieder frei – eine Strafe, die viel zu gering für Dich und für

Deine Söhne ist. Gehe hin und binde Deinen Jüngsten los!«

Da sprang der Verbrecher zu dem Pferde des Engländers und griff nach dem Strick. Sir David war soeben abgestiegen und wehrte die Hand des Scheik ab und rief: »Packt Euch! Dieser Bursche ist mein!«

Da riß der Scheik dem Englishman eine seiner Riesepistolen aus dem Gürtel, schlug an und feuerte. Sir David hatte sich blitzschnell umgedreht, dennoch traf ihn die Kugel in den Arm; im nächsten Augenblick aber krachte ein zweiter Schuß. Bill, der Irländer, hatte seine Büchse erhoben, um seinen Herrn zu vertheidigen, und seine Kugel fuhr dem Scheik durch den Kopf. Dessen beide Söhne warfen sich auf den Schützen, wurden aber handfest empfangen und überwältigt.

Ich wandte mich schaudernd ab. Das war Gottes Gericht! Die Züchtigung, die ich dem Missethäter zugeacht hatte, wäre zu unbedeutend gewesen. Und nun war auch mein Wort erfüllt, das ich jener Frau gegeben hatte: der Scheik kehrte nicht in sein Lager zurück.

Es verging eine Weile, bis wir Alle unsere Ruhe wieder hatten. Da erscholl zunächst die Frage Halef's:

»Sihdi, wohin soll ich diese drei Männer bringen?«

»Das mag der Scheik bestimmen,« lautete meine Antwort.

Dieser trat zu den Dreien heran.

»Marhaba – Ihr sollt mir willkommen sein! Bleibt bei Mohammed Emin, bis Ihr Euch von Euren Leiden erholt habt!«

Da blickte Selek schnell empor.

»Mohammed Emin?« frug er.

»So heiÙe ich.«

»Du bist kein Schammar, sondern ein Haddediñ?«

»Die Haddediñ gehören zu den Schammar.«

»O, Herr, so habe ich eine Botschaft an Dich!«

»Sage sie!«

»Es war in Baadri, und ehe wir unsere Reise antraten, da ging ich zum Bache, um zu schöpfen. An demselben lag eine Truppe Arnauten, welche einen jungen Mann bewachten. Er bat mich, ihm zu trinken zu geben, und indem er that, als trinke er, flüsterte er mir zu: ›Gehe zu den Schammar, zu Mohammed Emin und sage ihm, daß ich nach Amadijah geschafft werde. Die Andern sind hingerichtet worden.‹ Dies ist es, was ich Dir zu sagen habe.«

Der Scheik taumelte zurück.

»Amad el Ghandur, mein Sohn!« rief er. »Er war es, er war es! Wie war er gestaltet?«

»So lang und noch breiter als Du, und sein schwarzer Bart hing ihm bis zur Brust herab.«

»Er ist es! Hamdulillah! Endlich, endlich habe ich eine Spur von ihm! Freuet Euch, Ihr Männer, freuet Euch

mit mir, denn heute soll ein Festtag sein für Alle, mögen sie nun Freunde oder Feinde heißen! Wann war es, als Du mit ihm geredet hast?«

»Sechs Wochen sind seitdem vergangen, Herr!«

»Ich danke Dir! Sechs Wochen, eine lange Zeit! Aber er soll nicht länger schmachten; ich hole ihn, und wenn ich ganz Amadijah erobern und zerstören müßte! Had-schi Emir Kara Ben Nemsi, reitest Du mit, oder willst Du mich bei dieser Fahrt verlassen?«

»Ich reite mit!«

»Allah segne Dich! – Kommt, laßt uns diese Botschaft allen Männern der Haddediyn verkündigen!«

Er eilte dem Wadi zu, und Halef trat zu mir heran mit der Frage:

»Sihdi, ist es wahr, daß Du mitgehst?«

»Ich gehe mit.«

»Sihdi, darf ich Dir folgen?«

»Halef, denke an Dein Weib!«

»Hanneh ist in guter Hut, aber Du, Herr, brauchst einen treuen Diener! Darf ich Dich begleiten?«

»Gut, so nehme ich Dich mit; doch frage vorher Scheik Mohammed Emin und Scheik Malek, ob sie es erlauben.« – –

So war ich denn in Mossul und erwartete eine Audienz bei dem türkischen Pascha.

Ich sollte mit Mohammed Emin hinauf in die kurdischen Gebirge reisen, um seinen Sohn Amad el Ghandur durch List oder Gewalt aus der Festung Amadijah

heraus zu holen; eine Aufgabe, welche nicht so ohne Weiteres zu lösen war. Der tapfere Scheik der Haddediñ wäre am liebsten mit den Kriegern seines ganzen Stammes aufgebrochen, um sich durch das türkische Gebiet zu schlagen und Amadijah frei und offen zu überfallen; doch gab es hundert dringende Gründe, welche die Ausführung eines so phantastischen Planes zur Unmöglichkeit machten. Ein einzelner Mann hatte hier mehr Hoffnung auf Erfolg, als eine ganze Horde von Beduinen, und so war Mohammed Emin endlich auf meinen Vorschlag eingegangen, das Unternehmen nur zu Dreien auszuführen. Diese Drei waren: er, Halef und ich.

Freilich hatte es einen großen Aufwand an Überredung gekostet, um Sir David Lindsay, welcher sich gar zu gern angeschlossen hätte, klar zu machen, daß er mit seinem vollständigen Mangel an Sprachkenntniß und Anbequemungsfähigkeit uns mehr Schaden als Nutzen bringen würde; aber er hatte sich schließlich doch entschlossen, bei den Haddediñ zu bleiben und dort unsere Rückkehr zu erwarten. Dort konnte er sich des verwundeten Griechen Alexander Kolettis als Dolmetschers bedienen und nach Fowling-bulls graben. Die Haddediñ hatten versprochen, ihm so viel Ruinen zu zeigen, als er wolle. Nach Mossul hatte er mich nicht begleitet, weil ich es ihm abrieth. Er konnte mir in Mossul nichts nützen, und der Zweck, welcher ihn dorthin führen mochte, nämlich die Absicht, um

den Schutz des dortigen englischen Consuls nachzusehen, brauchte nicht verfolgt zu werden, da bis jetzt der Schutz der Haddediñ für ihn vollständig genügte.

Die Streitigkeit derselben mit ihren Feinden war völlig geschlichtet worden. Die drei Stämme hatten sich unterworfen und Geiseln bei den Siegern zurücklassen müssen. So kam es, daß Mohammed Emin bei den Seinen entbehrt werden konnte. Er war natürlich nicht mit nach Mossul geritten, da er dort ganz außerordentlich gefährdet gewesen wäre; wir hatten uns vielmehr verabredet, in den Ruinen von Khorsabad, dem alten assyrischen Saraghum, zusammen zu treffen. Wir waren also zusammen nach Wadi Murr, Aïn el Khalkhan und El Kasr geritten. Dort aber hatten wir uns getrennt; ich war mit Halef nach Mossul gereist, und der Scheik hatte mit Hilfe eines Floßes seine Überfahrt über den Tigris bewerkstelligt, um auf der andern Seite des Flusses längs des Dschebel Maklub unser Stelldichein zu erreichen.

Was aber wollte ich in Mossul? Etwa auch den Vertreter England's aufsuchen, um mir seinen Schutz zu erbitten? Das fiel mir gar nicht ein, denn ich war ohne denselben wenigstens ebenso sicher wie mit demselben. Den Pascha aber mußte ich aufsuchen, das war unumgänglich nothwendig; denn ich wollte mich mit Allem ausrüsten, was unser Vorhaben zu fördern vermochte.

Es war eine fürchterliche Hitze in Mossul. Ein Blick auf das Thermometer zeigte mir 116 Grad Fahrenheit im Schatten, wenn ich mich zu ebener Erde befand. Ich hatte mich aber in einem jener Sardaubs<sup>1</sup> einlogirt, in denen die Bewohner dieser Stadt während der heißen Jahreszeit ihren Aufenthalt zu nehmen pflegen.

Halef saß bei mir und putzte seine Pistolen. Es hatte längeres Stillschweigen zwischen uns geherrscht, doch sah ich es dem Kleinen an, daß er irgend etwas auf dem Herzen hatte. Endlich aber drehte er sich mit einem raschen Ruck zu mir herum und sagte:

»Daran hatte ich nicht gedacht, Sihdi!«

»Woran?«

»Daß wir die Haddedihn niemals wiedersehen werden.«

»Ah! Warum?«

»Du willst nach Amadijah, Sihdi?«

»Ja. Du weißt dies ja längst.«

»Ich habe es gewußt, aber den Weg, welcher dorthin führt, den habe ich nicht gekannt. Allah il Allah! Es ist der Weg zum Tode und in die Dschehennah!«

Er schnitt dabei das bedenklichste Gesicht, welches ich jemals bei ihm gesehen hatte.

»So gefährlich, Hadschi Halef Omar?«

»Du glaubst es nicht, Sihdi? Habe ich nicht gehört, daß Du auf diesem Wege die drei Männer besuchen willst, welche sich Pali, Selek und Melaf nennen, die

---

<sup>1</sup>Keller.

drei Männer, welche Du auf der Insel der Abu Hammed gerettet hast und die, nachdem sie bei den Haddediñ sich erholt hatten, nach ihrer Heimat zogen?«

»Ich werde sie besuchen.«

»Dann sind wir verloren. Du und ich, wir Beide sind wahre Gläubige; aber ein jeder Gläubige, der zu ihnen kommt, der hat das Leben und den Himmel verloren.«

»Das ist mir neu, Hadschi Halef! Wer hat es Dir gesagt?«

»Das weiß jeder Moslem. Hast Du noch nicht erfahren, daß das Land, in welchem sie wohnen, Scheitanistan genannt wird?«

Ah, jetzt wußte ich, was er meinte. Er fürchtete sich vor den Dschesidi, den Teufelsanbetern. Dennoch aber stellte ich mich, als ob ich nichts wisse, und frug:

»Scheitanistan, das Land des Teufels? Warum?«

»Es wohnen die Radjahl el Scheitan dort, die Männer des Teufels, welche den Scheitan anbeten.«

»Hadschi Halef Omar, wo gibt es hier Leute, welche den Teufel anbeten!«

»Du glaubst es nicht? Hast Du noch nie von solchen Leuten gehört?«

»O ja; ich habe sogar solche Leute gesehen.«

»Und dennoch thust Du, als ob Du mir nicht glaubtest?«

»Ich glaube Dir wirklich nicht.«

»Und hast sie selbst gesehen?«

»Aber nicht hier. Ich war in einem Lande, weit jenseits des großen Meeres; die Franken nennen es Australien. Dort fand ich wilde Männer, welche einen Scheitan haben, dem sie den Namen Yahu geben. Den beten sie an. Hier aber gibt es keine Leute, welche den Teufel anbeten.«

»Sihdi, Du bist klüger als ich und klüger als viele Leute; zuweilen aber ist Deine Klugheit und Deine Weisheit ganz verflogen. Frage einen jeden Mann, der Dir begegnet, und er wird Dir sagen, daß man in Scheitanistan den Teufel anbetet.«

»Warst Du dabei, als sie ihn anbeteten?«

»Nein. Ich habe es aber gehört.«

»Waren denn jene Leute dabei, von denen Du es gehört hast?«

»Sie hatten es auch von Anderen gehört.«

»So will ich Dir sagen, daß es noch kein Mensch gesehen hat; denn die Dschesidi lassen keinen Menschen bei ihren Gottesdiensten gegenwärtig sein, wenn er einen andern Glauben hat, als sie.«

»Ist das wahr?«

»Ja. Wenigstens wäre es eine sehr große und eine sehr seltene Ausnahme, wenn sie einmal einem Fremden erlaubten, beizuwohnen.«

»Aber dennoch weiß man Alles, was sie thun.«

»Nun?«

»Hast Du noch nicht gehört, daß man sie Dscheragh Sonderan nennt?«

- »Ja.«
- »Das muß ein böser Name sein; ich weiß nicht, was er bedeutet.«
- »Er bedeutet so viel wie Verlöscher des Lichtes.«
- »Siehst Du, Sihdi! Bei ihren Gottesdiensten, bei denen auch die Frauen und Mädchen gegenwärtig sind, wird das Licht verlöscht.«
- »Da hat man Dir eine große Lüge gesagt. Man hat die Dschesidi mit einer anderen Sekte<sup>1</sup> verwechselt, bei welcher dies vorkommen soll. Was weißt Du noch von ihnen?«
- »In ihren Gotteshäusern steht ein Hahn oder ein Pfauhahn, den sie anbeten, und das ist der Teufel.«
- »Ist er es wirklich?«
- »Ja.«
- »O Du armer Hadschi Halef Omar! Haben sie viele Gotteshäuser?«
- »Ja.«
- »Und in jedem steht ein Hahn?«
- »Ja.«
- »Wie viele Teufel müßte es dann geben! Ich denke, es gibt nur einen?«
- »O Sihdi, es gibt nur einen einzigen, aber der ist überall. Doch sie haben auch falsche Engel.«
- »In wiefern?«

---

<sup>1</sup>Mit den Assyrern in Syrien.

»Du weißt, der Kuran lehrt, daß es nur vier Erzengel gibt, nämlich Dschebraïl<sup>1</sup> welcher der Ruh el Kuds<sup>2</sup> ist und mit Allah und Mohammed dreieinig ist, grad wie bei den Christen der Vater, der Sohn und der Geist; sodann Azraïl, der Todesengel, den man auch Abu Jahah nennt; nachher Mikaïl und endlich Israfil. Die Teufelsanbeter haben aber sieben Erzengel, und diese heißen Gabraïl, Michaïl, Rafaïl, Azraïl, Dedraïl, Azrafil und Schemkil. Ist dies nicht falsch?«

»Es ist nicht falsch, denn auch ich glaube, daß es sieben Erzengel gibt.«

»Du? Warum?« frug er erstaunt.

»Das heilige Buch der Christen sagt es<sup>3</sup> und dem glaube ich mehr als dem Kuran.«

»O Sihdi, was muß ich hören! Du warst in Mekka, bist ein Hadschi und glaubst mehr an das Kitab der Ungläubigen als an die Worte des Propheten! Nun wundere ich mich nicht, daß Du zu den Dschesidi willst!«

»Du kannst wieder umkehren. Ich gehe allein!«

»Umkehren? Nein! Es ist vielleicht doch möglich, daß Mohammed nur von vier Engeln redet, weil die andern drei grad nicht im Himmel waren, als er oben war. Sie hatten auf der Erde zu thun, und er lernte sie also nicht kennen.«

---

<sup>1</sup>Gabriël.

<sup>2</sup>Der heilige Geist.

<sup>3</sup>Siehe Buch Tobais 12. V. 15. Offenbarung 1. V. 4, und 4. V. 5.

»Ich sage Dir, Hadschi Halef Omar, daß Du Dich vor den Teufelsanbetern nicht zu fürchten brauchst. Sie beten den Scheïtan nicht an, sie nennen ihn nicht einmal beim Namen. Sie sind reinlich, treu, dankbar, tapfer und aufrichtig, und das findest Du bei den Gläubigen wohl selten. Übrigens kommst Du bei ihnen nicht um die Seligkeit, denn sie werden Dir Deinen Glauben nicht nehmen.«

»Sie werden mich nicht zwingen, den Teufel anzubeten?«

»Nein. Ich versichere es Dir!«

»Aber sie werden uns tödten!«

»Weder mich noch Dich.«

»Sie haben aber so viele Andere getödtet; sie tödten die Christen nicht, sondern nur die Muselmänner.«

»Sie haben sich nur gewehrt, als sie ausgerottet werden sollten. Und sie tödteten deßhalb nur die Moslemim, weil sie nur von diesen und nicht von den Christen angegriffen wurden.«

»Aber ich bin ein Moslem!«

»Sie sind Deine Freunde, weil sie die meinigen sind. Hast Du nicht drei ihrer Männer gepflegt, bis sie wieder gesund waren?«

»Es ist wahr, Sihdi. Ich werde Dich nicht verlassen, sondern mit Dir gehen!«

Da hörte ich Schritte die Treppe herabkommen. Zwei Männer traten ein. Es waren zwei albanesische Aghas

von den irregulären Truppen des Pascha. Sie blieben am Eingange stehen, und Einer von ihnen frug:

»Bist Du der Ungläubige, den wir führen sollen?«

Seit dem Augenblick, in welchem ich mich bei dem Pascha anmelden ließ, hatte ich wohlweislich den um meinen Hals hangenden Kuran abgelegt. Dieses Zeichen der Pilgerschaft durfte ich hier nicht sehen lassen.

Der Fragende erwartete natürlich eine Antwort, ich aber gab ihm keine; ja, ich that sogar, als ob ich ihn weder gesehen noch gehört hätte.

»Bist Du taub und blind, daß Du nicht antwortest?« frug er barsch.

Diese Arnauten sind rohe und zügellose, gefährliche Leute, welche bei der geringsten Veranlassung nicht nur nach den Waffen greifen, sondern sie auch gebrauchen; ich beabsichtigte aber nicht, mir ihre Art und Weise so ohne Weiteres gefallen zu lassen. Daher zog ich, wie unwillkürlich, den Revolver aus dem Hawk<sup>1</sup> und wandte mich an meinen Diener:

»Hadschi Halef Omar Agha, sage mir, ob Jemand hier ist!«

»Ja.«

»Wer ist es?«

»Es sind zwei Sabits<sup>2</sup> welche mit Dir sprechen wollen.«

»Wer sendet sie?«

---

<sup>1</sup>Gürtel.

<sup>2</sup>Offiziere.

»Der Pascha, dem Allah ein langes Leben verleihen möge!«

»Das ist nicht wahr! Ich bin Emir Kara Ben Nemsi; der Pascha – Allah schütze ihn! – würde mir höfliche Leute senden. Sage diesen Männern, welche ein Schimpfwort statt des Grußes auf den Lippen tragen, daß sie gehen sollen. Sie mögen demjenigen, der sie sandte, die Worte wiederholen, welche ich mit Dir gesprochen habe!«

Sie fuhren mit den Händen nach den Kolben ihrer Pistolen und sahen einander fragend an. Ich richtete, wie zufällig, den Lauf meiner Waffe auf sie und runzelte so finster als möglich die Stirn.

»Nun, Hadschi Halef Omar Agha, was habe ich Dir befohlen?«

Ich sah es dem kleinen Manne an, daß mein Verhalten ganz nach seinem eigenen Geschmacke sei. Auch er hatte bereits eine seiner Pistolen in der Hand, und nun wandte er sich mit seiner stolzesten Miene dem Eingange zu:

»Hört, was ich Euch zu sagen habe! Dieser tapfere und berühmte Effendi ist der Emir Hadschi Kara Ben Nemsi, und ich bin Hadschi Halef Omar Agha Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah. Ihr habt gehört, was mein Effendi sagte. Geht und thut, wie er Euch befohlen hat!«

»Wir gehen nicht! Der Pascha hat uns gesandt!«

»So geht wieder zum Pascha und sagt ihm, daß er uns höfliche Männer senden solle! Wer zu meinem Ef-fendi kommt, hat die Schuhe auszuziehen und den Gruß zu sagen.«

»Bei einem Ungläubigen – – –«

Im Nu war ich auf und stand vor ihnen.

»Hinaus!«

»Wir haben – – –«

»Hinaus!«

Im nächsten Augenblick war ich mit Halef wieder allein. Sie mochten mir doch angesehen haben, daß ich keine Lust hatte, mir von ihnen Vorschriften geben zu lassen. – Man muß den Orientalen zu behandeln verstehen. Derjenige Abendländische, welcher sich mißachtet sieht, trägt selbst die Schuld. Ein klein wenig persönlicher Muth und eine möglichst große Dosis Unbescheidenheit, unterstützt von derjenigen lieben Tugend, welche man bei uns Grobheit nennen würde, sind unter gewissen Voraussetzungen von dem allerbesten Erfolge. Allerdings gibt es andererseits auch Verhältnisse, in denen man gezwungen ist, sich Einiges oder sogar auch Vieles gefallen zu lassen. Dann ist es aber sehr gerathen, zu thun, als ob man gar nichts bemerkt habe. Freilich gehört nicht nur Kenntniß der Verhältnisse und Berücksichtigung des einzelnen Falles, sondern auch eine gute Übung dazu, um zu entscheiden, was dann besser und klüger sei: Grobheit oder

Geduld und Selbstüberwindung, die Hand an der Waffe oder – – die Hand im Beutel.

»Sihdi, was hast Du gethan!« rief Halef.

Er fürchtete trotz seiner Unerschrockenheit doch die Folgen meines Verhaltens.

»Was ich gethan habe? Nun, die beiden Lümmel hinausgewiesen!«

»Kennst Du diese Arnauten?«

»Sie sind blutgierig und rachsüchtig.«

»Das sind sie. Hast Du in Kahira nicht gesehen, daß einer von ihnen eine alte Frau bloß deßhalb niederschloß, weil sie ihm nicht auswich? Sie war blind.«

»Ich habe es gesehen. Diese hier aber werden uns nicht niederschließen.«

»Und kennst Du den Pascha?«

»Er ist ein sehr guter Mann!«

»O, sehr gut, Sihdi! Halb Mossul ist leer, weil sich Alle vor ihm fürchten. Kein Tag vergeht, ohne daß Zehn oder Zwanzig die Bastonnade erhalten. Wer reich ist, lebt morgen nicht mehr, und sein Vermögen gehört dem Pascha. Er hetzt die Stämme der Araber auf einander und bekriegt dann den Sieger, um ihm die Beute abzunehmen. Er spricht zu seinen Arnauten: ›Gehet, zerstört, mordet, aber bringt mir Geld!‹ Sie thun es, und er wird reicher als der Padischah. Wer heute noch sein Vertrauter ist, den läßt er morgen einstecken und übermorgen köpfen. Sihdi, was wird er mit uns thun?«

»Das müssen wir abwarten.«

»Ich will Dir etwas sagen, Sihdi. Sobald ich sehe, daß er uns etwas Böses zufügen will, werde ich ihn niederschließen. Ich sterbe nicht, ohne ihn mitzunehmen.«

»Du wirst gar nicht in die Lage kommen, denn ich gehe allein zu ihm.«

»Allein? Das gebe ich nicht zu. Ich gehe mit!«

»Darf ich Dich mitnehmen, wenn er nur mich bei sich sehen will?«

»Allah il Allah! So werde ich hier warten. Aber ich schwöre es Dir bei dem Propheten und allen Khalifen: wenn Du am Abend noch nicht zurück bist, so lasse ich ihm sagen, daß ich ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hätte: er wird mich annehmen, und dann schieße ich ihm alle beiden Kugeln vor den Kopf!«

Es war sein Ernst, und ich bin überzeugt, er hätte es gethan, der wackere Kleine. Einen solchen Schwur hätte er nicht gebrochen.

»Aber Hanneh?« frug ich.

»Sie soll weinen, aber stolz auf mich sein. Sie soll nicht einen Mann lieb haben, der seinen Effendi tödten läßt!«

»Ich danke Dir, mein guter Halef! Aber ich bin überzeugt, daß es nicht so weit kommen wird.«

Nach einer Weile vernahmen wir wieder Schritte. Ein gewöhnlicher Soldat trat ein. Er hatte die Schuhe draußen ausgezogen.

»Salama!« grüßte er.

»Sallam! Was willst Du?«

»Bist Du der Effendi, welcher mit dem Pascha reden will?«

»Ja.«

»Der Pascha – Allah schenke ihm tausend Jahre! – hat Dir eine Sänfte gesandt. Du sollst zu ihm kommen!«

»Gehe hinauf. Ich komme gleich!«

Als er hinaus war, sagte Halef:

»Sihdi, siehst Du, daß es gefährlich wird?«

»Warum?«

»Er sendet keinen Agha, sondern einen gewöhnlichen Soldaten.«

»Es mag sein; aber mache Dir keine Sorge!«

Ich stieg die wenigen Stufen hinauf. Ah! Vor dem Hause hielt ein Trupp von etwa zwanzig Arnauten. Sie waren bis an die Zähne bewaffnet, und einer der beiden Aghas, welche vorher bei mir gewesen waren, befehligte sie. Zwei Hammals hielten einen Tragsessel bereit.

»Steig ein!« gebot mir der Agha mit finsterer Miene.

Ich that es möglichst unbefangen. Diese Eskorte ließ mich vermuthen, daß ich so halb und halb ein Gefangener sei. Ich wurde im Trabe fortgetragen, bis man vor einem Thore still hielt.

»Steige aus und folge mir!« befahl der Agha in dem vorigen Tone.

Er führte mich eine Treppe empor nach einem Zimmer, in welchem verschiedene Offiziere standen, die

mich mit finsternen Blicken musterten. Am Eingange saßen einige Civilisten, Einwohner der Stadt, denen man es ansah, daß sie hier in der Höhle des Löwen sich nicht sehr wohl fühlten. Ich wurde sofort angemeldet, zog meine Sandalen aus, welche ich zu diesem Zweck angelegt hatte, und trat ein:

»Sallam aaleikum!« grüßte ich, indem ich die Arme über der Brust verschränkte und mich verbeugte.

»Sal – –«

Der Pascha unterbrach sich aber sofort und frug dann:

»Dein Bote hat gesagt, daß ein Nemtsche mit mir reden wolle?«

»So ist es.«

»Sind die Nems Moslemim?«

»Nein. Sie sind Christen.«

»Und dennoch wagst Du den Gruß der Moslemim!«

»Du bist ein Moslem, ein Liebling Allah's und ein Liebling des Padischah – Gott beschirme ihn! – Soll ich Dich mit dem Gruß der Heiden begrüßen, die keinen Gott und kein heiliges Buch haben?«

»Du bist kühn, Fremdling!«

Es war ein eigenthümlicher, lauernder Blick, den er mir zuwarf. Der Pascha war nicht groß und von sehr hagerer Gestalt, und sein Gesicht wäre ein sehr gewöhnliches gewesen, wenn der Zug von Schlaueit und Grausamkeit gefehlt hätte, der sofort auffallen

mußte. Dabei war ihm die rechte Wange stark geschwollen, und neben ihm stand ein silbernes, mit Wasser gefülltes Becken, das ihm als Spucknapf diente. Seine Kleidung bestand ganz aus Seide. Der Griff seines Dolches und die Agraffe an seinem Turbane funkelten von Diamanten; seine Finger glänzten von Ringen, und die Wasserpfeife, aus welcher er rauchte, war eine der kostbarsten, die ich je gesehen hatte.

Nachdem er mich eine Weile vom Kopfe bis zum Fuße gemustert hatte, frug er weiter:

»Warum hast Du Dich nicht durch einen Consul vorstellen lassen?«

»Die Nemsis haben keinen Consul in Mossul, und die anderen Consuln sind mir ebenso fremd, wie Du selbst. Ein Consul kann mich nicht besser und schlechter machen, als ich bin, und Du hast ein scharfes Auge; Du brauchst mich nicht durch das Auge eines Consuls kennen zu lernen.«

»Maschallah! Du sprichst wirklich sehr kühn! Du sprichst, als ob Du ein sehr großer Mann seist!«

»Würde ein anderer Mann es wagen, Dich zu besuchen?«

Dies war nun allerdings sehr unverfroren gesprochen, aber ich sah auch gleich, daß es den erwarteten Eindruck machte.

»Wie heißest Du?«

»Hasredin<sup>1</sup> ich habe verschiedene Namen.«

---

<sup>1</sup>Hoheit.

»Verschiedene? Ich denke, daß der Mensch nur einen Namen hat!«

»Gewöhnlich. Bei mir aber ist es anders, denn in jedem Lande und bei jedem Volke, welches ich besuchte, hat man mich anders genannt.«

»So hast Du viele Länder und viele Völker gesehen?«

»Ja.«

»Nenne die Völker!«

»Die Osmanly, Franesler, Engleterrlor, Espanjoler —«

Ich konnte ihm eine hübsche Reihe von Namen nennen und setzte natürlich aus Höflichkeit die Osmanly voran. Seine Augen wurden bei jedem Worte größer. Endlich aber platzte er heraus:

»Hei-hei!<sup>1</sup> Gibt es so viele Völker auf der Erde?«

»Noch viel, viel mehr!«

»Allah akbar, Gott ist groß! Er hat so viele Nationen geschaffen, wie Ameisen in einem Haufen sind. Du bist noch jung. Wie kannst Du so viele Länder besucht haben? Wie alt warst Du, als Du aus dem Lande der Nemsigingst?«

»Ich zählte achtzehn Jahre, als ich über die See nach Jeni-dünja<sup>2</sup> kam.«

»Und was bist Du?«

»Ich schreibe Zeitungen und Bücher, welche dann gedruckt werden.«

»Was schreibst Du da?«

---

<sup>1</sup>Ausruf der Verwunderung.

<sup>2</sup>Amerika.

»Ich schreibe meist das, was ich sehe und höre, was ich erlebe.«

»Kommen in diesen Chaberler<sup>1</sup> auch die Männer vor, mit denen Du zusammentrifftst?«

»Nur die Vorzüglichsten.«

»Auch ich?«

»Auch Du.«

»Was würdest Du über mich schreiben?«

»Wie soll ich das jetzt schon wissen, o Pascha? Ich kann die Leute doch nur so beschreiben, wie sie sich gegen mich verhalten haben.«

»Und wer liest das?«

»Viele Tausende von hohen und niederen Männern.«

»Auch Paschas und Fürsten?«

»Auch sie.«

In diesem Augenblick ertönte von dem Hofe herauf der Schall von Schlägen, begleitet vom Wimmern eines Gezüchtigten. Ich horchte ganz unwillkürlich auf.

»Höre nicht darauf,« mahnte der Pascha. »Es ist mein Hekim.«

»Dein Arzt?« frug ich verwundert.

»Ja. Hast Du einmal Disch aghrisi<sup>2</sup> gehabt?«

»Als Kind.«

»So weißt Du, wie es thut. Ich habe einen kranken Zahn. Dieser Hund sollte ihn mir herausnehmen; aber er machte es so ungeschickt, daß es mir zu wehe that.

---

<sup>1</sup>Zeitungen.

<sup>2</sup>Zahnschmerzen.

Nun wird er dafür ausgepeitscht. Jetzt kann ich den Mund nicht zubringen.«

Den Mund nicht zubringen? Sollte der Zahn bereits gehoben sein? Ich beschloß, dies zu benutzen.

»Darf ich den kranken Zahn einmal sehen, o Pascha?«

»Bist Du ein Hekim?«

»Bei Gelegenheit.«

»So komm her! Unten rechts!«

Er öffnete den Mund, und ich guckte hinein.

»Erlaubst Du mir, den Zahn zu befühlen?«

»Wenn es nicht wehe thut!«

Ich hätte dem gestrengen Pascha beinahe in das Gesicht gelacht. Es war der Eckzahn, und er hing so lose zwischen dem angeschwollenen Zahnfleische, daß ich nur der Finger bedurfte, um die unterbrochene Operation zu vollenden.

»Wie viele Streiche soll der Hekim erhalten?«

»Sechzig.«

»Willst Du ihm die noch fehlenden erlassen, wenn ich Dir den Zahn herausnehme, ohne daß es Dich schmerzt?«

»Du kannst es nicht!«

»Ich kann es!«

»Gut! Aber wenn es mich schmerzt, so bekommst Du die Hiebe, die ihm erlassen werden.«

Er klatschte in die Hände, und ein Offizier trat herein.

»Laßt den Hekim los! Dieser Fremdling hat für ihn gebeten.«

Der Mann trat mit einem sehr erstaunten Gesichte zurück.

Nun streckte ich dem Pascha zwei Finger in den Mund, drückte erst – des Hokuspokus wegen – ein wenig an dem Nachbarzahne herum, faßte dann den kranken Eckzahn und nahm ihn weg. Der Patient zuckte mit den Wimpern, schien aber gar nicht zu ahnen, daß ich den Zahn bereits hatte. Er faßte meine Hand schnell und schob sie von sich weg.

»Wenn Du ein Hekim bist, so probiere nicht erst lange! Hier liegt das Ding!«

Er deutete auf den Fußboden. Ich hielt den Zahn unbemerkt zwischen den Fingern und bückte mich. Der Gegenstand, den ich da liegen sah, war ein alter, ganz unmöglich gewordener Geisfuß, und daneben lag eine Zahnzange – aber was für eine! Man hätte mit derselben jede Sorte von Plättstählen aus dem Feuer nehmen können. Ein klein wenig Spiegelfechterei konnte nichts schaden. Ich fuhr dem Pascha mit dem Geisfuße in den nicht allzu kleinen Mund.

»Paß auf, ob es wehe thut! Bir – iki – itsch – eins, zwei, drei! Hier ist der Ungehorsame, welcher Dir solche Schmerzen bereitet hat!«

Er sah mich ganz erstaunt an.

»Maschallah! Ich habe gar nichts gefühlt!«

»So können es die Ärzte der Nemsî, o Pascha!«

Er fühlte sich in den Mund; er besah den Zahn, und nun erst war er überzeugt, daß er von demselben befreit worden sei.

»Du bist ein großer Hekim! Wie soll ich Dich nennen?«

»Die Beni Arab nennen mich Kara Ben Nemsî.«

»Nimmst Du jeden Zahn so gut heraus?«

»Hm! Unter Umständen!«

Er klatschte abermals in die Hände, und der vorige Offizier erschien.

»Frage überall im Hause nach, ob Jemand Zahnschmerzen hat!«

Der Adjutant verschwand, und mir war es ganz so, als ob ich jetzt Zahnschmerzen bekommen hätte, trotzdem die Miene des Pascha sehr gnädig geworden war.

»Warum folgtest Du meinen Boten nicht sofort?« frug er.

»Weil sie mich beschimpften.«

»Erzähle!«

Ich berichtete ihm das Vorkommniß. Er hörte aufmerksam zu und erhob dann drohend seine Hand.

»Du thatest Unrecht. Ich hatte es befohlen, und Du mußtest sofort kommen. Danke Allah, daß er Dir offenbarte, die Zähne ohne Schmerzen herauszunehmen!«

»Was hättest Du mir gethan?«

»Du wärest bestraft worden. Wie, das weiß ich jetzt nicht.«

»Bestraft? Das hättest Du nicht gethan!«

»Maschallah! Warum nicht? Wer sollte mich hindern?«

»Der Großherr selbst.«

»Der Großherr?« frug er verblüfft.

»Kein Anderer. Ich habe nichts verbochen und darf wohl verlangen, daß Deine Aghas höflich gegen mich sind. Oder meinst Du, daß es nicht nothwendig sei, dieses Tirscheh<sup>1</sup> zu berücksichtigen? Hier nimm und lies!«

Er öffnete das Pergament und legte, als er einen Blick darauf geworfen hatte, es sich ehrfurchtsvoll an Stirne, Mund und Herz.

»Ein Bu-djeruldu des Großherrn – Allah segne ihn!«

Er las es, legte es zusammen und gab es mir dann zurück.

»Du stehst im Giölgeda padishanün! Wie kommst Du dazu?«

»Du bist Gouverneur von Mossul! Wie kommst Du dazu, o Pascha?«

»Wirklich, Du bist sehr kühn! Ich bin Gouverneur des hiesigen Bezirkes, weil die Sonne des Padischah mich erleuchtete.«

»Und ich stehe im Giölgeda padishanün, weil die Gnade des Großherrn über mich erglänzte. Der Padischah hat mir die Erlaubniß gegeben, alle seine Länder zu besuchen, und dann werde ich große Bücher und Zeitungen darüber schreiben, wie ich von den Seinen aufgenommen wurde.«

---

<sup>1</sup>Pergament.

Das wirkte. Er zeigte neben sich auf den kostbaren Smyrnateppich. »Setze Dich!«

Dann befahl er dem Negerknaben, welcher vor ihm kauerte, um seine Pfeife zu bedienen, Kaffee und mir eine Pfeife zu bringen.

Auch meine Sandalen wurden geholt, die ich sofort wieder anlegen mußte. Dann saßen wir rauchend und trinkend bei einander, als ob wir ein paar alte Bekannte seien. Er schien immer mehr Freude an mir zu finden, und um mir dies durch die That zu beweisen, ließ er meine beiden arnautischen Aghas eintreten. Er machte ihnen ein Gesicht, welches ihnen nichts weniger als ein großes Glück verkündete, und frug:

»Ihr solltet diesen Bey zu mir holen?«

»Du befahlst es, o Herr!« antwortete der Eine.

»Ihr habt nicht begrüßt! Ihr habt Eure Schuhe anbehalten! Ihr habt ihn sogar einen Ungläubigen genannt!«

»Wir thaten es, weil Du ihn selbst so nanntest.«

»Schweig, Du Hund, und sage, ob ich ihn wirklich so genannt habe!«

»Herr, Du hast — — —«

»Schweig! Habe ich ihn einen Ungläubigen genannt?«

»Nein, o Pascha.«

»Und doch hast Du es behauptet! Geht hinunter in den Hof! Es soll ein Jeder von Euch fünfzig Streiche auf die Fußsohlen erhalten. Meldet es draußen!«

Das war wirklich ein allerliebster Freundschaftsbeweis gegen mich. Fünfzig Hiebe? Es war doch zu viel. Zehn oder fünfzehn hätte ich ihnen gegönnt. So aber mußte ich mich ihrer annehmen.

»Du richtest gerecht, o Pascha,« meinte ich daher. »Deine Weisheit ist erhaben, aber Deine Güte ist noch größer. Die Gnade ist das Recht aller Kaiser, aller Könige und Herrscher. Du bist der Fürst von Mossul, und Du wirst Deine Gnade leuchten lassen über diese beiden Männer!«

»Über diese Halunken, die Dich beleidigt haben? Ist dies nicht ebenso, als ob sie mich beleidigt hätten?«

»Herr, Du stehst so erhaben über ihnen wie der Stern über der Erde. Der Schakal heult die Sterne an, diese aber hören es nicht und leuchten fort. Man wird im Abendlande Deine Güte rühmen, wenn ich erzähle, daß Du meine Bitte erfüllt hast.«

»Diese Hunde sind es nicht werth, daß wir ihnen vergeben; aber damit Du siehst, daß ich Dich lieb habe, so mag ihnen die Strafe erlassen sein. Packt Euch fort, und laßt Euch heute nicht mehr vor unserm Angesicht sehen!«

Als sie das Zimmer verlassen hatten, erkundigte er sich:

»In welchem Lande bist Du bisher zuletzt gewesen?«

»In Gipt. Und dann kam ich durch die Wüste herüber zu Dir.«

Ich sagte so, weil ich keine Lüge machen wollte und ihm doch auch nicht sagen konnte, daß ich bei den Haddedihi gewesen sei.

»Durch die Wüste? Durch welche? Doch durch die Wüste des Sinai und von Syrien! Das ist ein böser Weg; aber danke Gott, daß Du ihn eingeschlagen hast!«

»Warum?«

»Weil Du sonst unter die Schammar-Araber gerathen und von ihnen ermordet worden wärest.«

Wenn er das gewußt hätte, was ich ihm verschwiegl!

»Sind diese Schammar so schlimm, Hoheit?«

»Es ist ein freches, räuberisches Gesindel, welches ich zu Paaren treiben werde. Sie zahlen weder Steuer noch Tribut, und daher habe ich bereits begonnen, sie zu vernichten.«

»Du hast Deine Truppen gegen sie gesandt?«

»Nein. Die Arnauten sind zu besseren Dingen zu gebrauchen.«

Diese ›besseren Dinge‹ waren leicht zu errathen: Ausrauben der Unterthanen, um den Pascha zu bereichern.

»Ah, ich errathe!«

»Was erräthst Du?«

»Ein kluger Herrscher schont die Seinen und schlägt die Feinde, indem er sie unter einander entzweit!«

»Allah il Allah! Die Nemsis sind keine dummen Menschen. Ich habe es wirklich so gemacht.«

»Ist es gelungen?«

»Schlecht! Und weißt Du, wer die Schuld daran trägt?«

»Wer?«

»Die Engländer und ein fremder Emir. Die Haddedihi sind die Tapfersten unter den Schammar. Sie sollten aber vernichtet werden, ohne daß das Blut eines der Meinen floß, und so sandten wir drei andere Stämme gegen sie. Da kam dieser Engländer mit dem Emir und warb andere Stämme, welche den Haddedihi halfen. Meine Verbündeten wurden alle getödtet oder gefangen genommen. Sie haben den größten Theil ihrer Heerden verloren und müssen Tribut zahlen.«

»Zu welchem Stamme gehörte dieser Emir?«

»Niemand weiß es; aber man sagt, daß er kein Mensch sei. Er tödtet des Nachts den Löwen allein; seine Kugel trifft viele Meilen weit, und seine Augen funkeln im Dunkeln wie das Feuer in der Hölle.«

»Kannst Du seiner nicht habhaft werden?«

»Ich werde es versuchen, aber es ist sehr wenig Hoffnung dazu vorhanden. Die Abu Mohammed haben ihn bereits einmal gefangen genommen; er ist ihnen jedoch durch die Luft wieder davongeritten.«

Der gute Pascha schien ein wenig abergläubisch zu sein. Er hatte keine Ahnung davon, daß dieser Teufelskerl soeben mit ihm Kaffee trank.

»Von wem hast Du dieses erfahren, Hoheit?«

»Von einem Obeïde, welcher mir als Bote gesandt wurde, als es bereits zu spät war. Die Haddediñ hatten die Heerden schon weggenommen.«

»Du wirst sie bestrafen?«

»Ja.«

»Sogleich?«

»Ich wollte, aber ich muß ihnen leider noch eine Frist gewähren, obgleich ich meine Truppen bereits vollständig zusammengezogen habe. Warst Du schon in den Ruinen von Kufjundschi?«

»Nein.«

»Dort ist alles Militär versammelt, welches gegen die Schammar ziehen sollte; jetzt aber werde ich die Leute nach einem andern Orte schicken.«

»Darf ich fragen, wohin?«

»Das ist mein Geheimniß, und Niemand darf es erfahren. Du weißt wohl auch, daß diplomatische Heimlichkeiten sehr streng bewahrt werden müssen.«

Jetzt trat der Mann ein, den er vorhin mit dem Auftrage fortgeschickt hatte, einen mit Zahnschmerzen Behafteten ausfindig zu machen. Ich suchte ihm das Ergebnis seiner Forschung am Gesichte abzulesen, denn es war mir keineswegs genehm, mit dem alten Geisfuße oder mit dem Zangenungethüm in die Zahnpalisaden eines Arnauten Bresche reißen zu müssen – und zwar schmerzlos, wie es jedenfalls verlangt wurde.

»Nun?« frug der Gouverneur.

»Verzeihe, o Pascha; ich habe keinen Menschen gefunden, welcher an Disch aghrisi leidet!«

»Auch Du selbst leidest nicht daran?«

»Nein.«

Mir wurde das Herz leicht. Der liebenswürdige Pascha wandte sich bedauernd zu mir:

»Es ist Schade! Ich wollte Dir Gelegenheit geben, Deine Kunst bewundern zu lassen. Aber vielleicht findet sich morgen oder übermorgen Einer.«

»Morgen und übermorgen werde ich nicht mehr hier sein.«

»Nicht? Du mußt bleiben. Du sollst in meinem Palaſte wohnen und so bedient werden wie ich. – Gehe!«

Dieses Wort galt dem Offizier, welcher sich wieder entfernte. Ich antwortete:

»Und doch muß ich für jetzt fort, werde aber wiederkommen.«

»Wohin willst Du gehen?«

»Ich will hinauf in die kurdischen Gebirge.«

»Wie weit?«

»Das ist noch unbestimmt; vielleicht bis zum Tura Schina oder gar bis nach Dschulamerik.«

»Was willst Du dort?«

»Ich will sehen, was es dort für Menschen gibt und welche Pflanzen und Kräuter in jenen Gegenden wachsen.«

»Und warum soll dies so bald geschehen, daß Du nicht einige Tage bei mir bleiben kannst?«

»Weil die Pflanzen, welche ich suche, sonst verwelken.«

»Die Menschen dort oben brauchst Du nicht kennen zu lernen. Es sind kurdische Räuber und einige Dsche-sidi, welche Allah verdammen wolle! Aber die Kräuter? Wozu? Ah Du bist ein Hekim und brauchst Kräuter! Aber hast Du nicht daran gedacht, daß die Kurden Dich vielleicht tödten werden?«

»Ich bin bei schlimmeren Menschen gewesen, als bei ihnen.«

»Ohne Begleitung? Ohne Arnauten oder Baschi-Bozüks?«

»Ja. Ich habe einen scharfen Dolch und eine gute Büchse und – – ich habe ja auch Dich, o Pascha!«

»Mich?«

»Ja. Deine Macht reicht bis hinauf nach Amadijah?«

»Grad so weit. Amadijah ist die Grenzfestung meines Bezirkes. Ich habe dort Kanonen und eine Besatzung von dreihundert Albanesen.«

»Amadijah muß eine sehr starke Festung sein!«

»Nicht nur stark, sondern völlig uneinnehmbar. Sie ist der Schlüssel gegen das Land der freien Kurden. Aber auch die unterworfenen Stämme sind widerspenstig und schlimm.«

»Du hast mein Bu-djeruldu gesehen und wirst mir Deinen Schutz gewähren. Das ist die Bitte, deretwegen ich zu Dir kam.«

»Sie soll Dir gewährt sein, doch unter einer Bedingung.«

»Welche?«  
»Du kommst wieder zurück und wirst mein Gast.«  
»Ich nehme diese Bedingung an.«  
»Ich werde Dir zwei Khawassen mitgeben, welche Dich bedienen und beschützen sollen. Weißt Du auch, daß Du durch das Land der Dschesidi kommst?«  
»Ich weiß es.«  
»Das ist ein böses, ungehorsames Volk, dem man die Zähne zeigen soll. Sie beten den Teufel an, löschen die Lichter aus und trinken Wein.«  
»Ist Letzteres gar so schlimm?«  
Er sah mich von der Seite forschend an.  
»Trinkst Du Wein?«  
»Sehr gern.«  
»Hast Du Wein bei Dir?«  
»Nein.«  
»Ich dachte, Du hättest solchen – – dann – – – hätte ich Dich vor Deiner Abreise einmal besucht.«  
Um dies hören zu dürfen, mußte ich bereits sein Vertrauen einigermaßen gewonnen haben. Ich konnte mir dies zu Nutze machen und sagte also:  
»Besuche mich! Ich kann mir wohl Wein verschaffen.«  
»Auch solchen, welcher spritzt?«  
Er meinte jedenfalls Champagner.  
»Hast Du bereits einmal solchen getrunken, o Pascha?«

»O nein! Weißt Du nicht, daß der Prophet verboten hat, Wein zu trinken? Ich bin ein treuer Anhänger des Kuran!«

»Ich weiß es. Aber man kann solchen Spritz-Wein künstlich machen, und dann ist es kein eigentlicher Wein!«

»Du kannst spritzenden Wein machen?«

»Ja.«

»Aber dies dauert lange Zeit – vielleicht einige Wochen oder gar einige Monate?«

»Es dauert nur einige Stunden.«

»Willst Du mir einen solchen Trank machen?«

»Ich wollte gern, aber ich habe nicht die Dinge, welche dazu nöthig sind.«

»Was brauchst Du?«

»Flaschen.«

»Die habe ich.«

»Zucker und Rosinen.«

»Bekommst Du von mir.«

»Essig und Wasser.«

»Hat mein Mudbachdschi.«<sup>1</sup>

»Und dann Einiges, was man nur in der Apotheke bekommt.«

»Gehört es zu den Ilatschlar?«<sup>2</sup>

»Ja.«

---

<sup>1</sup>Koch.

<sup>2</sup>Arzneien.

»Mein Hekim hat eine Apotheke. Brauchst Du noch etwas?«

»Nein. Aber Du müßtest mir erlauben, den Wein in Deiner Küche zu bereiten.«

»Darf ich zusehen, damit ich es lerne?«

»Das ist fast unmöglich, o Pascha. Wein zu bereiten, den ein Moslem trinken darf, Wein, welcher spritzt und die Seele erheitert, das ist ein sehr großes Geheimniß!«

»Ich gebe Dir, was Du verlangst!«

»Ein so wichtiges Geheimniß verkauft man nicht. Nur ein Freund darf es erfahren.«

»Bin ich nicht Dein Freund, Kara Ben Nemsî? Ich liebe Dich und werde gern Alles gewähren, um was Du mich bittest.«

»Ich weiß es, o Pascha, und darum sollst Du mein Geheimniß erfahren. Wie viele Flaschen soll ich Dir füllen?«

»Zwanzig. Oder ist es zu viel?«

»Nein. Laß uns in die Küche gehen!«

Der Pascha von Mossul war ganz sicher ein heimlicher Unterthan des Königs Bacchus. Es wurden andere Pfeifen angezündet, und dann begaben wir uns in die Küche.

Die Herren des Vorzimmers machten sehr große Augen, als sie mich mit der ›Friedenspfeife‹ so kameradschaftlich an seiner Seite erblickten; er aber beachtete sie nicht. Die Küche lag zu ebener Erde und war

ein hoher, dunkler Raum mit einem ungeheuren Herde, auf welchem über dem Feuer ein großer Kessel voll siedenden Wassers hing, das zur Bereitung des Kaffees bestimmt war. Unser Eintritt erregte weniger Überraschung als vielmehr Entsetzen. Es saßen fünf oder sechs Kerle rauchend am Boden und hatten den dampfenden Mokka vor sich stehen. Der Pascha war wohl niemals in seiner Küche gewesen, und bei seinem Erscheinen wurden die Leute völlig starr vor Schreck. Sie blieben sitzen und stierten ihn mit weit geöffneten Augen an.

Er trat mitten in den Kreis hinein, sprengte denselben mit Fußritten und rief:

»Auf, Ihr Tschürückschi<sup>1</sup> Ihr Sklaven! Kennt Ihr mich nicht, daß Ihr sitzen bleibt, als ob ich einer Euresgleichen sei?«

Sie sprangen auf und warfen sich dann wieder nieder, ihm zu Füßen.

»Habt Ihr heißes Wasser?«

»Dort kocht es, Herr,« antwortete Einer, welcher der Koch zu sein schien; denn er war der Dickste und Schmutzigste von allen.

»Hole Rosinen, Du Lümmel!«

»Wie viele?«

»Wie viel brauchst Du?« frug er mich.

Ich prüfte die Menge des Wassers und wies dann auf ein leeres Gefäß.

---

<sup>1</sup>Faulenzer.

»Diesen Bardak<sup>1</sup> dreimal voll.«

»Und Zucker?«

»Noch einmal so viel.«

»Und Essig?«

»Vielleicht den zehnten Theil.«

»Habt Ihr's gehört, Ihr Kerkmaklar?<sup>2</sup> Pakt Euch!«

Sie eilten hinaus und brachten bald die Ingredienzien. Ich ließ die Rosinen waschen und that dann Alles in das kochende Wasser. Ein abendländischer Champagnerfabrikant hätte meine Brauerei belacht, ich aber hatte keine Zeit und mußte die Sache so kurz wie möglich machen, um das chemische Gedächtniß des edlen Pascha nicht mit allzu vielen Prozeduren zu beschweren.

»Nun in die Apotheke!« bat ich ihn.

»Komm!«

Er schritt voran und führte mich in ein Gemach, welches auch zu ebener Erde war. In demselben lag der arme Hekim mit verbundenen Füßen am Boden. Auch ihm gab der Pascha einen Fußtritt.

»Steh auf, Zeddikler<sup>3</sup> und erzeige mir und diesem großen Effendi die Ehre, die uns gebührt. Danke ihm, denn er hat für Dich gebeten, daß ich Dir Deine Portion Hiebe erließ. Wisse, Du Kabadschi<sup>4</sup> daß er mir den

---

<sup>1</sup>Krug.

<sup>2</sup>Scheusale.

<sup>3</sup>Widerwärtiger.

<sup>4</sup>Nichtsnutz.

Zahn herausgenommen hat, ohne daß ich es fühlte. Ich gebiete Dir, ihm zu danken!«

O, welches Vergnügen, der Leibarzt eines Pascha zu sein! Dieser arme Schlucker warf sich vor mir nieder und küßte mir den Saum meines alten Haik. Dann frug der Pascha:

»Wo ist die Apotheke?«

Der Arzt deutete auf einen großen, wurmstichigen Kasten.

»Hier, o Pascha!«

»Öffne!«

Ich bekam ein wirres Durcheinander von allerhand Düten, Blättern, Büchsen, Amuletten, Pflasterstangen und sonstigem Zeug zu sehen, dessen Charakter und Bestimmung mir vollständig unbekannt war. Ich frug nach kohlen-saurem Natron und Weinsteinsäure. Von dem Ersteren war genug, von Letzterer aber ganz wenig vorhanden; doch genügte es.

»Hast Du alles?« frug mich der Pascha.

»Ja.«

Er gab dem Arzte einen Abschiedstritt und gebot ihm:

»Besorge von diesen beiden Sachen eine größere Menge und merke Dir ihre Namen. Ich brauche sie sehr nothwendig, falls ein Pferd krank wird. Wenn Du die Namen vergissest, erhältst Du fünfzig wohlgezählte Hiebe!«

Wir kehrten in die Küche zurück. Es wurden Flaschen, Lack, Draht und kaltes Wasser beigeschafft, und dann jagte der Gouverneur alle Anwesenden hinaus. Kein Mensch außer ihm sollte, wenn auch nur theilweise, Mitwisser des großen Geheimnisses werden, einen Wein zu bereiten, der kein Wein sei und also von jedem guten Moslem ohne Gewissensbisse getrunken werden könne.

Dann kochten, brauten, kühlten, füllten, pfropften und siegelten wir, daß ihm der Schweiß vom Angesichte troff, und als wir endlich fertig waren, durften die Diener wieder eintreten, um die Flaschen an den kühlfsten Ort des Kellers zu bringen. Eine aber nahm der Pascha zur Prüfung mit und trug sie mit höchstehender Hand durch das Vorzimmer in sein Gemach, wo wir uns wieder niederließen.

»Wollen wir trinken?« frug er.

»Er ist noch nicht abgekühlt genug.«

»Wir trinken ihn warm.«

»So schmeckt er nicht.«

»Er muß!«

Natürlich mußte er, denn der Pascha gebot es ja! Dieser ließ zwei Kadehs<sup>1</sup> bringen, verbot Jedermann, selbst dem Meldenden, den Eintritt und löste den Draht.

Puff! – Der Stöpsel flog an die Decke.

»Allah il Allah!« rief er erschrocken.

---

<sup>1</sup>Gläser.

Gischtend schoß der Kunstwein aus der Flasche. Ich wollte mein Glas schnell unterhalten.

»Maschallah! Er spritzt wirklich!«

Der Pascha that den Mund auf und schob den Hals der Flasche zwischen die Lippen. Sie war fast leer, als er wieder absetzte und den Finger in die Öffnung steckte, um sie zu verschließen.

»Saltanatly – prächtig! Höre, mein Freund, ich liebe Dich! Dieser Wein ist sogar besser, als das Wasser vom Brunnen Zem-Zem!«

»Findest Du dies?«

»Ja. Er ist sogar noch besser als das Wasser Hawus Kewser, welches man im Paradiese trinken wird. Ich werde Dir nicht zwei, sondern vier Khawassen mitgeben.«

»Ich danke Dir! Hast Du Dir genau gemerkt, wie man diesen Wein bereitet?«

»Sehr genau. Ich werde es nicht vergessen!«

Ohne an mich oder daran zu denken, daß zwei Gläser vorhanden seien, setzte er die Flasche wieder an den Mund und nahm sie erst dann hinweg, als sie leer war.

»Bom bosch! Sie ist versiegt. Warum ist sie nicht größer gewesen!«

»Merkst Du nun, wie kostbar mein Geheimniß war?«

»Beim Propheten, ich merke es! O, Ihr Nemsis seid sehr kluge Leute! Aber erlaube mir, Dich einmal zu verlassen!«

Er erhob sich und verließ das Zimmer. Als er nach einer Weile zurückkehrte, trug er etwas unter seinem Kaftan verborgen. Als er sich gesetzt hatte, zog er es hervor. Es waren – zwei Flaschen. Ich lachte.

»Du hast sie selbst geholt?« frug ich.

»Kendi – selbst! Diesen Wein, der kein Wein ist, darf Niemand anrühren, außer mir. Ich habe es unten befohlen, und wer von jetzt an die Flasche nur betastet, den lasse ich zu Tode peitschen!«

»Du willst noch trinken?«

»Sollte ich nicht? Ist dieses Getränk nicht köstlich?«

»Aber ich sage Dir, daß dieser Wein erst dann den rechten Geschmack haben wird, wenn er kalt geworden ist.«

»Wie muß er dann schmecken, wenn er jetzt schon so köstlich ist! Preis sei Allah, der Wasser, Rosinen, Zucker und Arzneien wachsen läßt, um das Herz seiner Gläubigen zu erquicken!«

Und er trank, ohne an mich zu denken. Seine Miene drückte die höchste Wonne aus, und als die zweite Flasche leer war, meinte er:

»Freund, Dir kommt Keiner gleich, weder ein Gläubiger noch ein Ungläubiger. Vier Khawassen sind für Dich zu wenig; Du sollst sechs haben!«

»Deine Güte ist groß, o Pascha; ich werde sie zu rühmen wissen!«

»Wirst Du auch erzählen von dem, was ich jetzt getrunken habe?«

»Nein, darüber werde ich schweigen; denn ich werde auch das nicht sagen, was ich getrunken habe.«

»Maschallah, Du hast Recht! Ich trinke, ohne an Dich zu denken. Reiche mir Dein Glas, ich werde diese Flasche noch öffnen.«

Jetzt bekam ich mein Kunstprodukt zu kosten. Es schmeckte genau so, wie ungekühltes Sodawasser mit Rosinenbrühe und Zucker schmecken muß; für den anspruchslosen Gaumen des Pascha mußte es ein Genuß sein.

»Weißt Du,« sagte er und that wieder einen langen Zug, »daß sechs Khawassen für Dich noch immer zu wenig sind? Du sollst zehn bekommen!«

»Ich danke Dir, o Pascha!«

Wenn das Trinken so fortging, so war ich gezwungen, meine Reise mit einem ganzen Heere von Khawassen anzutreten, und das konnte mir unter Umständen außerordentlich hinderlich werden.

»Also Du gehst durch das Land der Teufelsanbeter,« berührte er das alte Thema. »Kennst Du ihre Sprache?«

»Es ist die kurdische?«

»Ein kurdischer Dialekt. Es sprechen nur Wenige von ihnen arabisch.«

»Ich kenne ihn nicht.«

»So werde ich Dir einen Dolmetscher mitgeben.«

»Vielleicht ist dies unnöthig. Das Kurdische ist dem Persischen verwandt, und dieses verstehe ich.«

»Ich verstehe Beides nicht, und Du mußt am besten wissen, ob Du einen Dragoman brauchst. Aber halte Dich in ihrem Lande ja nicht lange auf. Ruhe Dich bei ihnen nicht aus, sondern reite durch ihr Gebiet schnell hindurch.«

»Warum?«

»Es könnte Dir sonst etwas Schlimmes passiren.«

»Was?«

»Das ist mein Geheimniß. Ich sage Dir nur, daß Dir grad die Schutzwache, welche ich Dir mitgebe, gefährlich werden könnte. Trink!«

Dies war bereits das zweite Geheimniß, welches er berührte.

»Deine Leute können mich nur bis Amadijah begleiten?« frug ich ihn.

»Ja, denn meine Macht reicht nicht weiter.«

»Welches Gebiet kommt dann?«

»Das Gebiet der Kurden von Berwari.«

»Wie heißt die Hauptstadt derselben?«

»Die Residenz ist das feste Schloß Gumri, auf dem ihr Bey wohnt. Ich werde Dir einen Brief an ihn mitgeben; aber ob das Schreiben eine gute Wirkung hat, das kann ich Dir nicht versprechen. Wie viele Begleiter hast Du?«

»Einen Diener.«

»Nur einen? Hast Du gute Pferde?«

»Ja.«

»Das ist gut für Dich, denn vom Pferde hängt sehr oft die Freiheit und das Leben des Reiters ab. Und es wäre sehr Schade, wenn Dir ein Unglück geschähe; denn Du warst der Besitzer eines sehr schönen Geheimnisses und hast es mir offenbart. Aber ich will Dir auch dankbar sein. Weißt Du, was ich für Dich thun werde?«

»Was?«

Er trank die Flasche aus und antwortete mit seiner wohlwollendsten Miene:

»Weißt Du, was der Disch-parassi ist?«

»Ich weiß es.«

»Nun?«

»Es ist eine Steuer, welche nur Du allein zu fordern hast.«

Ich drückte mich hierbei sehr gelinde aus, denn der Disch-parassi, die ›Zahnvergütung‹, ist eine Abgabe an Geld, welche überall erhoben wird, wo der Pascha auf seinen Reisen anhält, und zwar dafür, daß er sich seine Zähne beim Kauen derjenigen Lebensmittel abnutzt, die ihm die betreffenden Einwohner unentgeltlich liefern müssen.

»Du hast es errathen,« meinte er. »Ich werde Dir eine Schrift mitgeben, in welcher ich befehle, Dir überall, wohin Du kommst, den Disch-parassi auszuzahlen, grad als ob ich es sei. Wann willst Du abreisen?«

»Morgen früh.«

»Warte, ich werde mein Siegel holen, um das Schreiben sogleich ausfertigen zu lassen!«

Er stand auf und verließ das Zimmer. Da der Schwarze ihm die Pfeife nachtragen mußte, so blieb ich allein zurück. Neben dem Pascha hatten einige Papiere gelegen, mit denen er sich vor meinem Erscheinen beschäftigt haben mochte. Schnell griff ich zu und öffnete eines. Es war ein Plan des Tales von Scheikh Adi. Ah! Sollte dieser Plan vielleicht mit seinen Geheimnissen in Verbindung stehen? Ich konnte diesen Gedanken nicht weiter verfolgen, denn der Gouverneur trat wieder ein. Auf seinen Befehl erschien sein Geheimschreiber, welchem er drei Schreiben dictirte: eines an den kurdischen Bey, eines an den Commandanten der Festung Amadijah und das dritte an alle Ortsoberrhäupter und sonstigen Behörden, und darin hieß es, daß ich das Recht habe, den Disch-parassi zu erheben, und die Bewohner meinen Anforderungen grad so entsprechen sollten, als ob der Pascha sie selbst stelle.

Konnte ich mehr verlangen? Der Zweck meiner Anwesenheit in Mossul war über Erwartung vollständig erreicht, und dieses Wunder hatte außer meinem furchtlosen Auftreten nur das kohlen-saure Natron erreicht.

»Bist Du mit mir zufrieden?« frug er.

»Unendlich, o Pascha. Deine Güte will mich mit Wohlthaten erdrücken!«

»Danke mir nicht jetzt, sondern später.«

»Ich wünsche, daß ich es einst vermag!«

»Du vermagst es!«

»Wodurch?«

»Das kann ich Dir bereits jetzt sagen. Du bist nicht nur ein Hekim, sondern auch ein Offizier.«

»Weßhalb vermuthest Du dies?«

»Ein Hekim oder ein Mann, der Bücher schreibt, würde es nicht wagen, mich ohne die Begleitung eines Consuls zu besuchen. Du hast ein Bu-djeruldu des Großherrs, und ich weiß, daß der Padischah zuweilen fremde Offiziere kommen läßt, die seine Länder bereisen müssen, um ihm dann militärischen Bericht zu erstatten. Gestehe es, Du bist ein solcher!«

Diese irrige Ansicht konnte mir nur von Vortheil sein, und es wäre sehr unklug von mir gewesen, sie zu widerlegen. Ich wollte aber auch nicht lügen und darum drechselte ich folgende diplomatische Phrasen:

»Ich kann es nicht gestehen, o Pascha. Wenn Du weißt, daß der Padischah solche fremde Offiziere sendet, so hast Du wohl auch gehört, daß dies meist im Geheimen geschieht. Dürfen sie dieses Geheimniß verathen?«

»Nein. Ich will Dich gar nicht dazu bereden, aber Du wirst mir dafür dankbar sein. Das ist es, was ich vorhin meinte.«

»Womit kann ich Dir meine Dankbarkeit beweisen?«

»Wenn Du aus den Bergen von Kurdistan zurückkehrst, werde ich Dich zu den Arabern von Schammar senden, besonders zu den Haddedihn. Du sollst ihre

Gebiete bereisen und mir dann melden, wie ich sie besiegen kann.«

»Ah!«

»Ja. Dir wird dies leichter werden, als einem meiner Leute. Ich weiß, daß die Offiziere der Franken klüger sind, als die unsrigen, obgleich ich selbst ein Oberst gewesen bin und dem Padischah große Dienste geleistet habe. Ich würde Dich ersuchen, Dir die Gegenden der Dschesidi anzusehen; aber dazu ist es schon zu spät. Ich habe von ihnen bereits das, was ich brauche.«

Diese Worte gaben mir die Überzeugung, daß ich vorhin ganz richtig vermuthet hatte. Die in Kufjundschik versammelten Truppen standen bereit, über die Teufelsanbeter herzufallen. Er fuhr fort:

»Du wirst ihr Gebiet sehr schnell durchreisen und nicht etwa warten bis zu dem Tage, an welchem sie ihr großes Fest feiern.«

»Welches Fest?«

»Das Fest ihres Heiligen; es wird am Grabe ihres Scheik Adi gefeiert. Hier hast Du Deine Schreiben. Allah sei bei Dir! Zu welcher Zeit wirst Du morgen früh die Stadt verlassen?«

»Zur Zeit des ersten Gebetes.«

»Die zehn Khawassen sollen dann in Deiner Wohnung sein.«

»Herr, ich habe an Zweien genug.«

»Das verstehst Du nicht. Zehn sind besser als Zwei; das merke Dir. Du sollst fünf Arnauten und fünf Baschi

erhalten. Kehre bald zurück und vergiß nicht, daß ich Dir meine Liebe geschenkt habe!«

Er gab mir das Zeichen der Entlassung, und ich ging erhobenen Hauptes aus dem Hause, welches ich vor einigen Stunden als halber Gefangener betreten hatte. Als ich meine Wohnung erreichte, fand ich Halef in Waffen.

»Preis sei Allah, daß Du kommst, Sihdi!« begrüßte er mich. »Wärst Du beim Untergang der Sonne noch nicht hier gewesen, so hätte ich mein Wort gehalten und den Pascha erschossen!«

»Das muß ich mir verbitten; der Pascha ist mein Freund!«

»Dein Freund? Wie kann der Tiger der Freund des Menschen sein!«

»Ich habe ihn gezähmt.«

»Maschallah! Dann hast Du ein Wunder gethan. Wie ist dies gekommen?«

»Es ging leichter, als ich ahnen konnte. Wir stehen unter seinem Schutze und werden zehn Khawassen erhalten, die uns begleiten.«

»Das ist gut!«

»Vielleicht auch nicht! Außerdem hat er mir Empfehlungsbriefe gegeben und das Recht, den Disch-parassi zu erheben.«

»Allah akbar, so bist Du ja auch Pascha geworden! Aber sage, Sihdi, wer hat zu gehorchen: ich den Khawassen oder sie mir?«

»Sie Dir, denn Du bist nicht ein Diener, sondern Hadschi Halef Omar Agha, mein Begleiter und Beschützer.«

»Das ist gut, und ich sage Dir, daß sie mich kennen lernen sollen, wenn es ihnen einfällt, mir die Achtung zu verweigern!«

Der Gouverneur hielt Wort. Als Halef am nächsten Morgen mit dem Grauen des Tages sich erhob und den Kopf zur Thüre hinaussteckte, wurde er von zehn Männern begrüßt, welche zu Pferde vor derselben hielten. Er weckte mich sofort, und ich beeilte mich natürlich, meine Herren Beschützer in Augenschein zu nehmen.

Es waren, wie der Pascha versprochen hatte, fünf Arnauten und fünf Baschi-Bozuks. Letztere trugen die gewöhnliche Kleidung des türkischen Militärs. Die Arnauten hatten purpurne Sammetoberwesten, grüne, mit Sammet besetzte Unterwesten, breite Schärpen, rothe Beinkleider mit metallenen Schienen, rothe Turbans und trugen so viele Waffen an sich, daß man mit ihren Messern und Pistolen eine dreimal zahlreichere Schaar hätte bewaffnen können. Die Baschi-Bozuks wurden von einem alten Buluk Emini<sup>1</sup> und die Arnauten von einem wild blickenden Onbaschi<sup>2</sup> commandirt.

Der Buluk Emini schien ein Original zu sein. Er ritt kein Pferd, sondern einen Esel, und trug das Zeichen seiner Würde – ein ungeheures Tintenfaß – an einem

---

<sup>1</sup>Fourier oder Schreiber einer Compagnie.

<sup>2</sup>Befehlshaber von zehn Mann.

Riemen um den Hals. In seinem Turban staken einige Dutzend Schreibfedern. Er war ein kleines, dickes Männchen, dem die Nase fehlte; desto größer aber war der Schnurrbart, der ihm an der Oberlippe herabhing. Seine Wangen sahen fast blau aus und waren so fleischig, daß die Haut kaum zu langen schien, und für die Augen blieb nur so viel Raum zum Öffnen übrig, als nothwendig war, einen kleinen Lichtstrahl in das Gehirn des Mannes gelangen zu lassen.

Ich gab Halef eine Flasche voll Raki und befahl ihm, diese tapferen Helden damit zu begrüßen. Er trat hinaus zu ihnen, und ich stellte mich so, daß ich den Vorgang beobachten konnte.

»Sabahiniz chajir – guten Morgen, ihr wackeren Streiter! Seid uns willkommen!«

»Sabahiniz chajir – guten Morgen!« erwiderten Alle zugleich.

»Ihr seid gekommen, den berühmten Kara Ben Nemsi auf seiner Reise zu begleiten?«

»Der Pascha sendet uns zu diesem Zweck.«

»So will ich Euch sagen, daß mein Name Hadschi Agha Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah ist; ich bin der Reisemarschall und Agha dessen, den Ihr begleiten sollt, und Ihr habt also meinen Weisungen Gehorsam zu leisten. Wie lautet der Befehl, den Euch der Pascha gegeben hat?«

Der Buluk Emini antwortete, und zwar mit einer solchen Fistelstimme, daß es klang, als höre man eine alte, eingerostete F-Trompete blasen:

»Ich bin Buluk Emini des Padischah, den Allah segnen möge, und heiße Ifra. Merke Dir diesen Namen! Der Pascha, dessen treuester Diener ich bin, hat mir dieses Tintenfaß und diese Federn nebst vielem Papier gegeben, um Alles aufzuschreiben, was Euch und uns begegnet. Ich bin der tapfere Führer dieser Leute und werde Euch beweisen, daß — — —«

»Schweig, Eschekun-atli!«<sup>1</sup> unterbrach ihn der Onbaschi, indem er sich den gewaltigen Bart strich. »Was bist Du? Unser Anführer? Du Zwerg! Du Herr des Tintenfassens und der Gänse, von denen Deine Federn sind! Das bist Du, aber weiter nichts!«

»Was? Ich bin Buluk Emini und heiße Ifra. Meine Tapferkeit — — —«

»Schweig, sage ich Dir! Deine Tapferkeit wächst in den Füßen Deines Esels, den Allah verbrennen möge; denn diese Creatur hat die armselige Angewohnheit, des Tages durchzugehen und des Nachts den Himmel anzubrüllen. Wir kennen Dich und Deinen Esel, aber dennoch ist es sehr ungewiß, wer von Euch der Buluk Emini und wer der Esel ist!«

»Wahre Deine Zunge, Onbaschi! Weißt Du nicht, daß ich so tapfer bin, daß ich mich im Kampfe sogar dahin

---

<sup>1</sup>Eselsreiter.

gewagt habe, wo man die Nasen abhaut? Blicke meine Nase an, die leider nicht mehr vorhanden ist, und Du wirst staunen über die Verwegenheit, mit welcher ich gefochten habe! Oder weißt Du etwa die Geschichte nicht, die Geschichte von dem Verluste meiner Nase? So höre! Es war damals, als wir vor Sebastopol gegen die Moskows kämpften; da stand ich im dichtesten Schlachtgewühle und erhob soeben meinen Arm, um — —«

»Schweig! Deine Geschichte hat man bereits tausendmal gehört!« – Und sich zu Halef wendend, fuhr er fort: »Ich bin der Onbaschi Ular Ali. Wir haben gehört, daß der Emir Kara Ben Nemsî ein tapferer Mann ist, und das gefällt uns; wir haben ferner gehört, daß er sich unserer Aghas angenommen hat, und das gefällt uns noch mehr. Wir werden ihn beschützen und ihm dienen, und er soll mit uns zufrieden sein!«

»So frage ich noch einmal, welche Befehle Euch der Pascha gegeben hat.«

»Er hat uns befohlen, dafür zu sorgen, daß der Emir wie der beste Freund, wie der Bruder des Pascha aufgenommen werde.«

»So werden wir überall unentgeltlich Obdach und Nahrung erhalten?«

»Alles, was Ihr braucht, und auch wir.«

»Hat er Euch auch gesagt von dem Disch-parassi?«

»Ja.«

»Der wird in barem Gelde einkassirt?«

»Ja.«

»Wie hoch beläuft er sich?«

»So hoch, wie der Emir es will.«

»Allah segne den Pascha! Sein Verstand ist hell wie die Sonne, und seine Weisheit erleuchtet die Welt. Ihr sollt es gut haben bei uns. Seid Ihr ganz bereit, die Reise anzutreten?«

»Ja.«

»Habt Ihr zu essen?«

»Für einen Tag.«

»Aber keine Zelte!«

»Wir brauchen keine, denn wir werden an jedem Abend eine gute Wohnung bekommen.«

»Wißt Ihr, daß wir durch das Land der Dschesidi gehen werden?«

»Wir wissen es.«

»Fürchtet Ihr Euch vor den Teufelsanbetern?«

»Fürchten? Agha Halef Omar, hast Du vielleicht einmal gehört, daß ein Arnaute sich gefürchtet hat? Oder ist vielleicht ein Merd-es-Scheitan, ein Mann des Teufels, der Scheitan selbst? Sage dem Emir, daß wir bereit sind, ihn zu empfangen!«

Nach einer Weile ließ ich mein Pferd vorführen und trat hinaus. Die zehn Mann standen in Achtung vor mir, ein Jeder bei dem Kopfe seines Pferdes. Ich nickte nur, stieg auf und winkte, mir zu folgen. Der kleine Trupp setzte sich in Bewegung.

Wir ritten über die Schiffbrücke hinüber und befanden uns dann am linken Ufer des Tigris außerhalb der Stadt Mossul. Dort erst rief ich den Onbaschi an meine Seite und frug ihn:

»Wem dienst Du jetzt, mir oder dem Pascha?«

»Dir, o Emir.«

»Ich bin mit Dir zufrieden. Schicke mir den Buluk Emini her.«

Er ritt zurück, und dann kam der kleine Dicke.

»Dein Name ist Ifra? Ich habe gehört, daß Du ein tapferer Krieger bist.«

»Sehr tapfer!« versicherte er mit seiner Trompetenstimme.

»Du kannst schreiben?«

»Sehr gut, sehr schön, o Emir!«

»Wo hast Du gedient und gekämpft?«

»In allen Ländern der Erde.«

»Ah! Nenne mir diese Länder.«

»Wozu, Emir? Es würden mehr als tausend Namen sein!«

»So mußt Du ein sehr berühmter Buluk Emini sein.«

»Sehr berühmt! Hast Du noch nichts von mir gehört?«

»Nein.«

»So bist Du sicher in Deinem Leben noch nicht aus dem Lande fortgekommen, sonst hättest Du von meinem Ruhme gehört. Ich muß Dir zum Beispiel einmal erzählen, wie ich um meine Nase gekommen bin. Das

war nämlich damals, als wir vor Sebastopol gegen die Moskows kämpften; da stand ich im dichtesten Kampfgewühle und erhob grad meinen Arm – – –«

Er wurde unterbrochen. Mein Rappe konnte jedenfalls den Geruch des Esels nicht ertragen; er schnaubte zornig, sträubte die Mähne und biß nach dem Grauen des Buluk Emini. Der Esel erhob sich vorn, um dem Bisse auszuweichen, drehte sich dann zur Seite und riß aus – ja, es war keine Flucht, sondern ein wirkliches Ausreißen. Es ging über Stock und Stein, uns voran; der kleine Buluk Emini konnte sich kaum auf dem Rücken des Esels erhalten, und bald waren Beide aus unsern Augen verschwunden.

»So geht es ihm stets!« hörte ich den Onbaschi zu Halef sagen.

»Wir müssen ihm nach,« antwortete dieser; »sonst verlieren wir ihn.«

»Den?« lachte der Arnaut. »Es wäre nicht Schade um ihn. Aber Sorge Dich nicht! Es ist ihm schon tausendmal passirt, und niemals ging er verloren.«

»Aber warum reitet er diese Bestie?«

»Er muß.«

»Muß? Warum?«

»Der Jusbaschi<sup>1</sup> will es. Er macht sich einen Spaß mit Ifra und dem Esel.«

Als wir zwischen Kufjundschik und dem Kloster des heiligen Georg hindurch waren, sahen wir den Buluk

---

<sup>1</sup>Hauptmann, Befehlshaber von hundert Mann.

Emini vor uns halten. Er ließ mich herankommen und rief bereits von Weitem:

»Herr, hast Du vielleicht geglaubt, daß der Esel mit mir durchgegangen ist?«

»Ich bin überzeugt davon.«

»Du irrst, Emir! Ich bin nur vorausgeritten, um den Weg zu untersuchen, den wir reiten werden. Gehen wir den Khausser entlang, oder reiten wir den gewöhnlichen Weg?«

»Wir bleiben auf dem Pfade.«

»So erlaube mir, daß ich Dir meine Geschichte später erzähle. Ich werde Euch jetzt als Wegweiser dienen.«

Er ritt voran. Der Khausser ist ein Bach oder Fließchen, welches an den nördlichen Ausläufern des Dschebel Maklub entspringt und auf seinem Laufe nach Mossul die Ländereien zahlreicher Dörfer bewässert. Wir ritten auf einer kleinen Brücke über ihn hinweg und hatten ihn dann stets zu unserer linken Seite. Die Ruinen und das Dorf von Khorsabad liegen ungefähr sieben Wegstunden nördlich von Mossul. Die Gegend besteht aus Marschboden, aus welchem giftige Fiebersdünste emporsteigen. Wir eilten, unser Ziel zu erreichen, hatten aber wohl noch eine gute Wegstunde vor uns, als uns ein Trupp von vielleicht fünfzig Arnauten entgegen kam. An der Spitze ritten einige Offiziere, und in der Mitte sah ich die weiße Kleidung eines Arabers. Näher gekommen, erkannte ich – – den Scheik Mohammed Emin.

O wehe! Er war in die Hände dieser Leute gefallen, er, der Feind des Pascha, der bereits dessen Sohn gefangen genommen und nach Amadija geschickt hatte. Jetzt fragte es sich vor allen Dingen, ob er sich gewehrt hatte; doch konnte ich keinen einzigen Verwundeten entdecken. Hatten sie ihn vielleicht im Schlafe über-rumpelt? Ich mußte Alles aufbieten, ihn aus dieser gefährlichen Gesellschaft zu bringen. Daher blieb ich mitten im Wege halten und ließ den Trupp herankommen.

Meine Begleitung stieg vom Pferde, um sich zur Seite des Weges auf den Boden zu werfen. Halef und ich blieben zu Pferde. Der Anführer trennte sich von den Andern und kam uns in scharfem Trabe entgegen geritten. Hart vor mir parirte er sein Pferd und frug, ohne die am Boden Liegenden zu beachten:

- »Sallam! Wer bist Du?«
- »Aaleikum! Ich bin ein Emir aus dem Westen.«
- »Von welchem Stamme?«
- »Vom Volke der Nemsi.«
- »Wohin willst Du?«
- »Nach dem Osten.«
- »Zu wem?«
- »Überall hin!«
- »Mann, Du antwortest sehr kurz! Weißt Du, was ich bin?«
- »Ich sehe es.«
- »So antworte besser! Mit welchem Rechte reisest Du hier?«

»Mit demselben Rechte, mit welchem Du hier reitest!«

»Tallahi, bei Gott, Du bist sehr kühn! Ich reite hier auf Befehl des Mutessarif von Mossul; das kannst Du Dir denken!«

»Und ich reise hier auf Befehl des Mutessarif von Mossul und des Padischah von Constantinopel; das kannst Du Dir denken!«

Er öffnete die Augen ein wenig mehr und befahl mir dann:

»Beweise es!«

»Hier!«

Ich gab ihm meine Legitimationen. Er öffnete sie unter den vorgeschriebenen Formalitäten und las sie dann. Darauf faltete er sie sorgfältig wieder zusammen, gab sie mir zurück und meinte dann in sehr höflichem Tone:

»Du trägst selbst die Schuld, daß ich streng zu Dir sprach. Du sahst, wer ich bin, und hättest mir höflicher antworten sollen!«

»Du trägst selbst die Schuld, daß dies nicht geschehen ist,« antwortete ich ihm. »Du sahst meine Begleitung, die mich als einen Mann legitimirt, welcher sich der Freundschaft des Mutessarif erfreut, und hättest höflicher fragen sollen! Aghaja benden tschok selam ejle; sabahnitz chajir ola – grüße Deinen Herrn sehr viele Male von mir; guten Morgen!«

»Basch üstüne sultanum – zu Befehl, mein Herr!«  
antwortete er.

Ich wandte mich weiter. Es war meine Absicht gewesen, etwas zur Befreiung von Mohammed Emin zu thun, hatte aber gleich beim Anfange des Gespräches mit dem Offizier bemerkt, daß dies unnöthig sei. Die Begleitung desselben war etwas rückwärts hinter ihm halten geblieben und hielt ihre Augen mehr auf mich als auf ihren Gefangenen gerichtet. Dieser machte sich diesen Umstand sofort zu Nutzen. Er war nur leicht gefesselt und saß auf einem schlechten türkischen Pferde. Im letzten Gliede des Trupps aber führte man sein vortreffliches Thier, an dessen Sattel alle seine Waffen hingen. Ich bemerkte seine glücklichen Bemühungen, sich die Hände frei zu machen, und grad in dem Augenblicke, an welchem ich das Gespräch abbrach, warf er sich mit den Füßen auf den Rücken seines Thieres.

»Halef, aufgepaßt!« raunte ich dem Diener zu, welcher ebenso aufmerksam beobachtet hatte, wie ich selbst.

»Zwischen sie und ihn hinein, Sihdi!« antwortete er mir.

Er hatte mich also sofort verstanden. Jetzt wagte der Haddediñ einige kühne Sprünge von Croupe zu Croupe der hinter ihm haltenden Pferde, deren Reiter sich einer solchen Verwegenheit gar nicht versehen hatten, und ehe sie ihn noch zu fassen vermochten, hatte er seinen eigenen Renner erreicht, saß im Sattel, riß den

Zügel aus der Hand dessen, der denselben hielt, und jagte seitwärts von dannen, nicht den Weg hinauf oder hinab, sondern stracks auf das Flüschen zu.

Ein vielstimmiger Schrei der Überraschung und des Grimmes erscholl hinter ihm.

»Dein Gefangener flieht,« rief ich dem Anführer zu; »laß uns ihm nachjagen!«

Zu gleicher Zeit zog ich mein Pferd herum und sprengte dem Flüchtigen nach. Halef hielt sich an meiner Seite.

»Nicht so nahe bei mir, Halef! Weiter ab! Reite so, daß sie nicht schießen können, ohne uns zu treffen!«

Es war eine scharfe, wilde Jagd, welche jetzt begann. Zum Glück dachten die Verfolger zunächst nur daran, Mohammed Emin einzuholen, und als sie sahen, daß sein Pferd den ihrigen überlegen sei, und zu den Waffen griffen, war der Vorsprung, welchen er gewonnen hatte, bereits zu groß geworden. Auch waren ihre Schießgewehre nicht gut zu gebrauchen, da ich mit Halef nicht in gerader Linie vor ihnen her, sondern in einem kurzen Zickzack ritt und dabei mir alle mögliche Mühe gab, mein Pferd als störrisch zu zeigen. Bald blieb es stehen und bockte, dann schnellte es davon, warf sich mitten im Laufe zur Seite, drehte sich auf den Hinterfüßen um seine eigene Achse, schoß eine Strecke weit nach rechts oder links und schwenkte dann in haarscharfer Drehung in die rechte Richtung ein. Halef that ganz dasselbe, und so kam es, daß die

Türken nicht schießen konnten, aus Furcht, uns zu treffen.

Der Haddedihn hatte sein Pferd furchtlos in die Fluthen des Khausser getrieben. Er kam glücklich hinüber, und ich mit Halef auch; aber ehe es den Anderen gelang, uns dies nachzuthun, hatten sie uns einen bedeutenden Vorsprung gelassen. So flogen wir auf unsern guten Thieren vorwärts, immer nach Nordwesten zu, bis wir ungefähr zwei Wegstunden zurückgelegt hatten und auf die Straße trafen, welche von Mossul über Telkeif direkt nach Raban Hormuzd führt und ganz parallel derjenigen zieht, auf welcher wir vorhin Khorsabad, Dscherajah und Baadri erreichen wollten. Erst hier hielt der Haddedihn sein Pferd an. Er sah nur uns Beide, denn die Andern waren längst hinter dem Horizonte verschwunden.

»Preis sei Gott!« rief er. »Effendi, ich danke Dir, daß Du ihnen die Hände von den Flinten genommen hast! Was thun wir nun, damit sie uns verlieren?«

»Wie bist Du in ihre Hände gekommen, Scheik?« frug der kleine Halef.

»Das wird er uns später sagen; jetzt ist keine Zeit dazu,« antwortete ich. »Mohammed Emin, kennst Du das sumpfige Land, welches zwischen dem Tigris und dem Dschebel Maklub liegt?«

»Ich bin einmal durch dasselbe geritten.«

»In welcher Richtung?«

»Von Baascheika und Baazani über Ras al Aïn nach Dohuk hinüber.«

»Ist der Sumpf gefährlich?«

»Nein.«

»Seht Ihr dort im Nordost jene Höhe, welche man vielleicht in drei Stunden erreichen kann?«

»Wir sehen sie.«

»Dort werden wir wieder zusammentreffen, denn hier müssen wir uns trennen. Die Straße dürfen wir nicht verfolgen, denn sonst würde man uns sehen und unsere Richtung errathen. Wir müssen in den Sumpf, und zwar einzeln, damit die Verfolger, wenn sie doch hierher kommen sollten, nicht wissen, welcher Spur sie zu folgen haben.«

»Aber unsere Arnauten und Baschi-Bozüks, Sihdi?« frug Halef.

»Die gehen uns jetzt nichts an. Sie sind uns überhaupt mehr hinderlich als förderlich; sie bringen mir keinen größern Schutz als den, welchen mir meine Pässe und Briefe gewähren. Halef, Du gehst hier ab und behältst die südlichste Linie; ich werde in der Mitte reiten, und der Scheik bleibt im Norden: – Jeder wenigstens eine halbe Wegstunde von dem Andern.«

Beide trennten sich von mir, und auch ich bog von dem gebahnten Wege ab und in den Sumpf hinein, der

allerdings nicht die Eigenschaften eines wirklichen Morastes hatte. Die Gefährten entschwanden meinem Auge, und ich strebte einsam dem Ziele zu, welches wir uns gesteckt hatten.

Bereits seit Tagen befand ich mich in einem Zustande der Spannung, wie ich ihn seit langer Zeit nicht an mir bemerkt hatte. Es gibt kein Land der Erde, welches so zahlreiche und hohe Räthsel birgt, wie der Boden, welchen die Hufe meines Pferdes berührten. Auch ganz abgesehen von den Ruinen des assyrischen und babylonischen Reiches, welche hier bei jedem Schritte zu sehen sind, tauchten jetzt vor mir die Berge auf, deren Abhänge und Thäler von Menschen bewohnt werden, deren Nationalität und Religion nur mit der größten Schwierigkeit zu entwirren sind. Lichtverlöscher, Feueranbeter, Teufelsanbeter, Nestorianer, Chaldäer, Nahumiten, Sunniten, Schiiten, Nadschijeten, Ghollaten, Rewafidhiten, Muatazileten, Wachabiten, Araber, Juden, Türken, Armenier, Syrer, Drusen, Maroniten, Kurden, Perser, Turkmenen: – ein Angehöriger dieser Nationen, Stämme und Sekten kann Einem bei jedem Schritte begegnen, und wer kennt die Fehler und Verstöße, welche ein Fremder bei einer solchen Gelegenheit begehen kann! Diese Berge rauchen noch heute von dem Blute derjenigen, welche dem Völkerhasse, dem wildesten Fanatismus, der Eroberungssucht, der politischen Treulosigkeit, der Raublust oder der Blutrache zum Opfer fielen. Hier hängen die menschlichen

Wohnungen an den Felsenhöhen und Steinklüften, wie die Horste des Geiers, der stets bereit ist, sich auf die ahnungslose Beute niederzustürzen. Hier hat das System der Unterdrückung, der rücksichtslosen Aus-saugung jene ingrimmige Verbitterung erzeugt, welche kaum noch zwischen Freund und Feind unterscheiden mag, und das Wort der versöhnenden Liebe, welches von den christlichen Sendboten gepredigt wurde, es ist in alle Winde verschollen. Mögen amerikanische Missionäre von Erfolgen reden: – der Acker ist nicht zubereitet, das Senfkorn aufzunehmen. Mögen andere Gottesmänner Alles thun und wagen: – in den kurdischen Bergen fließen die feindseligsten Strömungen zu einem wilden Strudel zusammen, der erst dann zur Ruhe kommen kann, wenn es einer gewaltigen Faust gelingt, die Klippen zu zermalmen, den Haß zu bezwingen und dem häßlichen, leise schleichenden Blutschacher den Kopf zu zertreten. Dann werden die Wege frei sein für die Füße derjenigen, welche ›den Frieden predigen und das Heil verkündigen‹. Dann wird kein Bewohner jener Berge mehr sagen können: ›Ich bin ein Christ geworden, weil ich sonst von dem Agha die Bastonnade erhalten hätte.‹ Und dieser Agha war – ein strenger Muhammedaner.

Der Berg rückte mir näher und näher, oder vielmehr ich ihm. Der Boden war zwar leicht und feucht, aber es gab nur wenige Stellen, an denen die Hufe meines Pferdes beträchtlich eingesunken wären, und endlich

kam trockenes Land. Die Fiebergegend des Tigris lag hinter mir. Jetzt sah ich rechts von mir einen Reiter und erkannte sehr bald Halef, mit dem ich mich in kurzer Zeit vereinigte.

»Ist Dir Jemand begegnet?« frug ich ihn.

»Nein, Sihdi.«

»Es hat Dich Niemand gesehen?«

»Kein Mensch. Nur weit im Süden sah ich auf dem Wege, den wir verlassen haben, einen kleinen Menschen laufen, der ein Thier hinter sich herzog. Ich konnte ihn aber nicht genau erkennen.«

»Kannst Du den dort erkennen?«

»O Sihdi, das ist kein Anderer als der Scheik!«

»Ja, es ist Mohammed Emin. In zehn Minuten wird er bei uns sein.«

So war es auch. Er erkannte uns und ritt in Eile herbei.

»Was nun, Effendi?« frug er mich.

»Das wird sich ganz nach dem richten, was Du erfahren hast. Bist Du vielleicht bemerkt worden?«

»Nein. Nur ein Schäfer trieb in weiter Entfernung seine Heerde an mir vorüber.«

»Wie wurdest Du gefangen?«

»Du hattest mich nach den Ruinen von Khorsabad<sup>1</sup> bestellt. Bis heute morgen verbarg ich mich in dem südlichen Theile derselben, dann aber postirte ich mich

---

<sup>1</sup>Dieser Name ist höchstwahrscheinlich eine Abkürzung von Khosrauabad, der Wohnsitz des Khosroes.

dem Wege näher, um Dich kommen zu sehen. Hier wurde ich von den Soldaten gesehen und umzingelt. Ich konnte mich nicht wehren, weil es ihrer zu Viele waren, und weßhalb sie mich gefangen nahmen, das weiß ich nicht.«

»Fragten sie Dich nach Deinem Stamm und Deinem Namen?«

»Ja; aber ich habe sie falsch berichtet.«

»Diese Leute sind unerfahren. Ein Araber hätte Dich an Deiner Tättowirung erkannt. Sie nahmen Dich gefangen, weil in den Ruinen von Kufjundschi die Truppen des Pascha liegen, welche bestimmt sind, gegen die Schammar zu ziehen.«

Er erschrock und hielt sein Pferd an.

»Gegen die Schammar? Allah helfe uns; da muß ich sofort umkehren!«

»Das ist nicht nöthig. Ich kenne den Plan des Gouverneurs.«

»Welches ist dieser Plan?«

»Der Zug gegen die Schammar ist für jetzt nur eine Maske. Der Mutessarif will zunächst die Dschesidi überfallen. Diese sollen das nicht ahnen, und daher gibt er vor, gegen die Schammar ziehen zu wollen.«

»Weißt Du dies genau?«

»Ganz genau, denn ich habe mit ihm selbst gesprochen. Ich soll zurückkommen und ihm die Weideplätze der Schammar auskundschaften.«

»Aber wenn er mit den Dschesidi schnell fertig wird, so benutzt er sicher die Gelegenheit, sein Heer sofort auch gegen die Schammar zu schicken.«

»Er wird mit den Dschesidi nicht so schnell fertig werden; darauf kannst Du Dich verlassen. Und dann ist die kurze Frühlingszeit vorüber.«

»Maschallah, was hat der Frühling mit diesem Kriege zu thun, Effendi?«

»Sehr viel. Sobald die heißen Tage kommen, verdorren die Pflanzen, und die Ebene trocknet aus. Die Bedawi ziehen sich mit ihren Heerden nach den Bergen des Schammar oder des Sindschar zurück, und das Heer des Gouverneurs müßte elend verschmachten.«

»Du hast Recht, Effendi. So wollen wir unsern Weg getrost fortsetzen; aber ich kenne ihn nicht.«

»Wir haben rechts die Straße nach Ain Sifni, links den Weg nach Dscherrajjah und Baadri. Bis Baadri aber darf man uns nicht sehen, und so wird es zweckmäßig sein, uns immer am Ufer des Khausser zu halten. Haben wir Dscherrajjah hinter uns, so brauchen wir uns nicht mehr zu verbergen.«

»Wie weit haben wir bis Baadri?«

»Drei Stunden.«

»Herr, Du bist ein großer Emir. Du bist aus einem weit entfernten Lande und kennst diese Gegend besser als ich!«

»Wir wollen nach Amadijah, und ich habe mich genau nach der Gegend erkundigt, durch welche wir reisen müssen. Das ist alles! Jetzt aber vorwärts!«

Ogleich die beiden Wege, welche wir vermeiden wollten, kaum eine halbe Stunde von einander entfernt lagen, glückte es uns doch, unbemerkt zu bleiben. Sahen wir rechts Leute kommen, so ritten wir nach links hinüber, und erblickten wir links Menschen, so hielten wir uns nach rechts. Natürlich leistete mir mein Fernrohr dabei die wichtigsten Dienste, und nur ihm allein hatten wir es zu verdanken, daß wir uns endlich beim Anblick von Baadri sicher fühlen konnten.

Wir waren nun beinahe zehn Stunden lang im Sattel gewesen und also ziemlich müde, als wir die Hügelreihe erreichten, an deren Fuß das Dorf lag, welches der Wohnplatz des geistlichen Oberhauptes der Teufelsanbeter, sowie des weltlichen Oberhauptes des Stammes war. Ich frug den ersten Mann, welcher mir begegnete, nach dem Namen des Bey. Er sah mich verlegen an. Ich hatte ganz außer Acht gelassen, daß die Dschesidi meist nicht arabisch reden.

»Bey nidsche demar – wie heißt der Bey?« frug ich türkisch.

»Ali Bey,« antwortete er mir.

»Ol nerde oturar – wo wohnt er?«

»Gel, seni götirim – komm, ich werde Dich führen!«

Er führte uns bis an ein großes, aus Steinen aufgeführtes Gebäude.

»Itscherde otur – da drinnen wohnt er,« sagte der Mann; dann entfernte er sich wieder.

Das Dorf war außerordentlich belebt. Ich bemerkte außer den Häusern und Hütten auch eine Menge Zelte, vor denen Pferde oder Esel angebunden waren, und zwischen ihnen bewegte sich eine zahlreiche Menschenmenge hin und her. Diese war so bedeutend, daß unser Kommen gar nicht aufzufallen schien.

»Sihdi, schau hierher!« sagte Halef. »Kennst Du den?«

Er zeigte auf einen Esel, welcher am Eingange des Hauses angebunden war. Wahrhaftig, es war der Esel unsers dicken Buluk Emini! Ich stieg ab und trat ein. Da scholl mir die dünne Fistelstimme des tapfern Ifra entgegen:

»Und Du willst mir wirklich keine andere Wohnung geben?«

»Ich habe keine andere,« antwortete eine andere Stimme in sehr trockenem Tone.

»Du bist der Kiajah;<sup>1</sup> Du mußt eine andere schaffen!«

»Ich habe Dir bereits gesagt, daß ich keine andere habe. Das Dorf ist voll von Pilgern; es ist kein Platz mehr leer. Warum führt Dein Effendi nicht ein Zelt bei sich?«

»Mein Effendi? Ein Emir ist er, ein großer Bey, der berühmter ist, als alle Dschesidenfürsten im Gebirge!«

»Wo ist er?«

---

<sup>1</sup>Dorfoberhaupt.

»Er wird nachkommen. Er will erst einen Gefangenen fangen.«

»Einen Gefangenen fangen? Bist Du toll?«

»Einen entflohenen Gefangenen.«

»Ach so!«

»Er hat einen Firman des Großherrn, einen Firman el Onsul<sup>1</sup> einen Firman und viele Briefe des Mutessarif, und hier ist auch meine Bescheinigung.«

»Er mag selbst kommen!«

»Was? Er hat den Disch-parassi, und Du sagst, er möge selbst kommen! Ich werde mit dem Scheik sprechen!«

»Der ist nicht hier.«

»So rede ich mit dem Bey!«

»Gehe hinein zu ihm!«

»Ja, ich werde gehen. Ich bin ein Buluk Emini des Großherrn, habe fünfunddreißig Piaster Monatssold<sup>2</sup> und brauche mich vor keinem Kiajah zu fürchten. Hörst Du es?«

»Ja. Fünfunddreißig Piaster für den Monat!« klang es beinahe lustig. »Was bekommst Du noch?«

»Was noch? Höre es! Zwei Pfund Brod, siebzehn Loth Fleisch, drei Loth Butter, fünf Loth Reis, ein Loth Salz und anderthalb Loth Zuthaten täglich, außerdem auch noch Seife, Öl und Stiefelschmiere. Verstehst Du mich? Und wenn Du über meine Nase lachst, die ich

---

<sup>1</sup>Paß des Consul.

<sup>2</sup>7 Mark.

nicht mehr habe, so werde ich Dir erzählen, wie sie mir abhanden gekommen ist! Das war damals, als wir vor Sebastopol standen; ich befand mich im dicksten Kugelregen, und — — —«

»Ich habe keine Zeit, Dich anzuhören. Soll ich es dem Bey sagen, daß Du mit ihm reden willst?«

»Sage es ihm. Doch vergiß nicht, zu erwähnen, daß ich mich nicht abweisen lasse!«

Meine Person war also der Gegenstand dieser lauten Unterhaltung. Ich trat ein, Mohammed Emin und Halef hinter mir. Der Kiajah stand eben im Begriff, eine Thüre zu öffnen, drehte sich aber bei unserem Erscheinen um.

»Da kommt der Emir selbst,« meinte Ifra. »Er wird Dir zeigen, wem Du zu gehorchen hast!«

Ich wandte mich zunächst zu dem Buluk Emini:

»Du hier! Wie kommst Du so ganz allein nach Baadri?«

Sein Gesicht zeigte eine kleine Verlegenheit, doch blieb er mir die Antwort nicht schuldig:

»Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich voranreiten würde, Excellenz?«

»Wo sind die andern?«

»Iflemisch – verschwunden, verduftet, weggeblasen!«

»Wohin?«

»Ich weiß es nicht, Hoheit.«

»Du mußt es doch gesehen haben!«

»Nur ein wenig. Als der Gefangene entfloh, jagten Alle hinter ihm her, auch meine Leute und die Arnauten.«

»Warum Du nicht?«

»Benim eschek – mein Esel wollte nicht, Herr. Und außerdem mußte ich doch nach Baadri, um Dir Quartier zu machen.«

»Hast Du den entflohenen Gefangenen genau angesehen?«

»Wie konnte ich? Ich lag ja mit dem Angesicht zur Erde, und als ich mich erhob, um der Jagd zu folgen, war er bereits weit fort.«

Dies war mir sehr lieb, der Sicherheit Mohammed Emin's wegen.

»Werden die Andern bald nachkommen?«

»Wer weiß es! Allah ist unerforschlich; er führt den Gläubigen dahin und dorthin, nach rechts und nach links, wie es ihm gefällt, denn die Wege des Menschen sind im Kitab takdirün, in dem Buche der Vorsehung, verzeichnet.«

»Ist Ali Bey hier?« frug ich jetzt den Dorfältesten.

»Ja.«

»Wo?«

»Bu kapu escheri – hinter dieser Thüre.«

»Ist er allein?«

»Ja.«

»Sage ihm, daß wir ihn sprechen wollen!«

Während er in das andere Gemach ging, stieß Ifra den kleinen Halef in die Seite und sagte leise, nach Mohammed Emin blinzeln:

»Wer ist dieser Araber?«

»Ein Scheik.«

»Wo kommt er her?«

»Wir haben ihn gefunden. Er ist ein Freund meines Sihdi und wird jetzt bei uns bleiben.«

»Wer tschok Bakschischler – gibt er viele Trinkgelder?«

»Bu kadar – so viel!« meinte Halef, indem er alle zehn Finger emporstreckte.

Das war dem guten Buluk Emini genug, wie ich seiner vor Zufriedenheit strahlenden Miene anmerkte. Jetzt öffnete sich die Thüre, und der Dorfälteste kehrte zurück. Hinter ihm erschien ein junger Mann von sehr schöner Gestalt. Er war hoch und schlank gewachsen, hatte regelmäßige Gesichtszüge und ein Paar Augen, deren Feuer überraschend war. Er trug eine fein gestickte Hose, ein reiches Jäckchen und einen Turban, unter welchem eine Fülle der prächtigsten Locken hervorquoll. In seinem Gürtel befand sich nur ein Messer, dessen Griff von sehr kunstvoller Arbeit war.

»Chosch geldin demek – seid willkommen!« sagte er, indem er zunächst mir, dann dem Scheik und endlich auch Halef die Hand reichte. Den Baschi-Bozuk aber schien er gar nicht zu bemerken.

»Mazal bujurum sultanum – vergib mir, Herr, daß ich Dein Haus betrete,« antwortete ich. »Der Abend ist nahe, und ich wollte Dich fragen, ob es in Deinem Gebiete eine Stelle gibt, an welcher wir unser Haupt zur Ruhe legen können.«

Er betrachtete mich sehr aufmerksam von dem Kopfe bis herab zu den Füßen und erwiderte dann:

»Man soll den Wanderer nicht fragen, woher und wohin. Aber mein Kiajah sagte mir, daß Du ein Emir seist.«

»Ich bin kein Araber und kein Türke, sondern ein Nemtsche, weit vom Abendlande her.«

»Ein Nemtsche? Ich kenne dieses Volk nicht und habe auch noch Keinen von ihnen gesehen. Aber ich habe von einem Nemtsche gehört, den ich sehr gern kennen lernen möchte.«

»Darf ich Dich fragen, warum?«

»Weil drei von meinen Männern ihm das Leben zu verdanken haben.

»Inwiefern?«

»Er hat sie aus der Gefangenschaft befreit und zu den Haddedihn gebracht.«

»Sind sie hier in Baadri?«

»Ja.«

»Und heißen Pali, Selek und Melaf?«

Er trat überrascht einen Schritt zurück.

»Du kennst sie?«

»Wie hieß der Nemtsche, den Du meinst?«

»Kara Ben Nemsı wurde er genannt.«

»So ist mein Name. Dieser Mann hier ist Mohammed Emin, der Scheik der Haddediın, und der Andere ist Halef, mein Begleiter.«

»Ist es möglich? Welch' eine Überraschung! Seni gerek olarım – ich muß Dich umarmen!«

Er zog mich an sich und küßte mich auf beide Wangen; dasselbe that er auch mit Mohammed und Halef, nur daß er bei Letzterem den Kuß unterließ. Dann faßte er mich bei der Hand und sagte:

»Tschelebim mahalinde geldin – Herr, Du kommst zur rechten Zeit. Wir haben ein großes Fest, bei welchem man nicht Fremde zuzulassen pflegt; Du aber sollst Dich mit uns freuen. Bleibe hier, so lange die fröhlichen Tage dauern, und auch später noch recht lange!«

»Ich bleibe, so lange es dem Scheik gefällt.«

»Es wird ihm gefallen.«

»Du mußt wissen, daß sein Herz ihn vorwärts treibt, wie wir Dir noch erzählen werden.«

»Ich weiß es. Aber tretet herein. Mein Haus ist Euer Haus, und mein Brod ist Euer Brod. Ihr sollt unsere Brüder sein, so lange wir leben!«

Während wir durch die Thür schritten, hörte ich Ifra zu dem Gemeindeältesten sagen:

»Hast Du es gehört, Alter, was mein Effendi für ein berühmter Emir ist? Lerne, auch mich darnach zu schätzen. Merke Dir das!«

Das Gemach, welches wir betraten, war sehr einfach ausgestattet. Ich und der Scheik mußten zur Seite Ali Bey's Platz nehmen. Dieser hatte meine Hand noch immer nicht losgelassen und betrachtete mich abermals sehr aufmerksam.

»Also Du bist der Mann, welcher die Feinde der Haddedihn geschlagen hat!«

»Willst Du meine Wangen schamroth machen?«

»Und der des Nachts ohne alle Hilfe einen Löwen tödtete! Ich möchte sein, wie Du! Du bist ein Christ?«

»Ja.«

»Die Christen sind alle mächtiger als andere Leute; aber ich bin auch ein Christ.«

»Sind die Dschesidi Christen?«

»Sie sind Alles. Die Dschesidi haben von allen Religionen nur das Gute für sich genommen — —«

»Weißt Du das gewiß?«

Er zog die Brauen zusammen.

»Ich sage Dir, Emir, daß in diesen Bergen keine Religion allein zu herrschen vermag; denn unser Volk ist zertheilt, unsere Stämme sind gespalten, und unsere Herzen sind zerrissen. Eine gute Religion muß Liebe predigen; aber eine freiwillige, aus dem Innern hervorstwachsende Liebe kann bei uns nicht Wurzel schlagen, weil der Acker aus dem Boden des Hasses, der Rachsucht, des Verrathes und der Grausamkeit zusammengesetzt ist. Hätte ich die Macht, so würde ich die Liebe predigen, aber nicht mit den Lippen, sondern mit

dem Schwerte in der Faust; denn wo eine edle Blume gedeihen soll, da muß zuvor das Unkraut ausgerottet werden. Oder meinst Du, daß eine Predigt imstande sei, aus einem Zehr-lahana<sup>1</sup> eine Karanfil<sup>2</sup> zu machen? Der Gärtner kann die Blüthe der Giftpflanze füllen und verschönern, das Gift aber wird im Innern heimtückisch verborgen bleiben. Und ich sage Dir, die Predigt meines Schwertes sollte Lämmer aus Wölfen machen. Wer diese Predigt hörte, würde glücklich sein; wer ihr aber widerstrebte, den würde ich zermalmen. Dann erst könnte ich das Schwert in die Scheide stecken und zu meinem Zelte heimkehren, um mich meines Werkes zu freuen. Denn wenn sie einmal eingezogen ist, so ist es wahr, was das heilige Buch der Christen sagt: Muhabbet bitmez – die Liebe hört nie auf!«

Sein Auge leuchtete, seine Wange hatte sich geröthet, und der Ton seiner Stimme kam aus der Tiefe eines vollen Herzens heraus. Er war nicht nur ein schöner, sondern auch ein edler Mann; er kannte die traurigen Verhältnisse seines Landes und hatte vielleicht das Zeug zu einem Helden.

»Du glaubst also, daß die christlichen Prediger, welche aus der Ferne kommen, hier nichts zu wirken vermögen?« frug ich nun.

---

<sup>1</sup>Giftkraut.

<sup>2</sup>Nelke.

»Wir Dschesidi kennen Euer heiliges Buch. Dieses sagt: ›Chüdanün söz tschekidsch dir, bi tschatlar tashlar – das Wort Gottes ist ein Hammer, welcher Felsen zertrümmert.« Aber kannst Du mit einem Hammer das Wasser zermalmen? Kannst Du mit ihm die Dünste zerschmettern, welche dem Sumpfe entsteigen und das Leben tödten? Frage die Männer, welche aus Jeni dünja<sup>1</sup> herüber gekommen sind! Sie haben viel gelehrt und gesprochen; sie haben schöne Sachen geschenkt und verkauft; sie haben sogar als Basmadschi<sup>2</sup> gearbeitet. Und die Leute haben sie angehört, haben ihre Geschenke genommen, haben sich taufen lassen, und dann sind sie hingegangen, um zu rauben, zu stehlen und zu tödten wie vorher. Das heilige Buch wurde in unserer Sprache gedruckt, aber kein Mensch verstand den Dialekt und kein Mensch hier kann schreiben oder lesen. Glaubst Du, daß diese frommen Männer uns das Schreiben und das Lesen lehren werden? Unsere Feder darf jetzt nur von scharfem Stahle sein. Oder gehe nach dem berühmten Kloster Rabban Hormuzd, welches einst den Nestorianern gehörte. Jetzt gehört es den Katuliklar<sup>3</sup> welche Alkosch und Telkef bekehrten. Einige arme Abdelar<sup>4</sup> verhungern auf der dünnen Höhe, auf welcher zwei nackte Ölbäume das Dasein des Verschmactens leben. Warum ist es so und nicht anders?

---

<sup>1</sup>Amerika.

<sup>2</sup>Buchdrucker.

<sup>3</sup>Katholiken.

<sup>4</sup>Mönche.

Es fehlt der Jeboschu<sup>1</sup> welcher da gebietet: ›Günesch ile kamer, sus hem Gibbea jakinda hem dere Adschala – Sonne, stehe stille bei Gibeon und, Mond, im Tale von Ajalon!‹ Es fehlt der Held Schimsa<sup>2</sup> welcher die Bösen mit dem Schwerte zwingt, Gutes zu thun. Es fehlt Tschoban Dawud<sup>3</sup> der mit seiner Schleuder den Mörder Dscholiah erschlägt. Es fehlt die Fluth, welche die Gottlosen ertränkt, damit Nauah<sup>4</sup> mit den Seinen niederknien könne vor Allah unter dem Bogen der sieben Farben. Steht in Eurem Buche nicht: ›Insanlar dscheza estemez-ler dan ruhuma – die Menschen wollen sich von meinem Geiste nicht strafen lassen? Wäre ich ein Musa<sup>5</sup> so würde ich meinen Jeboschu und meinen Kaleb durch alle Thäler Kurdistan's senden und dann mit meinem Schwerte Jenen die Wege ebnen, von denen Euer Kitab sagt: ›Wazar-lar sallami, der-ler ughurü – sie predigen den Frieden, und sie verkündigen das Heil!‹ – Du blickst mich an mit großen Augen; Du meinst, der Friede sei besser als der Krieg und die Schaufel besser als die Keule? Ich meine es auch. Aber kannst Du Dir den Frieden denken, ohne daß er mit dem Säbel errungen ist? Müssen wir hier nicht die Keule tragen, um mit der Schaufel arbeiten zu können? Siehe Dich an, nur Dich allein! Du trägst sehr viele Waffen an Dir,

---

<sup>1</sup>Josua.

<sup>2</sup>Simson.

<sup>3</sup>Hirt David.

<sup>4</sup>Noah.

<sup>5</sup>Moses.

und sie sind besser als diejenigen, welche wir besitzen. Warum trägst Du sie? Trägst Du sie im Lande der Nemtsche auch, wenn Du eine Reise unternimmst?«

»Nein,« mußte ich allerdings antworten.

»Da siehst Du! Ihr könnt zur Kilise<sup>1</sup> gehen und zu Allah beten ohne Sorge; Ihr könnt Euch zum Lehrer setzen und auf seine Stimme hören ohne Angst; Ihr könnt Eure Eltern ehren und Eure Kinder unterweisen ohne Furcht; Ihr lebt im Garten Eden unverzagt, denn Eurer Schlange ist der Kopf zertreten. Wir aber warten noch des Helden, welcher stillen und beruhigen soll das ›Schamata arasynda daghlere – das Geschrei in den Bergen«, von denen Euer Buch erzählt. Und ich sage Dir, daß er noch kommen wird. Nicht der Russe wird es sein und auch nicht der Engländer, nicht der Türke, der uns aussaugt, und auch nicht der Perser, der uns so höflich belügt und betrügt. Wir glaubten einst, Bonapertah werde es sein, der große Schah der Franzosen; jetzt aber wissen wir, daß der Löwe nicht vom Adler Hilfe erwarten soll, denn das Reich Beider ist verschieden. Hast Du einmal gehört, was die Dschesidi gelitten haben?«

»Ja.«

»Wir wohnten im Frieden und in Eintracht im Lande Sindschar; aber wir wurden unterdrückt und vertrieben. Es war im Frühjahre; der Fluß war ausgetreten und die Brücke weggerissen. Da lagen unsere Greise,

---

<sup>1</sup>Kirche.

unsere Weiber und Kinder unten bei Mossul am Wasser. Sie wurden in die brausenden Fluthen getrieben oder hingeschlachtet wie die wilden Thiere, und auf den Terrassen der Stadt stand das Volk von Mossul und jubelte über die Würgerei. Die Übriggebliebenen wußten nicht, wohin sie ihr Haupt legen sollten. Sie gingen in die Berge des Maklub, nach Bohtan, Scheikhan, Misuri, nach Syrien und sogar über die russische Grenze. Dort haben sie eine Heimat errungen, dort arbeiten sie, und wenn Du ihre Wohnungen, ihre Kleider, ihre Gärten und Felder siehst, so freust Du Dich; denn da herrscht Fleiß, Ordnung und Sauberkeit, während Du rundum nur Schmutz und Faulheit findest. Das aber lockt die Andern, und wenn sie Geld und Leute brauchen, so fallen sie über uns her und morden uns und unser Glück. Wir feiern in drei Tagen das Fest unseres großen Heiligen. Wir haben es seit vielen Jahren nicht feiern können, weil die Pilger auf der Reise nach Scheik Adi das Leben gewagt hätten. In diesem Jahre aber scheint es, als ob sich unsere Feinde ruhig verhalten wollten, und so werden wir nach langer Zeit wieder einmal unsern Heiligen verehren. Tschelebim mahalinde geldin – Du kommst zur rechten Zeit. Zwar mögen wir Fremde nicht bei unsern Festen haben; Du aber bist der Wohlthäter der Meinigen und wirst uns willkommen sein.«

Nichts war mir angenehmer, als diese Einladung, denn sie gab mir Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche der rätselhaften Teufelsanbeter kennen zu lernen. Die Radjahl el Scheïtan oder Chalk-scheïtanün<sup>1</sup> waren mir so schlimm geschildert worden und erschienen mir doch in einem viel bessern Lichte, so daß ich begierig war, mir Aufklärung über sie zu verschaffen.

»Habe Dank für Dein freundliches Anerbieten,« antwortete ich. »Ich würde sehr gerne bei Dir verweilen, aber wir haben eine Aufgabe zu lösen, welche erfordert, daß wir bald wieder Baadri verlassen.«

»Ich kenne diese Aufgabe,« antwortete er. »Du kannst trotz derselben unser Fest mitfeiern.«

»Du kennst sie?«

»Ja. Ihr wollt zu Amad al Ghandur, dem Sohn des Scheik Mohammed Emin. Er befindet sich in Amadijah.«

»Woher weißt Du dies?«

»Von den drei Männern, welche Du gerettet hast. Ihr werdet ihn aber jetzt nicht befreien können.«

»Warum?«

»Der Mutessarif von Mossul scheint einen Einfall der östlichen Kurden zu befürchten und hat viele Truppen nach Amadijah bestimmt, von denen bereits eine Anzahl in Amadijah eingetroffen ist.«

»Wie viel?«

---

<sup>1</sup>Teufelsleute.

»Zwei Jüsbaschi<sup>1</sup> mit zweihundert Mann vom sechsten Infanterieregiment Anatoli Ordüssi in Diarbekir und drei Jüsbaschi mit dreihundert Mann vom dritten Infanterieregiment Irak Ordüssi in Kerkjuk, zusammen also fünfhundert Mann, welche unter einem Bimbaschi<sup>2</sup> stehen.«

»Und Amadijah liegt zwölf Stunden von hier?«

»Ja; doch die Wege sind so mühsam, daß Du innerhalb eines Tages nicht hinzukommen vermagst. Man übernachtet gewöhnlich in Cheloki oder Spandareh und reitet erst am nächsten Morgen über die steilen und beschwerlichen Gharahberge, hinter denen die Ebene und der Felsenkegel von Amadijah liegt.«

»Welche Truppen stehen in Mossul?«

»Theile vom zweiten Dragoner- und vom vierten Infanterieregimente der Division Irak Ordüssi. Auch sie sind in Bewegung. Eine Abtheilung soll gegen die Beduinen ziehen, und eine andere wird über unsere Berge kommen, um nach Amadijah zu marschieren.«

»Wie hoch zählen diese Letzteren?«

»Tausend Mann unter einem Miralai<sup>3</sup> bei dem sich auch ein Alai Emini<sup>4</sup> befindet. Diesen Miralai kenne ich; er hat das Weib und die beiden Söhne von Pir Kamek<sup>5</sup> getödtet und heißt Omar Amed.«

---

<sup>1</sup>Kapitän, Befehlshaber von hunder Mann.

<sup>2</sup>Major, Befehlshaber von tausend Mann.

<sup>3</sup>Oberst.

<sup>4</sup>Regiments-Quartiermeister.

<sup>5</sup>Dschesidischer Heiliger.

»Weißt Du, wo sie sich versammeln?«

»Die, welche gegen die Beduinen bestimmt sind, halten sich in den Ruinen von Kufjundschik verborgen; ich habe durch meine Kundschafter erfahren, daß sie bereits übermorgen aufbrechen werden. Die Anderen aber werden erst später marschfertig.«

»Ich glaube, daß Du von Deinen Kundschaftern falsch berichtet worden bist.«

»Wie so?«

»Glaubst Du wirklich, daß der Mutessarif von Mossul Truppen so weit her aus Diarbekir kommen läßt, um sie gegen die östlichen Kurden zu verwenden? Hätte er das zweite Infanterieregiment Irak Ordüssi, welches in Suleimania liegt, nicht viel näher? Und besteht das dritte Regiment in Kerkjuk nicht meistens aus Kurden? Glaubst Du, daß er den Fehler begeht, dreihundert Mann von ihnen gegen die eigenen Stammesgenossen zu verwenden?«

Er machte eine sehr nachdenkliche Miene und meinte dann:

»Deine Rede ist klug, aber ich begreife sie nicht.«

»Haben die Truppen, welche in Kufjundschik halten, Kanonen bei sich?«

»Nein.«

»Wenn man einen Zug in die Ebene beabsichtigt, wird man gewißlich Topdschi<sup>1</sup> mitnehmen. Eine Truppe, bei welcher sich keine Artillerie befindet, wird ganz sicher in die Berge bestimmt sein.«

»So hat mein Kundschafter eine Verwechslung begangen. Die Leute, welche in den Ruinen halten, sind nicht gegen die Beduinen, sondern nach Amadijah bestimmt.«

»Sie sollen bereits übermorgen aufbrechen? Dann kommen sie just am Tage Eures großen Festes hier an!«

»Emir!«

Er sprach nur dies eine Wort, aber im Tone des höchsten Schreckens. Ich fuhr fort:

»Bemerke, daß weder die Süd- noch die Nordseite von Scheik Adi, sondern nur die West- und die Ostseite für Truppen zugänglich sind. Zehn Stunden von hier versammeln sich im Westen tausend Mann bei Mossul, und zwölf Stunden von hier im Osten vereinigen sich fünfhundert Mann in Amadijah. Scheik Adi wird eingeschlossen, und es ist kein Entrinnen möglich.«

»Herr, wäre dies so gemeint?«

»Glaubst Du wirklich, daß fünfhundert Mann hinreichend wären, in das Gebiet der Kurden von Berwari, von Bohtan, Tijari, Chal, Hakkiari, Karitha, Tura-Ghara, Baz und Schirwan einzufallen? Diese Kurden würden ihnen schon am dritten Tage sechstausend Streiter entgegen stellen können.«

---

<sup>1</sup>Kanoniere.

»Du hast recht, Emir; es ist auf uns gezielt!«

»Jetzt, wo Du Dich von den Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugen ließest, vernimm denn: Ich weiß es aus dem eigenen Munde des Mutessarif, daß er Euch in Scheik Adi überfallen will.«

»Wirklich?«

»Höre!«

Ich erzählte ihm von meiner Unterredung mit dem Gouverneur das, was mich zu meiner Schlußfolgerung berechtigte. Als ich geendet hatte, erhob er sich und schritt einige Male auf und ab. Dann bot er mir die Hand.

»Ich danke Dir, o Herr; Du hast uns Alle gerettet! Hätten uns fünfzehnhundert Dschenkschi<sup>1</sup> unerwartet überfallen, so wären wir verloren gewesen; nun aber wird es mir lieb sein, wenn sie wirklich kommen. Der Mutessarif hat uns mit Vorbedacht in Schlaf gelullt, um uns zur Wallfahrt nach Scheik Adi zu verlocken; er hat sich Alles sehr schlau ausgesonnen; Eines aber hat er außer Acht gelassen: – die Mäuse, welche er fangen will, werden so zahlreich werden, daß sie die Katzen zerreißen können. Erzeige mir die Gnade, keinem Menschen etwas von dem zu sagen, was wir gesprochen haben, und erlaube, daß ich mich für einige Augenblicke entferne.«

Er ging hinaus.

»Wie gefällt er Dir, Emir?« frug Mohammed Emin.

---

<sup>1</sup>Soldaten.

»Ebenso wie Dir!«

»Und dies soll ein Merd-es-Scheitan, ein Teufelsanbeter sein?« frug Halef. »Einen Dschesiden habe ich mir vorgestellt mit dem Rachen eines Kurdsch<sup>1</sup> mit den Augen eines Kaplan<sup>2</sup> und mit den Krallen eines Vampyr!«

»Glaubst Du nun immer noch, daß Dich die Dscheidi um den Himmel bringen werden?« frug ich ihn lächelnd.

»Warte es noch ab, Sihdi! Ich habe gehört, daß der Teufel oft eine sehr schöne Gestalt annehme, um den Gläubigen desto sicherer zu betrügen.«

Da öffnete sich die Thüre, und ein Mann trat ein, dessen Anblick ein ganz ungewöhnlicher war. Seine Kleidung zeigte das reinste Weiß, und schneeweiß war auch das Haar, welches ihm in langen, lockigen Strähnen über den Rücken herabwallte. Er mochte wohl an die achtzig Jahre zählen; seine Wangen waren eingefallen, und seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, aber ihr Blick war kühn und scharf, und die Bewegung, mit welcher er eingetreten war und die Thüre geschlossen hatte, zeigte eine ganz elastische Gewandtheit. Der volle Bart, welcher ihm rabenschwarz und schwer bis über den Gürtel herniederhing, bildete einen merkwürdigen Contrast zu dem glänzenden Schnee des Haupthaares. Er verbeugte sich vor uns und grüßte mit volltönender Stimme:

---

<sup>1</sup>Wolf.

<sup>2</sup>Tiger.

»Günesch-iniz söjündürme-sun – Eure Sonne verlösche nie!« Und dann fügte er hinzu: »Hun be kurmangdschi zanin – versteht Ihr, kurdisch zu sprechen?«

Diese letztere Frage war im kurdischen Dialekte des Kurmangdschi ausgesprochen, und als ich unwillkürlich mit der Antwort zögerte, meinte er:

»Schima zazadscha zani?«

Dies war ganz dieselbe Frage im Zazadialekt. Diese beiden Dialekte sind die bedeutendsten der kurdischen Sprache, die ich damals noch nicht kannte. Ich verstand daher die Worte nicht, errieth aber ihren Sinn und antwortete auf türkisch:

»Seni an-lamez-iz – wir verstehen Dich nicht. Jalwariz söjlem türkdsche – bitte rede türkisch!«

Dabei erhob ich mich, um ihm meinen Platz anzubieten, wie es seinem Alter gegenüber der Anstand erforderte. Er ergriff meine Hand und frug:

»Nemtsche sen – bist Du der Deutsche?«

»Ja.«

»Izim seni kutschaklam-am – erlaube, daß ich Dich umarme!«

Er drückte mich in der herzlichsten Weise an sich, nahm aber den angebotenen Platz nicht an, sondern setzte sich an die Stelle, wo der Bey gesessen hatte.

»Mein Name ist Kamek,« begann er. »Ali Bey sendet mich zu Euch.«

»Kamek? Der Bey hat bereits von Dir gesprochen.«

»Wobei hat er mich erwähnt?«

»Es würde Dir Schmerz machen, es zu hören.«

»Schmerz? Kamek hat niemals Schmerz. Alle Schmerzen, deren das Herz des Menschen fähig ist, habe ich in einer einzigen Stunde durchkostet. Wie kann es da noch ein Leid für mich geben?«

»Ali Bey sagte, daß Du den Miralai Omar Amed kennst.«

Es zuckte keine Falte seines Gesichtes, und seine Stimme klang ganz ruhig, als er antwortete:

»Ich kenne ihn, aber er kennt mich noch nicht. Er hat mir mein Weib und meine Söhne getödtet. Was ist's mit ihm?«

»Verzeihe; Ali Bey wird es Dir selbst sagen!«

»Ich weiß, daß Ihr nicht sprechen sollt; aber Ali Bey hat kein Geheimniß vor mir. Er hat mir mitgetheilt, was Du ihm von der Absicht der Türken gesagt hast. Glaubst Du wirklich, daß sie kommen werden, um unser Fest zu stören?«

»Ich glaube es.«

»Sie sollen uns besser gerüstet finden, als damals, wo meine Seele verloren ging. Hast Du ein Weib und hast Du Kinder?«

»Nein.«

»So kannst Du auch nicht ermessen, daß ich lebe und doch längst gestorben bin. Aber Du sollst es erfahren. Kennst Du Tel Afer?«

»Ja.«

»Du warst dort?«

»Nein, aber ich habe von ihm gelesen.«

»Wo?«

»In den Beschreibungen dieses Landes und auch in –  
– Du bist ein Pir, ein berühmter Heiliger der Dschesidi,  
Du kennst also auch das heilige Buch der Christen?«

»Ich besitze den Theil, welcher Eski-Saryk<sup>1</sup> genannt  
wird, in türkischer Sprache.«

»Nun, so hast Du auch gelesen das Buch des Prophe-  
ten Jesaias?«

»Ich kenne es. Dschesaja ist biringsdschi pejghamber  
on altinün – der erste der sechzehn Propheten.«

»So schlage nach in diesem Buche das siebenund-  
dreißigste Capitel. Dort lautet der zwölfte Vers: ›Haben  
auch die Götter der Heiden alle die gerettet, so von  
meinen Vätern vernichtet wurden, Gozam und Haram,  
und Reseph, und die Söhne Edens zu Thalassar?‹ Die-  
ses Thalassar ist Tel Afer.«

Er blickte mich erstaunt an.

»So kennt Ihr aus Eurem heiligen Buche die Städte  
unseres Landes, welche bereits vor Jahrtausenden be-  
standen?«

»So ist es.«

»Euer Kitab ist größer als der Kuran. Aber höre! Ich  
wohnte in Mirkan, am Fuße des Dschebel Sindschar,  
als die Türken über uns hereinbrachen. Ich flüchtete  
mit meinem Weibe und zwei Söhnen nach Tel Afer,  
denn es ist eine feste Stadt, und ich hatte dort einen

---

<sup>1</sup>Altes Testament.

Freund, welcher mich bei sich aufnahm und verbarg. Aber auch hier drangen die Wüthenden ein, um alle Dschesidi, welche hier Schutz gesucht hatten, zu tödten. Mein Versteck wurde entdeckt und mein Freund für seine Barmherzigkeit erschossen. Ich ward gebunden und mit Weib und Kindern vor die Stadt gebracht. Dort loderten die Feuer, in denen wir den Tod finden sollten, und dort floß das Blut der Gemarterten. Ein Mülasim<sup>1</sup> stach mir, um mir Schmerz zu bereiten, sein Messer durch die Wangen. Hier siehst Du die Narben noch. Meine Söhne waren muthige Jünglinge; sie sahen meine Qual und vergriffen sich an ihm. Dafür wurden auch sie gefesselt, und ebenso geschah es ihrer Mutter. Man schlug beiden die rechte Hand ab und schleppte sie dann zum Feuer. Auch mein Weib wurde verbrannt, und ich mußte es sehen. Dann zog der Mülasim das Messer aus meinem Antlitz und stach es mir langsam, sehr langsam in die Brust. Als ich erwachte, war es Nacht, und ich lag unter Leichen. Die Klinge hatte das Herz nicht getroffen, aber ich lag in meinem Blute. Ein Chaldäer fand mich am Morgen und verbarg mich in den Ruinen von Kara-tapeh. Es vergingen viele Wochen, ehe ich mich erheben konnte, und mein Haar war in der Todesstunde der Meinen weiß geworden. Mein Leib lebte wieder, aber meine Seele

---

<sup>1</sup>Lieutenant.

war todt. Mein Herz ist verschwunden; an seiner Stelle klopft und schlägt ein Name, der Name Omar Amed, denn so hieß jener Mülasim. Er ist jetzt Miralai.«

Er erzählte das in einem einförmigen, gleichgiltigen Tone, der mich mehr ergriff, als der glühendste Ausdruck eines unversöhnlichen Rachegefühles. Die Erzählung klang so monoton, so automatisch, als würde sie von einem Narkotisirten oder von einem Nachtwandler vorgetragen. Es war schrecklich anzuhören.

Nach einer Pause frug ich:

»Du willst Dich rächen?«

»Rächen? Was ist Rache?« antwortete er in demselben Tone. »Sie ist eine böse, heimtückische That. Ich werde ihn bestrafen, und dann wird mein Leib dorthin gehen, wohin meine Seele vorangegangen ist. – Ihr werdet während unseres Festes bei uns verweilen?«

»Wir wissen es noch nicht.«

»Bleibt hier! Wenn Ihr geht, wird Euch Euer Vorhaben nicht glücken; bleibt Ihr aber, so dürft Ihr alle Hoffnung haben, daß es gelingen werde; denn es wird Euch kein Türke mehr im Wege sein, und die Dschesidi können Euch leicht unterstützen.«

Er sprach jetzt wieder in einem ganz andern Tone, und sein Auge hatte das frühere Leben wieder bekommen.

»Unsere Anwesenheit würde Euer Fest vielleicht nur stören,« sagte ich in der Absicht, vielleicht Einiges über seine Sekte zu erfahren.

Er schüttelte langsam den Kopf.

»Glaubst Du auch das Märchen oder vielmehr die Lügen, welche man von uns erzählt? Vergleiche uns mit Andern, so wirst Du Reinlichkeit und Reinheit finden. Die Reinheit ist es, nach der wir streben; die Reinheit des Leibes und die Reinheit des Geistes, die Reinheit der Rede und die Reinheit der Lehre. Rein ist das Wasser, und rein ist die Flamme. Darum lieben wir das Wasser und taufen mit demselben. Darum verehren wir das Licht als das Symbol des reinen Gottes, von dem auch Euer Kitab sagt, daß er in einem Atesch, in einem Lichte wohnt, zu welchem Niemand kommen kann. Ihr heiligt Euch mit Su ikbalün, dem geweihten Wasser, und wir heiligen uns mit Atesch ikbalün, dem geweihten Feuer. Wir tauchen die Hand in die Flamme und segnen mit derselben unsere Stirn, wie Ihr es mit dem Wasser thut. Ihr sagt, Azerat Esau<sup>1</sup> sei auf der Erde gewesen und werde einst wiederkommen; wir wissen ebenso, daß er einst unter den Menschen wandelte, und glauben, daß er zurückkehren werde, um uns die Thore des Himmels zu öffnen. Ihr verehrt den Heiland, welcher auf der Erde lebte; wir verehren den Heiland, welcher einst wiederkommen wird. Wir wissen, wann er ein Mensch gewesen ist, aber wir wissen nicht, wann er wiederkommen wird, und daher thun wir das, was er den Seinen befahl, als er sie in dem Baghtsche

---

<sup>1</sup>Der Herr Jesus.

Gethseman<sup>1</sup> schlafend gefunden: ›Gözetyñ namaz kalyn ansızdan üzerine warilmemiş olursanız – wachet und betet, auf daß Ihr nicht überfallen werdet!‹ Darum bedienen wir uns des Choros<sup>2</sup> der ein Symbol der Wachsamkeit ist. Tut Ihr dies nicht auch? Ich habe mir erzählen lassen, daß die Christen auf den Dächern ihrer Häuser und ihrer Tempel sehr oft einen Hahn anbringen, welcher aus Teneke<sup>3</sup> gemacht und mit Altun<sup>4</sup> überzogen ist. Ihr nehmt einen blechernen Hahn und wir einen lebendigen. Sind wir deßhalb Götzendiener oder böse Menschen? Eure Priester sind weiser, und Eure Lehren sind besser; wir würden bessere Lehren haben, wenn wir weisere Priester hätten. Ich bin unter allen Dschesidi der Einzige, welcher Euer Kitab lesen und schreiben kann, und darum rede ich zu Dir, wie kein Anderer zu Dir reden wird.«

»Warum bittet Ihr nicht um Priester, welche die Euren unterweisen könnten?«

»Weil wir nicht Theil nehmen wollen an Eurer Uneinigkeit. Die Lehre der Christen ist gespalten. Wenn Ihr uns einmal sagen könnt, daß Ihr einig seid, so werdet Ihr uns willkommen sein. Wenn die Christen des Abendlandes uns Lehrer senden, von denen jeder anders lehrt, so thun sie sich selbst den größten Schaden.

---

<sup>1</sup>Garten Gethsemane.

<sup>2</sup>Hahn.

<sup>3</sup>Blech.

<sup>4</sup>Gold.

Azerat Esau sagt in Eurem Kitab: »Im jol de gertscheklik de ömir de – ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.« Warum haben die Abendländischen so viele Wege, so viele Wahrheiten, da es doch nur den Einen gibt, der das Leben ist? Darum streiten wir uns nicht über den Heiland, der bereits hier gewesen ist, sondern wir halten uns rein und harren des Erlösers, welcher kommen wird.«

Da trat Ali Bey wieder ein, und das war mir – offen gestanden – sehr lieb. Meine Wißbegierde in Beziehung auf die Teufelsanbeter hätte mich beinahe diesem einfachen Kurden gegenüber in Verlegenheit gebracht. Ich bin kein Theologe, sondern ein Laie, und mußte bei dem Vorwurfe der Glaubensspaltung in meiner eigenen Heimat schweigen – leider, leider!

Der Pir erhob sich und reichte mir die Hand.

»Allah sei bei Dir und auch bei mir! Ich gehe den Weg, den ich gehen muß, aber wir werden uns wiedersehen.«

Er reichte auch den Andern die Hand und ging. Ali Bey winkte ihm nach und sagte:

»Das ist der Weiseste unter den Dschesidi; ihm kommt keiner gleich. Er war in Persistan und Indien; er war in Jerusalem und Stambul; er hat überall gesehen und gelernt und sogar ein Buch geschrieben.«

»Ein Buch?« frug ich erstaunt.

»Er ist der Einzige, der richtig schreiben kann. Er wünscht, daß unser Volk einst so klug und gesittet werde, wie die Männer des Abendlandes, und dies können wir nur aus den Büchern der Franken lernen. Damit nun einmal diese Bücher in unserer Sprache niedergeschrieben werden können, hat er viele hundert Wörter unserer Mundarten verzeichnet. Das ist sein Buch.«

»Das wäre ja köstlich! Wo befindet sich dieses Buch?«

»In seiner Wohnung.«

»Und wo ist diese?«

»In meinem Hause. Pir Kamek ist ein Heiliger. Er wandert im Lande umher und ist überall hochwillkommen. Ganz Kurdistan ist seine Wohnung, aber seine Heimat hat er bei mir aufgeschlagen.«

»Denkst Du, daß er dieses Buch mir einmal zeigen werde?«

»Er wird es sehr gerne thun.«

»Ich werde ihn sofort darum bitten! Wohin ist er gegangen?«

»Bleibe! Du wirst ihn nicht finden, denn er ist gegangen, um über die Seinigen zu wachen. Dennoch aber sollst Du das Buch erhalten; ich werde es Dir holen. Vorher aber versprecht mir, daß Ihr bleiben wollt!«

»Du meinst, wir sollen den Ritt nach Amadijah aufschieben?«

»Ja. Es waren drei Männer aus Kaloni da. Sie gehören zu dem Zweige Badinan des Stammes Missouri und sind gewandt, tapfer, klug und mir treu ergeben. Ich habe sie ausgesandt nach Amadijah, um die Türken auszukundschaften. Sie werden zugleich versuchen, Amad el Ghandur zu finden; das habe ich ihnen ganz besonders empfohlen, und bis sie Nachricht bringen, mögt Ihr es Euch bei mir gefallen lassen!«

Damit waren wir herzlich gern einverstanden, und Ali Bey umarmte uns vor Freuden nochmals, als wir ihm dies mittheilten.

»Kommt jetzt mit mir, damit auch mein Weib Euch sehe!«

Ich war erstaunt über diese Einladung, machte aber später die Erfahrung, daß die Dschesidi ihre Frauen bei Weitem nicht so abschließen, wie es die Mohammedaner thun. Sie führen ein patriarchalisches Leben, und nie bin ich im Oriente so an das heimatliche, deutsche Familienleben erinnert worden, als bei ihnen. Natürlich besaßen die gewöhnlichen Leute nicht die Klarheit der religiösen Ansicht wie Pir Kamek, aber dem falschen Griechen, dem schachernden, sittenlosen Armenier, dem rachsüchtigen Araber, dem trägen Türken, dem heuchlerischen Perser und dem raubsüchtigen Kurden gegenüber mußte ich den fälschlicherweise so übel beleumundeten »Teufelsanbeter« achten lernen. Sein Cultus schwankt zwischen Chaldäismus, Islam und Christentum, aber nirgend dürfte das Letztere

einen so fruchtbaren Boden finden, wie bei den Dsche-sidi, falls die frommen Sendboten es verstehen wollten, den Sitten und Gebräuchen derselben ein klein wenig Rechnung zu tragen.

Draußen vor dem Hause saß der Buluk Emini neben seinem Esel. Beide speisten; der Esel Gerste und der Baschi-Bozuk getrocknete Feigen vom Sindschar, von denen er mehrere Schnüre vor sich liegen hatte. Und dabei erzählte er kauend den zahlreich um ihn Stehenden von seinen Heldenthaten. Halef gesellte sich zu ihm, wir drei Andern aber gingen nach der Abtheilung des Hauses, welche der Gebieterin zur Wohnung diente.

Sie war sehr jugendlich und trug einen kleinen Knaben auf dem Arme. Ihr schönes schwarzes Haar war in viele, lang herabhängende Zöpfe geflochten, und eine Anzahl funkelnder Goldstücke bedeckte ihre Stirn.

»Seid willkommen, Ihr Herren!« sagte sie in schmuckloser, ungekünstelter Einfachheit und reichte uns die Rechte.

Ali Bey nannte uns ihren Namen und ihr dann auch die unsrigen. Ihr Name ist mir leider wieder entfallen. Ich nahm ihr den Knaben vom Arme und küßte ihn. Sie schien mir dies hoch anzurechnen und darauf recht stolz zu sein. Der kleine Bey war allerdings auch ein nettes Kerlchen, höchst sauber gehalten und ganz unähnlich jenen dickleibigen und frühhalten orientalischen Kindern, welche man besonders häufig bei den

Türken findet. Ali Bey frug mich, wo wir essen wollten: ob in unserm Gemache oder hier in der Frauenwohnung, und ich entschloß mich sofort für das Letztere. Dem kleinen Teufelsanbeter schien es bei mir recht gut zu gefallen; er blitzte mich mit seinen dunklen Äuglein neckisch an, zauste mir im Barte herum, strampelte vor Vergnügen mit Armen und Beinen und stammelte zuweilen ein Wort, welches weder er noch ich verstand. Wir standen in Beziehung auf das Kurdische auf ganz gleicher Rangstufe, und darum gab ich ihn auch während des Mahles nicht her, was mir die Mutter dadurch vergalt, daß sie mir den besten Theil der Speisen vorlegte und mir nach Tisch ihren Garten zeigte.

Am besten schmeckte mir der Kursch, ein Gericht aus Sahne, welche im Ofen gebacken und dann mit Zucker und Honig übergossen wird, und am besten gefiel mir im Garten jene wundervolle feuerfarbene Baumblüthe, bei welcher sich immer Blume neben Blume erzeugt und die von den Arabern Bint el Onsul, Tochter des Consuls, genannt wird.

Dann holte mich Ali Bey ab, um mir mein Gemach zu zeigen. Es befand sich auf der Plattform des Daches, so daß ich mich der herrlichsten Aussicht erfreute. Als ich eintrat, bemerkte ich auf dem niedrigen Tische ein starkes Heft.

»Das Buch des Pir,« erklärte Ali auf meinen fragenden Blick.

Im Nu hatte ich es ergriffen und mich auf den Divan niedergelassen. Der Bey aber ging lächelnd hinaus, um mich beim Studium des kostbaren Fundes nicht zu stören. Das Heft war in arabisch-persischer Schrift geschrieben und enthielt eine ansehnliche Sammlung von Wörtern und Redensarten in mehreren kurdischen Dialekten. Ich bemerkte bald, daß es mir nicht sehr schwer fallen werde, mich im Kurdischen verständlich zu machen, sobald es mir nur erst gelungen sei, mir über die phonetische Bedeutung der Buchstaben klar zu werden. Hier war die Praxis von Bedeutung, und ich beschloß, den hiesigen Aufenthalt in dieser Beziehung soviel wie möglich auszunutzen.

Mittlerweile brach die Dämmerung herein, und unten am Bache, wo die Mädchen Wasser schöpften, während einige Bursche ihnen dabei halfen, erklang folgender Gesang:

»Ghawra min ave the  
Bina michak, dartschin ber pischte  
Dave min chala surat ta kate  
Natschalnik ak bjerdza ma, bischanda  
ma Rusete.«<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>Frei übersetzt:

»Ein christliches Mädchen kommt, Wasser zu holen,  
Ich steh' ihr im Rücken und athme verstohlen.  
Das Mal ihrer Wange, mein Mund wird es küssen,  
Und sollt' ich in Fesseln nach Rußland dann müssen.«

Das war ein rhythmisch und melodisch hübscher Gesang, wie man ihn sonst im Oriente nicht gleich zu hören bekommt. Ich lauschte, aber leider blieb es bei dieser einen Strophe, und ich erhob mich, um hinauszu-gehen, wo ein reges Leben herrschte, denn es kamen immerfort Fremde, und es wurde Zelt neben Zelt er-richtet. Man merkte, daß ein bedeutendes Fest nahe bevorstand. Als ich vor die Thür trat, sah ich eine an-sehnliche Versammlung um den kleinen Buluk Emini stehen, welcher laut erzählte.

»Schon bei Sayda habe ich gekämpft,« rühmte er sich, »und dann auf der Insel Candia, wo wir die Em-pörer besiegten. Nachher focht ich in Beirut unter dem berühmten Mustapha Nuri Pascha, dessen tapfere See-le jetzt im Paradiese lebt. Damals hatte ich auch meine Nase noch, und diese verlor ich in Serbien, wohin ich mit Schekib Effendi gehen mußte, als Kiamil Pascha den Michael Obrenowitsch fortjagte.«

Der gute Baschi-Bozuk schien gar nicht mehr genau zu wissen, bei welcher Gelegenheit er um seine Nase gekommen war. Er fuhr fort:

»Ich wurde nämlich hinter Bukarest überfallen. Zwar wehrte ich mich tapfer; schon lagen über zwanzig Fein-de todt am Boden; da holte Einer mit dem Säbel aus; der Hieb sollte mir eigentlich den Kopf spalten, da ich aber denselben zurückzog, so traf er meine Na — — —«

In diesem Augenblick erscholl in unmittelbarer Nähe ein Schrei, wie ich ihn in meinem Leben noch gar nicht

gehört hatte. Es klang, als ob auf den hohen, schrillen Pfiff einer Dampfpeife das Kollern eines Truthahnes folge, und daran schloß sich jenes vielstimmige, ächzende Wimmern, welches man zu hören bekommt, wenn einer Orgel mitten im Spiele der Wind ausgeht. Die Anwesenden starrten erschrocken das Wesen an, welches diese räthselhaften, antediluvianischen Töne ausgestoßen hatte. Ifra aber meinte ruhig:

»Was staunt Ihr denn? Mein Esel war's! Er kann die Dunkelheit nicht leiden; darum schreit er die ganze Nacht hindurch, bis es wieder licht geworden ist.«

Hm! Wenn es so stand, so war dieser Esel doch eine ganz lebenswürdige Creatur! Diese Stimme mußte ja Todte lebendig machen! Wer sollte während der Nacht an Schlaf und Ruhe denken, wenn man die musikalischen Impromptüs dieser vierbeinigen Jenny Lind anhören mußte, welche in der Lunge eine Discantposaune, in der Gurgel einen Dudelsack und im Kehlkopfe die Schnäbel und Klappen von hundert Clarinetten zu haben schien.

Übrigens war es jetzt bereits zum drittenmal, daß ich die Erzählung von der Nase des Buluk Emini zu hören bekam. Es schien ›im Buche verzeichnet‹ zu sein, daß er diese Erzählung niemals zu Ende bringen dürfe.

»So schreit das Thier also die ganze Nacht?« frug Einer.

»Die ganze Nacht,« bestätigte er mit der Ergebenheit eines Märtyrers. »Alle zwei Minuten einmal.«

»Gewöhne es ihm ab!«

»Womit?«

»Ich weiß es nicht!«

»So behalte auch Deinen Rath für Dich! Ich habe alles vergebens versucht: – Schläge, Hunger und Durst.«

»Stelle es ihm einmal in ernstesten Worten vor, damit er sein Unrecht erkennt!«

»Ich habe ihm ernste und auch liebevolle Reden gehalten. Er sieht mich an, hört mir ruhig zu, schüttelt den Kopf und – schreit weiter.«

»Das ist doch sonderbar. Er versteht Dich; er versteht Dich ganz gewiß, aber er hat keine Lust, Dir den Gefallen zu thun.«

»Ja, ich habe auch sehr oft gehört, daß die Thiere den Menschen verstehen, denn zuweilen soll in ihnen die Seele eines Verstorbenen stecken, die dazu verdammt ist, auf diese Weise ihre Sünden abzubüßen. Der Kerl, welcher in diesem Esel steckt, muß früher taub gewesen sein, stumm aber gewißlich nicht.«

»Du mußt einmal zu erforschen versuchen, zu welchem Stamme er gehört hat. In welcher Sprache redest Du zu dem Esel?«

»In der türkischen.«

»Wenn nun die Seele ein Perser, ein Araber oder gar ein Giaur gewesen ist, der das Türkische gar nicht versteht?«

»Allah akbar, das ist wahr! Daran habe ich gar nicht gedacht!«

»Warum schüttelt der Esel stets den Kopf, wenn Du zu ihm redest? Sein Geist versteht das Türkische nicht. Sprich in einer anderen Sprache zu ihm!«

»Aber ob ich die richtige finde? Ich werde meinen Emir bitten. Hadschi Halef Omar hat mir gesagt, daß dieser die Sprachen aller Völker reden kann. Vielleicht entdeckt er, wo der Geist meines Esels früher gelebt hat. Auch Soliman<sup>1</sup> konnte alle Thiere verstehen.«

»Es hat auch Andere gegeben, die dies verstanden. Kennst Du die Erzählung von dem reichen Manne, dessen Söhne sogar mit dem Steine gesprochen haben?«

»Nein.«

»So werde ich sie Euch erzählen! De vachtha beni Israil meru ki dauletlü, mir; du lau wi man, male wi pür, haneki wi ma. Va her du lavi wi va hania khoe parve dikerin, pew tschun, jek debee – –«

»Halt!« unterbrach ihn Ifra. »In welcher Sprache redest Du?«

»In unserer. Es ist Kurmangdschi.«

»Das verstehe ich nicht. Erzähle doch türkisch!«

»So geht es Dir grad wie dem Geiste Deines Esels, der auch nur seine Sprache versteht. Aber wie kann ich eine kurdische Geschichte türkisch erzählen? Sie wird ganz anders klingen!«

»Versuche es nur!«

»Ich will sehen! Also zur Zeit der Kinder Israel gab es einen reichen Mann, welcher starb. Er hinterließ zwei

---

<sup>1</sup>Salomo.

Söhne, viel Reichthum und ein Haus. Als die beiden Söhne ihr Haus theilen wollten, geriethen sie an einander. Der Eine sagte: ›Es ist mein Haus!‹ Der Andere sagte: ›Es ist mein Haus!‹ Da erhob sich durch den Willen Gottes in der Wand ein Backstein und sagte: ›Was, schämt Ihr Euch nicht? Dieses Haus ist weder Dein noch sein. Ich, ein Mann, der ein großer König war, war dreihundert Jahre in der Welt groß; darauf starb ich. Dreihundert Jahre lag ich im Grabe, verweste und wurde zu Staub. Darauf kam ein Mann und machte mich zum Backstein. Vierzig Jahre war ich ein Haus; darauf zerfiel ich. Dreiundsiebenzig Jahre lag ich auf dem Felde; da kam wieder ein Mann: ich wurde wieder zum Backstein und in dieses Haus gethan. In diesem Hause befinde ich mich dreihundertunddreißig Jahre und weiß nicht, was ich von heute an sein werde. Einstweilen schmerzt mich meine Seele nicht – –

—«

Er wurde unterbrochen. Den Esel schien die Erzählung, da er anerkanntermaßen die türkische Sprache nicht verstand, zu langweilen; er that das Maul auf und ließ einen Doppeltriller erschallen, der nur mit der vereinigten Leistung einer Hornpipe und einer zerbrochenen Tuba verglichen werden konnte. Da drängte sich ein Mann durch die Versammlung und trat in den Flur. Hier bemerkte er mich.

»Emir, ist es wahr, daß Du angekommen bist? Ich hörte es erst jetzt, da ich in den Bergen war. Wie freue ich mich! Erlaube, daß ich Dich begrüße.«

Es war Selek. Er nahm meine Hand und küßte sie. Diese Art, seinen Respekt zu beweisen, ist bei den Dschesidi überhaupt sehr gebräuchlich.

»Wo sind Pali und Melaf?« frug ich ihn.

»Sie haben Pir Kamek getroffen und sind mit ihm hinab nach Mossul zu. Ich habe Ali Bey eine Botschaft zu bringen. Sehe ich Dich nachher wieder?«

»Ich stand soeben im Begriff, zu ihm zu gehen. Ist diese Botschaft vielleicht ein Geheimniß?«

»Möglich; aber Du darfst sie hören. Komm, Emir!«

Wir gingen in die Frauenwohnung, wo der Bey sich befand. Es schien, daß der Zutritt dort Jedermann erlaubt sei. Auch Halef befand sich dort. Der gute Hadschi war schon wieder beim Essen.

»Herr,« meinte Selek, »ich war in den Bergen über Bozan hinauf und habe Dir etwas mitzutheilen.«

»Sprich!«

»Dürfen es Alle hören?«

»Alle.«

»Wir glaubten, daß der Mutessarif von Mossul fünfhundert Türken nach Amadjah legen wolle, zum Schutz gegen die Kurden. Dieses aber ist nicht wahr. Die zweihundert Mann, welche von Diarbekir kommen, sind über Urmeli marschirt und halten sich in den Wäldern des Tura Gharah versteckt.«

»Wer sagte das?«

»Ein Odundschi<sup>1</sup> aus Mungeyschi, den ich traf. Er wollte hinab nach Kana Kujjunli, wo eines seiner Flöße liegt. Und die dreihundert Mann aus Kerkjuk befinden sich auch nicht auf dem Wege nach Amadjah. Sie sind über Altun Kiupri nach Arbil und Girdaschir gegangen und stehen jetzt oberhalb Mar Mattei am Ghazirflusse.«

»Wer sagte Dir dieses?«

»Ein Zibarkurde, der am Kanal gereist ist, um über Bozan nach Dohuk zu gehen.«

»Die Zibar sind zuverlässige Leute: sie lügen nie und hassen die Türken. Ich glaube, was die beiden Männer gesagt haben. Kennst Du das Thal Idiz<sup>2</sup> am Ghomel, seitwärts oberhalb Kaloni?«

»Nur wenige kennen es, ich aber bin sehr oft dort gewesen.«

»Kann man von hier aus Pferde und Rinder hinbringen, um sie dort zu verbergen?«

»Wer den Wald genau kennt, dem wird es gelingen.«

»Wie lange Zeit würde man brauchen, um unsere Weiber und Kinder und auch unsere Thiere dort unterzubringen?«

»Einen halben Tag. Geht man über Scheik Adi, so steigt man hinter dem Grabe des Heiligen die enge

---

<sup>1</sup>Holzfäller.

<sup>2</sup>Thal der Spitzbuben.

Schlucht empor, und kein Türke wird bemerken, was wir thun.«

»Du bist der beste Kenner dieser Gegend. Ich werde weiter mit Dir sprechen, bis dahin aber schweigst Du gegen Jedermann. Ich wollte Dich bitten, hier den Emir zu bedienen, aber Du wirst wohl anderweit gebraucht.«

»Darf ich ihm meinen Sohn senden?«

»Thue es!«

»Spricht er ein gutes Kurdisch?« frug ich.

»Er versteht Kurmangdschi und auch Zaza.«

»So sende mir ihn; er wird mir sehr willkommen sein!«

Selek ging, und es wurde die Vorbereitung zu dem Mahle getroffen. Da die Gastfreundschaft der Dschesidi eine unbeschränkte ist, so waren bei demselben wohl gegen zwanzig Personen betheilt, und Mohammed Emin und mir zur Ehre wurde eine Tafelmusik veranstaltet. Die Kapelle bestand aus drei Männern, welche die Thembure, Kamantsche und die Bü lure spielten, drei Instrumente, welche man mit unserer Flöte, Guitarre und Violine vergleichen könnte. Die Musik war sanft und melodiös; überhaupt bemerkte ich noch später, daß die Dschesidi einen bessern musikalischen Geschmack besitzen, als die Anhänger des Islam.

Während des Essens traf der Sohn Selek's ein, mit dem ich mich in mein Gemach zurückzog, um mit seiner Hilfe das Manuscript Pir Kamek's zu studiren. Der

geistige Horizont des jungen Mannes war ein sehr enger, doch fand ich bei ihm hinreichend Aufschluß über Alles, was ich von ihm zu wissen begehrte. Pir Kamek war der unterrichtetste unter den Teufelsanbetern, und nur bei ihm konnte ich die Erfahrung und die Anschauungsweise finden, mit welcher er mich überrascht hatte. Die andern waren alle befangener, und ich durfte mich nicht wundern, daß sie das Symbol für die Sache selbst nahmen und an ihren Gebräuchen mehr aus Gewohnheit und blindem Glauben als aus innerer Überzeugung hingen. Das Mysteriöse ihrer Anbetungsform war es, von dem sie festgehalten wurden, wie ja der Orient sich mehr dem Dunkeln, dem Geheimnißvollen zuneigt, als dem klar und offen zu Tage Liegenden.

Unsere Unterhaltung verlief keineswegs ungestört, denn in fast regelmäßigen Zwischenräumen von einigen Minuten ertönte das widerliche, markdurchdringende Geschrei des Esels, welches auf die Dauer gar nicht auszuhalten war. Es wurde ertragen und sogar belacht, so lange noch reges Leben im Dorfe herrschte, wo immer noch neue Pilger ankamen; als aber das Geräusch doch endlich mehr und mehr verstummte und man sich zur Ruhe begab, wurden die überlauten Interjectionen des Graurockes geradezu unerträglich, und es erhoben sich verschiedene Stimmen, welche zunächst nur verdrossen murrten, jedoch bald in lautes Zanken übergingen.

Statt den Esel abzuschrecken, schienen diese ärgerlichen Zurufe ihn zu immer angestrenzteren Leistungen zu begeistern; er wurde auf seine Triller ganz versessen; die Pausen zwischen ihnen wurden immer kürzer, und endlich vereinigten sich die Schreie zu einer Symphonie, welche geradezu infernalisch genannt werden mußte.

Eben erhob ich mich, um zur Abhilfe zu schreiten, als unten ein verworrener Lärm erscholl. Man rückte in Haufen auf den kleinen Buluk Emini ein. Was man mit ihm verhandelte, das konnte ich nicht verstehen; jedenfalls aber sah er sich so sehr in die Enge getrieben, daß er sich nicht zu helfen wußte, denn ich hörte nach kurzer Zeit seine Schritte vor meiner Thür. Er trat ein.

»Schläfst Du schon, Emir?«

Diese Frage war eigentlich überflüssig, da er sah, daß wir beide noch in voller Bekleidung bei dem Buche saßen; aber er hatte in seiner Angst keine bessere Einleitung finden können.

»Du fragest noch? Wie kann man schlafen bei dem entsetzlichen Gesange, welchen Dein Esel vollführt!«

»O Herr, das ist es ja eben! Ich kann ja auch nicht schlafen. Jetzt kommen sie Alle zu mir und verlangen, daß ich das Thier hinaus in den Wald schaffen und dort anbinden soll, sonst wollen sie es erschießen. So weit darf ich es nicht kommen lassen; denn ich muß den

Esel doch wieder nach Mossul bringen, sonst erhalte ich die Bastonnade und verliere meinen Grad.«

»So schaffe ihn in den Wald.«

»O Emir, das geht nicht!«

»Warum nicht?«

»Soll ich ihn von einem Wolfe fressen lassen? Es gibt Wölfe im Walde.«

»So bleibe mit draußen und bewache ihn!«

»Effendi, es könnten doch wohl auch zwei Wölfe kommen!«

»Nun?«

»Dann frißt einer den Esel und der Andere mich!«

»Das ist sehr gut, denn da bekommst Du ja die Bastonnade nicht.«

»Du scherzest! Einige sagen, daß ich zu Dir gehen solle.«

»Zu mir? Warum?«

»Herr, glaubst Du, daß dieser Esel eine Seele hat?«

»Natürlich hat er eine.«

»Vielleicht hat er eine andere als die seinige!«

»Wo sollte da die seinige sein? Vielleicht habt Ihr getauscht: seine Seele ist in Dich, und Deine Seele ist in ihn gefahren. Nun bist Du der Esel und fürchtest Dich wie ein Tawschun<sup>1</sup> und er ist der Buluk Emini und brüllt wie ein Arslan<sup>2</sup> Was könnte ich dagegen thun?«

---

<sup>1</sup>Hase.

<sup>2</sup>Löwe.

»Emir, es ist ganz sicher, daß er eine andere Seele hat; aber eine türkische ist es nicht, denn sie versteht die Sprache der Osmanly nicht. Du aber redest alle Sprachen der Erde, und darum bitte ich Dich, herabzukommen. Wenn Du mit dem Esel redest, so wirst Du bald bemerken, wer in ihm steckt, ob ein Perser oder ein Turkmene oder ein Armenier. Vielleicht ist auch ein Russe in ihn gefahren, weil er uns gar so wenig Ruhe läßt.«

»Glaubst Du denn wirklich, daß — — —«

In diesem Augenblicke erhob das Thier seine Stimme abermals, und zwar mit solcher Stärke, daß die ganze meuterische Versammlung im Chore mit einfiel.

»Allah kerihm, sie werden den Esel morden. Herr, komme schnell herab, sonst ist er verloren und seine Seele auch!«

Er rannte fort, und ich folgte ihm.

Sollte ich mir einen Spaß machen? Vielleicht war es unrecht, aber seine Ansicht über die Seele des Grauthiers hatte mich in eine Stimmung gebracht, der ich nicht gut widerstehen konnte. Als ich unten ankam, harrte die Menge meiner.

»Wer weiß ein Mittel, dieses Thier zum Schweigen zu bringen?« frug ich.

Niemand antwortete. Nur Halef meinte endlich:

»Herr, nur Du allein kannst dies zu Stande bringen!«

Mein Hadschi gehörte also zu den wahren ›Gläubigen‹. Ich trat an den Esel heran und faßte ihn beim

Zügel. Nachdem ich ihm laut einige fremdländische Fragen vorgelegt hatte, hielt ich das Ohr an seine Nase und horchte. Dann machte ich eine Bewegung der Überraschung und wandte mich an Ifra.

»Buluk Emini, wie hieß Dein Vater?«

»Nachir Mirja.«

»Der ist es nicht. Wie hieß der Vater Deines Vaters?«

»Muthallam Sobuf.«

»Der ist es! Wo wohnte er?«

»In Hirmenlü bei Adrianopel.«

»Das stimmt. Er ist einmal von Hirmenlü nach Thaßköi geritten, und hat, um seinen Esel zu ärgern, ihm einen schweren Stein an den Schwanz gebunden. Der Prophet aber hat gesagt: »Escheklerin sew – liebe Deine Esel!« Darum muß der Geist Deines Großvaters diese That sühnen. Er hat an der Brücke Ssirath, welche zum Paradiese und zur Hölle führt, umkehren müssen und ist in diesen Esel gefahren. Er hat seinem Thiere einen Stein an den Schwanz gebunden, und nun kann er nur dadurch erlöst werden, daß ihm auch ein Stein an den Schwanz gebunden wird. Willst Du ihn erlösen, Ifra?«

»O, Emir, ich will es!« rief dieser. Das Weinen war ihm näher als das Lachen, denn die Vorstellung, daß sein Großvater in diesem Esel schmachte, mußte für ihn, der ein echter Moslem war, geradezu schrecklich sein. »Sage mir auch Alles, was ich sonst noch zu thun habe, um den Vater meines Vaters zu erretten.«

»Hole einen Stein und eine Schnur!«

Der Esel merkte, daß wir uns mit ihm beschäftigten; er öffnete das Maul und schrie.

»Schnell, Ifra! Dies wird das letzte Mal sein, daß er gejammert hat.«

Ich hielt den Schwanz des Thieres, und der kleine Baschi-Bozuk band den Stein an die Spitze desselben. Als diese Operation beendet war, drehte der Esel den Kopf nach hinten, um den Stein mit dem Maule zu entfernen; dies ging natürlich nicht. Jetzt versuchte er, den Stein mit dem Schwanz fortzuschleudern; er war aber zu schwer, und der Schwanz brachte es bloß bis zu einer kleinen Pendelbewegung, welche aber sofort eingestellt wurde, weil der Stein dabei an die Beine schlug. Der Esel befand sich ganz augenscheinlich in einer Art von Verblüffung; er schielte mit den Augen nach hinten; er wedelte höchst nachdenklich mit den langen Ohren; er schnaubte und öffnete endlich das Maul, um zu schreien – aber die Stimme versagte ihm; das Bewußtsein, daß seine größte Zierde hinten fest und niedergehalten werde, raubte ihm vollständig das Vermögen, seine Gefühle in edlen Tönen auszudrücken.

»Allah hu; er schreit wahrhaftig nicht!« rief der Baschi-Bozuk. »Emir, Du bist der weiseste Mann, den ich gesehen habe!«

Ich ging fort und legte mich zur Ruhe. Unten aber standen die Pilger noch lange, um abzuwarten, ob das Wunder wirklich gelungen sei.

Ich wurde bereits am frühen Morgen durch das rege Leben geweckt, welches im Dorfe hin und her fluthete. Es kamen bereits wieder Pilger, welche theils in Baadri blieben, theils aber auch nach einer kurzen Rast nach Scheik Adi weiter zogen. Der erste, welcher bei mir eintrat, war Scheik Mohammed Emin.

»Hast Du hinunter vor das Haus gesehen?« frug er mich.

»Nein.«

»Blicke hinab!«

Ich trat hinaus auf das Dach und sah hinunter. Da standen Hunderte von Menschen bei dem Esel und staunten ihn mit großen Augen an. Einer hatte dem Andern erzählt, was geschehen war, und als sie mich hier oben erblickten, traten sie ehrfurchtsvoll vom Hause zurück. Das hatte ich nicht beabsichtigt! Ich war einem lustigen Einfalle gefolgt, keineswegs aber wollte ich diese Leute in ihrem thörichten Aberglauben bestärken.

Auch Scheik Ali kam. Er lächelte, als er mich grüßte.

»Emir, wir haben Dir eine ruhige Nacht zu verdanken. Du bist ein großer Zauberer. Wird der Esel wieder schreien, wenn der Stein entfernt ist?«

»Ja. Das Thier fürchtet sich bei Nacht und will sich durch den Klang seiner eigenen Stimme ermuthigen.«

»Wollt Ihr mir zum Frühmahle folgen?«

Wir gingen hinab in die Frauenwohnung. Dort befand sich bereits Halef nebst dem Sohn Selek's, den ich meinen Dolmetscher im Kurdischen nennen mußte, und auch Ifra, der eine auffallend betrübtete Miene machte. Die Frau des Bey kam mir mit einem freundlichen Gesicht entgegen und bot mir die Hand.

»Sabah'l kher – guten Morgen!« grüßte ich sie.

»Sabah'l kher!« antwortete sie. »Keifata ciava – wie ist Dein Befinden?«

»Kangia! Tu ciava – gut; wie befindest Du Dich?«

»Skuker quode kangia – Gott sei Dank, gut!«

»Du redest ja Kurmangdschi!« rief Ali Bey erstaunt.

»Nur das, was ich gestern Abend aus dem Buche des Pir gelernt habe,« antwortete ich. »Und das ist wenig genug.«

»Kommt herbei, und setzt Euch!«

Es gab zunächst Kaffee mit Valquapamasi<sup>1</sup> und dann Quapameh<sup>2</sup> den man in dünnen, breiten Stücken wie Brod aß.

Dazu trank man Arpa, eine Art Dünnbier, welches der Türke Arpasu, Gerstenwasser zu nennen pflegt. Alle nahmen an dieser Mahlzeit Theil; nur der Buluk Emini kauerte trübsinnig seitwärts.

»Ifra, warum kommst Du nicht zu uns?« frug ich ihn.

»Ich kann nicht essen, Emir,« antwortete er.

---

<sup>1</sup>Honigkuchen.

<sup>2</sup>Hammelbraten.

»Was fehlt Dir?«

»Trost, Herr. Ich habe bisher meinen Esel geritten, geschlagen und geschimpft, habe ihn so wenig gebürstet und gewaschen, habe ihn wohl auch oft hungern lassen, und nun höre ich, daß es der Vater meines Vaters ist. Draußen steht er, und noch immer hängt ihm der Stein am Schwanz!«

Der Buluk Emini war zu bedauern, und mein Gewissen regte sich; aber die Situation war doch in Wahrheit so toll, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen.

»Du lachest!« erwiderte er vorwurfsvoll. »Hättest Du einen Esel, welcher der Vater Deines Vaters ist, so würdest Du weinen. Ich soll Dich nach Amadijah bringen, aber ich kann nicht; denn ich setze mich nie wieder auf den Geist meines Großvaters!«

»Das sollst Du auch nicht; das wäre ja auch gar nicht möglich, denn auf einen Geist kann sich Niemand setzen.«

»Auf wem soll ich denn reiten?«

»Auf Deinem Esel.«

Er sah mich mit einem ganz verwirrten Blick an.

»Aber mein Esel ist doch ein Geist; Du hast es ja gesagt!«

»Das war nur Scherz.«

»O, Du sagst dies nur, um mich zu beruhigen!«

»Nein, sondern ich sage es, weil es mir leid thut, daß Du Dir meinen Scherz so zu Herzen nimmst.«

»Effendi, Du willst mich wirklich nur trösten! Warum ist der Esel so oft mit mir durchgegangen? Warum hat er mich so vielmal heruntergeworfen? Weil er gewußt hat, daß er kein Esel ist und daß ich der Sohn seines Sohnes bin. Und warum hat der Stein sofort geholfen, als ich that, was Dir die Seele des Esels anbefohlen hat?«

»Sie hat mir nichts anbefohlen, und warum mein Mittel geholfen hat, das will ich Dir sagen. Hast Du niemals bemerkt, daß der Hahn die Augen schließt, wenn er kräht?«

»Ich habe es gesehen.«

»Halte ihm durch irgend eine Vorrichtung mit Gewalt die Augen offen, so wird er niemals krähen. Hast Du beobachtet, daß Dein Esel stets den Schwanz erhebt, wenn er schreien will?«

»Ja wirklich, das thut er, Effendi!«

»So Sorge dafür, daß er den Schwanz nicht in die Höhe bringen kann; dann wird er das Schreien lassen.«

»Ist dies wirklich so?«

»Wirklich! Versuche es heute abend, wenn er wieder schreit!«

»So ist der Vater meines Vaters wirklich nicht verzaubert?«

»Nein, ich sage es Dir ja!«

»Hamdulillah!«

Er sprang hinaus und riß dem Thiere den Stein vom Schwanze herunter; dann kehrte er eilig zurück, um

sich noch nachträglich an dem Mahle zu betheiligen. Daß er, der Untergebene, mit dem Bey zu Tische sitzen durfte, zeigte mir von Neuem, wie patriarchalisch die Dschesidi untereinander leben.

Eine Stunde später ritt ich mit meinem Dolmetscher in den lichten Morgen hinein spazieren. Mohammed Emin hatte es vorgezogen, daheim zu bleiben und sich überhaupt so wenig wie möglich zu zeigen.

»Kennst Du das Thal Idiz?« frug ich den Begleiter.

»Ja.«

»Warum trägt es diesen Namen?«

»Weil früher räuberische Kurden ihren Versteck dort hatten.«

»Wie lange reitet man von hier aus, um hinzukommen?«

»Zwei Stunden.«

»Ich möchte es sehen. Willst Du mich hinführen?«

»Wie Du befiehlst, Herr. Wollen wir direkt oder über Scheik Adi?«

»Welcher Weg ist der kürzere?«

»Der direkte; aber er ist auch der beschwerlichere.«

»Wir wählen ihn dennoch.«

»Wird Dein Pferd ihn aushalten? Es ist ein kostbares Thier, wie ich kaum jemals so eines gesehen habe; aber es wird wohl nur die Ebene gewohnt sein.«

»Gerade heute will ich es prüfen.«

Wir hatten Baadri hinter uns. Der Weg, unter dem man sich ja nicht einen gebahnten Steig zu denken

hat, ging steil bergan und wieder steil bergab, aber mein Rappe hielt wacker aus. Die Höhen, welche erst mit Gebüsch bestanden waren, zeigten sich jetzt von dichtem, dunklem Wald besetzt, unter dessen Laub- und Nadelkronen wir dahinritten. Endlich wurde der Pfad so gefährlich, daß wir absteigen und die Pferde führen mußten. Es war erforderlich, jede Stelle genau zu untersuchen, ehe wir den Fuß auf dieselbe setzten. Das Pferd des Dolmetschers war diese Art Terrain gewohnt: es trat mit mehr Sicherheit auf und wußte die gefährlichen Stellen aus Erfahrung besser von den ungefährlichen zu unterscheiden; aber mein Rappe besaß einen glücklichen Instinkt und eine außerordentliche Vorsichtigkeit, und ich bekam die Überzeugung, daß er bereits nach kurzer Übung ein sehr guter Berggänger sein werde; wenigstens zeigte er bereits heute, daß er nicht ermüdete, während das andere Thier schwitzte und endlich auch mit dem Athem zu kämpfen begann.

Die zwei Stunden waren beinahe abgelaufen, als wir an ein Dickicht gelangten, hinter welchem die Felsen fast senkrecht hinabfielen.

»Das ist das Thal,« meinte der Führer.

»Wie kommen wir hinab?«

»Es gibt nur einen Weg, hinunterzukommen, und dieser führt von Scheik Adi hierher.«

»Ist er betreten?«

»Nein; er ist von dem übrigen Boden gar nicht zu unterscheiden. Komm!«

Ich folgte ihm längs der dichten Büsche hin, welche den Rand des Thales ringsum so vollständig bedeckten, daß ein führerloser Fremder von dem Dasein des Letzteren sicher nicht das Mindeste geahnt hätte. Nach einiger Zeit gelangten wir an eine Stelle, an welcher der Führer wieder abstieg. Er deutete nach rechts.

»Hier kommt man durch den Wald nach Scheik Adi, aber nur ein Dschesidi weiß den Weg zu finden. Und hier links geht es in das Thal hinab.«

Er schob die Büsche auseinander, und nun sah ich vor mir einen weiten Thalkessel, dessen Wände steil emporstiegen und zum Auf- und Niedersteigen nur die eine Stelle boten, an welcher wir uns befanden. Wir kletterten, die Pferde am Zügel führend, hinab. Unten angelangt, konnte ich das Thal in seiner ganzen Breite überschauen. Es war groß genug, um mehreren tausend Menschen eine Zuflucht zu bieten, und verschiedene Höhlenöffnungen nebst anderen Anzeichen ließen vermuten, daß es vor noch nicht sehr langer Zeit bereits Bewohner gehabt habe. Die Sohle des Kessels war mit einem kräftigen Graswuchse überzogen, welcher selbst das Verbergen von Heerden hier erleichterte, und einige künstlich in den Boden gegrabene Löcher hatten Trinkwasser genug für viele durstige Kehlen.

Wir ließen die Pferde weiden und legten uns in das Gras.

Alsbald begann ich das Gespräch mit der Bemerkung:

»Das ist ein Versteck, wie die Natur es nicht praktischer anlegen konnte.«

»Es hat diesem Zwecke auch bereits gedient, Effen-di. Bei der letzten Verfolgung der Dschesidi haben über tausend Menschen hier ihre Sicherheit gefunden. Darum wird kein Angehöriger unsers Glaubens diesen Ort verrathen. Man weiß ja nicht, ob man ihn wieder brauchen wird.«

»Das scheint nun jetzt der Fall zu werden.«

»Ich weiß es. Aber es handelt sich jetzt nicht um eine allgemeine Verfolgung angeblich um des Glaubens willen, sondern nur um eine Maßregel, welche den Zweck hat, uns auszuplündern. Der Mutessarif sendet fünfzehnhundert Mann gegen uns, die uns unerwartet überfallen sollen; aber er wird sich täuschen. Wir haben seit sehr langen Jahren das Fest nicht gefeiert; darum wird kommen, wer nur kommen kann, so daß wir den Türken einige tausend kampfbereite Männer entgegenstellen können.«

»Sind sie alle bewaffnet?«

»Alle. Du selbst wirst sehen, wie viel bei unserem Feste geschossen wird. Der Mutessarif braucht für seine Soldaten während eines ganzen Jahres nicht so viel Pulver, wie wir in diesen drei Tagen für unsere Freuden salven.«

»Warum verfolgt man Euch? Des Glaubens wegen?«

»Denke dies nicht, Emir! Dem Mutessarif ist der Glaube sehr gleichgiltig. Er hat nur das eine Ziel, reich zu werden, und dazu müssen ihm bald die Araber und die Chaldäer, bald die Kurden oder die Dschesidi verhelfen. Oder meinst Du, daß unser Glaube so schlimm sei, daß er verdiene, ausgerottet zu werden?«

Auf diesem Punkte wollte ich den jungen Mann haben. Von ihm konnte ich erfahren, was der Pir mir noch nicht gesagt hatte.

»Ich kenne ihn nicht,« antwortete ich.

»Und hast auch noch nichts über ihn gehört?«

»Sehr wenig, und dieses glaube ich nicht.«

»Ja, Effendi, man redet sehr viel Unwahres über uns. Hast Du auch von meinem Vater nichts erfahren oder von Pali und Melaf?«

»Nein; wenigstens nichts Hauptsächliches; aber ich denke, daß Du mir Einiges sagen wirst.«

»O Emir, wir sprechen nie zu Fremden über unsern Glauben!«

»Bin ich Dir fremd?«

»Nein. Du hast dem Vater und den beiden Andern das Leben gerettet und auch jetzt uns vor den Türken gewarnt, wie ich vom Bey erfahren habe. Du bist der Einzige, dem ich Auskunft ertheilen werde. Aber ich muß Dir sagen, daß ich selbst nicht Alles weiß.«

»Gibt es bei Euch Dinge, die nicht Jeder wissen darf?«

»Nein. Aber gibt es nicht in jedem Hause Dinge, welche die Eltern ganz allein zu wissen brauchen? Unsere Priester sind unsere Väter.«

»Darf ich Dich fragen?«

»Frage; aber ich bitte Dich, einen Namen nicht zu nennen!«

»Ich weiß es; aber ich möchte grad über diesen Gegenstand Einiges wissen. Wirst Du mir Auskunft geben, wenn ich das Wort vermeide?«

»Soviel ich's vermag, ja.«

Dieses Wort war der Name des Teufels, den die Dschesidi niemals aussprechen. Das Wort Scheitan ist bei ihnen so verpönt, daß sie selbst ähnliche Worte sorgfältig vermeiden. Wenn sie zum Beispiel von einem Flusse sprechen, so sagen sie ›Nahr‹, aber niemals ›Schat‹, weil dieses letztere Wort mit der ersten Silbe von Scheitan in naher Beziehung steht. Das Wort ›Keitan<sup>1</sup> wird vermieden und auch die Wörter ›Naal<sup>2</sup> und ›Naal-band<sup>3</sup>, weil sie mit den Worten ›Laan<sup>4</sup> und ›mahlun<sup>5</sup> in einer gewissen Nähe stehen. Sie sprechen

---

<sup>1</sup>Franse oder Faden.

<sup>2</sup>Hufeisen.

<sup>3</sup>Hufschmied.

<sup>4</sup>Fluch.

<sup>5</sup>verflucht.

vom Teufel nur in Umschreibung, und zwar mit Ehrfurcht. Sie nennen ihn Melek el Kuht<sup>1</sup> oder Melek Taus.<sup>2</sup>

»Ihr habt neben dem guten Gott auch noch ein anderes Wesen?«

»Neben? Nein. Das Wesen, welches Du meinst, steht unter Gott. Dieser Kyral meleklerün<sup>3</sup> war das oberste der himmlischen Wesen; aber Gott war sein Schöpfer und Herr.«

»Wo ist er jetzt?«

»Er empörte sich gegen Gott, und Gott verbannte ihn.«

»Wohin?«

»Auf die Erde und auf alle Sterne.«

»Nun ist er der Herr Derjenigen, die in der Dschehennah wohnen?«

»Nein. Ihr glaubt wohl, daß er ewig unglücklich ist?«

»Ja.«

»Glaubt Ihr auch, daß Gott allgütig, gnädig und barmherzig ist?«

»Ja.«

»Dann wird er auch verzeihen – den Menschen und den Engeln, welche gegen ihn sündigen. Das glauben wir, und darum bedauern wir Jenen, welchen Du

---

<sup>1</sup>Der mächtige König.

<sup>2</sup>König Pfauhahn.

<sup>3</sup>König der Engel.

meinst. Jetzt kann er uns schaden, und darum nennen wir seinen Namen nicht. Später, wenn er seine Macht zurückerhält, kann er die Menschen belohnen, und darum reden wir nichts Böses von ihm.«

»Ihr verehrt ihn? Ihr betet ihn an?«

»Nein, denn er ist Gottes Geschöpf wie wir; aber wir hüten uns, ihn zu beleidigen.«

»Was bedeutet der Hahn, welcher bei Euren Gottesdiensten zugegen ist?«

»Der bedeutet Jenen nicht, welchen Du meinst. Er ist ein Bild der Wachsamkeit. Hat Euch Azerat Esau, der Sohn Gottes, nicht erzählt von den Jungfrauen, welche den Bräutigam erwarteten?«

»Ja.«

»Fünf von ihnen schliefen ein und dürfen nun nicht in den Himmel. Kennst Du die Erzählung von dem Jünger, welcher seinen Meister verleugnete?«

»Ja.«

»Auch da krächte der Hahn. Darum ist er bei uns das Zeichen, daß wir wachen, daß wir den großen Bräutigam erwarten.«

»Glaubt Ihr das, was die Bibel erzählt?«

»Wir glauben es, obgleich ich nicht Alles weiß, was sie erzählt.«

»Habt Ihr nicht auch ein heiliges Buch, in welchem Eure Lehren verzeichnet sind?«

»Wir hatten ein solches. Es wurde in Baascheikha aufbewahrt, aber ich habe gehört, daß es verloren gegangen ist.«

»Welches sind Eure heiligen Handlungen?«

»Du wirst sie alle in Scheik Adi kennen lernen.«

»Kannst Du mir sagen, wer Scheik Adi war?«

»Das weiß ich nicht genau.«

»Betet Ihr zu ihm?«

»Nein. Wir verehren ihn nur dadurch, daß wir an seinem Grabe zu Gott beten. Er war ein Heiliger und wohnt bei Gott.«

»Welche Arten von Priestern gibt es bei Euch?«

»Zunächst kommen die Pirs. Dieses Wort heißt eigentlich ein alter oder ein weiser Mann; hier aber bedeutet es ein heiliger Mann.«

»Wie kleiden sie sich?«

»Sie können sich kleiden, wie es ihnen gefällt; aber sie führen ein sehr frommes Leben, und Gott gibt ihnen die Macht, durch ihre Fürbitte alle Krankheiten des Leibes und der Seele zu heilen.«

»Gibt es viele Pirs?«

»Ich kenne jetzt nur drei. Pir Kamek ist der größte von ihnen.«

»Weiter!«

»Nach ihnen kommen die Scheiks. Sie müssen so viel Arabisch lernen, um unsere heiligen Lieder zu verstehen.«

»Werden diese in arabischer Sprache gesungen?«

»Ja.«

»Warum nicht in kurdischer?«

»Ich weiß es nicht. Aus den Scheiks werden die Wächter des heiligen Grabes gewählt, wo sie das Feuer unterhalten und die Pilger bewirthen müssen.«

»Haben sie eine besondere Kleidung?«

»Sie gehen ganz weiß gekleidet und tragen als Zeichen ihres Amtes einen Gürtel, welcher roth und gelb ist. Nach diesen Scheiks kommen die Prediger, welche wir Kawals nennen. Sie können die heiligen Instrumente spielen und gehen von Ort zu Ort, um die Gläubigen zu belehren.«

»Welches sind die heiligen Instrumente?«

»Das Tamburin und die Flöte. Auch verstehen die Kawals, bei den hohen Festen zu singen.«

»Wie kleiden sie sich?«

»Sie können alle Farben tragen, doch kleiden sie sich gewöhnlich weiß. Dann aber muß ihr Turban schwarz sein, zur Unterscheidung von den Scheiks. Nach ihnen kommen die Fakirs, welche die niederen Dienste am Grabe und auch anderswo verrichten. Sie haben meist dunkle Gewänder und tragen ein rothes Tuch quer über dem Turban.«

»Wer ernennt Eure Priester?«

»Sie werden nicht ernannt, denn diese Würde ist erblich. Wenn ein Priester stirbt und keinen Sohn hinterläßt, so geht sein Amt auf seine älteste Tochter über.«

Das war allerdings höchst merkwürdig, besonders im Orient!

»Und wer ist der Oberste aller Priester?«

»Der Scheik von Baadri. Du hast ihn noch nicht gesehen, denn er befindet sich bereits in Scheik Adi, um das Fest vorzubereiten. Hast Du noch etwas zu fragen?«

»Noch Vieles! Werden Eure Kinder getauft?«

»Getauft und beschnitten.«

»Gibt es unreine Speisen, welche Ihr nicht essen dürft?«

»Wir essen kein Schweinefleisch und haben keine blaue Farbe, denn der Himmel ist so erhaben, daß wir seine Farbe nicht unsern irdischen Dingen geben mögen.«

»Habt Ihr eine Kiblah?«

»Ja. Wenn wir beten, so wenden wir das Angesicht dem Orte zu, an welchem an diesem Tage die Sonne aufgegangen ist. Auch die Todten werden bei ihrem Begräbnisse so gelegt, daß ihr Angesicht nach dieser Gegend gerichtet ist.«

»Weißt Du, woher Eure Religion gekommen ist?«

»Scheik Adi, der Heilige, hat sie uns gelehrt. Wir selbst aber sind aus den Ländern des untern Euphrat gekommen. Dann zogen unsere Väter nach Syrien, nach dem Sindschar und endlich hierher.«

Ich hätte sehr gern noch weiter gefragt, aber es erschallte von oben her ein Schrei, und als wir emporblickten, erkannten wir Seleik, welcher im Begriffe war,

zu uns herabzusteigen. Bald stand er neben uns und reichte uns die Hand.

»Beinahe hätte ich Euch erschossen,« lautete sein Gruß.

»Uns? Warum?« frug ich.

»Von oben herab hielt ich Euch für Fremde, und solche dürfen in dieses Thal nicht eindringen. Dann aber erkannte ich Euch. Ich komme, um nachzusehen, ob das Thal der Vorbereitung bedarf.«

»Zur Aufnahme der Flüchtigen?«

»Der Flüchtigen? Wir werden nicht fliehen; aber ich habe dem Bey erzählt, wie listig Du die Feinde der Schammar nach jenem Thale locktest, in welchem Ihr sie gefangen nahmt, und wir werden ganz dasselbe thun.«

»Ihr wollt die Türken hierher locken?«

»Nein, sondern nach Scheik Adi; die Pilger aber sollen während des Kampfes hier untergebracht werden. Der Bey hat es so befohlen, und der Scheik ist damit einverstanden.«

Er untersuchte das Wasser und die Höhlen und frug uns dann, ob wir ihn zurückbegleiten wollten. Dies verstand sich ganz von selbst. Wir führten unsere Pferde empor, saßen dann auf und hielten stracks auf Baadri zu. Als wir dort ankamen, fand ich den Bey einigermaßen in Aufregung.

»Ich habe Kunde erhalten, seitdem Du fortgeritten bist,« sagte er. »Die Türken aus Diarbekir stehen bereits

am Ghomelflusse, und die aus Kerkjuk haben unterhalb der Berge auch schon denselben Fluß erreicht.«

»So sind Deine Kundschafter von Amadijah bereits zurück?«

»Sie sind gar nicht bis Amadijah gekommen, denn sie mußten sich theilen, um diese Truppen zu beobachten. Es ist nun erwiesen, daß der geplante Überfall nur uns gilt.«

»Ist es bereits bekannt?«

»Nein, denn dadurch könnte der Feind erfahren, daß er uns gerüstet finden wird. Ich sage Dir, Emir, ich werde entweder sterben oder diesem Mutessarif eine Lehre geben, die er nie vergessen soll!«

»Ich werde bis nach dem Kampfe bei Dir bleiben.«

»Ich danke Dir, Emir; aber kämpfen sollst Du nicht!«

»Warum nicht?«

»Du bist mein Gast; Gott hat mir Dein Leben anvertraut.«

»Gott kann es am besten schützen. Soll ich Dein Gast sein und Dich allein in den Kampf gehen lassen? Sollen die Deinen von mir erzählen, daß ich ein Feigling bin?«

»Das werden sie niemals sagen. Bist Du nicht auch der Gast des Mutessarif gewesen? Hast Du nicht seinen Paß und seine Briefe in der Tasche? Und jetzt willst Du gegen ihn kämpfen? Mußt Du nicht Deinen Arm aufheben für den Sohn Deines Freundes, den Ihr befreien wollt? Und kannst Du mir nicht dienen, auch ohne daß Du meine Feinde tödtest?«

»Du hast recht in allem, was Du sagest. Ich wollte aber auch nicht tödten, sondern vielleicht dahin wirken, daß kein Blut vergossen wird.«

»Laß diese Sorge mir, Effendi! Ich trachte nicht nach Blut; ich will nur den Tyrannen von mir weisen.«

»Wie willst Du dies durchführen?«

»Weißt Du, daß in Scheik Adi bereits dreitausend Pilger eingetroffen sind? Bis zum Beginne des Festes werden es sechstausend und noch mehr sein.«

»Männer, Frauen und Kinder?«

»Ja. Die Frauen und Kinder sende ich in das Thal Idiz, und nur die Männer bleiben zurück. Die Truppen aus Diarbekir und Kerkjuk werden sich auf dem Wege von Kaloni her vereinigen, und die aus Mossul kommen über Dscherrajah oder Aïn Sifni herauf. Sie wollen uns in dem Thale des Heiligen einschließen; wir aber steigen hinter dem Grabe empor und stehen rund um das Thal, wenn sie eingerückt sind. Dann können wir sie niederstrecken bis auf den letzten Mann, wenn sie sich nicht ergeben. Andernfalls aber sende ich einen Boten an den Mutessarif und stelle meine Bedingungen, unter denen ich sie freigebe. Er wird sich dann vor dem Großherrscher in Stambul zu verantworten haben.«

»Er wird diesem die Angelegenheit in einem falschen Lichte schildern.«

»Aber es wird ihm nicht gelingen, den Padischah zu täuschen; denn ich habe vorhin eine heimliche Gesandtschaft nach Stambul gesandt, welche ihm zuvorkommen wird.«

Ich mußte mir im Innern eingestehen, daß Ali Bey nicht nur ein muthiger, sondern auch ein kluger und darum vorsichtiger Mann sei.

»Und wie willst Du mich verwenden?« frug ich ihn.

»Du sollst mit Jenen ziehen, welche unsere Frauen und Kinder und unsere Habe beschützen werden.«

»Euere Habe nehmt Ihr mit?«

»So viel wir fortbringen. Ich werde noch heute allen Bewohnern von Baadri sagen lassen, daß sie Alles nach dem Thale Idiz schaffen mögen, aber heimlich, damit mein Plan nicht verrathen werde.«

»Und Scheik Mohammed Emin?«

»Er geht mit Dir. Ihr könntet jetzt nicht nach Amadjah kommen, da der Weg dorthin bereits nicht mehr frei ist.«

»Die Türken würden das Bu-djeruldu des Großherrn und den Ferman des Mutessarif achten müssen.«

»Aber es sind Leute aus Kerkjuk dabei, und wie leicht ist es möglich, daß einer von ihnen Mohammed Emin kennt!«

Noch während wir sprachen, kamen zwei Männer in das Haus. Es waren meine beiden alten Bekannten Pali und Melaf, welche ganz außer sich waren, als sie

mich erblickten, und mir vor Freude wohl zehnmal die Hände küßten.

»Wo ist der Pir?« frug Ali Bey.

»Im Grabe des Jonas bei Kufjundschik. Er sendet uns, um Dir zu sagen, daß wir am zweiten Tage des Festes früh am Morgen überfallen werden sollen.«

»Kennt er den Vorwand, welchen der Mutessarif angeben wird?«

»Es sind in Malthaijah von einem Dschesidi zwei Türken erschlagen worden. Er will die Thäter in Scheik Adi holen.«

»Es sind in Malthaijah von zwei Türken zwei Dschesidi erschlagen worden, so lautet die Wahrheit. Siehst Du, Emir, wie diese Türken sind? Sie erschlagen meine Leute, um Ursache zum Einfall in unser Gebiet zu haben. Mögen sie finden, was sie suchen!«

Ich begab mich mit meinem Dolmetscher nach meinem Zimmer, wo ich meine Übungen begann. Mohammed Emin saß wortlos dabei, rauchte seine Pfeife und wunderte sich baß darüber, daß ich mir so viele Mühe gab, ein Buch zu lesen und die Worte einer fremden Sprache zu verstehen. Dies that ich während des ganzen Tages und am Abend. Auch der nächste Tag verging unter dieser angenehmen Beschäftigung.

Unterdessen hatte ich bemerkt, daß die Bewohner von Baadri ihre Habe ohne Aufsehen fortschafften; auch wurde in einer Stube unseres Hauses eine große Menge Kugeln gegossen. Beifügen muß ich noch, daß

der Esel des Buluk Emini während dieser Zeit nicht wieder laut geworden war, da ihm sein Herr und Meister sofort bei Einbruch der Dunkelheit den Stein an den Schwanz befestigt hatte.

Pilger kamen fortwährend, bald einzeln, bald in Familien und bald in größeren Trupps. Viele waren arm und auf die Mildthätigkeit anderer angewiesen. Dann trieb Einer eine Ziege oder einen fetten Hammel herbei; reichere Leute hatten einen Ochsen oder zwei, ja einige Male sah ich sogar ganze Heerden vorüberziehen. Das waren die Liebes- und Opfergaben, welche die Wohlhabenden zum heiligen Grabe brachten, damit ihre armen Brüder nicht Mangel leiden sollten. So Viele auch kamen und gingen: – meine Baschi-Bozüks und Arnauten blieben verschollen, und ich habe bis zum heutigen Tage nicht erfahren, wo sie geblieben sind.

Am dritten Tage, dem ersten Tage des Festes, saß ich mit meinem Dolmetscher wieder beim Buche. Es war noch vor Sonnenaufgang. Er dictirte:

»Schi bu dunya geranra di dunya 'i aschutin, chosch the, seferi ti nav seferi kirin, di her baschereki ditin zinet u chamil, di her konajaki hisa 'i kirin, schi tischti dizi chaber hilanin, schi ne ditiyan pai hilanin, lakin bebini paschija schuchuli, di bascheri chodaya meriv

chondekjar. Cheiri ma' in di bascheri choda digel munan, tschirite schi chandkjarija bascheri merivan. Di bascheri merivan egertschi dibe quendschi, dil nabe schi evina mali vala.«

Ich übersetzte:

»Angenehm ist es, um die Welt zu durchwandern, sich in die Welt hinein zu begeben, Reise auf Reise zu vollenden, in jeder Stadt alle Schönheiten zu schauen, in jeder Herberge Ruhe zu genießen, von allem Verborgenen Kenntniß zu nehmen und sich nach allem Ungeesehenen zu erkundigen; doch nach aller Mühe wirst Du einsehen, daß nur in seiner eigenen Stadt der Mensch Herr ist. In seiner eigenen Stadt unter der Menge bleiben, ist besser, als über eine fremde Stadt herrschen. Wenn es auch in einer fremden Stadt gut ist, so trennt sich das Herz dennoch nie von seinem heimatlichen Herde.«

Dieser Text war der bekannten Erzählung von Iskender entnommen, und ich war in die Arbeit so vertieft, daß ich gar nicht bemerkte, daß der Buluk Emini eingetreten war.

»Emir!« rief er, nachdem er sich bereits einige Male geräuspert hatte, ohne daß es von mir bemerkt worden war.

»Was gibt es?«

»Fort!«

Jetzt erst bemerkte ich, daß er bereits gespornt und gestiefelt sei, übergab dem Sohne Selek's das Buch und

sprang auf. Ich hatte ganz vergessen, daß ich mich baden und frische Wäsche anlegen müsse, wenn ich überhaupt am Grabe des Heiligen würdig erscheinen wollte. Ich nahm die Wäsche zu mir, ging hinab und eilte hinaus vor das Dorf. Der Bach wimmelte von Badenden und ich mußte ziemlich weit gehen, um eine Stelle zu finden, an welcher ich mich unbeobachtet glaubte.

Hier badete ich und wechselte die Wäsche, eine Prozedur, welche man auf Reisen im Oriente nicht gar zu häufig vornehmen kann. Daher fühlte ich mich wie neugeboren und wollte bereits den Ort verlassen, als ich eine leise Bewegung des Gebüsches bemerkte, welches sich an den Ufern des Baches hinzog. War es ein Thier oder ein Mensch? Wir standen auf dem Kriegsfuße, und so konnte es nichts schaden, wenn ich die Sache einmal näher untersuchte. Ich that daher vollständig unbefangen, pflückte einige Blumen und näherte mich dabei scheinbar absichtslos dem Orte, an dem ich die erwähnte Bewegung bemerkt hatte. Dabei kehrte ich dem Busche den Rücken zu; plötzlich aber drehte ich mich um und stand mit einem schnellen Sprunge mitten im dichten Zweigwerk. Vor mir kauerte ein Mann. Er sah noch jung aus, hatte aber beinahe einen militärischen Anstrich, obgleich ich nur ein Messer als einzige Waffe bei ihm bemerkte. Eine breite Narbe zog sich über seine rechte Wange. Er erhob sich und wollte sich rasch zurückziehen, ich aber faßte seine Hand und hielt ihn fest.

- »Was thust Du hier?« frug ich.  
»Nichts.«  
»Wer bist Du?«  
»Ein – ein Dschesidi,« klang es zaghaft.  
»Woher?«  
»Ich heiÙe Lassa und bin ein Dassini.«  
Ich hatte gehört, daÙ die Dassini eine der vornehmsten Familien der Dschesidi seien; er sah mir aber gar nicht aus wie ein Teufelsanbeter.  
»Ich habe Dich gefragt, was Du hier thust?«  
»Ich versteckte mich, weil ich Dich nicht stören wollte.«  
»Und was thatest Du vorher hier?«  
»Ich wollte baden.«  
»Wo hast Du die Wäsche?«  
»Ich habe keine.«  
»Du warst vor mir hier und hattest also das Recht, hier zu bleiben, statt Dich zu verstecken. Wo hast Du diese Nacht geschlafen?«  
»Im Dorfe.«  
»Bei wem?«  
»Bei – bei – bei – – ich kenne seinen Namen nicht.«  
»Ein Dassini kehrt bei keinem Manne ein, dessen Namen er nicht kennt. Komm mit mir und zeige mir Deinen Wirth!«  
»Ich muÙ vorher baden!«  
»Das wirst Du nachher thun. Vorwärts!«  
Er versuchte, sich von meinem Griffe zu befreien.

»Mit welchem Rechte sprichst Du in dieser Weise zu mir?«

»Mit dem Rechte des Mißtrauens.«

»Ebenso könnte ich Dir mißtrauen!«

»Natürlich! Ich bitte Dich, es zu thun. Dann führst Du mich in das Dorf, und es wird sich zeigen, wer ich bin.«

»Gehe, wohin es Dir beliebt!«

»Das thue ich auch; aber Du wirst mich begleiten.«

Sein Blick hing an meinem Gürtel; er bemerkte, daß ich keine Waffe bei mir trug, und ich sah es ihm an, daß er im Begriffe stehe, nach seinem Messer zu greifen. Dies konnte mich aber nicht irre machen; darum hielt ich sein Handgelenk nur fester und gab ihm einen scharfen Ruck, der ihn zwang, aus dem Busch heraus in das Freie zu treten.

»Was wagest Du?« blitzte er mich an.

»Gar nichts. Du gehst mit mir; tschapuk – sofort!«

»Laß meine Hand los, sonst – – –!«

»Was sonst?«

»Brauche ich Gewalt!«

»Brauche sie!«

»Da – – –!«

Er zog das Messer und stieß nach mir; ich aber griff von unten herauf und faßte nun auch seine zweite Hand.

»Schade um Dich; denn Du scheinst kein Feigling zu sein!«

Ich drückte ihm die Hand, daß er das Messer fallen ließ, hob dasselbe schnell auf und faßte ihn bei der Jacke.

»Nun vorwärts, sonst – –! Hier nimm meine Wäsche auf, und trage sie!«

»Herr, thue es nicht!«

»Warum nicht?«

»Bist Du ein Dschesidi?«

»Nein.«

»Warum willst Du mich dann nach dem Dorfe schaffen?«

»Das will ich Dir sagen: Du bist ein türkischer Soldat, ein Spion.«

Er erbleichte.

»Du irrst, Herr! Wenn Du kein Dschesidi bist, so laß mich frei!«

»Dschesidi oder nicht; vorwärts!«

Er krümmte sich unter meinem Griffe, aber er mußte mit. Ich zwang ihn sogar, meine Wäsche zu tragen. Wir erregten kein geringes Aufsehen, als wir das Dorf erreichten, und eine ziemliche Menschenmenge folgte uns nach der Wohnung des Bey's. Er befand sich im Selamlık, wohin ich auch den Fremden schaffte. Unweit der Thüre stand, ohne daß der Gefangene ihn bemerkte, mein Baschi-Bozuk, der eine sehr überraschte Miene machte, als wir an ihm vorübergingen. Er mußte ihn kennen.

»Wen bringst Du mir da?« frug Ali Bey.

»Einen Fremden, den ich draußen am Bache fand. Er hatte sich versteckt, und zwar an einem Orte, von welchem aus er das ganze Dorf und auch den Weg nach Scheik Adi überblicken konnte.«

»Wer ist er?«

»Er behauptet, Lassa zu heißen und ein Dassini zu sein.«

»Dann müßte ich ihn kennen; auch gibt es keinen Dassini dieses Namens.«

»Er stach nach mir, als ich ihn zwang, mit mir zu gehen. Hier ist er. Thue mit ihm, was Du willst!«

Ich verließ den Raum. Draußen stand der Buluk Emi-  
ni noch.

»Kennst Du den Mann, den ich jetzt brachte?«

»Ja. Was hat er gethan, Emir? Gewiß hast Du ihn verkannt! Er ist kein Dieb und kein Räuber.«

»Was sonst?«

»Er ist Kol Agassi<sup>1</sup> bei meinem Regiment.«

»Ah! Wie heißt er?«

»Nasir. Wir nannten ihn Nasir Agassi. Er ist der Freund des Miralai Omar Amed.«

»Gut; sage Halef, daß er satteln möge!«

Ich kehrte in das Selamlik zurück, wo vor Mohammed Emin und einigen der zufällig anwesenden bedeutenderen Dorfbewohner das Verhör bereits begonnen hatte.

»Seit wann lagst Du im Busche?« frug der Bey.

---

<sup>1</sup>Überzähliger Stabsoffizier zu Fuße.

»Seit dieser Mann hier badete.«

»Dieser Mann ist ein Emir; merke Dir das! Du bist kein Dassini und auch kein Dschesidi. Wie heißt Du?«

»Das sage ich nicht!«

»Warum nicht?«

»Ich habe eine Blutrache da droben in den kurdischen Bergen; ich muß verschweigen, wer ich bin und wie ich heiße.«

»Seit wann hat ein Kol Agassi mit der Blutrache des freien Kurden zu thun?« frug ich ihn.

Er wurde noch bleicher als vorhin am Bache.

»Kol Agassi? Was meinst Du?« frug er dennoch beherzt.

»Ich meine, daß ich Nasir Agassi, den Vertrauten vom Miralai Omar Amed, so genau kenne, daß ich mich nicht täuschen lasse.«

»Du – Du – – Du kennst mich? Wallahi, so bin ich verloren; das ist mein Verhängnis!«

»Nein; es ist Dein Kismet nicht. Gestehe aufrichtig, was Du hier thatest, so wird Dir vielleicht nichts geschehen!«

»Ich habe nichts zu sagen.«

»Dann bist Du verl – – –«

Ich unterbrach den zornigen Bey mit einer schnellen Handbewegung und wandte mich wieder zu dem Gefangenen.

»Ist das von der Blutrache die Wahrheit?«

»Ja, Emir!«

»So sei ein anderes Mal vorsichtiger. Wenn Du mir versprichst, unverweilt nach Mossul zurückzukehren und die Rache für jetzt aufzuschieben, so bist Du frei.«

»Effendi!« rief da der Bey erschrocken. »Bedenke doch, daß wir ja —«

»Ich weiß, was Du sagen willst,« unterbrach ich ihn abermals. »Dieser Mann ist ein Stabsoffizier des Mutesarîf, ein Kol Agassi, aus dem einst vielleicht ein General werden kann, und Du lebst mit dem Mutessarîf in Freundschaft und in tiefstem Frieden. Es thut mir jetzt leid, diesen Offizier belästigt zu haben, was gar nicht geschehen wäre, wenn ich ihn sofort gekannt hätte. — Du versprichst mir also, unverweilt nach Mossul zurückzukehren?«

»Ich verspreche es.«

»Betrifft diese Rache einen Dschesidi?«

»Nein.«

»So gehe, und Allah behüte Dich, daß die Rache nicht gefährlich für Dich selbst wird!«

Er stand ganz erstaunt. Noch vor einem Augenblick hatte er den gewissen Tod vor sich gesehen, und jetzt sah er sich frei. Er faßte meine Hand und rief:

»Emir, ich danke Dir! Allah segne Dich und alle die Deinen!«

Dann war er in größter Eile zur Thür hinaus. Er mochte befürchten, daß wir unsere Großmuth noch be-reuen könnten.

»Was hast Du gethan!« sagte Ali Bey mehr erzürnt als erstaunt.

»Das Beste, was ich thun konnte,« antwortete ich.

»Das Beste? Dieser Mensch ist ein Spion!«

»Das ist richtig.«

»Und hatte den Tod verdient!«

»Das ist richtig.«

»Und Du schenktest ihm die Freiheit! Zwangst ihn nicht zum Geständniß!«

Auch die andern Dschesidi schauten finster drein. Ich ließ mich dies nicht anfechten und antwortete:

»Was hättest Du durch sein Geständniß erfahren?«

»Vielleicht viel!«

»Nicht mehr, als wir bereits wissen. Und übrigens schien er der Mann zu sein, der lieber stirbt als gesteht.«

»So hätten wir ihn getödtet!«

»Und was wäre die Folge davon gewesen?«

»Daß es einen Spion weniger gegeben hätte!«

»O, die Folgen wären noch ganz andere gewesen. Der Kol Agassi war jedenfalls abgeschickt, sich zu überzeugen, ob wir eine Ahnung von dem beabsichtigten Überfalle haben. Tödteten wir ihn, oder hielten wir ihn gefangen, so kehrte er nicht zurück, und man hätte gewußt, daß wir bereits gewarnt sind. Nun aber hat er seine Freiheit wieder erhalten, und der Miralai Omar Amed wird als ganz sicher annehmen, daß wir nicht

das Geringste von dem Anschläge des Mutessarif ahnen. Es würde doch die allergrößte Dummheit sein, einen Spion zu entlassen, wenn man überzeugt ist, daß man überfallen werden soll – so werden sie sich sagen. Habe ich recht?«

Der Bey umarmte mich.

»Verzeih, Emir! Meine Gedanken reichten nicht so weit wie die Deinigen. Aber ich werde ihm einen Späher nachsenden, um mich zu überzeugen, daß er auch wirklich fortgeht.«

»Auch dies wirst Du nicht thun.«

»Warum nicht?«

»Er könnte grad dadurch auf das aufmerksam werden, was wir ihm durch seine Freilassung verborgen haben. Er wird sich hüten, hier zu bleiben, und übrigens kommen jetzt genug Leute an, bei denen Du Dich erkundigen kannst, ob sie ihm begegnet sind.«

Auch hier drang ich durch. Es war mir eine angenehme Genugthuung, zwei Vortheile verbunden zu haben: ich hatte einem Menschen, der doch nur auf Befehl gehandelt hatte, das Leben erhalten und zu gleicher Zeit den Plan des Mutessarif vereitelt. Mit diesem Gefühle ging ich in das Frauengemach, welches hier eigentlich Küche genannt werden mußte, um das Frühstück einzunehmen. Vorher aber holte ich aus meiner kleinen Raritätensammlung, die ich von Isla Ben Maflei erhalten hatte, ein Armband, an welchem ein Medaillon angebracht war.

Der kleine Bey war auch bereits munter. Während ihn seine Mutter hielt, versuchte ich seine niedliche Physiognomie zu Papiere zu bringen. Es gelang ganz leidlich, denn Kinder sind einander ähnlich. Dann legte ich das Papier in das Medaillon und gab der Mutter das Armband.

»Trage dies als Andenken an den Emir der Nemtsche,« bat ich sie; »das Gesicht Deines Sohnes befindet sich darin; es wird ewig jung bleiben, auch wenn er alt geworden ist.«

Sie sah das Bild an und war ganz entzückt. In fünf Minuten hatte sie es sämtlichen Bewohnern des Hauses und allen Anwesenden gezeigt, und ich konnte mich vor Dankbarkeitsbezeugungen kaum retten. Dann aber brachen wir auf, allerdings nicht mit dem Gefühle, daß es zu einer Lustbarkeit gehe, sondern in sehr ernster Stimmung.

Ali Bey hatte seine kostbarste Kleidung angelegt. Er ritt mit mir voraus, und dann folgten die angesehensten Leute des Dorfes. Mohammed Emin befand sich natürlich an unserer Seite. Er war mißmuthig, da unser Ritt nach Amadijah eine solche Unterbrechung erlitten hatte. Vor uns her zog eine Schar von Musikanten mit Flöten und Tamburins. Hinterher kamen die Frauen, meist mit Eseln, die mit Teppichen, Kissen und allerlei Geräthschaften beladen waren.

»Hast Du Deine Vorbereitungen für Baadri getroffen?« frug ich den Bey.

»Ja. Bis Dscherajah stehen Posten, welche mir das Nahen des Feindes sofort melden.«

»Baadri wirst Du den Türken ohne Vertheidigung lassen?«

»Natürlich. Sie werden still hindurchziehen, um uns nicht vor der Zeit aufmerksam zu machen.«

Von jetzt an ging es sehr laut um uns zu. Wir wurden von Reitern umschwärmt, welche Scheingefechte aufführten, und von allen Seiten knallten unaufhörlich Salven. Jetzt wurde der Weg sehr schmal und wand sich stellenweise so steil an den Bergen empor, daß wir absteigen und, Einer hinter dem Andern, unsere Pferde über die Felsen führen mußten. Erst nach einer starken Stunde erreichten wir den Gipfel des Passes und konnten nun in das grüne bewaldete Thal von Scheik Adi hinabblicken.

Ein Jeder schoß, sobald er die weiße Thurmspitze des Grabmales erblickte, sein Gewehr ab, und von unten herauf antworteten ununterbrochen Schüsse, so daß ein großes Infanteriegefecht Statt zu finden schien, dessen Echo in den Bergen widerhallte. Hinter uns kamen immer neue Züge, und als wir den Abhang hinabritten, sahen wir rechts und links zur Seite zahlreiche Pilger unter den Bäumen liegen. Sie ruhten sich hier von den Strapazen des Steigens aus und genossen dabei den Anblick des Heiligthumes und der herrlichen Gebirgsnatur, der für die Bewohner der Ebene eine wahre Erquickung sein mußte.

Wir hatten das Grabmal noch nicht erreicht, so kam uns Mir Scheik Khan, das geistliche Oberhaupt der Dschesidi, an der Spitze mehrerer Scheiks entgegen. Er wird Emir Hadschi genannt und stammt von der Familie der Ommijaden ab. Seine Familie wird als die Hauptfamilie der Dschesidi betrachtet und Posmir oder Begzadehs genannt. Er selbst war ein kräftiger Greis von mildem, ehrwürdigem Aussehen und schien nicht den mindesten hierarchischen Stolz zu besitzen; denn er verbeugte sich vor mir und umarmte mich dann so innig, wie man es bei einem Sohne thun würde.

»Aaleik salam u rahhmet Allah. Ser sere men at – der Friede und die Barmherzigkeit Gottes sei mit Dir! Ihr seid mir willkommen!« grüßte er.

»Chode scogholeta rast init – Gott stehe Dir bei in Deinem Amte!« antwortete ich. »Aber willst Du nicht türkisch mit mir sprechen? Ich verstehe die Sprache Eures Landes noch nicht!«

»Befiehl über mich nach Deinem Gefallen, und sei mein Gast in dem Hause dessen, an dessen Grabe wir die Allmacht und die Gnade verehren.«

Wir waren natürlich bei seinem Nahen abgestiegen. Auf einen Wink von ihm wurden unsere Pferde in Empfang genommen, und wir, nämlich Ali Bey, Mohammed Emin und ich, schritten an seiner Seite dem Grabmale zu. Wir gelangten zunächst in einen von einer Mauer umgebenen Hof, welcher bereits ganz von Menschen

erfüllt war; dann gelangten wir an den Eingang des innern Hofes, welcher von den Dschesidi nie anders als barfuß betreten wird. Ich folgte diesem Beispiele, zog meine Schuhe aus und ließ sie am Eingange zurück.

In dem innern Hofe standen viele Bäume, deren Schatten den Pilgern Kühlung bringt; dichter Olean- der trieb Blüthe an Blüthe, und ein ungeheurer Weinstock bildete eine Laube, nach welcher uns der Mir Scheik Khan führte und in der wir Platz nahmen. Einige Scheiks und Kawals ruhten unter den Bäumen, sonst waren wir allein.

In diesem Hofe erhebt sich das eigentliche Gebäude des Grabmales, welches von zwei weißen Thürmen überragt wird, die mit dem tiefen Grün des Thales lebhaft und wohlthuend contrastiren. Ihre Spitzen sind vergoldet und ihre Seiten in viele Winkel gebrochen, zwischen denen sich Licht und Schatten jagen. Über dem Thorwege waren einige Figuren ausgehauen, in denen ich einen Löwen, eine Schlange, ein Beil, einen Mann und einen Kamm erkannte. Das Innere des Gebäudes ist, wie ich nachher sah, in drei Hauptabtheilungen geschieden, von denen die eine größer ist, als die beiden andern. Diese Halle wird von Säulen und Bogen getragen und hat einen Brunnen, dessen Wasser für sehr heilig gehalten wird. Mit demselben werden die Kinder getauft. In der einen der zwei kleineren Abtheilungen befindet sich das eigentliche Grab

des Heiligen. Über der Gruft erhebt sich ein großes kubisches Gehäuse, welches aus Thon gebildet und mit Gips überzogen ist. Als einziger Schmuck ist ein grünes, gesticktes Tuch darüber gebreitet, und eine ewige Lampe brennt in dem Gemache.

Der Thon des Grabmales bedarf von Zeit zu Zeit einer Ergänzung, da die Hüter des Heiligthums kleine Kugeln daraus bereiten, welche von den Pilgern gern gekauft und als Andenken mitgenommen, vielleicht auch als Amulette getragen werden. Diese Kugeln befinden sich in einem Gefäße, welches an dem erwähnten Weinstocke angebracht ist, und haben verschiedene Größen: von der Größe einer Erbse bis zu der jener kleinen Marmor- oder Glaskugeln, mit denen bei uns die Kinder zu spielen pflegen.

In dem zweiten kleinen Gemache befindet sich auch ein Grab, über dessen Inhalt die Dschesidi aber selbst nicht klar zu sein scheinen.

In der Umfassungsmauer, welche das Heiligthum umgibt, sind zahlreiche Nischen angebracht, welche die Lichter aufzunehmen haben, mit denen bei größeren Festen illuminirt wird. Das Grabmal wird von Gebäuden umgeben, welche den Priestern und Dienern des Grabes zur Wohnung dienen. Der ganze Ort aber liegt in einer engen Thalschlucht, deren Felsen von allen Seiten sehr steil in die Höhe steigen. Er besteht nur aus wenigen profanen Wohnungen und enthält außer

dem Heiligthume vorzugsweise solche Gebäude, welche die Pilger aufzunehmen haben. Jeder Stamm oder auch jede größere Abtheilung desselben hat dann ein solches Haus ausschließlich für sich in Besitz.

Draußen vor den Mauern hatte sich ein förmlicher Jahrmakkt entfaltet. Alle möglichen Arten von Geweben und Zeugen hingen zum Verkaufe von den Ästen der Bäume nieder; alle möglichen Früchte und Eßwaaren wurden feilgeboten; Waffen, Schmuckgegenstände und allerlei orientalisches Allerhand war zu bekommen. Wäre die Tracht nicht gewesen, so hätte ich mich in die Heimat versetzt dünken können, so heiter und unbefangen, so harmlos und gemüthlich war das bunte Treiben in dem Dorfe des Heiligen. Wahrhaftig, diese Teufelsanbeter erwarben sich immer mehr meine Sympathie, und ich stimme dem vollständig bei, was ein sehr verständiger Engländer, welcher einige Wochen in Kofau gewesen war, mir später in Constantinopel von ihnen sagte:

»Die Teufelsanbeter werden verleumdet, weil sie besser sind, als ihre Verleumder. Wären sie zahlreicher und nicht so zerstreut, so könnten sie die Deutschen Asien's werden, und nirgends hat das Christenthum so große Hoffnung auf Erfolg als bei diesen Leuten. Ich glaube, gewisse überseeische<sup>1</sup> Sendboten der Mission schildern die Dschesidi nur deßhalb so ganz und gar

---

<sup>1</sup>protestantische.

unwahr, um einem etwaigen kleinen Erfolge eine sehr große Bedeutung verleihen zu können.«

Natürlich ließ ich meiner Wißbegierde nicht die Zügel schießen, so daß sie zur lästigen Neugierde werden konnte, und vielleicht grad darum wurde unsere Unterhaltung eine so animirt herzliche, als ob wir Glieder einer Familie seien und uns von Jugend auf geliebt und geachtet hätten. Natürlich kam die Rede zunächst auf den bevorstehenden Angriff, doch wurde dieser Gegenstand bald bei Seite gelegt, da es sich herausstellte, daß Ali Bey alle erforderlichen Maßregeln mit der größten Sorgfalt getroffen hatte. Dann kam das Gespräch auf Mohammed Emin's und meine Person, auf unsere Erlebnisse und gegenwärtigen Absichten.

»Vielleicht kommt Ihr dabei in Gefahr und bedürft der Hilfe,« meinte der Mir Scheik Khan. »Ich werde Euch ein Zeichen mitgeben, welches Euch den Beistand aller Dschesidi sichert, denen Ihr es zeigt.«

»Ich danke Dir! Es wird ein Brief sein?« frug ich.

»Nein, ein Melek Ta-us.«

Fast wäre ich wie elektrisirt emporgesprungen. Das war ja die Benennung des Teufels! Das war ja der Name desjenigen Thieres, welches nach den über sie verbreiteten Verleumdungen bei ihren Gottesdiensten auf dem Altare stand und die Lichter verlöschen mußte, wenn die Orgien beginnen sollten! Das war endlich auch der Name derjenigen Legitimation, welche der Mir Scheik Khan jedem Priester anvertraut, den er mit

einer besonderen Mission beehrt! Und dieses große, dieses geheimnißvolle Wort, über welches so viel gestritten worden ist, sprach er hier so gelassen aus? Ich nahm eine sehr unbefangene Miene an und frug:

»Einen Melek Ta-us? Darf ich fragen, was das ist?«

Mit der freundlichen Miene eines Vaters, der seinem unwissenden Sohne eine nothwendige Erklärung gibt, antwortete er:

»Melek Ta-us nennen wir Jenen, dessen eigentlicher Name bei uns nicht ausgesprochen wird. Melek Ta-us heißt auch das Thier, welches bei uns ein Symbol des Muthes und der Wachsamkeit ist, und Melek Ta-us nennen wir auch die Abbildung dieses Thieres, welche ich Jenen verleihe, zu denen ich Vertrauen habe. Ich weiß Alles, was man über uns fabelt; aber Deine Weisheit wird Dir sagen, daß ich uns vor Dir nicht zu vertheidigen brauche. Ich habe mit einem Manne gesprochen, der in vielen christlichen Kirchen gewesen ist. Er sagte mir, daß dort die Bilder der Gottesmutter, des Gottessohnes und vieler Heiligen seien. Auch ein Auge sollt Ihr haben, welches das Symbol des Gottvaters, und eine Taube, welche das Zeichen des Geistes ist. Ihr kniet und betet an den Orten, wo diese Bilder sind, aber ich werde niemals glauben, daß Ihr diese Bilder anbetet. Wir glauben von Euch das Richtige, und Ihr glaubet von uns das Falsche. Wer ist verständiger und gütiger, Ihr oder wir? Blicke hin an das Thor! Meinst Du, daß wir diese Bilder anbeten?«

»Nein.«

»Du siehst einen Löwen, eine Schlange, ein Beil, einen Mann und einen Kamm. Die Dschesidi können nicht lesen; daher ist es besser, man sagt ihnen durch diese Bilder, was man ihnen sagen möchte. Eine Schrift würden sie nicht verstehen; diese Bilder aber werden sie nie vergessen, weil dieselben am Grabe ihres Heiligen zu sehen sind. Dieser Heilige war ein Mann; darum beten wir ihn nicht an; aber wir versammeln uns an seinem Grabe, wie sich die Kinder am Grabe ihres Vaters versammeln.«

»Er hat Euren Glauben gestiftet?«

»Er hat uns unsern Glauben, nicht aber unsere Gebräuche gegeben. Der Glaube wohnt im Herzen, die Sitten aber wachsen aus dem Boden, auf welchem wir leben, und aus dem Lande, welches diesen Boden rings umgrenzt. Scheik Adi hat vor Mohammed gelebt. Zu seiner Lehre sind auch diejenigen Satzungen des Kurans gekommen, welche wir für gut und heilsam erkannt haben.«

»Man erzählte mir, daß er Wunder gethan habe.«

»Wunder kann nur Gott thun; aber wenn er sie thut, so thut er sie durch die Hand der Menschen. Blicke hinein dort in die Halle! Dort ist ein Brunnen, den Scheik Adi hervorgebracht hat. Dieser ist noch vor Mohammed in Mekka gewesen. Schon damals war Zem-Zem eine heilige Quelle. Er nahm von dem Wasser des Zem-Zem und tropfte es hier auf den Felsen. Sofort öffnete

sich derselbe, und das heilige Wasser sprang hervor. So wird uns erzählt. Wir gebieten nicht, dies zu glauben, denn das Wunder ist auch ohne dies da. Oder ist es kein Wunder, wenn aus dem harten, todtten Stein das lebendige Wasser fließt? Dieses ist bei uns ein Symbol der Reinheit unserer Seele, und darum halten wir es für heilig, nicht aber, weil es von der Quelle Zem-Zem stammen soll.«

Mir Scheik Khan brach seine Rede ab, denn jetzt öffnete sich das äußere Thor, um einen langen Zug von Pilgrimen einzulassen, von denen ein Jeder eine Lampe trug. Diese Lampen waren die Dank- und Weihgeschenke für die Heilung einer Krankheit oder die Rettung aus irgend einer Gefahr. Sie waren für Scheik Schems<sup>1</sup> bestimmt, das leuchtende Symbol der göttlichen Klarheit.

Alle diese Pilger waren gut bewaffnet. Ich sah dabei recht eigenthümliche kurdische Tüfenks<sup>2</sup> Bei einer derselben wurden Lauf und Schaft durch zwanzig starke, breite eiserne Ringe verbunden, welche ein sicheres Zielen ganz unmöglich machten. Eine zweite zeigte eine Art Bajonnet, welches eine Gabel bildete, deren zwei Zinken zu beiden Seiten des Laufes befestigt waren. Die Männer überreichten ihre Krüge den Priestern und traten der Reihe nach zu Mir Scheik Khan, um ihm

---

<sup>1</sup>Sonne.

<sup>2</sup>Flinten.

die Hand zu küssen, wobei sie ihre Waffen neigten oder ganz ablegten.

Die Lampen werden gebraucht, um am Abend des Festes den heiligen Ort mit seiner ganzen Umgebung zu illuminiren. Es darf dabei kein gewöhnliches Öl oder gar Bitumen und Naphtha gebrannt werden, da dies für unrein gilt. Nur das Öl vom Sesam ist gestattet.

Als die Prozession sich entfernt hatte, wurden wohl gegen zwanzig Kinder getauft und beschnitten, welche zum Theil von sehr weit hergebracht worden waren. Ich wohnte diesen religiösen Handlungen bei.

Später entfernte ich mich mit Mohammed Emin, um einen Gang durch das Thal zu machen. Am auffälligsten war mir die ungeheure Zahl von Fackeln, welche zum Verkaufe auslagen. Nach einer ungefähren Schätzung konnten es zehntausend sein. Die Händler machten glänzende Geschäfte, denn ihre Waare wurde ihnen förmlich aus der Hand gerissen.

Eben standen wir vor einem Verkäufer von Glas- und unechten Korallenwaaren, als ich die weiße Gestalt des Pir Kamek den Bergpfad herabkommen sah. Er mußte, wenn er zum Heiligthume wollte, an uns vorüber, und als er uns erreichte, blieb er bei uns stehen.

»Willkommen hier, Ihr Gäste vom Scheik Schems! Ihr werdet den Heiligen der Dschesidi kennen lernen.«

Er reichte uns die Hände. Sobald er bemerkt worden war, wurde er vom Volke umringt, und ein Jeder bemühte sich, seine Hand oder den Saum seines Gewandes zu berühren und zu küssen. Er hielt eine Ansprache an die Versammelten; sein langes weißes Haar flatterte im Morgenwinde; seine Augen leuchteten, und seine Geberden zeigten die Lebhaftigkeit der Begeisterung. Dazu krachten die Schüsse der Ankommenden von oben herab, und ganze Salven antworteten aus dem Thale hinauf. Leider konnte ich seine Rede nicht verstehen, da er sie in kurdischer Sprache hielt. Am Schlusse derselben aber intonirte er einen Gesang, in welchen Alle einfielen und dessen Anfang mir der Sohn Seleks, welcher dazu kam, übersetzte:

»O gnädiger und großmüthiger Gott, welcher nährt die Ameise und die kriechende Schlange, Nacht und Tag Lenkender, Lebendiger, Höchster, Ursachloser, welcher der Nacht die Finsterniß und dem Tage das Licht zuweist! Weiser, herrsche über Weisheit; Starker, herrsche über die Stärke; Lebendiger, herrsche über den Tod!«

Nach dem Gesange zertheilte sich die Menge, und der Pir trat zu mir.

»Hast Du verstanden, was ich den Pilgern sagte?«

»Nein. Du weißt, daß ich Deine Sprache nicht rede.«

»Ich sagte ihnen, daß ich Scheik Schems ein Opfer bringen werde, und nun sind sie in den Wald gegangen, um das nöthige Holz zu holen. Willst Du dem

Opfer beiwohnen, so bist Du willkommen. Jetzt aber verzeihe, Emir; dort kommen bereits die Opferstiere.«

Er ging dem Grabmale zu, vor dessen Mauern soben eine lange Reihe von Ochsen aufgeführt wurde. Wir folgten ihm langsam nach.

»Was geschieht mit den Thieren?« frug ich meinen Dolmetscher.

»Sie werden geschlachtet.«

»Für wen?«

»Für Scheik Schems.«

»Kann die Sonne Stiere essen?«

»Nein, sondern sie verschenkt dieselben an die Armen.«

»Nur das Fleisch?«

»Alles: das Fleisch, die Eingeweide und die Haut. Mir Scheik Khan übernimmt die Vertheilung.«

»Und das Blut?«

»Das wird nicht gegessen, sondern in die Erde gegraben, denn die Seele ist im Blute.«

Das war also genau die alttestamentliche Anschauung, daß das Leben des Leibes, daß die Seele im Blute liege. Ich sah, daß es sich hier nicht um eine heidnische Opferung, sondern um eine Liebesgabe handle, welche es den Armen ermöglichen sollte, die Festtage ohne Nahrungsorgen feiern zu können.

Als wir den Platz erreichten, trat eben Mir Scheik Khan aus dem Thore, gefolgt von Pir Kamek, von einigen Scheiks und Kawals und einer größeren Anzahl

von Fakirs. Alle hatten Messer in der Rechten. Der Platz wurde von einer großen Menge Krieger umgeben, welche ihre Gewehre schußbereit hielten. Da warf Mir Scheik Khan das Obergewand ab, sprang auf den ersten Stier und stieß ihm das Messer mit solcher Sicherheit in den Nackenwirbel, daß das Thier sofort todt niederstürzte. In demselben Augenblick erhob sich ein hundertstimmiger Jubel, und ebenso viele Schüsse krachten.

Mir Scheik Khan trat zurück, und Pir Kamek setzte das Werk fort. Es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, diesen Mann mit weißem Haar und schwarzem Barte von einem Stiere auf den nächsten springen und sie alle der Reihe nach mit dem sicheren Messerstich fällen zu sehen. Dabei floß kein Tropfen Blut. Nun aber traten die Scheiks herbei, um die Halsader zu öffnen, und die Fakirs naheten sich mit großen Gefäßen, um das Blut aufzufangen. Als dies beendet war, wurde eine ganz bedeutende Anzahl von Schafen herbeigetrieben, deren erstes wieder Mir Scheik Khan tödtete, die andern aber wurden von den Fakirs geschlachtet, welche eine außerordentliche Geschicklichkeit in diesem Geschäft bewiesen.

Da trat Ali Bey zu mir.

»Willst Du mich begleiten nach Kaloni?« frug er. »Ich muß mich der Freundschaft der Badinan versichern.«

»Ihr lebt mit ihnen in Unfrieden?«

»Hätte ich dann meine Kundschafter aus ihnen wählen können? Ihr Häuptling ist mein Freund; doch gibt es Fälle, in denen man so sicher wie möglich gehen muß. Komm!«

Wir hatten nicht weit zu gehen, um das sehr große, aus rohen Steinen aufgeführte Haus zu erreichen, welches Ali Bey zur Zeit des Festes bewohnte. Sein Weib hatte bereits auf uns gewartet. Wir fanden auf der Plattform des Gebäudes mehrere Teppiche ausgebreitet, auf denen wir Platz nahmen, um das Frühstück zu genießen. Von diesem Punkte aus konnten wir beinahe das ganze Thal überblicken. Überall lagerten Menschen. Jeder Baum war zum Zelte geworden.

Drüben, rechts von uns, stand ein Tempel, der Sonne<sup>1</sup> gewidmet. Er stand so, daß ihn die ersten Strahlen des Morgenlichtes treffen mußten. Als ich ihn später betrat, fand ich nur vier nackte Wände und keinerlei Vorrichtung, welche auf eine götzdienerische Handlung schließen ließ; aber ein heller Wasserstrahl floß in einer Rinne des Fußbodens, und an der reinlichen weißen Kalkmauer sah ich in arabischer Sprache die Worte geschrieben: »O Sonne, o Licht, o Leben von Gott!«

Jetzt saßen an seiner Außenseite mehrere Familien der reichen Kotschers<sup>2</sup> Die Männer lehnten an der Wand, in hellfarbige Jacken und Turbane gekleidet und mit phantastischen Waffen geschmückt. Die Frauen

---

<sup>1</sup>Scheik Schems.

<sup>2</sup>Wandernde Stämme.

hatten seidene Gewänder, und trugen das Haar in viele über den Rücken fallende Flechten geflochten, in welche bunte Blumen gewoben waren. Ihre Stirnen waren mit goldenen und silbernen Münzen fast ganz verdeckt, und lange Schnüre von Münzen, Glasperlen und geschnittenen Steinen hingen ihnen um den Nacken.

Vor mir stand ein Mann aus dem Sindschar am Stamme eines Baumes. Seine Haut war dunkelbraun, sein Gewand aber weiß und rein. Er musterte mit durchdringenden Blicken die Umgebung und schüttelte sich zuweilen das lange Haar aus dem Gesicht. Seine Flinte hatte ein plumpes, altes Luntenschloß, und sein Messer war an einem rohgeschnitzten Griff befestigt; aber man sah es ihm an, daß er der Mann war, diese einfachen Waffen mit Erfolg zu gebrauchen. Neben ihm saß sein Weib bei einem kleinen Feuer, an welchem sie Gerstenkuchen buk, und über ihm kletterten in den Zweigen zwei halbnackte, braune Buben herum, die auch schon ihre Messer in einem dünnen Stricke trugen, den sie um den Leib geschlungen hatten.

Nicht weit von ihm lagerten zahlreiche Städtebewohner, vielleicht aus Mossul; die Männer besorgten ihre mageren Esel, die Frauen sahen blaß und ausgebleicht aus, ein sprechendes Bild der Noth und Sorge und Unterdrückung, welcher diese Leute ausgesetzt sind.

Dann sah ich Männer, Frauen und Kinder aus dem Scheikhan, aus Syrien, aus Hadschilo und Midiad, aus

Heischteran und Semsat, aus Mardin und Nisibin, aus dem Gebiete der Kendali und der Delmamikan, von Kankan und Kotschalian, ja sogar aus dem Bereiche der Tuzik und der Delmagumgumuku. Alt und Jung, Arm und Reich, Alle waren reinlich. Die Einen hatten ihre Turbans mit Straußenfedern geschmückt, und die Andern konnten kaum ihre Blöße bedecken; aber Alle trugen Waffen. Sie verkehrten untereinander wie Brüder und Schwestern; man gab sich die Hände, man umarmte und küßte sich; keine Frau und kein Mädchen verbarg ihr Angesicht vor einem Fremden – es waren die Angehörigen einer großen Familie, welche hier zusammentrafen.

Jetzt krachte eine Salve, und ich sah, wie sich die Männer in einzelnen größeren oder kleineren Gruppen nach dem Grabmale begaben.

»Was thun sie dort?« frug ich Ali Bey.

»Sie holen sich ihr Fleisch von den Opfertieren.«

»Gibt es eine gewisse Aufsicht dabei?«

»Ja. Nur die Armen kommen. Sie treten nach ihren Stämmen und Wohnsitzen zusammen, deren Anführer sie begleitet oder von dem sie eine Bescheinigung vorzeigen.«

»Eure Priester erhalten keinen Theil des Fleisches?«

»Von diesen Stieren nicht; am letzten Tage des Festes aber werden einige Thiere geschlachtet, welche weiß, ganz weiß sein müssen, und deren Fleisch gehört den Priestern.«

- »Können Eure Priester Sünde thun?«  
»Warum nicht? Sie sind doch Menschen!«  
»Auch die Pirs, die Heiligen?«  
»Auch sie.«  
»Auch Mir Scheik Khan?«  
»Ja.«  
»Glaubst Du, daß auch der große Heilige Scheik Adi Sünde gethan hat?«  
»Auch er war ein Sünder, denn er war nicht Gott.«  
»Laßt Ihr Eure Sünden auf Eurer Seele liegen?«  
»Nein, wir entfernen sie.«  
»Wie?«  
»Durch die Symbole der Reinheit, durch das Feuer und das Wasser. Du weißt, daß wir uns bereits gestern oder heute gewaschen haben. Dabei bekennen wir unsere Sünden und geloben, sie von uns zu thun; dann werden sie vom Wasser fortgenommen. Und heute Abend wirst Du sehen, daß wir unsere Seelen auch durch die Flamme reinigen.«  
»Du glaubst also, daß die Seele nicht mit dem Leibe stirbt?«  
»Wie könnte sie sterben, da sie von Gott ist!«  
»Wie kannst Du mir dies beweisen, wenn ich es nicht glaube?«  
»Du scherzest! Steht nicht in Eurem Kitab: ›Japar-di bir sagh solukü burunuje – er blies ihm einen lebendigen Odem in seine Nase?«

»Nun gut, wenn die Seele also nicht stirbt, wo bleibt sie nach dem Tode des Leibes?«

»Du athmest die Luft wieder ein, nachdem Du sie ausgeathmet hast. Auch Gottes Odem geht wieder zu ihm zurück, nachdem er von Sünden rein geworden ist. – Laß uns nun aufbrechen!«

»Wie weit ist es bis Kaloni?«

»Man reitet vier Stunden lang.«

Unten standen unsere Pferde. Wir stiegen auf und verließen ohne alle Begleitung das Thal. Der Weg führte an der steilen Bergwand empor, und als wir die Höhe derselben erreicht hatten, sah ich ein dicht bewaldetes, von zahlreichen Thälern durchzogenes Gebirgsland vor mir. Dieses Land wird von den großen Stämmen der Missouri-Kurden bewohnt, zu denen auch die Badinan gehören. Unser Weg führte bald bergab, bald wieder bergauf, bald zwischen nackten Felsen und bald durch dichten Wald dahin. An den Abhängen sahen wir einige kleine Dörfer liegen, aber die Häuser derselben waren verlassen. Hier und da hatten wir die kalten Fluthen eines wilden Bergbaches zu durchreiten, der sein Wasser dem Ghomel entgeschickte, um mit diesem dem Ghazir oder Bumadus zuzufließen, der in den großen Zab geht und sich mit diesem bei Keschaf in den Tigris ergießt. Diese Häuser waren von Weingärten umgeben, neben denen Sesam, Korn und Baumwolle gedieh, und erhielten ein besonders schmuckes Aussehen durch die Blüthen und Früchte

der sorgsam gepflegten Feigen-, Walnuß-, Granatapfel-, Pfirsich-, Kirschen-, Maulbeer- und Olivenbäume.

Kein Mensch begegnete uns, denn die Dschesidi, welche die Gegend bis Dschulamerik bewohnten, waren schon alle in Scheik Adi eingetroffen, und wir waren bereits zwei Stunden weit geritten, als wir eine Stimme hörten, welche uns anrief.

Ein Mann trat aus dem Walde. Es war ein Kurde. Er hatte sehr weite, unten offene Hosen an, und die nackten Füße steckten in niedrigen Lederschuhen. Der Körper war nur mit einem am Halse viereckig ausgeschnittenen Hemde bekleidet, welches bis zur Wade niederhing. Sein dichtes Haar hing in lockigen Strähnen über die Schultern herab, und auf dem Kopfe trug er eine jener merkwürdigen, häßlichen Filzmützen, welche das Aussehen einer riesigen Spinne haben, deren runder Körper den Scheitel bedeckt und deren lange Beine hinten und zur Seite bis auf die Achseln niederhängen. Im Gürtel trug er ein Messer, eine Pulverflasche und den Kugelbeutel, eine Flinte aber war nicht zu sehen.

»Ni, vro'l kjer – guten Tag!« grüßte er uns. »Wohin will Ali Bey, der Tapfere, reiten?«

»Chode t'aveschket – Gott behüte Dich!« antwortete der Bey. »Du kennst mich? Von welchem Stamme bist Du?«

»Ich bin ein Badinan, Herr.«

»Aus Kaloni?«

»Ja, aus Kalahoni, wie wir es nennen.«

»Wohnt Ihr noch in Euren Häusern?«

»Nein. Wir haben unsere Hütten bereits bezogen.«

»Sie liegen hier in der Nähe?«

»Woher vermuthest Du das?«

»Wenn ein Krieger sich weit von seiner Wohnung entfernt, so nimmt er sein Gewehr mit. Du aber hast das Deinige nicht bei Dir.«

»Du hast es errathen. Mit wem willst Du reden?«

»Mit Deinem Häuptling.«

»Steige ab, und folge mir!«

Wir stiegen von den Pferden und nahmen sie beim Zügel. Der Kurde führte uns in den Wald hinein, in dessen Tiefe wir einen starken, aus gefällten Bäumen errichteten Verhau erreichten, hinter welchem wir zahlreiche Hütten liegen sahen, die nur aus Stangen, Ästen und Laubwerk hergestellt waren. In dieser Barrikade war eine schmale Öffnung gelassen worden, die uns den Eingang gestattete. Nun sahen wir mehrere Hunderte von Kindern sich zwischen den Hütten und Bäumen umhertummeln, während die Erwachsenen, sowohl Männer als Frauen, damit beschäftigt waren, den Verhau zu vergrößern und zu befestigen. Auf einer der größten Hütten saß ein Mann. Es war der Häuptling, der diesen höheren Platz eingenommen hatte, um einen freieren Überblick zu haben und die Arbeit besser dirigiren zu können. Als er meinen Begleiter erblickte, sprang er herab und kam uns entgegen.

»Kjeir ati; Chode dauleta ta mazen b'ket – sei willkommen; Gott vermehre Deinen Reichthum!«

Bei diesen Worten gab er ihm die Hand und winkte einem Weibe, welches eine Decke ausbreitete, auf welche wir uns niedersetzten. Mich schien er gar nicht zu beachten. Ein Dschesidi wäre auch gegen mich höflich gewesen. Dasselbe Weib, welches jedenfalls seine Frau war, brachte jetzt drei Pfeifen, welche ziemlich roh aus dem Holze eines Indschaz<sup>1</sup> geschnitten waren, und ein junges Mädchen trug eine Schüssel auf, in welcher Habi tri<sup>2</sup> und Hingiv<sup>3</sup> lagen. Der Häuptling nahm seinen Tabaksbeutel, welcher aus dem Felle einer Katze gearbeitet war, vom Gürtel, öffnete ihn und legte ihn vor Ali Bey.

»Taklif b' ela k' narek, au, bein ma batal – mache keine Umstände, die unter uns überflüssig sind!« sagte er.

Dabei griff er mit seinen schmutzigen Händen in den Honig, zog sich mit den Fingern ein Stück heraus und schob es in den Mund.

Der Bey stopfte sich die Pfeife und steckte sie in Brand.

»Sage mir, ob Freundschaft ist zwischen mir und Dir!« begann er die Unterhaltung.

---

<sup>1</sup>Pomeranzenbaum.

<sup>2</sup>Weintrauben.

<sup>3</sup>Honigscheiben.

»Es ist Freundschaft zwischen mir und Dir,« lautete die einfache Antwort.

»Auch zwischen Deinen Leuten und meinen Leuten?«

»Auch zwischen ihnen.«

»Wirst Du mich um Hilfe bitten, wenn ein Feind kommt, um Dich anzugreifen und zu überfallen?«

»Wenn ich zu schwach bin, ihn zu besiegen, werde ich Dich um Hilfe bitten.«

»Und Du würdest auch mir helfen, wenn ich Dich darum ersuche?«

»Wenn Dein Feind nicht mein Freund ist, werde ich es thun.«

»Ist der Gouverneur von Mossul Dein Freund?«

»Er ist mein Feind; er ist der Feind aller freien Kurden. Er ist ein Kelehsch<sup>1</sup> ein Iz<sup>2</sup> der unsere Heerden lichtet und unsere Töchter verkauft.«

»Hast Du gehört, daß er uns in Scheik Adi überfallen will?«

»Ich hörte es von meinen Leuten, welche Dir als Kundschafter dienten.«

»Sie kommen durch Dein Land. Was wirst Du thun?«

»Du siehst es!« Er deutete dabei mit einer Armbewegung auf die Hütten ringsumher. »Wir haben Kalahoni

---

<sup>1</sup>Räuber.

<sup>2</sup>Sünder, Lasterhafter.

verlassen und uns im Walde Hütten gebaut. Nun machen wir uns eine Mauer, hinter der wir uns vertheidigen können, wenn die Türken uns angreifen werden.«

»Sie werden Euch nicht angreifen.«

»Woher weißt Du dies?«

»Ich vermuthe es. Wenn es ihnen gelingen soll, uns zu überraschen, so müssen sie vorher allen Kampf und Lärm vermeiden. Sie werden also Dein Gebiet sehr ruhig durchziehen. Sie werden vielleicht gar den offenen Weg vermeiden und durch die Wälder gehen, um die Höhe von Scheik Adi unbemerkt zu erreichen.«

»Deine Gedanken haben das Richtige getroffen.«

»Aber wenn sie uns besiegt haben, dann werden sie auch über Euch herfallen.«

»Du wirst Dich nicht besiegen lassen.«

»Willst Du mir dazu verhelfen?«

»Ich will es. Was soll ich thun? Soll ich Dir meine Krieger nach Scheik Adi senden?«

»Nein, denn ich habe genug Krieger bei mir, um ohne Hilfe mit den Türken fertig zu werden. Du sollst nur Deine Krieger verbergen und die Türken ruhig ziehen lassen, damit sie sich für sicher halten.«

»Ihnen folgen soll ich nicht?«

»Nein. Aber Du magst hinter ihnen den Weg verschließen, daß sie nicht wieder zurück können. Auf der zweiten Höhe zwischen hier und Scheik Adi ist der Paß so schmal, daß nur zwei Männer neben einander gehen

können. Wenn Du dort eine Schanze machst, so kannst Du mit zwanzig Kriegern tausend Türken tödten.«

»Ich werde es thun. Aber was gibst Du mir dafür?«

»Wenn Du nicht zum Kampfe kommst, so daß ich sie allein besiege, sollst Du fünfzig Gewehre erhalten; hast Du aber mit ihnen zu kämpfen, so gebe ich Dir hundert Türkenflinten, wenn Du Dich tapfer hältst.«

»Hundert Türkenflinten!« rief der Häuptling begeistert. Er fuhr mit größter Eile in den Honig und steckte sich ein solches Stück davon in den Mund, daß ich glaubte, es müsse ihn erwürgen. »Hundert Türkenflinten!« wiederholte er kauend. »Wirst Du Wort halten?«

»Habe ich Dich bereits einmal belogen?«

»Nein. Du bist mein Bruder, mein Gefährte, mein Freund, mein Kampfgenosse, und ich glaube Dir. Ich werde mir die Gewehre verdienen!«

»Du kannst sie Dir aber nur dann verdienen, wenn Du die Türken bei ihrem Kommen ungestört ziehen lässest.«

»Sie sollen keinen von meinen Männern sehen!«

»Und sie dann hinderst, zurückzukehren, wenn es mir nicht gelingen sollte, sie zu umzingeln und festzuhalten.«

»Ich werde nicht nur den Paß, sondern auch die Seitenthäler besetzen, damit sie weder rechts noch links, weder vor- noch rückwärts können!«

»Daran thust Du wohl. Doch will ich nicht haben, daß viel Blut vergossen werde. Die Soldaten können

nichts dafür, sie müssen dem Gouverneur gehorchen; und wenn wir grausam sind, so ist der Padischah zu Stambul mächtig genug, ein großes Heer zu senden, welches uns vernichten kann.«

»Ich verstehe Dich. Ein guter Feldherr muß Gewalt und auch List anzuwenden verstehen. Dann kann er mit einem kleinen Emdscherg<sup>1</sup> ein großes Heer besiegen. Wann werden die Türken kommen?«

»Sie werden es so einrichten, daß sie beim Anbruche des morgenden Tages Scheik Adi überfallen können.«

»Den Aschutin<sup>2</sup> sollen sie selbst haben. Ich weiß, daß Du ein tapferer Krieger bist. Du wirst es den Türken ganz ebenso machen, wie es da unten in der Ebene die Haddediñ-Schammar ihren Feinden gemacht haben.«

»Du hast davon gehört?«

»Wer sollte dies nicht wissen? Die Kunde von solchen Heldenthaten verbreitet sich schnell über Berg und Thal. Mohammed Emin hat seinen Tribus zum reichsten Aschiret<sup>3</sup> gemacht.«

Ali Bey lächelte mir heimlich zu und meinte dann:

»Es ist eine schöne That, Tausende gefangen zu nehmen, ohne daß ein Kampf Statt findet.«

»Diese That wäre Mohammed Emin nicht gelungen. Er ist stark und tapfer; aber er hat einen fremden Feldherrn bei sich gehabt.«

---

<sup>1</sup>Gefolge.

<sup>2</sup>Überrumpelung.

<sup>3</sup>Stamm.

»Einen fremden?« frug der schlaue Bey.

Ihn ärgerte jedenfalls die Nichtbeachtung, die mir von Seiten des Häuptlings widerfahren war, und er ergriff nun die Gelegenheit, ihn zu beschämen. Dabei konnte es natürlich auf ein Übermaß von Lob gar nicht ankommen.

»Ja, einen fremden,« antwortete der Häuptling. »Weißt Du das noch nicht?«

»Erzähle es!«

Und der Kurde that es in folgender Weise:

»Mohammed Emin, der Scheik der Haddedihs, saß vor seinem Zelt, um Rath zu halten mit den Ältesten seines Stammes. Da that sich eine Wolke auf, und ein Reiter kam herab, dessen Pferd grad mitten im Kreise der Alten die Erde berührte.

»Sallam aaleikum!« grüßte er.

»Aaleikum sallah!« antwortete Mohammed Emin. »Fremdling, wer bist Du, und woher kommst Du?«

Das Pferd des Reiters war schwarz wie die Nacht; er selber aber trug ein Panzerhemd, Arm- und Beinschienen und einen Helm aus gediegenem Golde. Um seinen Helm war ein Shawl gewunden, den die Houri des Paradieses gewebt hatten; denn tausend lebendige Sterne kreiseten in seinen Maschen. Der Schaft seiner Lanze war von reinem Silber; ihre Spitze leuchtete wie der Strahl des Blitzes, und unter derselben waren die Bärte von hundert erlegten Feinden befestigt. Sein

Dolch funkelte wie Diamant, und sein Schwert konnte Stahl und Eisen zermalmen.

»Ich bin der Seraskier<sup>1</sup> eines fernen Landes,« antwortete der Glänzende. »Ich liebe Dich und hörte vor einer Stunde, daß Dein Stamm ausgerottet werden soll. Darum setzte ich mich auf mein Roß, welches zu fliegen vermag, wie der Gedanke des Menschen, und eilte herbei, Dich zu warnen.«

»Wer ist es, der meinen Stamm ausrotten will?« frug Mohammed.

Der Himmlische nannte die Namen der Feinde.

»Weißt Du dies gewiß?«

»Mein Schild sagt mir Alles, was auf Erden geschieht. Blicke her!«

Mohammed sah auf den goldenen Schild. In der Mitte desselben war ein Karfunkel, fünfmal größer als die Hand eines Mannes, und in diesem sah er alle seine Feinde, wie sie sich versammelten, um gegen ihn zu ziehen.

»Welch ein Heer!« rief er. »Wir sind verloren!«

»Nein, denn ich werde Dir helfen,« antwortete der Fremde. »Versammle alle Deine Krieger um das Thal der Stufen und warte, bis ich Dir die Feinde bringe!«

Er gab hierauf seinem Pferde ein Zeichen, worauf es wieder emporstieg und hinter der Wolke verschwand. Mohammed Emin aber wappnete sich und die Seinen und zog nach dem Thale der Stufen, welches er

---

<sup>1</sup>Kriegsminister oder Oberfeldherr.

rundum besetzte, so daß die Feinde wohl hinein, aber nicht wieder heraus konnten. Am andern Morgen kam der fremde Jenmeki<sup>1</sup> geritten. Er leuchtete wie hundert Sonnen, und dieses Licht blendete die Feinde, so daß sie die Augen schlossen und ihm folgten mitten in das Thal der Stufen hinein. Dort aber kehrte er seinen Schild um; der Glanz wich von ihm, und sie öffneten die Augen. Da sahen sie sich in einem Thale, aus dem es keinen Ausweg gab, und mußten sich ergeben. Mohammed Emin tödtete sie nicht; aber er nahm ihnen einen Theil ihrer Heerden und forderte einen Tribut von ihnen, den sie jährlich geben müssen, so lange die Erde steht.«

So erzählte der Kurde und schwieg nun.

»Und was geschah mit dem fremden Seraskier?« fragte der Bey.

»Sallam aaleikum! sprach er; dann erhob sich sein schwarzes Roß in die Wolken, und er verschwand,« lautete die Antwort.

»Diese Geschichte ist sehr schön zu hören; aber weißt Du auch, ob sie wirklich geschehen ist?«

»Sie ist geschehen. Fünf Männer vom Dschelu waren zu derselben Zeit in Salamijah gewesen, wo es von den Haddedihs erzählt wurde. Sie kamen hier vorüber und berichteten es mir und meinen Leuten.«

---

<sup>1</sup>Held.

»Du hast recht; diese Geschichte ist geschehen, aber anders als Du sie vernommen hast. Willst Du das schwarze Roß des Seraskiers sehen?«

»Herr, das ist nicht möglich!«

»Es ist möglich, denn es steht in der Nähe.«

»Wo?«

»Dort der Rapphengst ist es.«

»Du scherzest, Bey!«

»Ich scherze nicht, sondern ich sage Dir nichts als die Wahrheit.«

»Das Pferd ist herrlich, wie ich noch keines gesehen habe, aber es ist ja das Roß dieses Mannes!«

»Und dieser Mann ist der fremde Seraskier, von dem Du erzählt hast.«

»Unmöglich!«

Er machte vor Erstaunen den Mund so weit auf, daß man die ausgiebigsten zahnärztlichen Beobachtungen und Operationen hätte vornehmen können.

»Unmöglich, sagst Du? Habe ich Dich einmal belogen? Ich sage Dir noch einmal, daß er es wirklich ist!«

Die Augen und Lippen des Häuptlings öffneten sich immer weiter; er starrte mich wie sinnlos an und streckte ganz unwillkürlich seine Hand nach dem Honig aus, kam aber daneben und griff in den Tabaksbeutel. Ohne dies zu bemerken, langte er zu und schob eine ziemliche Portion des narkotischen Krautes zwischen seine weißglänzenden Zähne hinein. Ich hatte diesen Tabak sehr in Verdacht, alles Andere, aber nur

kein Tabak zu sein, und jedenfalls hatte ich da ganz richtig vermuthet; denn er brachte im Momente eine so schnelle krampfhebende Wirkung hervor, daß der Häuptling augenblicklich die Kinnladen zuklappte und meinem guten Ali Bey den Inhalt seines Mundes in das Gesicht sprudelte.

»Katera peghamber – um des Propheten willen! Ist er es wirklich?« frug er noch einmal, und zwar in der äußersten Bestürzung.

»Ich habe es Dir bereits versichert!« antwortete der Angenetzte, indem er sich mit dem Zipfel seines Kleides das Angesicht reinigte.

»O Seraskier,« wandte sich jetzt der Mann zu mir; »atina ta, inschiallah, keïrah – gebe Gott, daß uns Dein Besuch Glück bringe!«

»Er bringt Dir Glück, das verspreche ich Dir!« antwortete ich.

»Dein Roß ist hier, das schwarze,« fuhr er fort, »aber wo ist Dein Schild mit dem Karfunkel, Dein Panzer, Dein Helm, Deine Lanze, Dein Säbel?«

»Höre, was ich Dir sage! Ich bin der fremde Krieger, welcher bei Mohammed Emin gewesen ist, aber ich stieg nicht vom Himmel herab. Ich komme aus einem fernen Lande, aber ich bin nicht der Seraskier desselben. Ich habe nicht goldene und silberne Waffen gehabt, aber hier siehst Du Waffen, wie Ihr sie nicht habt, und mit denen ich mich vor vielen Feinden nicht

zu fürchten brauche. Soll ich Dir zeigen, wie sie schießen?«

»Sere ta, Ser babe ta, Ser hemscher ta Ali Bey – bei Deinem Haupte, beim Haupte Deines Vaters und beim Haupte Deines Freundes Ali Bey, thue es nicht!« bat er erschrocken. »Du hast die Rüstung, die Lanze, den Schild und das Schwert von Dir gelegt, um diese Waffen zu gebrauchen, die vielleicht noch viel gefährlicher sind. Nezanum zieh le dehm – ich weiß nicht, was ich Dir geben soll; aber versprich mir, daß Du mein Freund sein willst!«

»Was kann es nützen, wenn Du mein Freund wirst? In Deinem Lande gibt es ein Sprichwort, welches lautet: ›Dischmini be aquil schi yari be aquil tschitire – ein Feind mit Verstand ist besser als ein Freund ohne Verstand.«

»Bin ich unverständlich gewesen, Herr?«

»Weißt Du nicht, daß man einen Gast begrüßen muß, zumal wenn er mit einem Freunde kommt?«

»Du hast recht, Herr! Du strafst mich mit einem Sprichworte; erlaube, daß ich Dir mit einem andern antworte: ›Betschuk lasime thabe 'i mesinan bebe – der Kleine muß dem Großen gehorsam sein.« Sei Du der Große; ich werde Dir gehorchen!«

»Gehorche zunächst meinem Freunde Ali Bey! Er wird siegen, und Deine Türkenflinten sind Dir dann gewiß.«

»Du zürnst? Verzeihe mir! Ser sere men; bu kalmeta ta siuh taksir nakem – bei meinem Haupte; um Dir zu dienen, werde ich nichts sparen. Nimm diese Trauben und iß; nimm diesen Tabak und rauche!«

»Wir danken Dir,« antwortete Ali Bey, der jedenfalls auch an sauberere Genüsse gewöhnt war. »Wir haben vor unserem Aufbruche gegessen und dürfen keine Zeit verlieren, nach Scheik Adi zurückzukehren.«

Er erhob sich, und ich that dasselbe. Der Häuptling begleitete uns bis an den Pfad und versprach noch einmal, seine Pflicht so vollständig wie möglich zu erfüllen. Dann ritten wir denselben Weg zurück, den wir gekommen waren.

Als wir auf der Höhe vor dem Dorfe ankamen und das Thal des Heiligen überblicken konnten, bemerkten wir ganz in der Nähe des Hauses, welches dem Bey gehörte, einen ungeheuren Haufen von Reisholz, welcher von einer Anzahl von Dschesidi immer noch vergrößert wurde. Pir Kamek stand dabei und warf von Zeit zu Zeit ein Stück Erdharz hinein.

»Das ist sein Kurban-kalabalik«<sup>1</sup> meinte Ali Bey.

»Was wird er opfern?«

»Ich weiß es nicht.«

»Vielleicht ein Thier?«

»Nur bei den Putperestler<sup>2</sup> werden Thiere verbrannt.«

»Dann vielleicht Früchte?«

---

<sup>1</sup>Opfer-Haufen.

<sup>2</sup>Heiden.

»Die Dschesidi verbrennen weder Thiere noch Früchte. Der Pir hat mir nicht gesagt, was er verbrennen wird, aber er ist ein großer Heiliger, und was er thut, wird keine Sünde sein.«

Noch immer ertönten von der gegenüberliegenden Höhe die Salven der ankommenden Pilger, und noch immer wurde denselben im Thale geantwortet; und doch bemerkte ich, als wir unten ankamen, daß dieses Thal kaum noch mehr Menschen zu fassen vermöge. Wir übergaben unsere Thiere und gingen nach dem Grabmale. An dem Wege, welcher zu demselben führte, lag ein Springbrunnen, der von Platten eingefast war. Auf einer derselben saß Mir Scheik Khan und sprach mit einer Anzahl von Pilgern, die in ehrerbietiger Haltung und Entfernung vor ihm standen.

»Dieser Brunnen ist heilig, und nur der Mir, ich und die Priester dürfen auf diesen Steinen sitzen. Zürne also nicht, wenn Du stehen mußt!« sagte Ali zu mir.

»Eure Gebräuche werde ich achten.«

Als wir uns nahten, gab der Khan den Umstehenden ein Zeichen, auf welches sie Platz machten, so daß wir zu ihm kommen konnten. Er erhob sich, kam uns einige Schritte entgegen und reichte uns die Hände.

»Willkommen bei Eurer Rückkehr! Nehmt Platz zu meiner Rechten und Linken!«

Er deutete dem Bey zur Linken, sodaß mir die rechte Seite übrig blieb. Ich setzte mich auf die geheiligten Steine, ohne daß ich bei einem der Anwesenden

den geringsten Verdruß darüber bemerkt hätte. Wie sehr stach ein solches Verhalten gegen dasjenige ab, welches man bei den Muhammedanern zu beobachten hat.

»Hast Du mit dem Häuptling gesprochen?« frug der Khan.

»Ja. Es ist Alles in der besten Ordnung. Hast Du den Pilgern bereits eine Mittheilung gemacht?«

»Nein.«

»So wird es Zeit sein, daß die Leute sich versammeln. Gib den Befehl dazu!«

»Ich bin der Regent des Glaubens, und alles Andere ist Deine Sache. Ich werde Dir den Ruhm, die Gläubigen beschützt und die Feinde besiegt zu haben, niemals verkürzen.«

Auch dies war eine Bescheidenheit, welche bei den muhammedanischen Imams niemals zu finden ist. Ali Bey erhob sich und schritt von dannen. Während ich mich mit dem Khan unterhielt, bemerkte ich eine Bewegung unter den Pilgern, welche mit jeder Minute größer wurde. Die Frauen blieben an ihren Plätzen stehen, die Kinder ebenso; die Männer aber stellten sich am Bache entlang auf, und die Anführer der einzelnen Stämme, Zweige und Ortschaften bildeten einen Kreis um Ali Bey, welcher ihnen die Absichten des Mutessarif von Mossul bekannt machte. Dabei herrschte eine Ruhe, eine Ordnung, wie bei der Parade einer europäischen Truppe, ganz verschieden von dem lärmenden

Durcheinander, welches man sonst bei orientalischen Kriegen zu sehen und zu hören gewohnt ist. Nach einiger Zeit, in welcher die Anführer den Ihrigen die Mittheilung und die Befehle des Bey überbracht hatten, ging die Versammlung ohne Unordnung wieder auseinander, und ein Jeder begab sich an den Platz, den er vorher inne gehabt hatte.

Ali Bey kam zu uns zurück.

»Was hast Du befohlen?« frug der Khan.

Der Gefragte streckte den Arm aus und deutete auf einen Trupp von vielleicht zwanzig Männern, die den Pfad emporstiegen, auf dem wir vorhin herabgekommen waren.

»Siehe, das sind Krieger aus Aïram, Hadschi Dsho und Schura Khan, welche diese Gegend sehr gut kennen. Sie gehen den Türken entgegen und werden uns von deren Kommen rechtzeitig benachrichtigen. Auch gegen Baadri hin habe ich Wachen stehen, so daß es ganz unmöglich ist, uns zu überraschen. Bis es Nacht wird, ist noch drei Stunden Zeit, und das genügt, um alles Überflüssige nach dem Thale Idiz zu bringen. Die Männer werden aufbrechen, und Selek wird ihnen den Weg zeigen.«

»Werden sie bei dem Beginne der heiligen Handlungen zurückgekehrt sein?«

»Ja; das ist sicher.«

»So mögen sie gehen!«

Nach einiger Zeit schritt ein sehr, sehr langer Zug von Männern, welche Thiere mit sich führten oder verschiedene Habseligkeiten trugen, an uns vorüber, wo sie, immer Einer hinter dem Andern, hinter dem Grabmale verschwanden. Dann kamen sie über demselben auf einem Felsenpfade wieder zum Vorschein, und man konnte von unserem Sitze aus ihren Weg verfolgen, bis derselbe oben in den hohen, dichten Wald verlief.

Jetzt mußte ich mit Ali Bey gehen, um das Mahl einzunehmen. Nach demselben trat der Baschi-Bozuk zu mir.

»Herr, ich muß Dir etwas sagen!«

»Was?«

»Uns droht eine große Gefahr!«

»Ah! Welche?«

»Ich weiß es nicht; aber diese Teufelsmänner haben mich seit einer halben Stunde mit Augen angesehen, welche ganz fürchterlich sind. Es sieht grad so aus, als ob sie mich tödten wollten!«

Da der Buluk Emini seine Uniform trug, so konnte ich mir das Verhalten der von den Türken bedrohten Dschesidi sehr leicht erklären; doch war ich vollständig überzeugt, daß ihm nichts geschehen werde.

»Das ist schlimm!« meinte ich. »Wenn sie Dich tödten, wer wird dann den Schwanz Deines Esels bedienen?«

»Herr, sie werden den Esel auch mit erstechen! Hast Du nicht gesehen, daß sie die meisten Büffel und Schafe, die vorhanden sind, bereits getödtet haben?«

»Dein Esel ist sicher, und Du bist es auch. Ihr gehört zusammen, und man wird Euch nicht auseinander reißen.«

»Versprichst Du mir dies?«

»Ich verspreche es Dir!«

»Aber ich hatte Angst, als Du vorhin abwesend warst. Gehst Du wieder fort von hier?«

»Ich werde bleiben; aber ich befehle Dir, stets hier im Hause zu sein und Dich nicht unter die Dschesidi zu mischen, sonst ist es mir unmöglich, Dich zu beschützen!«

Er ging, halb und halb getröstet, von dannen, der Held, den der Mutessarif mir zu meinem Schutze mitgegeben hatte. Aber es kam auch noch von einer andern Seite eine Warnung: Halef suchte mich auf.

»Sihdi, weißt Du, daß es Krieg geben wird?«

»Krieg? Zwischen wem?«

»Zwischen den Osmanly und den Teufelsleuten.«

»Wer sagte es?«

»Niemand.«

»Niemand? Du hast doch wohl gehört, was wir heute früh in Baadri bereits davon gesprochen haben?«

»Nichts habe ich gehört, denn Ihr sprach türkisch, und diese Leute sprechen diese Sprache so aus, daß

ich sie nicht verstehen kann. Aber ich sah, daß es eine große Versammlung gab und daß nach derselben alle Männer die Waffen untersuchten. Nachher haben sie ihre Thiere und Güter fortgeschafft, und als ich zu Scheik Mohammed hinauf auf die Plattform kam, war er beschäftigt, die alte Ladung aus seinen Pistolen zu nehmen, um sie gegen eine neue zu vertauschen. Sind dies nicht genug Zeichen, daß man eine Gefahr erwartet?«

»Du hast recht, Halef. Morgen früh beim Anbruch des Tages werden die Türken von Baadri und auch von Kaloni her über die Dschesidi herfallen.«

»Und das wissen die Dschesidi?«

»Ja.«

»Wie hoch zählen die Türken?«

»Fünfhundert Mann.«

»Es werden Viele von ihnen fallen, da ihr Plan verrathen ist. Wem wirst Du helfen, Sihdi, den Türken oder den Dschesidi?«

»Ich werde gar nicht kämpfen.«

»Nicht?« erwiderte er getäuscht. »Darf ich nicht?«

»Wem willst Du helfen?«

»Den Dschesidi.«

»Ihnen, Halef? Ihnen, von denen Du glaubtest, daß sie Dich um das Paradies bringen würden?«

»O Sihdi, ich kannte sie nicht; jetzt aber liebe ich sie.«

»Aber es sind Ungläubige!«

»Hast Du selbst nicht stets Jenen geholfen, welche gut waren, ohne sie zu fragen, ob sie an Allah oder an einen andern Gott glauben?«

Mein wackerer Halef hatte mich zum Moslem machen wollen, und jetzt sah ich zu meiner großen Freude, daß er sein Herz für ein ganz und gar christliches Gefühl geöffnet hatte. Ich antwortete ihm:

»Du wirst bei mir bleiben!«

»Während die Andern kämpfen und tapfer sind?«

»Es wird sich für uns vielleicht Gelegenheit finden, noch tapferer und muthiger zu sein, als sie.«

»So bleibe ich bei Dir. Der Buluk Emmini auch?«

»Auch er.«

Ich stieg hinauf auf die Plattform zu Scheik Mohammed Emin.

»Hamdulillah, Preis sei Gott, daß Du kommst!« sagte er. »Ich habe mich nach Dir gesehnt wie das Gras nach dem Thau der Nacht.«

»Du bist stets hier oben geblieben?«

»Stets. Es soll mich Niemand erkennen, weil ich sonst vielleicht verrathen werden möchte. Was hast Du Neues erfahren?«

Ich theilte ihm Alles mit. Als ich geendet hatte, deutete er auf seine Waffen, welche vor ihm lagen.

»Wir werden sie empfangen!«

»Du wirst dieser Waffen nicht bedürfen.«

»Nicht? Soll ich mich und unsere Freunde nicht verteidigen?«

»Sie sind stark genug. Willst Du vielleicht in die Hände der Türken, denen Du kaum entgangen bist, fallen, oder soll Dich eine Kugel, ein Messerstich treffen, damit Dein Sohn noch länger in der Gefangenschaft von Amadijah schmachtet?«

»Emir, Du sprichst wie ein kluger, aber nicht wie ein tapferer Mann!«

»Scheik, Du weißt, daß ich mich vor keinem Feinde fürchte; es ist nicht die Angst, welche aus mir spricht. Ali Bey hat von uns verlangt, daß wir uns vor dem Kampfe hüten sollen. Er hegt übrigens die Überzeugung, daß es gar nicht zum Kampfe kommen werde, und ich bin ganz derselben Meinung wie er.«

»Du denkst, die Türken ergeben sich ohne Widerstand?«

»Wenn sie es nicht thun, so werden sie zusammengeschossen.«

»Die Offiziere der Türken taugen nichts, aber die Soldaten sind tapfer. Sie werden die Höhen stürmen und sich befreien.«

»Fünfzehnhundert gegen vielleicht sechstausend Mann?«

»Wenn es gelingt, sie zu umzingeln!«

»Es wird gelingen.«

»So müssen wir also mit den Frauen nach dem Thale Idiz gehen?«

»Du, ja.«

»Und Du?«

»Ich werde hier zurückbleiben.«

»Allah kerihm! Wozu? Das würde Dein Tod sein!«

»Das glaube ich nicht. Ich bin im Giölgeda padis-  
hanün, besitze die Empfehlungen des Mutessarif und  
habe einen Buluk Emini bei mir, dessen Anwesenheit  
schon genügend wäre, mich zu schützen.«

»Aber was willst Du hier thun?«

»Unheil vermeiden, wenn es möglich ist.«

»Weiß Ali Bey davon?«

»Nein.«

»Oder der Mir Scheik Khan?«

»Auch nicht. Sie erfahren es noch immer zur rechten  
Zeit.«

Ich hatte wirklich große Mühe, den Scheik zur Bil-  
ligung meines Vorhabens zu überreden. Endlich aber  
gelang es mir.

»Allah il Allah! Die Wege des Menschen sind im Bu-  
che vorgeschrieben,« meinte er; »ich will Dich nicht  
bewegen, von diesem Vorhaben abzulassen, aber ich  
werde hier bei Dir bleiben!«

»Du? Das geht nicht!«

»Warum?«

»Sie dürfen Dich nicht finden.«

»Dich auch nicht.«

»Ich habe Dir bereits auseinandergesetzt, daß ich  
keine Gefahr laufe; Dich aber, wenn Du erkannt wirst,  
erwartet ein anderes Loos.«

»Das Ende des Menschen steht im Buche verzeichnet. Soll ich sterben, so muß ich sterben, und dann ist es gleich, ob es hier geschieht oder dort in Amadijah.«

»Du willst in Dein Unglück rennen, aber Du vergisst, daß Du auch mich darein verwickelst.«

Dies schien mir der einzige Weg, seiner Hartnäckigkeit beizukommen.

»Dich? Wieso?« frug er.

»Bin ich allein hier, so schützen mich meine Firmans; finden sie aber Dich bei mir, den Feind des Mutessarif, den entflohenen Gefangenen, so habe ich diesen Schutz verloren und verwirkt. Dann sind auch wir verloren, Du und ich, alle Beide!«

Er blickte nachdenklich vor sich nieder. Ich sah, was sich in ihm gegen den Rückzug nach dem Thale Idiz sträubte, aber ich ließ ihm Zeit, einen Entschluß zu fassen. Endlich sagte er mit halber, unsicherer Stimme:

»Emir, hältst Du mich für einen Feigling?«

»Nein. Ich weiß ja, daß Du tapfer und furchtlos bist.«

»Was wird Ali Bey denken?«

»Er denkt ganz so wie ich, ebenso Mir Scheik Khan.«

»Und die andern Dschesidi?«

»Sie kennen Deinen Ruhm und wissen, daß Du vor keinem Feinde fliehst. Darauf kannst Du Dich verlassen!«

»Und wenn man an meinem Muthe zweifeln sollte, wirst Du mich vertheidigen? Wirst Du öffentlich sagen,

daß ich mit den Frauen nach Idiz gegangen bin, nur um Dir zu gehorchen?»

»Ich werde es überall und öffentlich sagen.«

»Nun wohl, so werde ich thun, was Du mir vorgeschlagen hast!«

Er schob resignirt die Flinte von sich fort und wendete sein Angesicht wieder dem Thale zu, welches sich bereits in den Schatten des Abends zu hüllen begann.

Gerade jetzt kamen die Männer zurück, welche vorher nach Idiz gegangen waren. Sie bildeten einen Zug einzelner Personen, welcher sich im Thale vor uns auflöste.

Da erscholl vom Grabe des Heiligen her eine Salve, und zu gleicher Zeit kam Ali Bey herauf zu uns mit den Worten:

»Es beginnt die große Feier am Grabe. Es ist noch nie ein Fremder dabei zugegen gewesen, aber der Mir Scheik Khan hat mir im Namen aller Priester die Genehmigung ertheilt, Euch einzuladen.«

Das war nun allerdings eine sehr hohe Ehre für uns; aber Scheik Mohammed Emin lehnte sie ab:

»Ich danke Dir, Herr; aber es ist dem Moslem verboten, bei der Anbetung eines Andern als Allah zugegen zu sein.«

Er war ein Moslem; aber er hätte diese Abweisung doch in andre Worte kleiden können. Er blieb zurück, und ich folgte dem Bey.

Als wir aus dem Hause traten, bot sich uns ein seltsamer, unbeschreiblich schöner Anblick dar. So weit das Thal reichte, flackerten Lichter unter und auf den Bäumen, am Wasser unten und auf jedem Felsen in der Höhe, um die Häuser herum und auf den Plattformen derselben. Das regste Leben aber herrschte am Grabmale des Heiligen. Der Mir hatte an der ewigen Lampe des Grabes ein Licht angebrannt und trat damit heraus in den innern Hof. An diesem Lichte zündeten die Scheiks und Kawals ihre Lampen an; von diesen liehen wieder die Fakirs ihre Flammen, und nun traten sie Alle heraus in das Freie, und Tausende strömten herbei, um sich an den heiligen Feuern zu reinigen.

Wer den Lichtern der Priester nahe zu kommen vermochte, fuhr mit der Hand durch die Flamme derselben und bestrich dann mit dieser Hand die Stirn und die Gegend des Herzens. Männer strichen dann zum zweitenmal durch die Flamme, um den Segen derselben ihren Frauen zu bringen. Mütter thaten ganz dasselbe für ihre Kinder, welche nicht die Kraft besaßen, durch die dichte Menge zu dringen. Und dabei herrschte ein Jubel, eine Freude, die gar nichts Anstößiges hatte.

Auch das Heiligthum wurde illuminirt. In jede der zahlreichen Mauernischen kam eine Lampe zu stehen, und über die Höfe hinweg zogen sich lange Guirlanden

von Lampen und Flammen. Jeder Zweig der dort befindlichen Bäume schien der Arm eines riesigen Leuchters zu sein, und Hunderte von Lichtern liefen an den beiden Thürmen bis zu den Spitzen derselben empor, zwei riesige Girandolen bildend, deren Anblick ein zauberischer war.

Die Priester hatten jetzt, zwei Reihen bildend, im inneren Hofe Platz genommen. Auf der einen Seite saßen die Scheiks in ihren weißen Anzügen und ihnen gegenüber die Kawals. Diese letzteren hatten Instrumente in der Hand, abwechselnd je Einer eine Flöte und der Andere ein Tamburin. Ich saß mit Ali Bey unter der Rebenlaube. Wo Mir Scheik Khan war, konnte ich nicht bemerken.

Da ertönte aus dem Innern des Grabes ein Ruf, und die Kawals erhoben ihre Instrumente. Die Flöten begannen eine langsame, klagende Melodie zu spielen, wozu ein leiser Schlag auf das Tamburin den Takt angab. Dann folgte plötzlich ein lang ausgehaltener viertöniger Akkord; ich glaube, es war ein Terzquartsextakkord, zu welchem auf den Tamburins mit den Fingerspitzen getrillert wurde, erst pianissimo, dann piano, stärker, immer stärker bis zum Fortissimo, und dann fielen die Flöten in ein zweistimmiges Tonstück ein, für welches keiner unserer musikalischen Namen paßt, dessen Wirkung aber doch eine sehr angenehme und befriedigende war.

Am Schlusse dieses Stückes trat Mir Scheik Khan aus dem Innern des Gebäudes heraus. Zwei Scheiks begleiteten ihn. Der Eine trug ein hölzernes Gestell vor ihm her, welches einem Notenpulte glich; dieses wurde in die Mitte des Hofes gesetzt. Der Andere trug ein kleines Gefäß mit Wasser und ein anderes, offenes, rundes, in welchem sich eine brennende Flüssigkeit befand. Diese beiden Gefäße wurden auf das Pult gestellt, zu welchem Mir Scheik Khan trat.

Er gab mit der Hand ein Zeichen, auf welches die Musik von Neuem begann. Sie spielte eine Einleitung, nach welcher die Priester mit einer einstimmigen Hymne einfielen. Leider konnte ich mir den Inhalt derselben nicht notiren, da dies aufgefallen wäre, und der eigentliche Wortlaut ist meinem Gedächtnisse entschwunden. Sie war in arabischer Sprache verfaßt und forderte zur Reinheit, zum Glauben und zur Wachsamkeit auf.

Nach derselben hielt Mir Scheik Khan eine kurze Ansprache an die Priester. Er schilderte in kurzen Worten die Nothwendigkeit, seinen Wandel von jeder Sünde rein zu halten, Gutes zu thun an allen Menschen, seinem Glauben stets treu zu bleiben und denselben gegen alle Feinde zu vertheidigen.

Dann trat er zurück und setzte sich zu uns unter den Weinstock. Jetzt brachte einer der Priester einen lebenden Hahn herbei, welcher mittels einer Schnur an das

Pult befestigt wurde; zur Linken von ihm wurde das Wasser und zur Rechten das Feuer gestellt.

Die Musik begann wieder. Der Hahn hockte in sich gekehrt am Boden; die leisen Klänge der Flöten schien er gar nicht zu beachten. Da wurden die Töne stärker, und er lauschte. Den Kopf aus dem Gefieder ziehend, blickte er sich mit hellen, klugen Augen im Kreise um und bemerkte dabei das Wasser. Schnell fuhr er mit dem Schnabel in das Gefäß, um zu trinken. Dieses freudige Ereigniß wurde durch ein helles, jubelndes Zusammenschlagen der Tamburins verkündet. Dies schien das musikalische Interesse des Thieres zu erregen. Der Hahn krümmte den Hals und horchte aufmerksam. Dabei bemerkte er, daß er sich in einer gefährvollen Nähe von der Flamme befand. Er wollte sich zurückziehen, konnte aber nicht, da er festgehalten wurde. Darüber ergrimmt, richtete er sich auf und stieß ein lautes »Kik-ri-kih!« hervor, in welches die Flöten und Tamburins einfielen. Dies schien in ihm die Ansicht zu erwecken, daß man es auf einen musikalischen Wettstreit abgesehen habe. Er wandte sich muthig gegen die Musikanten, schlug die Flügel und schrie abermals. Er erhielt dieselbe Antwort, und so entwickelte sich ein Tongefecht, welches den Vogel schließlich so erzürnte, daß er unter einem wütenden Gallicinium sich losriß und in das Innere des Grabes floh.

Die Musik begleitete diese Heldenthat mit dem allerstärksten Fortissimo; die Stimmen der Priester fielen jubelnd ein, und nun folgte ein Finale, welches allerdings ganz geeignet war, sowohl die Musikanten als auch die Sänger zu ermüden. Am Schluß des Stückes küßten die Kawals ihre Instrumente.

Sollte dieses laute, stürmische Finale auf irgend eine Weise einmal Gelegenheit gegeben haben, die Dsche-siden mit den unlautern Cheragh Sonderan, oder wie es in kurdischer Sprache lautet, Tscherah sonderahn<sup>1</sup> zu verwechseln? Das religiöse Gefühl eines Christen sträubt sich allerdings gegen die Vorführung dieses Vogels, aber etwas Immoralisches habe ich dabei nicht beobachten können.

Jetzt sollte der Verkauf der Kugeln erfolgen, von denen ich bereits gesprochen habe. Vorher aber traten die Priester herbei und machten Ali Bey und mir ein Geschenk davon. Er erhielt sieben und ich sieben. Sie waren vollständig rund und mit einem arabischen Worte versehen, welches man mit einem spitzigen Instrumente eingegraben hatte. Von meinen sieben Kugeln zeigten vier das Wort ›El Schems‹, die Sonne.

Der Verkauf fand im äußeren Hofe Statt, während im Innern des ummauerten Raumes die Instrumente und der Gesang noch ertönten. Ich verließ das Heiligtum. Ich dachte, daß das Thal von der Höhe aus einen wundervollen Anblick bieten müsse, und ging, um mir

---

<sup>1</sup>Lichtauslöscher.

Halef zur Begleitung zu holen. Ich fand ihn auf der Plattform des Hauses bei dem Buluk Emini sitzen. Sie schienen sich in einem sehr animirten Gespräch zu befinden, denn ich hörte ihn sagen:

»Was? Ein Russe wäre es gewesen?«

»Ja, ein Russikow, dem Allah den Kopf abschneiden möge; denn wenn er nicht gewesen wäre, so hätte ich meine Nase noch! Ich haute wie wüthend um mich; dieser Kerl aber holte nach meinem Kopfe aus; ich wollte ausweichen und trat zurück. Der Hieb, welcher den Kopf treffen sollte, traf bloß die – – –«

»Hadschi Halef!« rief ich.

Es machte mir wirklich Spaß, die berühmte Geschichte von der Nase auch einmal unterbrechen zu können. Die Beiden sprangen auf und traten auf mich zu.

»Du sollst mich begleiten, Halef; komm!«

»Wohin, Sihdi?«

»Dort hinauf zur Höhe, um zu sehen, wie sich die Illumination des Thales ausnimmt.«

»O Emir, laß mich mit Dir gehen!« bat Ifra.

»Ich habe nichts dagegen. Vorwärts!«

Wir stiegen die nach Baadri zu gelegene Höhe hin an. Überall trafen wir Männer, Frauen und Kinder mit Fackeln und Lichtern, und von Allen wurden wir mit einer wirklich kindlichen Freude begrüßt und angeredet. Als wir die Höhe erreichten, bot sich uns ein geradezu unbeschreiblicher Anblick dar. Mehrere der Dschesidi

waren uns gefolgt, um uns zu leuchten: ich aber bat sie, zurückzugehen oder ihre Fackeln zu verlöschen. Wer den Genuß vollständig haben wollte, mußte sich selbst im Dunkeln befinden.

Da unten im Thale fluthete Flamme an Flamme. Tausend leuchtende Punkte kreuzten, hüpfen und schlüpfen, tanzten, schossen und flogen durch einander, klein, ganz klein tief unten, je näher aber zu uns, desto größer werdend. Das Heiligthum wallte förmlich von Glanz und Licht, und die beiden Thürme leckten empor in das Dunkel der Nacht wie flammende Hymnen. Dazu ertönte von unten herauf zu uns das dumpfe Wogen und Brausen der Stimmen, oft unterbrochen von einem lauten, nahen Jubelrufe. Ich hätte Stunden lang hier stehen und mich an diesem Anblicke weiden und ergötzen können.

»Was ist das für ein Stern?« ertönte da neben mir eine Frage in kurdischer Sprache.

Einer der Dschesidi hatte sie ausgesprochen.

»Wo?« frug ein Anderer.

»Siehe die Rea kadisahn<sup>1</sup> da rechts!«

»Ich sehe sie.«

»Unter ihr flammte ein heller Stern auf. Jetzt wieder! Siehst Du ihn?«

»Ich sah ihn. Es ist der Kjale be scheri.<sup>2</sup>«

---

<sup>1</sup>Milchstraße.

<sup>2</sup>Wörtlich: der Alte ohne Kopf [große Bär].

Die vier Sterne, welche in unserm Sternbilde den Rücken des Bären bilden, heißen nämlich bei den Kurden ›der Alte‹. Sie meinen, daß sein Kopf hinter einer benachbarten Sternengruppe versteckt sei. Die drei Sterne, welche bei uns den Schwanz des großen Bären bilden<sup>1</sup>, heißen bei ihnen die ›zwei Brüder und die blinde Mutter des Alten‹.

»Der Kjale be scheri? Der hat doch vier Sterne!« meinte der erste Frager. »Es wird Kumikji schiwan<sup>2</sup> sein.«

»Der steht höher. Jetzt leuchtet es wieder. Ah, wir sind irr; es ist ja im Süden! Es wird Meschin<sup>3</sup> sein.«

»Meschin hat auch mehrere Sterne. Was meinst Du, Herr, daß es ist?«

Diese Frage war an mich gerichtet. Mir schien das Phänomen auffällig.

Die Fackeln und Lichter unter uns warfen einen Schein in die Höhe, der es uns unmöglich machte, die Sterne genau zu erkennen. Der Glanz aber, welcher von Zeit zu Zeit da drüben aufblitzte, um sofort wieder zu verschwinden, war intensiv. Er glich einem Irrlichte, das plötzlich aufleuchtete und augenblicklich wieder verlöschte. Ich beobachtete noch eine Weile und wandte mich dann zu Halef:

---

<sup>1</sup>oder die Deichsel des ›Wagens‹, wie dieses Sternbild auch genannt wird.

<sup>2</sup>Venus.

<sup>3</sup>Waage.

»Hadschi Halef, eile sofort hinab zu Ali Bey und sage ihm, daß er sehr schnell zu mir heraufkommen möge! Es handle sich um etwas Wichtiges.«

Der Diener verschwand mit schnellen Schritten, und ich trat noch eine Strecke weiter vor, theils, um den vermeintlichen Stern besser beobachten zu können, theils auch, um allen weiteren Fragen zu entgehen.

Glücklicher Weise hatte Ali Bey gehört, daß ich heraufgegangen sei, und den Entschluß gefaßt, mir zu folgen. Halef traf ihn eine nur kleine Strecke unter uns und brachte ihn zu mir.

»Was willst Du mir zeigen, Emir?«

Ich streckte den Arm aus.

»Blicke fest dorthin! Du wirst einen Stern aufblitzen sehen. Jetzt!«

»Ich sehe ihn.«

»Er ist wieder fort. Kennst Du ihn?«

»Nein. Er liegt sehr tief und gehört zu keinem Bilde.«

Ich trat an einen Busch und schnitt einige Ruthen ab. Die eine davon steckte ich in die Erde und stellte mich dann einige Schritte vorwärts von ihm auf.

»Kniee genau hinter dieser Ruthe nieder. Ich werde in der Richtung von ihr, in welcher der Stern wieder blitzt, eine zweite aufstecken. – Sahst Du ihn jetzt?«

»Ja. Ganz deutlich.«

»Wohin soll die Ruthe? Hierher?«

»Einen Fußbreit weiter nach rechts.«

»Hierher?«

»Ja; das ist genau.«

»So! Nun beobachte weiter!«

»Jetzt sah ich ihn wieder!« meinte er nach einer kleinen Weile.

»Wo? Ich werde eine dritte Ruthe stecken.«

Der Stern war nicht am alten Platze. Er war viel weiter links.

»Wie weit? Sage es!«

»Zwei Fuß von der vorigen Ruthe.«

»Hier?«

»Ja.«

Ich steckte die dritte Ruthe ein, und Ali Bey beobachtete weiter.

»Jetzt sah ich ihn wieder,« meinte er bald.

»Wo?«

»Nicht mehr links, sondern rechts.«

»Gut! Das war es, was ich Dir zeigen wollte. Jetzt magst Du Dich wieder erheben.«

Die andern hatten meinem sonderbaren Gebaren mit Verwunderung zugesehen, und auch Ali Bey konnte den Grund desselben nicht einsehen.

»Warum lässest Du mich dieses Sternes wegen rufen?«

»Weil es kein Stern ist!«

»Was sonst? Ein Licht?«

»Nun, wenn es nur ein Licht wäre, würde es schon merkwürdig sein; aber es ist eine ganze Reihe von Lichtern.«

»Woraus vermutest Du dies?«

»Ein Stern kann es nicht sein, weil es tiefer steht, als die Spitze des Berges, der dahinter liegt. Und daß es mehrere Lichter sind, hast Du ja aus dem Experimente gesehen, das wir vorgenommen haben. Da drüben gehen oder reiten viele Leute mit Fackeln oder Laternen, von denen zuweilen die eine oder die andere herüberblitzt.«

Der Bey stieß einen Ausruf der Verwunderung aus.

»Du hast Recht, Emir!«

»Wer mag es sein?«

»Pilger sind es nicht, denn diese würden auf dem Wege von Baadri nach Scheik Adi kommen.«

»So denke an die Türken!«

»Herr! Wäre es möglich?«

»Das weiß ich nicht, denn diese Gegend ist mir unbekannt. Beschreibe sie mir, Bey!«

»Hier grad aus geht der Weg nach Baadri, und hier weiter links der nach Aïn Sifni. Theile diesen Weg in drei Theile; gehe das erste Drittel, so hast Du diese Lichter dann Dir zur Linken nach dem Wasser zu, welches von Scheik Adi kommt.«

»Kann man am Wasser entlang reiten?«

»Ja.«

»Und auf diese Weise nach Scheik Adi kommen?«

»Ja.«

»So ist ein großer, ein sehr großer Fehler vorgekommen!«

»Welcher?«

»Du hast Vorposten gestellt nach Baadri und Kaloni hin, aber nicht nach Aïn Sifni zu.«

»Dorther werden die Türken nicht kommen. Die Leute von Aïn Sifni würden es uns verrathen.«

»Aber wenn die Türken nicht nach Aïn Sifni gehen, sondern bei Dscheraijah den Khausser überschreiten und dann zwischen Aïn Sifni und hier das Thal zu erreichen suchen? Mir scheint, sie würden dann dieselbe Richtung nehmen, in welcher sich dort jene Lichter bewegen. Siehe, sie sind bereits wieder nach links vorgeückt!«

»Emir, Deine Vermuthung ist vielleicht die richtige. Ich werde sofort mehrere Wachen vorschicken!«

»Und ich werde mir einmal diese Sterne näher betrachten. Hast Du einen Mann, der diese Gegend genau kennt?«

»Niemand kennt sie besser als Selek.«

»Er ist ein guter Reiter; er soll mich führen!«

Wir stiegen so schnell wie möglich hinab. Der letztere Theil der Unterredung war von uns leise geführt worden, so daß niemand, und besonders auch der Baschi-Bozuk nicht, etwas davon vernommen hatte. Selek war bald gefunden; er erhielt ein Pferd und nahm seine Waffen zu sich. Auch Halef mußte mit. Ich konnte mich auf ihn mehr als auf jeden Andern verlassen. Zwanzig Minuten später, nachdem ich den Stern zuerst gesehen hatte, jagten wir auf dem Wege

nach Aïn Sifni dahin. Auf der nächsten Höhe blieben wir halten. Ich musterte das Halbdunkel vor uns und sah endlich das Aufleuchten wieder. Ich machte Selekt auf dasselbe aufmerksam.

»Emir, das ist kein Stern, das sind auch keine Fackeln, denn diese würden einen umfangreicheren Schein verbreiten. Das sind Laternen.«

»Ich muß hart an sie heran. Kennst Du die Gegend genau?«

»Ich werde Dich führen; ich kenne jeden Stein und jeden Strauch. Halte Dich nur hart hinter mir, und nimm Dein Pferd stets hoch!«

Er wandte sich von dem Wasser nach rechts, und nun ging es über Stock und Stein im Trabe vorwärts. Es war ein sehr böser Ritt, aber bereits nach einer reichlichen Viertelstunde konnten wir genau mehrere Lichter unterscheiden. Und nach einer zweiten Viertelstunde, während welcher uns dieselben hinter einem vor uns liegenden Bergrücken verschwunden waren, langten wir auf dem Letzteren an und sahen nun sehr deutlich, daß wir einen ziemlich langen Zug vor uns hatten. Von wem derselbe gebildet wurde, war von hier aus nicht zu unterscheiden; das aber bemerkten wir, daß er plötzlich verschwand und nicht wieder erschien.

»Gibt es dort wieder einen Hügel?«

»Nein. Hier ist Ebene,« antwortete Selekt.

»Oder eine Vertiefung, ein Thal, in welchem diese Lichter verschwinden können?«

»Nein.«

»Oder ein Wald – – –«

»Ja, Emir,« fiel er schnell ein. »Dort, wo sie verschwunden sind, liegt ein kleines Olivenwäldchen.«

»Ah! Du wirst mit den Pferden hier bleiben und auf uns warten. Halef aber begleitet mich.«

»Herr, nimm mich auch mit,« bat Selek.

»Die Thiere würden uns verrathen.«

»Wir binden sie an!«

»Mein Rappe ist zu kostbar, als daß ich ihn ohne Aufsicht lassen dürfte. Und übrigens verstehst Du auch das richtige Anschleichen nicht. Man würde Dich hören oder gar sehen.«

»Emir, ich verstehe es!«

»Sei still!« meinte da Halef. »Auch ich dachte, ich verstände es, mich mitten in ein Duar zu schleichen und das beste Pferd wegzunehmen; aber als ich es vor dem Effendi machen mußte, habe ich mich schämen müssen wie ein Knabe! Aber tröste Dich, denn Allah hat nicht gewollt, daß aus Dir eine Eidechse werde!«

Wir ließen die Gewehre zurück und schritten voran. Es war gerade so licht, daß man auf fünfzig Schritte einen Menschen so leidlich erkennen konnte. Vor uns tauchte nach vielleicht zehn Minuten ein dunkler Punkt auf, dessen Dimensionen von Schritt zu Schritt zunahmen – das Olivenwäldchen. Als wir so weit heran waren, daß wir es in fünf oder sechs Minuten zu erreichen vermocht hätten, hielt ich an und lauschte

angestrengt. Nicht der mindeste Laut war zu vernehmen.

»Gehe genau hinter mir, daß unsere Personen eine einzige Linie bilden!«

Ich hatte nur Jacke und Hose an, beide dunkel; auf dem Kopfe trug ich den Tarbusch, von dem ich das Turbantuch abgewunden hatte. So war ich nicht so leicht vom dunklen Boden zu unterscheiden. Mit Halef war ganz dasselbe der Fall.

Lautlos glitten wir weiter. Da vernahmen wir das Geräusch knackender Äste. Wir legten uns nun auf die Erde nieder und krochen langsam vorwärts. Das Knacken und Brechen wurde lauter.

»Man sammelt Äste, vielleicht gar, um ein Feuer zu machen.«

»Gut für uns, Sihdi!« flüsterte Halef.

Bald erreichten wir den hinteren Rand des Gehölzes. Das Schnauben von Thieren und Männerstimmen wurden hörbar. Wir lagen soeben hart neben einem dichten Buschwerke. Ich deutete auf dasselbe und sagte leise:

»Verbirg Dich hier, und erwarte mich, Halef.«

»Herr, ich verlasse Dich nicht; ich folge Dir!«

»Du würdest mich verrathen. Das unhörbare Schleichen ist in einem Walde schwieriger als auf offenem Felde. Ich habe Dich nur mitgenommen, um mir den Rückzug zu decken. Du bleibst liegen, selbst wenn Du

schießen hörst. Wenn ich Dich rufe, so kommst Du so schnell wie möglich.«

»Und wenn Du weder kommst noch rufest?«

»So schleichst Du Dich nach einer halben Stunde vorwärts, um zu sehen, was mit mir geschehen ist.«

»Sihdi, wenn sie Dich tödten, so schlage ich Alle todt!«

Diese Versicherung hörte ich noch, dann war ich fort; aber noch hatte ich mich nicht sehr weit von ihm entfernt, so hörte ich eine laute, befehlende Stimme rufen:

»Et atesch – brenne an, mache Feuer!«

Diese Stimme kam aus einer Entfernung von vielleicht hundert Fuß. Ich konnte also unbesorgt weiter kriechen. Da vernahm ich das Prasseln einer Flamme und bemerkte zugleich einen lichten Schein, der sich zwischen den Bäumen fast bis zu mir verbreitete. Das erschwerte mir natürlich mein Vorhaben bedeutend.

»Taschlar atesch tschewresinde – lege Steine um das Feuer!« befahl dieselbe Stimme.

Diesem Befehle wurde jedenfalls sofort Folge geleistet, denn der lichte Schein verschwand, so daß ich nun besser vorwärts konnte. Ich schlich mich von einem Stamme zum andern und wartete hinter einem jeden, bis ich mich überzeugt hatte, daß ich nicht bemerkt worden sei. Glücklicher Weise war diese Vorsicht überflüssig; ich befand mich nicht in den Urwäldern

Amerika's, und die guten Leute, welche ich vor mir hatte, schienen nicht die mindeste Ahnung zu haben, daß es irgend einem Menschenkinde einfallen könne, sie zu belauschen.

So avancirte ich immer weiter, bis ich einen Baum erreichte, dessen Wurzeln so zahlreiche Schößlinge getrieben hatten, daß ich hinter denselben ein recht leidliches Versteck zu finden hoffte. Wünschenswerth war dies besonders deßhalb, weil ganz in der Nähe des Baumes zwei Männer saßen, auf die ich es abgesehen hatte, – zwei türkische Offiziere.

Mit einiger Vorsicht gelang es mir, mich hinter den Schößlingen häuslich niederzulassen, und nun konnte ich die Scene vollständig überblicken.

Draußen vor dem kleinen Gehölze standen – vier Gebirgskanonen oder vielmehr zwei Kanonen und zwei Haubitzen, und am Saume des Gehölzes waren ungefähr zwanzig Maulthiere angebunden, die zum Transporte dieser Geschütze erforderlich gewesen waren. Man braucht zu einem Geschütze gewöhnlich vier bis fünf Maulthiere; eins muß das Rohr, eins die Lafette und zwei bis vier müssen die Munitionskästen tragen.

Die Topdschi<sup>1</sup> hatten es sich bequem gemacht; sie lagen auf dem Boden ausgestreckt und plauderten leise mit einander. Die beiden Offiziere aber wünschten Kaffee zu trinken und ihren Tschibuk zu rauchen; darum

---

<sup>1</sup>Kanoniere.

war ein Feuer gemacht worden, über welchem ein kleiner Kessel auf zwei Steinen stand. Der Eine der beiden Helden war ein Jüs Baschi<sup>1</sup> und der Andere ein Mülasim<sup>2</sup>. Der Jüs Baschi hatte ein recht biederer Aussehen; er kam mir grade so vor, als sei er eigentlich ein urgemüthlicher, dicker, deutscher Bäckermeister, der auf einem Liebhabertheater den wilden Türken spielen soll und sich dazu für anderthalbe Mark vom Maskenverleiher das Kostüm geliehen hat. Mit dem Mülasim war es ganz ähnlich. Just so wie er mußte eine sechzigjährige Kaffeeschwester aussehen, die auf den unbegreiflichen Backfischgedanken gerathen ist, in Pumphosen und Osmanly-Jacke auf die Redoute zu gehen. Es war mir ganz so, als müsse ich jetzt hinter dem Baume hervortreten und sie überraschen mit den geflügelten Worten:

»Schön' guten Abend, Meister Mehlhuber; 'pfehle mich, Fräulein Lattenstengel; 'was Neues? Danke, danke, werde so frei sein!«

Freilich waren die Worte, welche ich zu hören bekam, etwas weniger gemüthlich. Ich lag ihnen so nahe, daß ich Alles hören konnte.

»Toplerimiz chosch – unsere Kanonen sind gut!« brummte der Jüs Baschi.

»Pek chosch – sehr gut!« flötete der Mülasim.

---

<sup>1</sup>Hauptmann.

<sup>2</sup>Lieutenant.

»Atar-iz, atar-iz hepsi – wir werden schießen, Alles niederschießen!«

»Hepsi – Alles!« ertönte das Echo.

»Japar-iz kazangdschü – wir werden Beute machen!«

»Tschok kazangdschü – viel Beute!«

»Oladschag-iz jijid – wir werden tapfer sein!«

»Pek jijid – sehr tapfer!«

»Binar-iz – wir werden befördert werden!«

»Jüksek, ghajet jüksek – hoch, äußerst hoch!«

»Tütar-iz sonra tütünü adschemli – dann rauchen wir Tabak aus Persien!«

»Tütünü schirazli – Tabak aus Schiras!«

»Ile itschar-iz kawehji arabli – und trinken Kaffee aus Arabien!«

»Kawehji mokkahli – Kaffee aus Mokka!«

»Dschesidiler gerek olar-lar ölmek hepsi – die Dschesidi müssen alle sterben!«

»Hepsi – alle!«

»Fenalar – die Bösewichter!«

»Oghanlar – die Buben!«

»Na paklar, utanmazlar – die Unreinen, die Unverschämten!«

»Kiöpekler – die Hunde!«

»Öldirar-iz onlari – wir werden sie tödten!«

»Jarın sabah tiz – morgen früh gleich!«

»Tabiatli, dir doghru – natürlich, das versteht sich!«

Ich hatte nun genug gesehen und gehört; darum zog ich mich zurück, erst langsam und vorsichtig, dann

aber rascher. Ich erhob mich dabei sogar von der Erde, worüber Halef sich nicht wenig wunderte, als ich bei ihm ankam.

»Wer ist es, Sihdi?«

»Artilleristen. Komm; wir haben keine Zeit!«

»Gehen wir aufrecht?«

»Ja.«

Wir erreichten bald unsere Pferde, stiegen auf und kehrten zurück. Die Strecke nach Scheik Adi wurde jetzt natürlich viel schneller zurückgelegt, als vorhin. Wir fanden dort noch dasselbe rege Leben.

Ich hörte, daß Ali Bey sich beim Heiligthum befinde, und traf ihn mit dem Mir Scheik Khan in dem inneren Hofe desselben. Er kam mir erwartungsvoll entgegen und führte mich zum Khan.

»Was hast Du gesehen?« frug er.

»Kanonen!«

»Oh!« machte er erschrocken. »Wie viele?«

»Vier kleine Gebirgskanonen.«

»Welchen Zweck haben sie?«

»Scheik Adi soll damit zusammengeschoßen werden. Während die Askeri<sup>1</sup> von Baadri und Kaloni angreifen, soll die Artillerie jedenfalls da unten am Wasser spielen. Der Plan ist nicht schlecht, denn von dort aus läßt sich das ganze Thal bestreichen. Es handelte sich nur darum, die Geschütze unbemerkt über die Höhen zu bringen; dies ist gelungen; man hat sich der

---

<sup>1</sup>Infanteristen.

Maulthiere bedient, mit deren Hilfe die Kanonen in einer Stunde von dem Lagerplatze aus bis nach Scheik Adi gebracht werden können.«

»Was thun wir, Emir?«

»Gib mir sofort sechzig Reiter mit und einige Feneri<sup>1</sup> so siehst Du binnen zwei Stunden die Geschütze mit ihrer Bedienung hier in Scheik Adi!«

»Gefangen?«

»Gefangen!«

»Herr, ich gebe Dir hundert Reiter!«

»Nun wohl, gib mir sofort achtzig und sage ihnen, daß ich sie unten am Wasser erwarte.«

Ich ging und traf Halef und Selek noch bei den Pferden.

»Was wird Ali Bey thun?« frug Halef.

»Nichts. Wir selbst werden thun, was gethan werden soll.«

»Was ist das, Sihdi? Du lachst! Herr, ich kenne Dein Gesicht; wir holen die Kanonen?«

»Allerdings! Ich möchte aber die Kanonen haben, ohne daß Blut vergossen wird, und darum nehmen wir achtzig Reiter mit.«

Wir ritten dem Ausgange des Thales zu, wo wir nicht lange warten durften, bis die Achtzig kamen.

Ich sandte Selek mit zehn Mann voran und folgte mit den Andern eine Strecke hinter ihnen. Wir erreichten, ohne einen Feind zu sehen, die Anhöhe, auf welcher

---

<sup>1</sup>Laternen.

Selek vorhin auf uns gewartet hatte, und stiegen da ab. Zunächst sandte ich einige Leute aus, welche für unsere eigene Sicherheit zu wachen hatten; dann ließ ich zehn Mann bei den Pferden zurück und gebot ihnen, den Platz ohne meinen Befehl nicht zu verlassen, und nun schlichen wir Andern auf das Wäldchen zu. In passender Entfernung vor demselben angekommen, wurde Halt gemacht, und ich ging allein vorwärts. Wie vorher gelangte ich auch diesmal ohne Hinderniß zu dem Baume, unter welchem ich bereits gelegen hatte. Die Türken lagen in einzelnen Gruppen beisammen und plauderten. Ich hatte gehofft, daß sie schliefen. Die militärische Wachsamkeit und die Erwartung des bevorstehenden Kampfes ließen sie jedoch nicht schlafen. Ich zählte mit den Unteroffizieren und den beiden Offizieren vierunddreißig Mann und kehrte zu den Meinen zurück.

»Hadschi Halef und Selek, geht und holt Eure Pferde! Ihr reitet einen Bogen und kommt an der andern Seite des Wäldchens vorüber. Man wird Euch anhalten. Ihr sagt, daß Ihr Euch verirrt habt und zu dem Feste nach Scheik Adi kommen wollt. Ihr werdet so die Aufmerksamkeit der Osmanly von uns ab-, und auf Euch lenken. Das Übrige ist unsere Sache. Geht!«

Die Übrigen ließ ich zwei lange, hinter einander stehende Reihen bilden, die den Zweck hatten, das Gehölz von drei Seiten zu umfassen. Ich gab ihnen die

nöthige Anweisung, worauf wir uns zu Boden legten und vorwärts krochen.

Natürlich kam ich am schnellsten voran. Ich hatte meinen Baum wohl bereits seit zwei Minuten erreicht, als laute Hufschläge erschallten. Das Feuer brannte noch immer; darum war es mir möglich, die ganze Scene leidlich zu überblicken. Die beiden Offiziere hatten wahrscheinlich während der ganzen Zeit meiner Abwesenheit geraucht und Kaffee getrunken.

»Scheik Adi kem juwa – Scheik Adi ist ein böses Nest!« hörte ich den Hauptmann sagen.

»Jum juwa – ganz böse!« antwortete der Lieutenant.

»Chalk onda scheitani etar-lar – die Leute dort beten den Teufel an!«

»Scheitani; Allah onlari döj-sun de jassilt-sun de – Den Teufel; Allah zerhacke und zerquetsche sie!«

»Bu kylar-iz – das werden wir thun!«

»He, onlari jirtar-iz – ja, wir werden sie zerreißen!«

»Büz bütün – ganz und gar!«

Bis hierher konnte ich die Unterhaltung vernehmen, dann aber hörte man das erwähnte Pferdegetrappel. Der Lieutenant hob den Kopf empor.

»Bir kemse gel-yr – man kommt!« sagte er.

Auch der Hauptmann lauschte.

»Kim dir olan – wer mag das sein?« frug er.

»Iki atlilar dirlar; onu ischar-im – es sind zwei Reiter; ich höre es.«

Sie erhoben sich, und die Soldaten taten dasselbe. In dem Scheine, welchen das Feuer hinauswarf, wurden Halef und Selek sichtbar. Der Hauptmann trat ihnen entgegen und zog seinen Säbel.

»Halt! Wer seid Ihr?« rief er sie an.

Sie waren sofort von den Türken umringt. Mein kleiner Halef betrachtete sich die Offiziere vom Pferde herunter mit einer Miene, welche mich errathen ließ, daß sie auf ihn ganz denselben Eindruck machten, den sie auch auf mich hervorgebracht hatten.

»Wer Ihr seid, habe ich gefragt!« wiederholte der Hauptmann.

»Leute!«

»Was für Leute?«

»Männer!«

»Was für Männer?«

»Reitende Männer!«

»Scheitan sizi jer – der Teufel verschlinge Euch! Antwortet besser, sonst erhaltet Ihr die Bastonnade! Also, wer seid Ihr?«

»Wir sind Dschesidi,« antwortete jetzt Selek mit kleinlauter Stimme.

»Dschesidi? Ah! Woher?«

»Aus Mekka.«

»Aus Mekka? Allah il Allah! Gibt es dort auch Teufelsanbeter?«

»Jarisi jük – grad fünfmalhunderttausend.«

»O kadar – so viele! Allah kerihm; er läßt viel Unkraut unter dem Weizen wachsen! – Wohin wollt Ihr?«

»Nach Scheik Adi.«

»Ah, sizi war-benim – ah, habe ich Euch! Was wollt Ihr dort?«

»Es wird dort ein großes Fest gefeiert.«

»Ich weiß es. Ihr tanzt und singt mit dem Teufel und betet dabei einen Hahn an, der durch das Feuer der Dschehennah ausgebrütet worden ist. Steigt ab! Köle olar-siz – Ihr seid meine Gefangenen!«

»Gefangen? Was haben wir gethan?«

»Oghular scheitanün siz – Ihr seid Söhne des Teufels. Ihr müßt geprügelt werden, bis Euer Vater von Euch gewichen ist. Aschaghy atlardan – herunter von den Pferden!«

Er griff selbst zu, und die beiden Männer wurden förmlich von den Pferden heruntergezogen.

»Gebt Euere Waffen her!«

Ich wußte, Halef würde das nie thun, selbst unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht. Er sah suchend nach dem Feuer hin, und so hob ich den Kopf so weit empor, daß er mich erblickte. Nun wußte er, daß er sicher sein könne. Aus dem vielen leisen Rascheln hinter mir hatte ich bereits erkannt, daß die Meinen das Lager vollständig umschlossen hatten.

»Unsere Waffen?« frug Halef. »Höre, Jüs Baschi, erlaube, daß wir Dir etwas sagen!«

»Was?«

»Das können wir nur Dir und dem Mülasim mittheilen.«

»Ich mag nichts von Euch erfahren!«

»Es ist aber wichtig, sehr wichtig!«

»Was betrifft es?«

»Höre!«

Er flüsterte ihm einige Worte in das Ohr, welche den augenblicklichen Erfolg hatten, daß der Hauptmann einen Schritt zurücktrat und den Sprecher mit einer gewissen achtungsvollen Miene musterte. Später erfuhr ich, daß der schlaue Halef geflüstert hatte: »Euern Geldbeutel betrifft es!«

»Ist das wahr?« frug der Offizier.

»Es ist wahr!«

»Wirst Du darüber schweigen?«

»Wie das Grab!«

»Schwöre es mir!«

»Wie soll ich schwören?«

»Bei Allah und dem Barte des – – doch nein, Ihr seid ja Dschesidi. So schwöre es mir beim Teufel, den Ihr anbetet!«

»Nun wohl! Der Teufel weiß es, daß ich nachher nichts sagen werde!«

»Aber er wird Dich zerreißen, wenn Du die Unwahrheit sagst! Komm, Mülasim; kommt, Ihr Beiden!«

Die vier Männer traten zum Feuer herbei; ich konnte jedes ihrer Worte vernehmen.

»Nun, so rede!« gebot der Hauptmann.

- »Laß uns frei! Wir werden Dich bezahlen.«  
»Habt Ihr Geld?«  
»Wir haben Geld.«  
»Wißt Ihr es nicht, daß dieses Geld bereits mir gehört? Alles, was Ihr bei Euch führt, ist unser.«  
»Du wirst es nie finden. Wir kommen von Mekka her, und wer eine solche Reise macht, der weiß sein Geld zu verbergen.«  
»Ich werde es finden!«  
»Du wirst es nicht finden, selbst wenn Du uns tödest und Alles ganz genau durchsuchen lässest. Die Teufelsanbeter haben sehr gute Mittel, ihr Geld unsichtbar zu machen.«  
»Allah ist allwissend!«  
»Aber Du bist nicht Allah!«  
»Ich darf Euch nicht freilassen.«  
»Warum?«  
»Ihr würdet uns verrathen.«  
»Verrathen? Wie so?«  
»Seht Ihr nicht, daß wir hier sind, um einen Kriegszug zu unternehmen?«  
»Wir werden Dich nicht verrathen.«  
»Aber Ihr wollt nach Scheik Adi gehen!«  
»Sollen wir nicht?«  
»Nein.«  
»So sende uns, wohin es Dir beliebt!«  
»Wolltet Ihr nach Baaweiza gehen und dort zwei Tage warten?«

»Wir wollen es.«  
»Wie viel wollt Ihr uns für Eure Freiheit zahlen?«  
»Wie viel verlangst Du?«  
»Fünfzehntausend Piaster<sup>1</sup> für Jeden.«  
»Herr, wir sind sehr arme Pilger. So viel haben wir nicht bei uns!«  
»Wie viel habt Ihr?«  
»Fünfhundert Piaster können wir Dir vielleicht geben.«  
»Fünfhundert? Kerl, Ihr wollt uns betrügen!«  
»Vielleicht bringen wir auch sechshundert zusammen.«  
»Ihr gebt zwölftausend Piaster und keinen Para weniger. Das schwöre ich Euch bei Mohammed. Und wollt Ihr nicht, so lasse ich Euch so lange prügeln, bis Ihr sie gebt. Ihr habt gesagt, daß Ihr Mittel besitzt, Euer Geld unsichtbar zu machen; Ihr habt also viel bei Euch, und ich habe das Mittel, Euere Piaster wieder sichtbar zu machen!«  
Halef tat, als erschrecke er.  
»Herr, thust Du es wirklich nicht billiger?«  
»Nein.«  
»So müssen wir es Dir geben!«  
»Ihr Schurken, jetzt sehe ich, daß Ihr viel Geld bei Euch habt! Nun werdet Ihr nicht für zwölftausend Piaster frei, sondern Ihr müßt das geben, was ich zuerst verlangte, nämlich fünfzehntausend.«

---

<sup>1</sup>Dreitausend Mark ungefähr.

»Verzeihe, Herr, das ist zu wenig!«

Der Hauptmann sah den kleinen Hadschi Halef ganz erstaunt an.

»Wie meinst Du das, Kerl?«

»Ich meine, daß ein Jeder von uns mehr werth ist, als fünfzehntausend Piaster. Erlaube, daß wir Dir fünfzigtausend geben!«

»Mensch, bist Du verrückt?«

»Oder hunderttausend!«

Der Bäckermeister-Jüs Baschi blies ganz rathlos die Backen auf und blickte dem Lieutenant in das hagere Gesicht.:

»Mülasim, ne sen-der – Lieutenant, was sagst Du?«

Dieser hatte den Mund offen und gestand freimüthig:

»Hitsch, sim hitsch – nichts, ganz und gar nichts!«

»Ich auch nichts! Diese Menschen müssen ungeheurer reich sein!«

Dann wandte er sich wieder zu Halef:

»Wo habt Ihr das Geld?«

»Mußt Du es wissen?«

»Ja.«

»Wir haben Einen bei uns, der für uns bezahlt. Du kannst ihn aber nicht sehen.«

»Allah bizi koruny-sun – Allah beschütze uns! Du meinst den Teufel!«

»Soll er kommen?«

»Nein, nein, niemals! Ich bin kein Dschesidi, ich verstehe nicht, mit ihm zu reden! Ich würde todt sein vor Schreck!«

»Du wirst nicht erschrecken, denn dieser Scheïtan kommt in der Gestalt eines Menschen. Da ist er schon!«

Ich hatte mich hinter dem Baume erhoben, und mit zwei schnellen Schritten stand ich vor den beiden Offizieren. Sie fuhren entsetzt aus einander, der Eine nach rechts und der Andere nach links. Da ihnen aber meine Gestalt doch nicht ganz und gar schrecklich vorkommen mochte, so blieben sie stehen und starrten mich wortlos an.

»Jüs Baschi,« redete ich sie an, »ich habe Alles gehört, was Ihr heute Abend und heute Morgen gesprochen habt. Ihr sagtet, Scheik Adi sei ein böses Nest!«

Ein schwerer Athemzug erscholl als einzige Antwort.

»Ihr sagtet, Allah möge dort die Leute zerhacken und zerquetschen.«

»Oh, oh!« ertönte es.

»Ihr sagtet ferner, Ihr wolltet die Bösewichter, die Buben, die Unreinen, die Unverschämten, die Hunde niederschießen und große Beute machen!«

Der Mülasim war halb todt vor Angst, und der Jüs Baschi konnte nichts als stöhnen.

»Ihr wolltet dann befördert werden und Tabak aus Schiras rauchen!«

»Er weiß Alles!« brachte der dicke Hauptmann angstvoll hervor.

»Ja, ich weiß Alles. Ich werde Euch befördern. Weißt Du, wohin?«

Er schüttelte den Kopf.

»Nach Scheik Adi, zu den Unreinen und Unverschämten, die Ihr tödten wolltet. Jetzt sage ich zu Euch das, was Ihr vorhin zu diesen beiden Männern sagtet: Köle olar-siz – Ihr seid meine Gefangenen!«

Die Soldaten konnten sich den Vorgang nicht erklären; sie standen in einem dichten Knäuel beisammen. Der Wink, welchen ich bei meinen letzten Worten gab, genügte. Die Dschesidi brachen hervor und umringten sie. Nicht ein Einziger dachte daran, Widerstand zu leisten. Alle waren ganz verblüfft. Die Offiziere aber ahnten nun doch den wahren Sachverhalt und griffen in den Gürtel.

»Halt, keine Gegenwehr!« ermahnte ich sie, indem ich den Revolver zog. »Wer zur Waffe greift, wird augenblicklich niedergeschossen!«

»Wer bist Du?« frug der Hauptmann.

Er schwitzte förmlich. Der brave Falstaff dauerte mich einigermaßen, und die Don Quixote-Gestalt neben ihm gleichfalls. Um ihre Beförderung war es nun geschehen.

»Ich bin Euer Freund und wünsche deßhalb, daß Ihr nicht von den Dschesidi niedergeschossen werdet. Gebt Eure Waffen ab!«

»Aber wir brauchen sie doch!«

»Wozu?«

»Wir müssen damit die Geschütze vertheidigen!«

Dieser beispiellosen Naivität war nicht zu widerstehen, ich mußte laut auflachen. Dann beruhigte ich sie:

»Seid ohne Sorgen; wir werden die Kanonen behüten!«

Es ward zwar noch Einiges hin und her gesprochen, dann aber streckten sie doch die Waffen.

»Was werdet Ihr mit uns thun?« frug jetzt der besorgte Jüs Baschi.

»Das kommt ganz auf Euer Verhalten an. Vielleicht werdet Ihr getödtet, vielleicht aber auch erlangt Ihr Gnade, wenn Ihr gehorsam seid.«

»Was sollen wir thun?«

»Zunächst meine Fragen der Wahrheit gemäß beantworten.«

»Frage!«

»Kommen noch mehr Truppen hinter Euch?«

»Nein.«

»Ihr seid wirklich die Einzigen hier?«

»Ja.«

»So ist der Miralai Omar Amed ein sehr unfähiger Mensch. In Scheik Adi halten mehrere tausend Bewaffnete, und hier schickt er dreißig Männer mit vier Kanonen gegen sie. Er mußte Euch wenigstens einen Alai Emini mit zweihundert Mann Infanterie als Bedeckung mitgeben. Dieser Mann hat gemeint, die Dschesidi seien so leicht zu fangen und zu tödten, wie die Fliegen. Welche Befehle hat er Euch gegeben?«

»Wir sollen die Geschütze unbemerkt bis an das Wasser schaffen.«

»Und dann?«

»Und dann an demselben aufwärts gehen, bis eine halbe Stunde vor Scheik Adi.«

»Weiter!«

»Dort sollen wir warten, bis er uns einen Boten sendet. Darauf müssen wir bis zum Thale vorrücken und die Dschesidi mit Kugeln, Kartätschen und Granaten beschießen.«

»Das Vorrücken ist Euch gestattet; Ihr werdet sogar noch weiter kommen als nur bis zum Eingange des Thales. Das Schießen aber werden Andere übernehmen.«

Nun es einmal geschehen war, ergaben sich die Türken als echte Fatalisten ganz ruhig in ihr Schicksal. Sie mußten zusammentreten und wurden von den Dschesidi escortirt. Die Geschützstücke waren auf die Maulthiere geladen worden und folgten unter Bedeckung. Natürlich machten wir uns wieder beritten, als wir bei den Pferden ankamen.

Eine halbe Stunde vor dem Thale von Scheik Adi ließ ich die Kanonen unter dem Schutze von zwanzig Mann zurück. Es geschah dies um des Boten willen, welcher von dem Miralai erwartet wurde.

Gleich an dem Eingange zum Thale trafen wir auf eine bedeutende Menschenmenge. Das Gerücht von unserer kleinen Expedition hatte sich sehr bald unter den

Pilgern verbreitet, und man hatte sich hier versammelt, um das Ergebniß so bald wie möglich zu vernehmen. In Folge dessen war auch jedwedem Schießen im Thale eingestellt worden, so daß nun eine tiefe Stille herrschte. Man wollte die Schüsse hören, falls es zwischen uns und den Türken zu einem ernstlichen Kampfe kommen sollte.

Der Erste, welcher mir entgegenkam, war Ali Bey.

»Endlich kommst Du,« rief er sichtlich erleichtert; dann setzte er besorgt hinzu: »aber ohne Kanonen! Und auch Leute fehlen!«

»Es fehlt kein Mann, und auch kein einziger ist verwundet.«

»Wo sind sie?«

»Bei Halef und Selek draußen bei den Geschützen, die ich zurückgelassen habe.«

»Warum?«

»Dieser Jüs Baschi hat mir erzählt, daß der Miralai an die Stelle, an welcher die Kanonen stehen, einen Boten senden werde. Sie sollen dann vorrücken und Scheik Adi mit Vollkugeln, Kartätschen und Granaten beschießen. Hast Du Leute, welche ein Geschütz zu bedienen verstehen?«

»Genug!«

»So sende sie hinaus. Sie mögen mit den Türken die Kleidung wechseln, den Boten gefangen nehmen und dann sofort einen Schuß lösen. Dies wird für uns das

sicherste Zeichen sein, daß der Feind nahe ist, und diesen selbst wird es zu einem übereilten Angriff verleiten. Was thust Du mit den Gefangenen?«

»Ich schicke sie fort und lasse sie bewachen.«

»Im Thale Idiz?«

»Nein. Diesen Ort darf Keiner sehen, der nicht ein Dschesidi ist. Aber es gibt eine kleine Schlucht, in der es möglich ist, die Gefangenen nur durch wenige Leute festzuhalten. Komm!«

In seinem Hause erwartete mich ein sehr reichliches Nachtessen, wobei mich seine Frau bediente. Er selbst war nicht zugegen, denn er mußte die Umkleidung der Gefangenen beaufsichtigen, welche dann abgeführt wurden. Diejenigen, welche die Uniformen der Türken erhielten, waren geschulte Kanoniere und rückten bald ab, um sich zu den Geschützen zu begeben.

Die Sterne begannen bereits zu erbleichen, als Ali Bey zu mir kam.

»Bist Du bereit, aufzubrechen, Emir?«

»Wohin?«

»Nach dem Thale Idiz.«

»Erlaube, daß ich hier bleibe!«

»Du willst mitkämpfen?«

»Nein.«

»Dich uns nur anschließen, um zu sehen, ob wir tapfer sind?«

»Ich werde mich Euch auch nicht anschließen, sondern hier in Scheik Adi bleiben.«

»Herr, was denkst Du!«

»Ich denke, daß dies das Richtige sein wird.«

»Man wird Dich tödten!«

»Nein. Ich stehe unter dem Schutze des Großherrs und des Mutessarif.«

»Aber Du bist unser Freund; Du hast die Artilleristen gefangen genommen; das wird Dir das Leben kosten!«

»Wer wird das den Türken erzählen? Ich bleibe hier mit Halef und dem Baschi-Bozuk. So kann ich für Euch vielleicht mehr thun, als wenn ich in Euren Reihen kämpfe.«

»Du magst Recht haben, Emir; aber wenn wir schießen, kannst auch Du verwundet oder vielleicht gar getödtet werden!«

»Das glaube ich nicht, denn ich werde mich hüten, mich Euern Kugeln auszusetzen.«

Da öffnete sich die Thüre, und ein Mann trat herein. Er gehörte zu den Posten, welche Ali Bey ausgestellt hatte.

»Herr,« meldete er ihm, »wir haben uns zurückgezogen, denn die Türken sind bereits in Baadri. In einer Stunde sind sie hier.«

»Kehre zurück und sage den Deinen, daß sie immer in der Nähe der Türken bleiben, sich aber von ihnen nicht sehen lassen sollen!«

Wir gingen vor das Haus. Die Frauen und Kinder zogen an uns vorüber und verschwanden hinter dem Heiligthume. Da kam ein zweiter Bote athemlos gelaufen und meldete:

»Herr, die Türken haben Kaloni längst verlassen und marschiren durch die Wälder. In einer Stunde können sie hier sein.«

»Postirt Euch jenseits des ersten Thales und zieht Euch, wenn sie kommen, zurück. Die Unserigen werden Euch oben erwarten!«

Der Mann kehrte zurück, und der Bey entfernte sich auf einige Zeit. Ich stand am Hause und sah auf die Gestalten, die an mir vorüberzogen. Als die Frauen und Kinder vorbei waren, schlossen sich ihnen lange Reihen von Männern an, zu Fuß und zu Pferde; aber sie verschwanden nicht hinter dem Heiligthume, sondern erstiegen die nach Baadri und Kaloni gelegenen Höhen, um den Türken das Thal freizugeben. Es war ein eigenthümliches Gefühl, welches ich beim Anblick dieser dunklen Gestalten empfand. Ein Licht nach dem andern wurde ausgeblasen; eine Fackel nach der andern erlosch, und nur das Grabmal mit seinen beiden Thürmen streckte seine flammende Doppelzunge noch immer zum Himmel empor. Ich war allein hier. Die Angehörigen des Bey waren fort; der Buluk Emini schlief

droben auf der Plattform, und Halef war noch nicht zurück. Da aber hörte ich den Galopp eines Pferdes. Halef sprenkte heran. Als er absaß, erdröhnten von unten herauf zwei starke, krachende Schläge.

»Was war das, Halef?«

»Die Bäume stürzen. Ali Bey hat befohlen, sie zu fällen, um unten das Thal zu schließen und die Kanonen gegen einen Angriff der Türken zu schützen.«

»Das ist klug gehandelt! Wo sind die Andern von den Zwanzig?«

»Sie mußten auf Befehl des Bey bei den Geschützen zurückbleiben, und er hat außerdem noch dreißig andere Männer zu ihrer Bedeckung beordert.«

»Also zusammen fünfzig Mann. Diese könnten schon einen Angriff aushalten.«

»Wo sind die Gefangenen?« frug Halef.

»Bereits fort unter Aufsicht.«

»Und diese Männer hier ziehen schon zum Kampfe?«

»Ja.«

»Und wir?«

»Bleiben hier zurück. Ich bin begierig, die Gesichter der Türken zu sehen, wenn sie bemerken, daß sie in die Falle gerathen sind.«

Dieser Gedanke schien Halef zu befriedigen, so daß er nicht über unser Hierbleiben murrte. Er mochte sich auch sagen, daß dieses Bleiben wohl gefährlicher sei, als der Anschluß an die Streiter.

»Wo ist Ifra?« frug Halef noch.

»Er schläft auf der Plattform.«

»Er ist ein Ujkudischi<sup>1</sup> Sihdi, und darum wird ihm sein Hauptmann den Esel gegeben haben, welcher die ganze Nacht hindurch schreit. Weiß er bereits etwas von dem, was geschehen wird?«

»Ich glaube nicht. Er soll auch nicht wissen, wie weit wir dabei betheilt waren; verstehst Du?«

Da kam Ali Bey noch einmal zurück, um sein Pferd zu holen. Er machte mir noch allerlei Vorstellungen, welche aber nichts fruchteten, und so war er gezwungen, mich zu verlassen. Er that dies mit dem herzlichsten Wunsche, daß mir nichts Böses geschehen möge, und versicherte wiederholt, er würde alle fünfzehnhundert Türken niederschließen lassen, wenn ich von ihnen ein Leid erdulden müsse. Zuletzt bat er mich, das große weiße Tuch, welches in der Stube hing, auf die Plattform des Hauses, welche er von der Höhe ganz gut überblicken konnte, zu legen, zum Zeichen, daß ich mich wohl befinde. Sollte das Tuch fortgenommen werden, so werde er schließen, daß ich mich in Gefahr befinde, und werde sofort dem gemäß handeln.

Nun stieg er auf und ritt davon, der Letzte von all' den Seinen.

---

<sup>1</sup>Schlafmütze.

Der Tag begann zu grauen; der Himmel lichtete sich, und wenn man zu ihm emporblickte, vermochte man bereits die einzelnen Äste der Bäume zu unterscheiden. Droben an der gegenüberliegenden Thalwand verhallten die Hufschläge von Ali Bey's Pferd. Ich war nun, da auch mein Dolmetscher mich verlassen mußte, mit den beiden Dienern ganz allein in jenem viel besprochenen Thale eines geheimnißvollen und auch jetzt mir immer noch räthselhaften Cultus. Allein? Ganz Allein? War es wirklich so, oder hörte ich nicht Schritte dort in dem kleinen El Schems geweihten Hause?

Eine lange, weiße Gestalt trat hervor und blickte sich um. Da sah sie mich und kam auf mich zu. Ein langer, schwarzer Bart hing ihr über die Brust herab, während das Haupthaar schneeweiß über den Rücken wallte. Es war Pir Kamek; ich erkannte ihn jetzt.

»Du noch hier?« frug er, als er vor mir stand, mit beinahe harter Stimme. »Wann folgest Du den Andern nach?«

»Ich bleibe hier.«

»Du bleibst? Warum?«

»Weil ich Euch hier mehr nützen kann, als auf andere Weise.«

»Das ist möglich, Emir; aber dennoch solltest Du gehen!«

»Ich richte dieselbe Frage an Dich: Wann gehest Du den Andern nach?«

»Ich bleibe.«

»Warum?«

»Hast Du dort den Scheiterhaufen nicht gesehen?«  
antwortete er finster. »Er hält mich zurück.«

»Warum er?«

»Weil es nun an der Zeit ist, das Opfer zu bringen,  
wegen dessen ich ihn errichten ließ.«

»Die Türken werden Dich ja stören!«

»Sie werden mir sogar das Opfer bringen, und ich  
werde heute den wichtigsten Tag meines Lebens fei-  
ern.«

Fast wollte es mir unheimlich werden bei dem Klan-  
ge dieser hohlen, Stimme. Ich überwand jedoch dieses  
Gefühl und frug:

»Wolltest Du nicht heute noch mit mir über Dein  
Buch sprechen, welches mir Ali Bey geliehen hatte?«

»Kann es Dir Freude machen und Nutzen bringen?«

»Gewiß!«

»Emir, ich bin ein armer Priester; nur Dreierlei ge-  
hört mir: mein Leben, mein Kleid und das Buch, von  
dem Du redest. Mein Leben bringe ich dem Reinen,  
dem Mächtigen, dem Erbarmenden zurück, der mir es  
geliehen hat; mein Kleid überlasse ich dem Elemente,  
in welchem auch mein Leib begraben wird, und das  
Buch schenke ich Dir, damit Dein Geist mit dem meini-  
gen sprechen könne, wenn Zeiten, Länder, Meere und  
Welten uns von einander trennen.«

War dies nur eine blumige, orientalische Ausdrucksweise, oder sprach aus ihm wirklich die Ahnung eines nahen Todes? Es überlief mich ein Schauer, den ich nicht abschütteln konnte.

»Pir Kamek, Deine Gabe ist groß; fast kann ich sie nicht annehmen!«

»Emir, ich liebe Dich. Du wirst das Buch erhalten, und wenn Dein Blick auf die Worte fällt, die meine Hand geschrieben hat, so denke an das letzte Wort, welches diese Hand schreiben wird in das Buch, darinnen verzeichnet steht die blutige Geschichte der Dsche-sidi, der Verachteten und Verfolgten.«

Ich konnte nicht anders, ich mußte ihn umarmen.

»Ich danke Dir, Pir Kamek! Auch ich liebe Dich, und wenn ich Dein Buch öffne, so wird vor mich treten Deine Gestalt, und ich werde hören alle Worte Deines Mundes, die Du zu mir gesprochen hast. Jetzt aber solltest Du Scheik Adi verlassen, denn noch ist es nicht zu spät!«

»Sieh dort das Heiligthum, in welchem Der begraben liegt, welcher verfolgt und getödtet wurde. Er ist nie geflohen. Steht nicht auch in Deinem Kitab, daß man sich nicht fürchten soll vor Jenen, die nur den Leib tödten können? Ich bleibe hier, da ich weiß, daß die Osmanly mir nicht zu schaden vermögen. Und wenn sie mich tödteten, was wäre es? Muß nicht der Tropfen emporsteigen zur Sonne? Stirbt nicht El Schems,

der Glänzende, täglich, um auch täglich wieder aufzuerstehen? Ist nicht der Tod der Eingang in eine lichtere, in eine reinere Welt? Hast Du jemals gehört, daß ein Dschesidi von einem Andern sagt, daß er gestorben sei? Er sagt nur, daß er verwandelt sei; denn es gibt weder Tod noch Grab, sondern Leben, nichts als Leben. Darum weiß ich auch, daß ich Dich einst wiedersehen werde!«

Nach diesen Worten schritt er schnell davon und kam hinter der Außenmauer des Grabmales außer Sicht.

Ich trat in das Gebäude und ging nach der Plattform. Droben vernahm ich Stimmen. Halef und Ifra redeten mit einander.

»Ganz allein?« hörte ich den Letzteren fragen.

»Ja.«

»Wohin sind die Andern, die Vielen, die Tausende?«

»Wer weiß es!«

»Aber warum sind sie fort?«

»Sie sind geflohen.«

»Vor wem?«

»Vor Euch.«

»Vor uns? Hadschi Halef Omar, ich verstehe nicht, was Du sagest!«

»So will ich Dir es deutlicher sagen: Sie sind geflohen vor Deinem Mutessarif und vor Deinem Miralai Omar Amed.«

»Aber warum denn?«

»Weil der Miralai kommt, um Scheik Adi zu überfallen.«

»Allah akbar, Gott ist groß, und die Hand des Mutessarif ist mächtig! Sage mir, ob ich bei unserem Emir bleiben darf, oder ob ich unter dem Miralai kämpfen muß!«

»Du mußt bei uns bleiben.«

»Hamdulillah, Preis und Dank sei Allah, denn es ist gut sein bei unserm Emir, den ich zu beschützen habe!«

»Du? Wann hast Du ihn denn beschützt?«

»Stets, so lange er unter meinem Schirme wandelt!«

Halef lachte und erwiderte:

»Ja, Du bist der Mann dazu! Weißt Du, wer der Beschützer des Emir ist?«

»Ich!«

»Nein, ich!«

»Hat ihn nicht der Mutessarif selbst in meine Obhut gegeben?«

»Hat er sich nicht selbst unter meinen Schutz begeben? Und wer gilt da mehr, der Sihdi oder Dein Suzhitsch<sup>1</sup> von Mutessarif?«

»Halef Omar, hüte Deine Zunge! Wenn ich dieses Wort dem Mutessarif sage!«

---

<sup>1</sup>Wörtlich: Ohnenichts, also nichts, gar nichts, nicht einmal nichts, der geringschätzendste Ausdruck, dessen sich ein Türke bedienen kann.

»Glaubst Du, ich werde mich dann vor ihm fürchten? Ich bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah!«

»Und ich heiße Ifra, gehöre zu den tapfern Baschi-Bozuk des Großherrn und wurde für meine Heldenthaten zum Buluk Emini ernannt! Für Dich sorgt nur eine Person, für mich aber sorgt der Padischah und der ganze Staat, den man den osmanischen nennt!«

»Ich möchte wirklich wissen, welchen Vortheil Du von dieser Fürsorge hast!«

»Welchen Vortheil? – Ich will es Dir auseinandersetzen! Ich erhalte einen Monatssold von fünfunddreißig Piastern und täglich zwei Pfund Brod, siebzehn Loth Fleisch, drei Loth Butter, fünf Loth Reis, ein Loth Salz, anderthalb Loth Zuthaten nebst Seife, Öl und Stiefelschmiere!«

»Und dafür verrichtest Du Heldenthaten?«

»Ja, sehr viele und sehr große!«

»Die möchte ich sehen!«

»Was? Du glaubst das nicht! Wie bin ich da zum Beispiel um meine Nase gekommen, welche ich nicht mehr habe! Das war nämlich bei einem Streite zwischen den Drusen und Maroniten des Dschebel Libanon. Wir wurden hingeschickt, um Ruhe und Achtung der Gesetze zu erkämpfen. In einer dieser Schlachten schlug ich wie wütend um mich herum. Da holte ein Feind nach meinem Kopfe aus. Ich wollte ausweichen

und trat zurück, und nun traf der Hieb statt meinen Kopf meine Na – – – ooh – aaah – – was war das?«

»Ja, was war das? Ein Kanonenschuß!«

Halef hatte recht; es war ein Kanonenschuß, der den kleinen Buluk Emini um den Schluß seiner interessanten Erzählung gebracht hatte. Das war jedenfalls der Signalschuß, den unsere Artilleristen abgegeben hatten, um uns anzuzeigen, daß der Adjutant des Miralai von ihnen gefangen genommen worden sei. Die beiden Diener kamen sofort von oben herunter geeilt.

»Sihdi, man schießt!« rief Halef, nach den Hähnen seiner Pistolen sehend.

»Mit Kanonen!« fügte Ifra hinzu.

»Schön! Holt die Thiere herein und schafft sie nach dem innern Hof!«

»Auch meinen Esel?«

»Ja. Dann schließt Ihr die Thür!«

Ich selbst holte den weißen Shawl und breitete ihn oben auf der Plattform aus. Dann ließ ich mir einige Decken kommen und legte mich in der Weise darauf, daß ich von unten nicht bemerkt werden konnte. Die beiden Diener nahmen später unweit von mir Platz.

Es war mittlerweile so licht geworden, daß man ziemlich deutlich sehen konnte. Der Nebel wallte bereits im Thale auf; aber noch immer brannten die Lichter und Flammen des Heiligthums, ein Anblick, welcher dem Auge wehe zu thun begann.

So vergingen fünf, ja zehn erwartungsvolle Minuten. Da hörte ich drüben am Abhange ein Pferd wiehern, noch eins, und dann antwortete ein drittes hüben von der andern Seite. Es war klar: die Truppen rückten zu gleicher Zeit an beiden Seiten in das Thal hernieder. Die Befehle des Miralai wurden mit großer Pünktlichkeit befolgt.

»Sie kommen!« meinte Halef.

»Ja, sie kommen!« bestätigte Ifra. »Herr, wenn sie uns nun für Dschesidi halten und auf uns schießen?«

»Dann lässest Du Deinen Esel hinaus, an welchem sie Dich sofort erkennen werden!«

Kavallerie war jedenfalls nicht dabei; die Pferde, welche gewiehert hatten, waren Offizierspferde. Man hätte das Pferdegetrappel hören müssen. Nach und nach aber ließ sich ein Geräusch bemerken, welches immer hörbarer wurde. Es war der Tritt vieler Menschen, die näher kamen.

Endlich ertönten Stimmen von dem Grabmale her, und zwei Minuten später vernahmen wir den Marschschritt einer geschlossenen Kolonne. Ich erhob den Kopf und schaute hinab. Es waren vielleicht zweihundert Arnauten, prächtige Gestalten mit wilden Angesichtern, angeführt von einem Alai Emini und zwei Hauptleuten. Sie zogen in geschlossenen Gliedern das Thal hinab. Hinter ihnen aber kam eine Bande Baschi-Bozuk, welche sich nach rechts und links zerstreute,

um die unsichtbaren Bewohner des Thales aufzusuchen. Dann folgte eine kleine Cavalcade von lauter Offizieren: zwei Jüs Baschi, zwei Alai Emini<sup>1</sup> zwei Bimbaschi<sup>2</sup> ein Kaimakam<sup>3</sup> mehrere Kol Agassi<sup>4</sup> und an der Spitze der Truppe ein langer, hagerer Mensch, mit einem außerordentlich grob zugehackten Gesichte, in der reichen, von Gold strotzenden Uniform eines Regimentscommandeur.

»Das ist der Miralai Omar Amed!« meinte Ifra in achtungsvollem Tone.

»Wer ist der Civilist an seiner Seite?« frug ich.

An der Seite des Obersten nämlich ritt ein Mann, dessen Züge höchst auffällig waren. Ich weiß, daß man einen Menschen nicht mit einem Wesen aus dem Thierreiche vergleichen soll; aber es gibt wirklich menschliche Physiognomien, welche ganz unwillkürlich an bestimmte Thiere erinnern. Ich habe Gesichter gesehen, die etwas Affen-, Bullenbeißer- und Katzenartiges hatten; ich habe bei gewissen Gesichtsschnitten sofort an einen Ochsen, einen Esel, eine Eule, ein Wiesel, ein Rüsselthier oder einen Fuchs oder Bären denken müssen. Mag man nun Phrenolog und Physiognomiker sein oder nicht, man wird doch bald bemerken, daß auch die Haltung, der Gang, die Ausdrucksweise, das ganze

---

<sup>1</sup>Regimentsquartiermeister oder Rang-Major.

<sup>2</sup>Major oder Bataillonschef.

<sup>3</sup>Oberstlieutenant.

<sup>4</sup>Stabsoffizier, Adjutant.

Thun und Treiben eines solchen Menschen eine gewisse Ähnlichkeit mit der Art und Weise desjenigen Thieres besitzt, an welches man durch die Physiognomie erinnert wurde. Das Gesicht des Mannes nun, den ich jetzt sah, hatte etwas Raubvogelähnliches; es war ganz das eines Stößers.

»Es ist der Makredschr<sup>1</sup> von Mossul, der Vertraute des Mutessarif,« antwortete der Buluk Emini.

Was wollte, oder was sollte dieser Makredschr mit den Truppen hier? Ich konnte meinen Vermuthungen darüber nicht nachhängen, denn jetzt ertönte plötzlich ein Kanonenschuß und noch einer. Ein wirres Heulen, Schreien und Rufen erscholl, und dann hörte ich ein Stampfen, als ob viele Menschen im Galoppe herbeigesprungen kämen. Die Cavalcade hatte grad unter meinem Beobachtungsposten angehalten.

»Was war das?« rief der Miralai.

»Zwei Kanonenschüsse!« antwortete der Makredschr.

»Sehr richtig!« bemerkte der Oberst spöttisch. »Ein Offizier wäre wohl schwerlich auf diese Antwort gekommen. Aber, Allah, was ist das!«

Die Arnauten, welche soeben erst vorüber marschirt waren, kamen in größter Unordnung und schreiend zurückgeflohen; Viele unter ihnen blutig und zerfetzt, Alle aber von höchstem Schreck ergriffen.

»Halt!« donnerte der Oberst. »Was ist geschehen?«

---

<sup>1</sup>Vorsteher des Gerichtshofes.

»Man hat mit Kartätschen auf uns geschossen. Der Alai Emini ist todt und ebenso Einer der Hauptleute; der Andere liegt verwundet dort.«

»Allah onlari boza-uz – Allah vernichte sie! Auf ihre eigenen Leute zu feuern! Ich lasse sie Alle todt peitschen. Nasir Agassi, reite vor und kläre diese Hunde auf!«

Dieser Befehl war an einen der Kol Agassi gerichtet, welche sich in seinem Gefolge befanden. Es war derselbe, den ich am Bache von Baadri überrascht und dem ich dann wieder zu seiner Freiheit verholfen hatte. Er gab seinem Pferde die Sporen, kehrte aber in kürzester Zeit wieder zurück.

»Herr, es sind nicht die Unserigen, sondern es sind Dschesidi, welche geschossen haben. Sie ließen mich herankommen und riefen es mir zu.«

»Wo sind unsere Geschütze?«

»Die befinden sich in ihren Händen; mit ihnen haben sie geschossen; sie haben die Geschütze heute Nacht dem Jüs Baschi abgenommen.«

Der Oberst stieß einen fürchterlichen Fluch hervor.

»Dieser Halunke soll es mir büßen! Wo ist er?«

»Gefangen mit allen seinen Leuten.«

»Gefangen? Mit Allen? Also ohne sich gewehrt zu haben!«

Er stieß seinem Pferde vor Wuth die Sporen so in die Weichen, daß es kerzengerade emporstieg, dann frug er weiter:

»Wo sind diese Dschesidi, die Teufelsmänner, diese Giaurs unter den Giaurs? Ich wollte sie fangen, peitschen, tödten, aber Keiner läßt sich sehen! Sind sie verschwunden? Man wird sie finden. Vorher aber holt mir die Geschütze zurück! Die von Diarbekir haben sich geschlossen. Vorwärts mit ihnen, und dann die Hunde von Kjerkjuk hinterher!«

Der Kol Agassi sprengte zurück, und sofort setzten sich die Infanteristen von Diarbekir in Bewegung. Der Oberst ging mit seinem Stab zur Seite. Sie marschirten an ihm vorüber. Weiter konnte ich nichts sehen, da das Thal eine Wendung machte; aber kaum war eine Minute vorüber, so dröhnte ein Kanonenschuß, ein zweiter, dritter und vierter, und dann erfolgte ganz dieselbe Scene wie vorher: die Verschonten und Leichtverwundeten kamen zurückgeflohen, indem sie die Todten und Schwerverwundeten hinter sich ließen. Der Oberst ritt mitten unter sie hinein und züchtigte sie mit der flachen Klinge seines Säbels.

»Steht, Ihr Feiglinge; steht, sonst schicke ich Euch mit eigener Hand in die Dschehennah! Agassi, die Dragoner herunter!«

Der Adjutant eilte davon. Die Flüchtigen sammelten sich, und Viele der Baschi-Bozuk kamen herbei, um zu melden, daß sie alle Gebäude leer gefunden hätten.

»Zerstört die Nester; brennt Alles nieder, und sucht mir Spuren. Ich muß wissen, wo diese Ungläubigen hingekommen sind!«

Jetzt war es Zeit für mich, wenn ich überhaupt hier etwas nützen sollte.

»Halef, wenn mir etwas Übles geschieht, so nimmst Du dieses weiße Tuch hinweg. Es ist ein Zeichen für Ali Bey!«

Nach diesen Worten richtete ich mich empor und wurde sofort bemerkt.

»Ah,« rief der Miralai, »da ist ja Einer! Komm herunter, Du Sohn eines Hundes; ich will Auskunft haben!«

Ich nickte und trat zurück.

»Halef, Du verschließest die Thüre hinter mir und lässest ohne meine Erlaubniß Niemand ein. Wenn ich Deinen Namen rufe, öffnest Du sofort!«

Ich nahm ihn mit hinab und trat vor das Haus; die Thüre schloß sich hinter mir. Sofort hatten die Offiziere einen Kreis um mich gebildet.

»Kurd, sen – Wurm, der Du bist, antworte auf meine Fragen, sonst lasse ich Dich schlachten!« befahl mir der Oberst.

»Wurm?« frug ich ruhig. »Nimm und lies!«

Er blitzte mich wüthend an, ergriff aber doch den großherrlichen Ferman. Als er das Siegel erblickte, drückte er das Pergament an seine Stirn, aber nur leicht und beinahe verächtlich, und überflog den Inhalt.

»Du bist ein Franke?«

»Ein Nemtsche.«

»Das ist gleich! Was thust Du hier?«

»Ich kam, um die Gebräuche der Dschesidi zu studieren,« antwortete ich, indem ich den Paß wieder in Empfang nahm.

»Wozu das! Was geht mich dieses Bu-djeruldu an! Warst Du in Mossul beim Mutessarif?«

»Ja.«

»Hast Du von ihm die Erlaubniß, hier zu sein?«

»Ja. Hier ist sie.«

Ich reichte ihm das zweite Blatt entgegen; er las es und gab es mir wieder.

»Das ist richtig; aber – – –«

Er hielt inne, denn es prasselte jetzt drüben am Abhang ein sehr kräftiges Gewehrfeuer los, und zu gleicher Zeit vernahmen wir den Hufschlag schnell gehender Pferde.

»Scheïtan! Was ist das da oben?«

Diese Frage war halb an mich gerichtet; daher antwortete ich:

»Es sind die Dschesidi. Du bist umzingelt, und jeder Widerstand ist vergebens.«

Er richtete sich im Sattel auf.

»Hund!« brüllte er mich an.

»Laß dieses Wort, Miralai! Sagst Du es noch einmal, so gehe ich!«

»Du bleibst!«

»Wer will mich halten? Ich werde Dir jede Auskunft ertheilen, aber wisse, daß ich nicht gewohnt bin, mich unter einen Miralai zu stellen. Ich habe Dir gezeigt,

unter welchem Schutze ich stehe, und sollte dies nicht helfen, so weiß ich mich selbst zu schützen!«

»Ah!«

Er erhob die Hand, um nach mir zu schlagen.

»Halef!«

Mit diesem lauten Rufe drängte ich mich zwischen die Pferde hindurch; die Thüre öffnete sich, und kaum hatte ich sie hinter mir zugeschoben, so knirschte die Kugel einer Pistole im Holze. Der Miralai hatte auf mich geschossen.

»Das galt Dir, Sihdi!« meinte Halef besorgt.

»Komm herauf!«

Noch während wir die Treppe erstiegen, vernahmen wir draußen ein wirres Rufen, untermischt mit Rossegestampf, und als ich oben anlangte, sah ich die Nachhut der Dragoner hinter der Krümmung des Thales verschwinden. Es war der reine Wahnsinn, sie gegen die Geschütze zu jagen, die nur durch einen Schützenangriff von den Seiten des Berges aus hätten zum Schweigen gebracht werden können. Der Miralai war sich über seine Situation ja gar nicht klar, und ein Glück war es für ihn, daß Ali Bey das Leben der Menschen schonen wollte; denn droben am Heiligthume und auf den Pfaden bis zur halben Höhe des Berges standen die Türken so dicht, daß jede Kugel der Dschesidi ein oder gar mehrere Opfer finden mußte.

Da erdröhnte der Donner der Kanonen von Neuem. Die Kartätschen und Granaten mußten, wenn gut gerichtet war, eine fürchterliche Verwüstung unter den Reitern hervorbringen, und dies bestätigte sich nur gar zu bald; denn der ganze untere Theil des Thales bedeckte sich mit fliehenden Reitern, laufenden Dragornern und reiterlosen Pferden.

Jetzt war der Miralai ganz steif vor Wuth und Entsetzen; aber es mochte ihm dabei die Erkenntniß kommen, daß er anders zu handeln habe. Er bemerkte meinen Kopf, der nach unten schaute, und winkte mir. Ich erhob mich wieder.

»Komm herab!«

»Wozu?«

»Ich habe Dich zu fragen.«

»Und auf mich zu schießen?«

»Es galt nicht Dir!«

»Nun wohl, so frage! Ich werde Dir von oben antworten; Du hörst dann meine Worte ebenso deutlich, als wenn ich bei Dir stünde. Aber« – und dabei gab ich Halef, der mich sofort verstand, einen Wink – »aber siehst Du diesen Mann? Er ist mein Diener; er hat die Büchse in der Hand und zielt auf Dich. Sobald sich eine einzige Waffe gegen mich erhebt, erschießt er Dich, Miralai, und dann werde ich grad so sagen wie Du, nämlich: Es galt nicht Dir!«

Halef kniete hart am Rande der Plattform und hielt seine Büchse auf den Kopf des Obersten gerichtet. Dieser wechselte die Farbe, ob vor Angst oder vor Wuth, das weiß ich nicht.

»Thut das Gewehr fort!« rief er.

»Es bleibt!«

»Mensch, ich habe fast zweitausend Soldaten hier; ich kann Dich zermalmen!«

»Und ich habe diesen einen bei mir; ich kann Dich mit einem Winke zu Deinen Vätern senden!«

»Die Meinen würden mich fürchterlich rächen!«

»Es würden viele von ihnen zu Grunde gehen, ehe es ihnen gelänge, in dieses Haus zu dringen. Übrigens ist das Thal von viertausend Kriegern umschlossen, denen es ein Leichtes ist, Euch innerhalb einer halben Stunde aufzureiben.«

»Wie viele, sagst Du?«

»Viertausend. Schau hinauf auf die Höhen! Siehst Du nicht Kopf an Kopf? Dort steigt ein Mann hernieder, der mit seinem weißen Turbantuche weht. Es ist gewiß ein Bote des Bey von Baadri, der mit Dir verhandeln soll. Gewähre ihm ein sicheres Geleite und empfangen ihn der Sitte gemäß; das wird zu Deinem Besten dienen!«

»Ich brauche Deine Lehren nicht. Die Rebellen sollen nur kommen! Wo sind die Dschesidi alle?«

»Laß Dir erzählen! Ali Bey hörte, daß Du die Pilger überfallen solltest. Er sandte Boten aus und ließ die

Truppen aus Mossul, Diarbekir und Kjerkjuk beobachten. Die Frauen und Kinder wurden in Sicherheit gebracht. Er stellte Deinem Anzuge nichts in den Weg, aber er verließ das Thal und schloß dasselbe ein. Er ist Dir weit überlegen an Anzahl der Krieger und auch in Beziehung auf das Terrain. Er befindet sich in Besitz Deiner Artillerie mit ihrer ganzen Munition. Du bist verloren, wenn Du nicht freundlich mit seinem Abgesandten verhandelst!«

»Ich danke Dir, Franke! Ich werde erst mit ihm verhandeln und dann auch mit Dir. Du hast das Budjeruldu des Großherrn und den Ferman des Mutessarif und machst doch gemeinschaftliche Sache mit ihren Feinden. Du bist ein Verräther und wirst Deine Strafe finden!«

Da drängte Nasir Agassi, der Adjutant, sein Pferd zu ihm heran und sagte ihm einige Worte. Der Oberst deutete auf mich und frug:

»Dieser wäre es gewesen?«

»Er war es. Er gehört nicht zu den Feinden; er ist zufällig ihr Gast und hat mir das Leben gerettet.«

»So werden wir weiter darüber reden. Jetzt aber kommt in jenes Gebäude!«

Sie ritten nach dem Tempel der Sonne, stiegen vor demselben ab und traten ein.

Mittlerweile war der Parlamentair von Fels zu Fels springend, in grader Linie herab in das Thal und über

den Bach herübergekommen. Er trat auch in den Tempel ein. Kein Schuß fiel; es herrschte Ruhe, und nur der Schritt der Soldaten ertönte, welche sich von dem oberen Theile des Thales, wo sie sich zu sehr bloßgestellt sahen, mehr nach unten ausbreiteten.

Wohl über eine halbe Stunde verging. Da trat der Parlamentair wieder in das Freie, aber nicht allein, sondern er wurde – geführt. Man hatte ihn gebunden. Der Miralai, welcher auch am Eingange des Gebäudes erschien, blickte sich um, sah den Scheiterhaufen und deutete auf denselben. Es wurden zehn Arnauten herbei gerufen; diese nahmen den Mann in ihre Mitte und schleppten ihn zum Holzstoß. Während Mehrere ihn hielten, griffen die anderen nach ihren Gewehren – er sollte erschossen werden.

»Halt!« rief ich zum Obersten hinüber. »Was willst Du thun? Er ist ein Abgesandter, also eine unverletzliche Person!«

»Er ist ein Rebell, wie Du. Erst er, dann Du; denn nun wissen wir, wer die Artilleristen überfallen hat!«

Er winkte; die Schüsse krachten; der Mann war todt. Da aber geschah etwas, was ich nicht erwartet hatte: durch die Soldaten drängte sich ein Mann. Es war der Pir Kamek. Er erreichte den Scheiterhaufen und kniete bei dem Todten nieder.

»Ah, ein Zweiter!« rief der Oberst und schritt hinzu. »Erhebe Dich, und antworte mir!«

Weiter konnte ich nichts hören, denn die Entfernung wurde zu groß. Ich sah nur die feierlichen Gesten des Pir und die zornigen des Miralai. Dann bemerkte ich, daß der Erstere die Hände in den Haufen steckte, und einige Sekunden später züngelte eine Flamme blitzschnell an demselben empor. Eine Ahnung durchzuckte mich. Großer Gott, sollte er ein solches Opfer, eine solche Strafe, eine solche Rache an dem Mörder seiner Söhne und seines Weibes gemeint haben!

Er wurde ergriffen und von dem Haufen weggerissen, aber bereits war es zu spät, die Flamme zu löschen, die in dem Erdpeche eine furchtbare Nahrung gefunden hatte. In der Zeit von kaum einer Minute war sie bereits zur hellen Lohe geworden, welche hoch zum Himmel schlug.

Der Pir stand umringt und festgehalten; der Miralai schien den Platz verlassen zu wollen. Da aber kehrte er um und ging zu dem Priester zurück. Sie sprachen zusammen, der Oberst erregt, der Pir aber ruhig und mit geschlossenen Augen. Doch plötzlich öffnete er sie, warf die Zwei, welche ihn hielten, von sich und packte den Oberst. Mit der Körperkraft eines Riesen hob er ihn empor – zwei Sprünge, und er stand vor dem Scheiterhaufen; noch einer – sie verschwanden in der lohenden Gluth, die über ihnen zusammenschlug. Eine Bewegung im Innern derselben ließ vermuthen, daß

die beiden dem Flammentode Geweihten, mit einander kämpften; der Eine, um sein Leben zu retten, und der Andere, um ihn sterbend festzuhalten.

Es war mir, als sei ich bei der grimmigsten Winterkälte in das Wasser gestürzt. Also darum war dieser Tag ›der wichtigste seines Lebens‹, wie er, der Priester, zu mir gesagt hatte? Ja, der wichtigste Tag des Lebens ist derjenige, an welchem man dieses Leben verläßt, um sich den brandenden Fluthen der Ewigkeit anzuvertrauen. Also diese fürchterliche Rache an dem Miralai war das ›letzte Wort‹, welches seine Hand verzeichnen sollte in jenes Buch, darinnen verzeichnet steht die blutige Geschichte der Dschesidi, der Verachteten und Verfolgten? Also dieses Feuer war das ›Element‹, in dem sein Leib begraben werden sollte, und dem er darum auch sein Kleid überlassen wollte?

Schrecklich! Ich schloß die Augen. Ich mochte nichts mehr sehen, nichts mehr wissen; ich ging hinunter in die Stube und legte mich auf das Polster, mit dem Gesicht an die Wand. Noch einige Zeit lang war es draußen verhältnißmäßig ruhig, dann aber begann das Schießen von Neuem. Mich ging das nichts an. Wenn mir Gefahr drohte, würde mich Halef ganz sicher benachrichtigen. Ich sah nur die langen weißen Haare, den wallenden schwarzen Bart und die goldblitzende Uniform in dem Brodem des Scheiterhaufens verschwinden. Mein Gott, wie werthvoll, wie unendlich

kosbar ist ein Menschenleben, und dennoch, – dennoch – dennoch – –!

So verging eine geraume Zeit; da hörte das Schießen auf, und ich vernahm Schritte auf der Treppe. Halef trat ein.

»Sihdi, Du sollst auf das Dach kommen!«

»Weßhalb?«

»Ein Offizier verlangt nach Dir.«

Ich stand auf und begab mich wieder hinauf. Ein einziger Blick belehrte mich über den Stand der Dinge. Die Dschesidi hielten nicht mehr die Höhen besetzt, sie waren vielmehr nach und nach hernieder gestiegen. Hinter jedem Stein, hinter jedem Baum oder Strauch hielt sich Einer verborgen, um aus dieser sichern Stellung seine Kugel zu versenden. Im untern Theile des Thales hatten sie sogar, durch die Geschütze gedeckt, bereits die Sohle erreicht und sich in dem Gebüsch am Bache eingenistet. Es fehlte nur noch Eins: wenn die Geschütze nur eine kurze Strecke noch herauf avancirten, so konnten mit einigen Salven sämtliche Türken vernichtet werden.

Vor dem Hause stand Nasir Agassi.

»Herr, wirst Du noch einmal mit uns sprechen?« frug er.

»Was habt Ihr mir zu sagen?«

»Wir wollen einen Boten zu Ali Bey senden, und weil der Miralai, dem Allah das Paradies schenken möge« – er deutete dabei nach dem noch immer qualmenden

Scheiterhaufen – »den Boten der Dschesidi getödtet hat, so kann Keiner von uns gehen. Willst Du es thun?«

»Ich will. Was soll ich sagen?«

»Der Kaimakam wird es Dir befehlen. Er führt jetzt das Commando und ist in jenem Hause. Komm herüber!«

»Befehlen? Euer Kaimakam hat mir nicht das Mindeste zu befehlen. Was ich thue, das thue ich freiwillig. Der Kaimakam mag kommen und mir sagen, was er mir zu sagen hat. Dieses Haus steht ihm offen, aber nur ihm und höchstens noch einer zweiten Person. Wer sich sonst naht, den lasse ich niederschließen.«

»Wer ist außer Dir im Hause?«

»Mein Diener und ein Kawaß des Mutessarif, ein Baschi-Bozuk.«

»Wie heißt er?«

»Er ist der Buluk Emini Ifra.«

»Ifra? Mit seinem Esel?«

»Ja,« lachte ich.

»So bist Du der Fremdling, welcher den arnautischen Offizieren die Bastonnade erlassen hat und die Freundschaft des Mutessarif erlangte?«

»Ich bin es.«

»So warte ein wenig, Herr! Der Kaimakam wird gleich kommen.«

Es währte wirklich nur kurze Zeit, so trat der Kaimakam drüben aus dem Tempel und kam auf das Haus zu. Nur der Makredschi begleitete ihn.

»Halef, öffne ihnen, und führe sie in die Stube. Die Thür schließt Du wieder, und dann kehrst Du hieher zurück. Sollte sich ein Unberufener dem Hause nähern, so schießest Du auf ihn!«

Ich ging hinab. Die beiden Männer traten ein. Sie waren hohe Beamte; das durfte mich jedoch nicht kümmern; ich empfing sie daher in sehr gemessener Haltung und winkte ihnen nur, sich niederzulassen. Als sie dies gethan hatten, frug ich, ohne sie besonders willkommen zu heißen:

»Mein Diener hat Euch eingelassen. Hat er Euch gesagt, wie man mich zu nennen hat?«

»Nein.«

»Man nennt mich hier Hadschi Emir Kara Ben Nemsî. Wer Ihr seid, weiß ich. Was habt Ihr mir zu sagen?«

»Du bist ein Hadschi?« frug der Makredschi.

»Ja.«

»Du warst also in Mekka?«

»Ja. Siehst Du nicht den Kuran an meinem Halse hängen und das kleine Fläschchen mit dem Wasser des Zem-Zem?«

»Wir glaubten, Du seist ein Giaur!«

»Seid Ihr gekommen, mir dies zu sagen?«

»Nein. Wir bitten Dich, in unserem Auftrage zu Ali Bey zu gehen.«

»Werdet Ihr mir sicheres Geleite geben?«

»Ja.«

»Mir und meinen Dienern?«

»Ja.«  
»Was soll ich ihm sagen?«  
»Daß er die Waffen strecken und zum Gehorsam gegen den Mutessarif zurückkehren möge.«  
»Und dann?« frug ich, neugierig, was noch kommen werde.  
»Dann soll die Buße, welche der Gouverneur über ihn verhängt, so gnädig wie möglich sein.«  
»Du bist der Makredschesch von Mossul, und dieser Mann ist Kaimakam und Befehlshaber der Truppen, welche hier stehen. Er ist es, welcher mir seine Aufträge zu ertheilen hat, nicht aber Du.«  
»Ich bin bei ihm als Beauftragter des Mutessarif.«  
Der Mann mit der Stößerphysiognomie warf sich bei diesen Worten so viel wie möglich in die Brust.  
»Hast Du schriftliche Vollmacht?«  
»Nein.«  
»So giltst Du hier so wenig wie jeder Andere!«  
»Der Kaimakam wird es mir bezeugen!«  
»Nur eine schriftliche Vollmacht kann Dich legitimiren, sonst nichts. Geh und hole Dir dieselbe. Der Mutessarif von Mossul wird nur einem Manne von Kenntnissen erlauben, ihn zu vertreten.«  
»Willst Du mich beleidigen?«  
»Nein. Ich will nur bestätigen, daß Du kein Offizier bist, von militärischen Dingen nichts verstehst und hier also schweigst.«

»Emir!« rief er, indem er mir einen wüthenden Blick zuwarf.

»Soll ich Dir die Wahrheit meiner Worte beweisen? Ihr seid so eingeschlossen, daß kein Einziger von Euch entkommen kann; es bedarf nur einer kleinen halben Stunde, so seid Ihr hilflos in die Erde hineingeschossen. Und bei einem solchen Stande der Dinge soll ich dem Bey sagen, daß er die Waffen strecken soll? Er würde mich für wahnsinnig halten. Der Miralai, dem Allah gnädig und barmherzig sein möge, hat fünfzehnhundert wackere Krieger durch seine Unvorsichtigkeit in das Verderben geführt. Dem Kaimakam fällt die ehrenvolle Aufgabe zu, sie diesem Verderben zu entreißen; wenn ihm dies gelingt, so hat er wie ein guter Offizier und wie ein Held gehandelt. Mit hochtrabenden Worten aber, hinter denen Furcht und Heimtücke lauern, wird es ihm nicht gelingen. Ich habe nur mit ihm zu reden. In militärischen Angelegenheiten soll nur ein Krieger zu bestimmen haben.«

»Und doch sollst Du auch mich anhören!«

»Ich wüßte nicht, worin!«

»Es sind auch Dinge zu verhandeln, welche das Gesetz betreffen, und ich bin ein Makredschi!«

»Sei, was Du willst! Du kannst mir keine Vollmacht zeigen, und darum sind wir mit einander fertig!«

Ich hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen diesen Menschen, aber es wäre mir nicht eingefallen, demselben einen so kräftigen Ausdruck zu geben,

wenn er anders aufgetreten wäre und ich nicht eine sehr deutliche Ahnung gehabt hätte, daß er die meiste Schuld an den gegenwärtigen Verhältnissen trage. Warum hatte sich dieser Gerichtsmensch überhaupt der Expedition angeschlossen? Doch wohl nur, um den Dschesidi nach ihrer etwaigen Überwindung auf dem Wege des moslemitischen Gesetzes die Übermacht der Osmanly fühlbarer zu machen.

Ich wandte mich nun an den Kaimakam:

»Was soll ich dem Bey sagen, wenn er mich fragt, warum Ihr Scheik Adi überfallen habt?«

»Weil wir uns zwei Mörder holen wollen, und weil die Dschesidi den Haradsch<sup>1</sup> nicht regelmäßig bezahlen.«

»Er wird sich über die Gründe sehr wundern. Die Mörder müßt Ihr bei Euch selbst suchen; das wird er Euch beweisen, und den Haradsch konntet Ihr auf einem andern Wege erlangen. Was soll ich ihm von Deinen jetzigen Entschlüssen sagen?«

»Sage ihm, daß er mir einen Mann senden möge, mit dem ich über die Bedingungen verhandeln kann, unter denen ich abziehe!«

»Und wenn er mich nach der Grundlage dieser Bedingungen fragt?«

»Ich verlange im Namen des Mutessarif unsere Geschütze zurück; ich verlange für jeden unserer Toten oder Verwundeten ein Sühnegeld; ich verlange den

---

<sup>1</sup>Eine auf Nicht-Mohammedaner gelegte Taxe.

verweigerten Haradsch, und ich verlange die Auszahlung einer Summe, die ich noch bestimmen werde, als Brandschatzung.«

»Allah kerihm, Gott ist gütig! Er hat Dir einen Mund gegeben, welcher sehr gut zu fordern weiß. Du brauchst mir weiter nichts zu sagen; es ist genug, und das Übrige magst Du Ali Bey selbst mittheilen. Ich werde sofort zu ihm gehen und Euch die Antwort entweder selbst bringen oder sie Euch durch einen Boten wissen lassen.«

»Sage ihm nur noch, daß er unsere Artilleristen frei lassen und ihnen ihren Schreck vergüten muß!«

»Ich werde ihm auch dies noch mittheilen; aber ich befürchte, daß er von Euch auch eine Vergütung der Überraschung verlangt, welche Ihr ihm bereitet habt. Jetzt sind wir fertig; ich werde mich aufmachen, warne Euch aber vorher noch in einer Beziehung. Wenn Ihr in Scheik Adi Schaden anrichtet, dann wird der Bey gegen Euch keine Schonung kennen.«

Ich stand auf. Sie thaten dasselbe und gingen.

Jetzt rief ich Halef und Ifra herab, welche die Thiere satteln mußten. Dies nahm nur kurze Zeit in Anspruch. Dann verließen wir das Haus und stiegen auf.

»Haltet hier; ich komme gleich zurück!«

Nach diesen Worten ritt ich zunächst ein Stück das Thal hinab, um die Wirkung der Geschütze in Augenschein zu nehmen. Sie war eine grauenhafte, doch wurde sie dadurch gemildert, daß die Dschesidi die

verwundeten Türken aufgehoben hatten, um ihnen möglichst Hilfe angedeihen zu lassen. Wie anders wäre es wohl gewesen, wenn den Osmanly ihr Überfall gelungen wäre! Ich wandte mich ab, trotzdem mir die Sieger von ihrer Verschanzung her erfreut zuriefen, nahm Halef und Ifra auf und ritt nun am Bache hinan, um auf den Weg nach Baadri zu gelangen; denn da oben auf dieser Seite mußte ich den Bey vermuthen.

Als ich an dem Tempel vorüberkam, stand der Kaimakam mit seinem Stabe vor demselben. Er winkte mir, und ich ritt zu ihm hin.

»Sage dem Scheik noch, daß er eine Summe bezahlen muß als Sühne für den Tod des Miralai!«

»Ich glaube sehr, daß der Makredschesch von Mossul sich große Mühe gibt, immer neue Forderungen zu entdecken, und ich vermuthe, daß der Bey eine sehr bedeutende Sühne verlangen wird für seinen ermordeten Parlamentär. Doch werde ich ihm Deine Worte sagen.«

»Du hast einen Baschi-Bozuk bei Dir?«

»Wie Du siehst!«

»Wer hat ihn Dir gegeben?«

»Der Mutessarif.«

»Brauchst Du ihn noch?«

»Ja.«

»Wir brauchen ihn auch.«

»So hole Dir einen Befehl vom Gouverneur. Wenn Du mir diesen vorzeigst, werde ich Dir den Buluk Emini zurückgeben!«

Ich ritt weiter und kam an lauter finsternen Gesichtern vorüber. Gar manche Hand zuckte nach dem Dolche, aber Nasir Agassi begleitete mich, bis ich in Sicherheit war, dann aber nahm er Abschied.

Der Abschied war kurz, denn die Zeit drängte.

»Effendi, werden wir uns wiedersehen?« frug Nasir Agassi.

»Allah weiß Alles, auch dieses, wir aber nicht.«

»Du bist mein Retter; ich werde Dich nie vergessen und danke Dir. Sollten wir uns einmal wiedersehen, so sage mir dann, ob ich Dir dienen kann.«

»Gott schütze Dich! Vielleicht sehe ich Dich einmal als Miralai; dann möge Deiner ein besseres Kismet warten, als das des Omar Amed!«

Wir reichten einander die Hände und schieden. Auch ihn habe ich zu einer Zeit wieder gesehen, wo ich am wenigsten an ihn dachte.

Nur wenige Schritte weiter empor trafen wir hinter einem Busche den ersten Dschesidi, welcher sich so weit herangewagt hatte, um beim Wiederbeginn des Kampfes ein sicheres Ziel zu haben. Es war der Sohn Selek's, mein Dolmetscher.

»Emir, bist Du wohl erhalten?« rief er mir entgegen.

»Ganz wohl. Hast Du das Buch des Pir Kamek bei Dir?«

»Nein. Ich habe es an einem Ort versteckt, an dem es keinen Schaden leiden kann.«

»Aber wenn Du gefallen wärest, so wäre es verloren gewesen!«

»Nein, Effendi. Ich habe Mehreren offenbart, wo es liegt, und diese hätten Dir es mitgetheilt.«

»Wo ist der Bey?«

»Oben auf der Klippe, von welcher aus man das Thal am besten überblicken kann. Erlaube, daß ich Dich führe!«

Er nahm das Gewehr über die Schulter und schritt voran. Wir erreichten die Höhe, und es war von Interesse, hier hinabzublicken auf die Verstecke, hinter denen die Dschesidi standen, saßen, hockten und lagen, ganz bereit, bei dem Zeichen ihres Anführers den Kampf nun im vollen Ernste zu beginnen. Hier kam man noch besser als unten zu der Überzeugung, daß die Türken verloren wären, wenn es ihnen nicht gelänge, mit ihren Belagerern einig zu werden. Hier an derselben Stelle hatte ich mit Ali Bey gestanden, als wir die vermeintlichen Sterne beobachteten, und jetzt, nur wenige Stunden später, stand die kleine Secte, welche es gewagt hatte, den Kampf mit den Truppen des Großherrs aufzunehmen, bereits als Sieger da.

Wir ritten nun links weiter, bis wir zu einem Felsen gelangten, der sich ein wenig über den Rand des Thales hervorstreckte. Hier saß der Bey mit seinem Stabe, welcher nur aus drei barfüßigen Dschesidi bestand. Er kam mir erfreut entgegen.

»Ich danke dem Allgütigen, der Dich gesund und unversehrt erhalten hat!« sagte er herzlich. »Ist Dir Übles begegnet?«

»Nein, sonst hätte ich Dir das Zeichen gegeben.«

»Komm her!«

Ich stieg ab und folgte ihm auf den Felsen. Man konnte von hier aus Alles deutlich sehen, das Heiligtum, das Haus des Bey, da unten die Batterie hinter der Verschanzung und die beiden Seitenwände des Thales.

»Siehst Du die weiße Stelle auf meinem Hause?« frug er.

»Ja. Es ist der Shawl.«

»Wäre er verschwunden, so hätte ich ein Zeichen gegeben, und fünfhundert meiner Leute wären Sturm hinabgelaufen, unter dem Schutze der Kanonen, welche den Feind zurückgehalten hätten.«

»Ich danke Dir, Bey. Es ist mir nichts geschehen, als daß der Miralai einmal nach mir schoß; aber ohne mich zu treffen.«

»Das soll er büßen!«

»Er hat es bereits gebüßt.«

Ich erzählte ihm Alles, was ich gesehen hatte, und berichtete ihm auch die Worte, in denen der Abschied des Pir von mir enthalten war. Er hörte aufmerksam und in tiefster Bewegung zu; aber als ich geendet hatte, sagte er nichts als:

»Er war ein Held!«

Dann versank er in ein tiefes Sinnen, aus welchem er erst nach einer Weile wieder erwachte.

»Und was sagst Du? Sie haben meinen Boten getödtet?«

»Sie haben ihn hingerichtet, erschossen.«

»Wer hat den Befehl dazu ertheilt?«

»Jedenfalls der Miralai.«

»O lebte er noch!« knirschte er. »Ich ahnte, daß dem Boten etwas widerfahre. Ich hatte ihm gesagt, daß ich den Kampf wieder beginnen werde, wenn er binnen einer halben Stunde nicht zurückgekehrt sei. Aber ich werde ihn rächen; ich werde jetzt das Zeichen geben, daß nun endlich Ernst gemacht werden soll!«

»Warte noch, denn ich habe vorher mit Dir zu reden. Der Kaimakam, welcher jetzt das Commando führt, hat mich zu Dir gesandt.«

Ich erzählte ihm nun wortgetreu meine ganze Unterredung mit dem Oberstlieutenant und dem Makredschesch. Als ich den Letzteren in Erwähnung brachte, zog er die Brauen finster zusammen, doch hörte er mich ruhig bis zu Ende an.

»Also der Makredschesch ist dabei! O, nun weiß ich, wem wir das Alles zu verdanken haben! Er ist der schlimmste Feind der Dschesidi; er haßt sie; er ist ihr Vampyr, ihr Blutsauger, und er hat auch jenem Morde die Wendung gegeben, welche zur Handhabe geworden ist, durch diesen Überfall eine Contribution von uns zu erzwingen. Aber meine Gesandtschaft, welche nach

Stambul gegangen ist, wird auch zum Anadoli Kasi Askeri<sup>1</sup> gehen, um ihm einen Brief von mir zu überbringen, den mir der Pir Kamek noch geschrieben hat. Beide kannten sich und hatten sich lieb, und der Pir ist lange Zeit sein Gast gewesen. Er weiß die Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden und wird uns Hilfe bringen.«

»Das wünsche ich Dir von Herzen. Aber wen wirst Du zu dem Kaimakam senden? Ein gewöhnlicher Mann darf es nicht sein, sonst wird er überlistet.«

»Wen ich senden werde, fragest Du? Niemand werde ich senden, keinen Menschen. Nur ich selbst werde mit ihnen sprechen. Ich bin das Haupt der Meinen; er ist der Anführer der Seinen, und wir Beide haben zu entscheiden. Aber ich bin der Sieger, und er ist der Besiegte; er mag zu mir kommen!«

»So ist es recht!«

»Ich werde ihn hier erwarten. Ich werde ihm freies Geleit geben; aber wenn er in dreißig Minuten noch nicht zur Stelle ist, so lasse ich die Beschießung beginnen und halte nicht eher ein, als bis keiner der Osmanly mehr lebt!«

Er trat zu seinen Adjutanten und sprach kurze Zeit mit ihnen. Darauf entfernten sich zwei von ihnen. Der Eine ergriff einen weißen Shawl, legte seine Waffen ab und stieg links da hinab, wo ich jetzt heraufgekommen war; der Andere aber schritt längs des Randes der

---

<sup>1</sup>Oberrichter der asiatischen Türkei.

Höhe hin und klimmte dann rechts hinab nach dem Punkte hin, an welchem die Geschütze standen.

Nun gab Ali Bey einigen Dschesidi, welche in der Nähe hielten, den Befehl, ein Zelt für uns zu errichten. Die zu demselben gehörigen Requisiten lagen bereit. Während sie seinem Gebote Folge leisteten, bemerkte ich, daß sich unten die Verschanzung öffnete. Die Kanonen wurden durch die entstandene Lücke vorgezogen und avancirten längs des Baches bis an die Linie derjenigen Dschesidi, welche auf der Sohle des Thales festen Fuß gefaßt hatten. Dort gab es mehrere Felsblöcke, welche mit einigen schnell umgehauenen Bäumen eine neue Verschanzung bildeten.

Es waren seit der Absendung des Dschesidi noch nicht zwanzig Minuten vergangen, so nahte sich der Kaimakam. Er war von drei türkischen Soldaten begleitet, und an seiner Seite ritt – der Makredschi. Das war eine große Unklugheit von dem letzteren; ich sah es dem finsternen Blicke an, mit welchem Ali Bey ihn betrachtete.

Der Bey trat in das Zelt, welches mittlerweile aufgerichtet worden war, und ließ sich auf den Teppich nieder, welcher den Fußboden desselben bildete. Ich empfing die Kommenden. Die drei Soldaten blieben vor dem Zelte halten; die beiden Andern aber traten ein.

»Sallam!« grüßte der Kaimakam.

Der Makreds sch grüßte nicht. Er als der Vorsteher eines großherrlichen Gerichtshofes erwartete, daß der Bey der Teufelsanbeter ihn bewillkommen werde. Dieser aber nahm weder von ihm Notiz, noch beantwortete er den Gruß des Oberstlieutenants. Er deutete nur auf den Teppich und meinte:

»Kaimakam, komar-sen – Du darfst Dich setzen!«

Der Angeredete nahm in würdevoller Weise Platz, und der Makreds sch ließ sich an seiner Seite nieder.

»Du hast uns gebeten, zu Dir zu kommen,« begann der Offizier. »Warum bist Du nicht zu uns gekommen?«

»Du irrst!« antwortete Ali Bey sehr ernst. »Ich habe Dich nicht gebeten, sondern ich habe Dir nur kund gethan, daß ich die Osmanly niederkartätschen lassen werde, wenn Du nicht kommst. Ist das eine Bitte? Du fragst ferner, warum ich nicht zu Dir gekommen bin. Wenn ich von Scheik Adi nach Mossul komme, werde ich Dich aufsuchen und nicht verlangen, daß Du Dich zu mir bemühest; Du bist von Mossul nach Scheik Adi gekommen und wirst die Gesetze der Höflichkeit kennen, welche Dir gebieten, Dich zu mir zu bemühen. Deine Frage veranlaßt mich übrigens, Dir gleich die Stellung klar zu machen, von welcher aus wir gegenseitig zu einander sprechen werden. Du bist ein Diener, ein Beamter des Großherrs und des Mutessarif, ein Offizier, der im günstigen Falle ein Regiment commandirt; ich aber bin ein freier Fürst der Kurden und

Oberfeldherr aller meiner Krieger. Glaube darum nicht, daß Dein Rang höher sei, als der meinige –«

»Ich bin nicht ein Diener des – – –«

»Sus ol – schweige! Ich bin gewohnt, daß man mich hört und mich ausreden läßt; merke Dir das, Kaimakam! Du bist ohne alles Recht und ohne vorherige Ankündigung in mein Gebiet eingebrochen, wie ein Dieb, wie ein Räuber mit bewaffneter Hand. Einen Räuber fange und tödte ich, ganz wie es mir gefällt; da Du aber ein Diener des Großherrs und des Mutessarif bist, so will ich vorher, ehe ich meine ganze Macht entwickle, in Güte mit Dir reden. Daß Du noch lebst, Du und die Deinen, das habt Ihr nur meiner Milde und Nachsicht zu verdanken. Nun sage, wer das Recht hat, zu erwarten, daß der andere zu ihm komme, Du oder ich!«

Der Kaimakam machte ein ganz erstauntes Gesicht, denn eine solche Ausführung hatte er jedenfalls nicht erwartet. Er besann sich noch, was er sagen solle; doch der Makreds, über dessen Stößerphysiognomie es wie ein flammender Grimm zuckte, ergriff das Wort:

»Ali Bey, was wagest Du! Du nennst uns Diebe und Mörder, uns, die wir als Vertreter des Padischah und des Generalgouverneur hier sitzen! Nimm Dich in acht, sonst wirst Du es bereuen!«

Der Bey wandte sich in vollkommenster Ruhe an den Offizier:

»Kaimakam, kim bu katschyk – Oberstlieutenant, wer ist dieser Verrückte?«

Der Gefragte machte eine erschrockene Geberde.

»Wahre Deine Zunge, Ali Bey! Dieser Effendi ist der Makredsches von Mossul!«

»Du scherzest! Ein Makredsches muß im Besitze seiner Besinnung sein. Der Makredsches von Mossul hat den Mutessarif zu dem Kriegszuge gegen mich beredet; er würde, wenn er nicht verrückt ist, es nie wagen, zu mir zu kommen; denn er muß wissen, was in diesem Falle seiner wartet!«

»Ich scherze nicht. Er ist es wirklich.«

»Ich sehe, daß Du weder träumst, noch betrunken bist; darum muß ich Dir glauben. Aber bedenke, daß ich nur Dich allein zu mir gefordert habe!«

»Er ist mit mir gegangen als Vertreter und Abgesandter des Mutessarif.«

»Das ist möglich, denn Du sagest es; aber kannst Du mir es beweisen?«

»Ich sage und bezeuge es!«

»Das darf hier nichts gelten. Ich vertraue Dir; aber ein jeder Andere, der in einer solchen oder in einer ähnlichen Angelegenheit zu mir kommt, muß beweisen können, daß er das Recht und den Auftrag hat, mit mir zu verhandeln; sonst läuft er Gefahr, daß ich ihn so behandle, wie Ihr meinen ersten Boten behandelt habt.«

»Ein Makredsches kann niemals in eine solche Gefahr kommen!«

»Ich werde Dir das Gegentheil beweisen!«

Er klatschte in die Hände, und sogleich trat der Dschesidi ein, welcher den Kaimakam geholt hatte.

»Hast Du dem Kaimakam ein sicheres Geleite versprochen?«

»Ja, Herr.«

»Wem noch?«

»Keinem.«

»Den drei Soldaten nicht, welche draußen stehen?«

»Nein, und dem Makredsich auch nicht.«

»Die Drei werden abgeführt; sie sind gefangen; und diesen Mann, welcher sich für den Makredsich von Mossul ausgibt, nimmst Du auch mit. Er ist Schuld an Allem, auch an der Ermordung meines Parlamentärs.«

»Ich protestire!« rief der Kaimakam.

»Ich werde mich zu vertheidigen und auch zu rächen wissen,« drohte der Makredsich, indem er einen Dolch zog, den er im Gürtel stecken hatte.

In demselben Augenblick aber hatte sich Ali Bey emporgeschrennt und schlug ihm die Faust mit solcher Gewalt in das Gesicht, daß der Getroffene rückwärts niederstürzte.

»Hund, wagst Du es, in meinem Zelte die Waffe gegen mich zu ziehen! Fort, hinaus mit ihm!«

»Halt!« gebot der Kaimakam. »Wir sind gekommen, zu unterhandeln; es darf uns nichts geschehen!«

»Auch mein Bote kam zu Euch, um zu unterhandeln, und dennoch habt Ihr ihn ermordet, habt ihn als einen Verräther hingerichtet. Hinaus mit diesem Menschen!«

Der anwesende Dschesidi faßte den Makredschesch und schaffte ihn fort.

»So werde auch ich gehen!« drohte der Kaimakam.

»So gehe! Du wirst die Deinen unverletzt erreichen; aber ehe Du zu ihnen kommst, werden ihrer Viele getödtet sein. Emir Kara Ben Nemsî, tritt hinaus auf den Felsen und erhebe die Rechte. Es ist das Zeichen, daß die Kanonade beginnen soll!«

»Bleib!« wandte sich der Kaimakam schnell zu mir.  
»Ihr dürft nicht schießen.«

»Warum nicht?« frug Ali Bey.

»Das wäre Mord, denn wir können uns nicht wehren.«

»Das wäre kein Mord, sondern Strafe und Vergeltung. Ihr wolltet uns überfallen, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten; Ihr kamt mit Säbeln, Flinten und Kanonen, um uns niederzuhauen, niederzukartättschen. Nun aber Eure Kanonen sich in unseren Händen befinden, nun Ihr von uns gebührender Weise empfangen worden seid, sagt Ihr, derjenige, welcher schießt, sei ein Mörder! Kaimakam, lasse Dir zürnen, aber lasse Dich nicht verlachen!«

»Du wirst den Makredschesch freigegeben!«

»Er ist Repressalie für den gemordeten Parlamentär!«

»Du wirst ihn tödten?«

»Vielleicht. Es kommt ganz darauf an, ob wir Beide uns verständigen.«

»Was verlangst Du von mir?«

»Ich bin bereit, Deine Zugeständnisse zu vernehmen.«

»Zugeständnisse? Wir sind gekommen, um Forderungen zu machen!«

»Ich habe Dich bereits gebeten, Dich nicht auslachen zu lassen! Sage mir zunächst, aus welchem Grunde Ihr uns überfallen habt!«

»Es sind Mörder unter Euch.«

»Ich weiß, welchen Fall Du meinst, aber ich sage Dir, daß Du falsch unterrichtet bist: nicht zwei von den Unserigen haben einen der Eurigen, sondern drei der Eurigen haben zwei der Unserigen ermordet. Ich habe bereits dafür gesorgt, Euch dies beweisen zu können; denn der Kiajah<sup>1</sup> des Ortes, wo die That geschehen ist, wird in kurzer Zeit mit den Angehörigen der Ermordeten hier sein.«

»Vielleicht ist dies ein anderer Fall!«

»Es ist nur der nämliche, aber der Makredsich hat ihn verdreht. Er wird es nicht wieder thun. Und wenn es so wäre, wie Du sagst, so ist dies ganz und gar kein Grund, mit bewaffneter Macht unser Gebiet zu überfallen.«

»Wir haben noch einen zweiten Grund.«

»Welchen?«

»Ihr habt den Haradsch nicht bezahlt.«

---

<sup>1</sup>Vorsteher.

»Wir haben ihn bezahlt. Was nennst Du überhaupt Haradsch? Wir sind freie Kurden; was wir zahlen, das zahlen wir freiwillig. Wir haben die Kopfsteuer bezahlt, welche Jeder, der nicht ein Moslem ist, für seine Befreiung vom Militärdienste zu entrichten hat. Nun wollt Ihr auch den Haradsch, und doch ist dieser nichts Anderes als diese bereits entrichtete Kopfsteuer! Und wenn Ihr in Eurem Rechte wäret, und wenn wir dem Mutessarif eine Steuer schuldig geblieben wären, ist dies eine genügende Veranlassung, uns zu überfallen? Muß er da just Scheik Adi überfallen, wo jetzt Tausende von Menschen sind, die nicht nach Mossul gehören, und die ihm auf keinen Fall etwas schuldig sind? Kaimakam, Du und ich, wir Beide wissen sehr genau, was es eigentlich ist, was der Gouverneur von uns will: Geld und Beute. Es ist ihm nicht gelungen, uns zu berauben, und so wollen wir also nicht weiter über seine Gründe sprechen. Du bist weder ein Jurist noch ein Steuereinnehmer; Du bist Offizier, und darum habe ich mit Dir nur das zu besprechen, was Deine militärische Aufgabe betrifft. Du sollst reden, und ich werde hören!«

»Ich habe von Dir den Haradsch und die Mörder zu verlangen, sonst muß ich auf Befehl des Mutessarif Scheik Adi und alle Ortschaften der Dschesidi zerstören und einen Jeden tödten, der mir Widerstand leistet.«

»Und Alles mit Dir nehmen, was die Dschesidi besitzen?«

»Alles!«

»So lautet der Befehl des Gouverneur?«

»So lautet er.«

»Und Du wirst ihn erfüllen?«

»Mit allen Kräften.«

»Thue es!«

Er erhob sich, zum Zeichen, daß die Unterredung beendet sei. Der Kaimakam machte eine Bewegung, ihn zurückzuhalten.

»Was wirst Du beginnen, Bey?«

»Du wirst die Dörfer der Dschesidi zerstören und die Einwohner derselben berauben, und ich, das Oberhaupt der Dschesidi, werde meine Unterthanen zu beschützen wissen. Ihr seid ohne vorherige Anmeldung bei mir eingebrochen; Ihr vertheidigt das mit Gründen, welche Lügen sind; Ihr wollt sengen und brennen, rauben und morden; Ihr habt sogar meinen Boten getödtet, eine That, welche ganz und gar gegen das Recht der Völker ist. Daraus folgt, daß ich Euch nicht als Krieger betrachten kann, sondern als Räuber behandeln muß; Räuber aber schießt man einfach über den Haufen. Wir sind fertig! Kehre zu den Deinen zurück. Jetzt stehst Du noch unter meinem Schutze; dann aber bist Du vogelfrei!«

Er verließ das Zelt und erhob den Arm. Die Artilleristen mochten längst auf dieses Zeichen gewartet haben – ein Kanonenschuß krachte, und noch einer.

»Herr, was thust Du?« rief der Kaimakam. »Du brichst den Waffenstillstand, noch während ich bei Dir bin!«

»Haben wir einen Waffenstillstand abgeschlossen? Habe ich Dir nicht gesagt, daß wir fertig sind? Hörst Du? Das waren Kartätschen – und das Granaten; dieselben Geschosse, welche für uns bestimmt waren; nun aber treffen sie Euch. Allah hat gerichtet; er trifft den Sünder mit demselben Streiche, mit dem dieser gesündigt hat. Du hörst das Schreien Deiner Leute. Gehe zu ihnen, und befiehl ihnen, unsere Dörfer zu zerstören!«

Wirklich schien der dritte und vierte Schuß außerordentlich gewirkt zu haben; das konnte man aus dem wilden Heulen schließen, welches aus der Tiefe scholl.

»Halt ein, Ali Bey! Gib das Zeichen, mit dem Feuer wieder einzuhalten, damit wir weiter verhandeln können!«

»Du kennst den Befehl des Mutessarif, und ich kenne meine Pflicht; wir sind fertig.«

»Der Mutessarif hat seine Befehle nicht mir, sondern dem Miralai gegeben, und nun ist es meine Pflicht, meine Leute nicht wehrlos niederschließen zu lassen. Ich muß sie zu retten suchen.«

»Willst Du diesen Gedanken festhalten, so bin ich bereit, die Verhandlung wieder aufzunehmen.«

»So komm herein!«

Ali Bey wand sein Turbantuch los und wehete damit nach unten, dann ging er wieder in das Zelt.

»Was verlangst Du von mir?« frug der Kaimakam.

Der Bey blickte nachdenklich zur Erde, dann antwortete er:

»Nicht Du bist es, dem ich zürne, und darum möchte ich Dich schonen; jedes endgiltige Übereinkommen aber, welches wir treffen könnten, würde Dein Verderben sein, weil meine Bedingungen für Euch mehr als ungünstig sind. Darum werde ich nur mit dem Mutesarif selbst verhandeln, und Du bist aller Verantwortung ledig.«

»Ich danke Dir, Bey!«

Der Kaimakam schien kein schlimmer Mann zu sein; er war froh, daß der Angelegenheit eine solche Wendung gegeben wurde, und darum kam sein Dank ganz sichtlich aus einem aufrichtigen Herzen.

»Aber eine Bedingung habe ich natürlich auch an Dich,« fuhr Ali fort.

»Welche?«

»Du betrachtest Dich und Deine Truppen als kriegsgefangen und bleibst mit ihnen in Scheik Adi, bis ich mich mit dem Mutessarif geeinigt habe.«

»Darauf gehe ich ein, denn ich kann es verantworten. Der Miralai ist an Allem Schuld; er ist zu unvorsichtig vorgegangen.«

»Du gibst also die Waffen ab?«

»Das ist schimpflich!«

»Könnt Ihr als Kriegsgefangene die Waffen behalten?«

»Ich erkläre mich nur insoweit für kriegsgefangen, als ich in Scheik Adi bleibe und keinen Durchbruch versuche, bis ich weiß, wie der Mutessarif über uns verfügen wird.«

»Der Durchbruch würde Dein Verderben sein; er würde Euch aufreiben.«

»Bey, ich will ehrlich sein und zugeben, daß unsere Lage eine sehr schlimme ist; aber weißt Du, was tausend Mann vermögen, wenn sie zur Verzweiflung getrieben werden?«

»Ich weiß es, aber es kommt dennoch Keiner von Euch davon.«

»Aber es wird auch Mancher von Euch fallen! Und bedenke, daß dem Mutessarif noch das Linien- und Dragonerregiment zur Verfügung steht, dessen größter Theil in Mossul zurückgeblieben ist. Rechne dazu die Hilfe, welche er aus Kjerkjuk und Diarbekir, aus Sulimanijah und andern Garnisonen erhalten kann; rechne dazu die Artillerie, welche ihm noch zur Verfügung steht, und Du wirst einsehen, daß Du zwar Herr der jetzigen Situation bist, es aber wohl nicht bleiben wirst.«

»Soll ich auf einen Sieg und seine Ausnutzung verzichten, weil ich später vielleicht geschlagen werden kann? Der Mutessarif mag mit seinen Regimentern kommen; ich werde ihm sagen lassen, daß es Euch das Leben kostet, wenn er mich nochmals angreift. Und

wenn ihm weitere Hilfe zur Verfügung steht, so ist dies bei mir ebenso der Fall. Du weißt, daß es nur meines Aufrufes bedarf, um so manchen tapfern Stamm der Kurden zur Erhebung gegen ihn zu bringen. Doch ich liebe den Frieden und nicht den Krieg. Ich habe zwar heute Dschesidi aus ganz Kurdistan und den angrenzenden Provinzen um mich versammelt und könnte die Fackel des Aufstandes unter sie schleudern; aber ich thue es nicht, sobald der Mutessarif mir erlaubt, die Rechte der Meinigen zu wahren. Ich will Dir und Deinen Truppen jetzt noch die Waffen lassen; aber ich habe einem Verbündeten Gewehre versprochen, und die wird der Gouverneur auf alle Fälle liefern müssen.«

»Wer ist dieser Verbündete?«

»Kein Dschesidi verräth seinen Freund. Also Du behältst Deine Waffen, aber alle Munition lieferst Du mir ab, und dafür verspreche ich Dir, für den Proviant zu sorgen, dessen Du bedarfst.«

»Gebe ich Dir die Munition, so ist es genau so, als ob Du auch die Waffen hättest!«

Ali Bey lächelte.

»Wohl, so sollst Du auch die Munition behalten; doch sage ich Dir: wenn Deine Leute Hunger bekommen und Du mich um Proviant bittest, so werde ich Dir denselben nur gegen Flinten, Pistolen, Degen und Messer verkaufen. Also auf diese Weise seid Ihr nicht kriegsgefangen, sondern wir schließen nur einen Waffenstillstand ab.«

»So ist es, und darauf kann ich eingehen.«

»Du siehst, daß ich sehr nachsichtig bin. Nun aber höre meine Bedingungen: Ihr bleibt im Thale Scheik Adi; Ihr bleibt ohne alle Verbindung mit außen; Ihr enthaltet Euch aller Feindseligkeit gegen die Meinigen; Ihr ehrt unsere Heiligthümer und unsere Wohnungen; Erstere dürft Ihr gar nicht betreten und die Letzteren nur mit meiner Erlaubnis; der Waffenstillstand dauert so lange, bis Euch ein Befehl des Mutessarif zugeht, und zwar wird dieser Befehl Euch in meiner Gegenwart gegeben; jeder Fluchtversuch, auch eines Einzelnen, und jede Zuwiderhandlung gegen unsere Vereinbarung hebt den Waffenstillstand sofort auf; Ihr behaltet Eure gegenwärtige Stellung und ich die meinige. Dagegen mache ich mich verbindlich, daß ich bis zu der angegebenen Zeit mich aller Feindseligkeiten enthalten werde. Bist Du einverstanden?«

Nach einem kurzen Bedenken und einigen unwesentlichen Hinzufügungen und Ausführungen nahm der Kaimakam die Bedingungen an. Er verwandte sich sehr für den Makredsch und verlangte die Auslieferung desselben, doch ging Ali nicht darauf ein. Es wurde Papier herbeigeschafft; ich entwarf den Vertrag, und Beide unterzeichneten, der eine durch die Unterschrift seines Namens und der andere mit seinem Bu-kendim<sup>1</sup> Dann kehrte der Offizier in das Thal zurück, wobei es

---

<sup>1</sup>Wörtlich: ›Dieses ich selbst‹ oder ›Dieses bin ich selbst‹ – ein statt der Namensunterschrift geltendes Zeichen.

ihm erlaubt wurde, seine drei Soldaten wieder mitzunehmen.

Nun wartete Pali auf die Befehle seines Vorgesetzten.

»Willst Du mir einen Brief an den Mutessarif schreiben?« frug mich dieser.

»Gern! Was willst Du ihm mittheilen?«

»Die jetzige Lage seiner Truppen. Dann sollst Du ihm sagen, daß ich mit ihm zu verhandeln wünsche, daß ich ihn entweder hier erwarte oder in Dscherrajah mit ihm zusammentreffen will. Er darf aber eine Begleitung von höchstens fünfzig Mann mitbringen und hat sich aller Feindseligkeiten zu enthalten. Die Zusammenkunft findet übermorgen bis zum Mittag Statt. Versäumt er, zu kommen, so tödte ich den Makredsch und lasse seine Truppen ihre eigenen Kartätschen fühlen. Dies geschieht auch dann, sobald ich bemerke, daß er gesonnen ist, die Feindseligkeiten fortzusetzen. Kannst Du dies schreiben?«

»Ja.«

»Ich werde Pali noch ganz besondere Aufträge erteilen. Schreibe so schnell wie möglich, damit er bald aufbrechen kann!«

Einige Minuten später saß ich im Zelte und schrieb mit meinem Bleistifte, nach orientalischer Manier das Papier auf dem Knie, von der Rechten zur Linken hinüber den Brief an den Gouverneur, der sicher beim Lesen desselben keine Ahnung hatte, daß er von seinem

Schützlinge verfaßt worden war. Und kaum eine halbe Stunde später jagte das Pferd, welches Pali trug, im Galopp auf dem Wege nach Baadri hin. —

Das Fest der Dschesidi hatte eine außerordentliche Störung erfahren, aber das Bedauern darüber war nicht so groß, wie die Freude, daß es gelungen war, das große Unglück abzuwenden, welches der Versammlung in Scheik Adi gedroht hatte.

»Was wird nun aus dem Feste?« frug ich Ali Bey.  
»Die Osmanly können noch mehrere Tage lang da unten verweilen müssen, und eine so lange Zeit dürften die Dschesidi doch nicht warten wollen.«

»Ich werde ihnen ein Fest geben, welches größer ist, als sie erwartet haben,« antwortete er. »Weißt Du den Weg nach dem Thale Idiz noch genau?«

»Ja.«

»Du hast Zeit. Reite hin und hole Mir Scheik Khan mit den Scheiks und Kawals herbei. Wir wollen sehen, ob sich die Überreste des Pir Kamek finden lassen, und sie im Thale Idiz begraben.«

Das war allerdings ein Gedanke, welcher bei den Dschesidi zünden mußte, und mir war es außerordentlich lieb, bei dem Begräbnisse eines Dschesidi gegenwärtig sein zu können. Ich nahm nur Halef mit, den Buluk Emini aber ließ ich zurück.

Zwar hatte ich gesagt, daß der Weg nach dem Thale Idiz mir bekannt sei, aber ich war ja nicht von Scheik

Adi, sondern von Baadri aus dorthin gekommen. Jedenfalls glaubte der Bey, daß ich mit dem Sohne Selek's über Scheik Adi geritten sei, und ich klärte ihn nicht auf, weil es mir Vergnügen machte, zu sehen, ob ich das Thal finden werde, ohne den Weg zu kennen. In der Richtung konnte ich mich nicht irren, und die Spuren der Dschesidi vom Tage vorher mußten mich ja ganz genau führen. Ich ritt also an der Kante des Thales hin, bis ich oberhalb des Heiligthumes anlangte. Bis hierher kam ich an zahlreichen Dschesidi vorüber, welche den Abhang eng besetzt hielten; dann aber wandte ich mich links in den Wald hinein. Einem geübten Auge war es selbst vom Pferde herab nicht schwer, die Spur zu erkennen. Wir folgten ihr und langten bald an der Stelle an, an welcher ich mit meinem Dolmetscher hinabgestiegen war. Hier stand eine Wache, welche den Auftrag hatte, jeden Unberufenen abzuweisen. Wir stiegen von den Pferden und ließen dieselben oben.

Als wir die Steilung hinunterkletterten, bot sich uns ein seltsamer, lebensvoller Anblick dar. Tausende von Frauen und Kindern hatten sich in den malerischsten Stellungen dort unten gelagert. Pferde grasten; Rinder weideten; Schafe und Ziegen kletterten an den Felsen herum; aber kein Laut war zu hören, denn ein Jeder redete leise, damit das Versteck ja nicht durch einen unvorsichtigen Laut verrathen werde. Am Wasser saß Mir Scheik Khan mit seinen Priestern. Sie empfangen

mich mit großer Freude; denn sie hatten bisher nur erfahren, daß der Angriff des Feindes allerdings mißlungen sei, aber einen ausführlichen Bericht hatten sie noch nicht erhalten.

»Ist das Heiligthum erhalten?«

Das war die erste Frage, die der Khan an mich richtete.

»Das Heiligthum ist unversehrt, und ebenso alle anderen Gebäude.«

»Wir hörten das Schießen. Ist viel Blut geflossen?«

»Nur das der Osmanly.«

»Und die Unsrigen?«

»Ich habe nicht gehört, daß Einer während des Kampfes verletzt worden sei. Zwei allerdings sind todt, doch starben sie nicht im Streite.«

»Wer ist es?«

»Der Sarradsch<sup>1</sup> Hefi aus Baazoni und – —«

»Hefi aus Baazoni? Ein frommer, fleißiger und tapferer Mann. Nicht im Kampfe? Wie starb er denn?«

»Der Bey sandte ihn als Parlamentär zu den Osmanly, und sie erschossen ihn. Ich mußte zusehen, ohne ihn retten zu können.«

Die Priester neigten die Häupter, falteten die Hände und schwiegen. Nur Mir Scheik Khan sagte mit ernster, tiefer Stimme:

---

<sup>1</sup>Sattelmacher.

»Er ist verwandelt. El Schems wird ihm hier nicht mehr leuchten, aber er wandelt unter den Strahlen einer höheren Sonne in einem Lande, wo wir ihn wiedersehen werden. Orata ölüm ne mozar ne, adschy ne tasa ne; orata ebedi atschyk ile zewk – dort gibt es weder Tod noch Grab, weder Schmerz noch Kummer; dort ist ewig Licht und Wonne; zira tanry jakin dir – denn er ist bei Gott!«

Diese Art und Weise, die Nachricht von dem Tode eines Freundes hinzunehmen, war ergreifend. Nicht ein böses Wort traf die Mörder. Diese Priester trauerten, aber sie gönnten dem Todten seine Verwandlung. Einer solchen Ergebenheit ist der Islam niemals fähig; sie konnte nur eine Folge der christlichen Ideen und Anschauungen sein, welche die Dschesidi aufgenommen und festgehalten haben.

»Und wer ist der Andere?« frug nun der Khan.

»Du wirst erschrecken!«

»Ein Mann erschrickt nie vor dem Tode, denn der Tod ist ›dost insanün, son günahnun, iptida saadetün‹ – der Freund des Menschen, das Ende der Sünde und der Anfang der Seligkeit. Wer ist es?«

»Pir Kamek.«

Sie zuckten dennoch Alle wie unter einem plötzlichen Schmerze, aber Keiner sagte ein Wort. Auch jetzt sprach Mir Scheik Khan zuerst wieder:

»Ewlija dejischtirmis – der Heilige ist verwandelt. Chüda bujurdi – Gott hat es gewollt! Erzähle uns seinen Tod!«

Ich berichtete so ausführlich, als ich nur konnte. Sie hörten Alle tief ergriffen zu, und dann bat der Khan:

»Kardaschlar, fikirimiz ona jakin ol – Brüder, laßt uns seiner gedenken!«<sup>1</sup>

Sie senkten die Köpfe tief herab. Beteten sie? Ich weiß es nicht; aber ich sah, daß die Augen Mehrerer sich befeuchteten und daß ihre Rührung wohl eine wahre und herzliche war. Man hat behauptet, daß nur der Deutsche das besitze, was man »Gemüth« nennt. Wenn dies wahr sein sollte, so waren diese Dschesidi den Deutschen sehr ähnlich. Wie wollte ich es ihnen gönnen, wenn die göttliche Milde und Klarheit des Christenthums die Schatten ihrer Thäler erleuchten und die Spitzen ihrer Berge vergolden dürfte!

Erst nach einer längeren Weile wich ihre Andacht der gewöhnlichen Stimmung, so daß ich wieder zu ihnen reden konnte.

»Nun sendet mich Ali Bey, um Euch zu ihm zu holen. Er will es versuchen, ob die Überreste des Heiligen noch zu finden sind, damit sie in diesem Falle heute noch begraben werden.«

»Ja, das ist eine wichtige Aufgabe, welche wir zu lösen haben. Die Gebeine des Pir dürfen nicht da ruhen, wo diejenigen des Miralai liegen!«

---

<sup>1</sup>Wörtlich: »Unser Gedanke sei bei ihm.

»Ich befürchte sehr, daß wir nicht Gebeine, sondern nur Asche finden werden!«

»So laßt uns eilen!«

Wir brachen auf, das heißt, sämtliche Priester und Kawals; die Fakirs aber blieben zur Beaufsichtigung von Idiz zurück. Als wir oberhalb Scheik Adi bei dem Zelte des Bey anlangten, sprach dieser mit einem Mann, den er an den Kaimakam mit der Frage gesendet hatte, ob die Türken den Priestern der Dschesidi erlauben würden, den Scheiterhaufen zu untersuchen. Der Offizier hatte bejahend geantwortet und nur die Bedingung ausgesprochen, daß die betreffenden Personen keine Waffen bei sich führen sollten.

Ali Bey konnte die Scheiks nicht begleiten, da er stets anderweit zur Disposition sein mußte. Ich bat, mich anschließen zu dürfen, und das wurde mir gern gestattet. Fast hätte man die Hauptsache vergessen: ein Gefäß, welches die Asche des Heiligen aufnehmen sollte. Auf eine darauf bezügliche Frage zeigte der Bey, daß er auch bereits an diesen Umstand gedacht habe.

»Mir Scheik Khan, Du weißt, daß der berühmte Tschömlékschi<sup>1</sup> Rassat in Baazoni meinem Vater Hussein Bey eine Urne machte, welche einst seinen Staub aufnehmen soll, wenn es Zeit ist, ihn aus dem Mezar<sup>2</sup> zu entfernen, damit er nicht mit dem Mehle des Tabut<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup>Töpfer.

<sup>2</sup>Grab.

<sup>3</sup>Sarg.

vermengt und verunreinigt werde. Diese Kilja<sup>1</sup> ist ein Meisterstück des berühmten Töpfers und wohl werth, die Überreste des Heiligen aufzunehmen. Sie steht in meinem Hause zu Baadri, und ich habe bereits Boten ausgesandt, sie herbeizuholen. Sie wird ankommen, noch ehe Ihr am Scheiterhaufen Eure Arbeit beendet habt.«

Dies war genügend, und so setzte sich die Prozession nach niederwärts in Bewegung. Wir kamen bei der Batterie vorüber und langten an dem Orte an, wo der ›Heilige‹ sich und seinen Feind der Rache geopfert hatte. Wir sahen einen Aschenhügel, aus dem die halb verbrannten Stummel starker Hölzer hervorragten. Vor demselben lag die Leiche des erschossenen Parlaments. Die Hitze des Feuers hatte wohl seine Kleider, nicht aber seinen Körper zerstört. Er wurde entfernt, eine Arbeit, bei welcher unsere Geruchsnerven nicht wenig zu leiden hatten.

Die Asche war erkaltet. Die nahe liegenden Häuser lieferten die nöthigen Werkzeuge, und nun begann man eine vorsichtige, nur Zoll für Zoll fortschreitende Wegräumung der Aschendecke. Diese Abräumung mußte so sorglich vorgenommen werden, daß sie eine sehr lange Zeit in Anspruch nahm, während welcher ein Dschesidi mit einem Maulthiere anlangte, auf dessen Rücken die Urne befestigt war. Ihre Form glich

---

<sup>1</sup>Urne, Thongefäß.

über dem Fuße derjenigen eines umgestürzten Glaschirmes, wie wir sie auf unseren Lampen zu sehen pflegen, und darauf ruhte ein Deckel, welchen eine Sonne krönte. Auf diesem Gefäße waren eine Abbildung und einige Worte im Kurmangdschi eingebrannt. Die Zeichnung stellte einen fliegenden Vogel mit gabelförmigem Schwanz und spitzen Flügeln vor. Welcher Art dieser Vogel sein sollte, sagte mir die Unterschrift: Hadschi Hadschik, der Pilger unter den Pilgern, d. i. die Schwalbe.

Rund um den Vogel und die Unterschrift waren acht Worte in folgender Ordnung zu sehen:

Speida

Mezaal

Isterik<sup>1</sup>

Kabirstan

Adef<sup>2</sup>

Toprasch

Azman

Ross.

In deutscher Sprache würden diese acht Worte also lauten:

Morgenröthe

Grabmal

Stern<sup>3</sup>

Kirchhof

Sonne<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup>Abbildung der Schwalbe.

<sup>2</sup>Hadschi Hadschik.

<sup>3</sup>Abbildung der Schwalbe.

<sup>4</sup>Hadschi Hadschik.

Erde

Himmel

Tag.

Die Bedeutung dieser Inschrift ist so klar, daß es gar nicht nöthig ist, eine besondere Erklärung derselben zu geben. Ich deutete auf den Vogel und frug einen der Scheiks:

»Ist die Schwalbe ein heiliger Vogel der Dschesidi?«

»Sie ist ein Symbol der irdischen Pilgerschaft. Wenn der Herbst kommt, zieht sie in schönere Länder, und wenn der Sommer des Menschen vorüber ist, so rüstet auch er sich, abzuschneiden von den Bergen, an denen er sein Nest erbaute, und hinüberzugehen in eine bessere Welt. Jenseits des Grabes, des Friedhofes und der Erde geht auf die Morgenröthe und der Tag eines anderen Sternes, einer reineren Sonne, der Tag des Himmels, welcher kein Ende kennt und keine Nacht besitzt. Hier auf dieser Kilja steht es geschrieben.«

Es schien mir ganz unmöglich, die Überreste des ›Heiligen‹ von denen des Scheiterhaufens zu unterscheiden; allein ich sollte mich bei dieser Annahme geirrt haben. Als die Asche beinahe bis zum Boden herab fortgeräumt worden war, wurden zwei formlose Klumpen bloßgelegt, denen die Priester ihre ganze Aufmerksamkeit zuwandten. Sie schienen nicht in's Reine kommen zu können, und Mir Scheik Khan winkte mich hinzu.

Es war keine leichte Aufgabe, diese Gegenstände genau zu untersuchen; man mußte sich Mund und Nase

dabei verschließen. Wir hatten wirklich die Körper der beiden Todten vor uns. Sie waren halb verbraten und halb verkohlt, auf ein Drittheil ihrer früheren Größe zusammengeschrumpft und von einer ziemlich starken Kruste umgeben, welche, wie sich bei der näheren Untersuchung ergab, aus den unverbrennlichen Bestandtheilen des Erdpeches und der daran angeklebten Asche bestand.

»Es sind die Todten,« meinte ich. »Ihr habt es diesem Erdpeche zu verdanken, daß Ihr Euren ›Heiligen‹ begraben könnt.«

»Aber welcher ist es?«

»Sucht ihn heraus!«

Ich wollte sehen, wie weit der Scharfsinn dieser Männer gehe. Sie gaben sich die größte Mühe, vermochten es aber nicht, die scheinbar schwierige und doch so leichte Frage zu entscheiden.

»Es ist unmöglich, den Pir zu erkennen,« meinte endlich der Khan in ziemlicher Rathlosigkeit. »Wir müssen entweder darauf verzichten, seiner Asche die gebührende Ehre zu erweisen, oder wir sind gezwungen, beide Körper in die Urne zu legen, Freund und Feind, den Frommen und den Gottlosen. Oder weißt Du einen bessern Rath, Emir Kara Ben Nemsî?«

»Ich weiß einen.«

»Wie lautet er?«

»Nur allein die Gebeine des Pir in die Urne zu thun.«

»Aber Du hast ja gehört, daß wir dieselben nicht von denen des Miralai unterscheiden können!«

»Das ist ja nicht schwer! Dieser hier ist der ›Heilige‹, und dieser hier ist der Türke.«

»Woraus erkennst Du das? Kannst Du es beweisen?«

»So sicher, wie Ihr es nur wünschen möget. Der Pir hatte keine Waffen bei sich; der Miralai aber trug seinen Säbel, einen Dolch und zwei Pistolen. Seht Ihr die krumm gezogenen Pistolenläufe und die Messerklinge an diesem Körper kleben? Die Schäfte und der Griff sind verbrannt. Und hier grad unter ihm sieht die Säbelspitze aus der Asche heraus. Dieser ist also unbedingt der Miralai gewesen.«

Jetzt nun wunderten sich die Dschesidi, daß sie nicht selbst auch auf diesen so einfachen Gedanken gekommen waren. Sie Alle ohne Ausnahme stimmten meiner Ansicht bei und machten sich daran, die Reste des Pir in die Urne zu bringen.

Während des ganzen Vorganges hatte der Kaimakam mit mehreren seiner Offiziere in der Nähe gehalten. Ihm wurde die Leiche seines früheren Vorgesetzten überlassen, und dann kehrten wir wieder zur Höhe zurück. Dort bat Ali Bey den Khan um seine Befehle in Beziehung auf die Bestattungsfeierlichkeit.

»Wir müssen sie auf morgen verschieben,« antwortete dieser.

»Warum?«

»Pir Kamek war der Frömmste und der Weiseste unter den Dschesidi; er soll würdig bestattet werden, und dazu ist es heute zu spät. Ich werde anordnen, daß man ihm im Thale Idiz ein Grabmal errichte, und dieses kann erst Morgen fertig sein.«

»So wirst Du Duwardschi's<sup>1</sup> und Dägerler<sup>2</sup> brauchen?«

»Nein. Wir werden einen einfachen Bau aus Felsblöcken errichten, der keines Kittes bedarf, und jeder Mann, jedes Weib und auch ein jedes Kind soll einen Stein dazu herbeibringen, je nach seinen Kräften, damit keiner der versammelten Pilger ausgeschlossen werde, dem Verwandten das ihm gebührende Denkmal zu stiften.«

»Aber ich brauche die Krieger zur Bewachung der Türken!« wendete Ali Bey ein.

»Sie werden sich ablösen; dann stehen Dir immer genug von ihnen zu Gebote. Laß uns berathen, welche Gestalt wir dem Baue geben!«

Da ich hierbei unbetheiligt war, suchte ich meinen Dolmetscher auf, um mir das Manuscript des Verstorbenen geben zu lassen. Er hatte es in das Innere eines hohlen Thinarbaumes<sup>3</sup> versteckt, und wir ließen uns in der Nähe desselben nieder, wo ich meinen Sprachübungen ungestört obliegen konnte.

---

<sup>1</sup>Maurer.

<sup>2</sup>Zimmerleute.

<sup>3</sup>Ahorn.

Darüber verging der Tag, und der Abend kam heran. Auf den Höhen, welche das Thal von Scheik Adi umgaben, leuchtete ein Wachtfeuer neben dem andern auf. Es war den Türken unmöglich, zu entkommen, selbst wenn der Kaimakam gegen sein Versprechen die Nacht zu einem Durchbruche hätte benutzen wollen. Die Zeit der Dunkelheit verging ohne alle Störung, und am Morgen kehrte Pali zurück. Die Schnelligkeit und Ausdauer seines guten Pferdes hatte die Entfernung zwischen Scheik Adi und Mossul bedeutend abgekürzt. Ich hatte in dem Zelte des Bey geschlafen und befand mich noch dort, als der Bote eintrat.

»Hast Du den Mutessarif getroffen?« frug ihn Ali.

»Ja, Herr; noch spät am Abend.«

»Was sagte er?«

»Erst wüthete er und wollte mich todt peitschen lassen. Dann ließ er viele Offiziere und seinen Diwan efcendis<sup>1</sup> kommen, mit denen er sich lange Zeit berathen hat. Dann durfte ich zurückkehren.«

»Bei dieser Berathung warest Du nicht zugegen?«

»Nein.«

»Welche Antwort hast Du erhalten?«

»Einen Brief an Dich.«

»Zeige ihn!«

Pali zog ein Schreiben hervor, welches mit dem großen Möhür mutessarifün<sup>2</sup> verschlossen war. Ali Bey

---

<sup>1</sup>Versammlung der Räthe.

<sup>2</sup>Siegel der Satthaltschaft.

öffnete und betrachtete die Zeilen. In dem großen Schreiben lag ein kleiner, offener Brief. Er reichte mir beide Schriftstücke.

»Lies Du, Emir! Ich bin begierig, zu erfahren, was der Mutessarif beschlossen hat.«

Die Zuschrift war von dem Schreiber des Statthalters verfaßt und von dem Letzteren unterzeichnet worden. Er versprach, am andern Morgen mit zehn Mann Begleitung, in Dscherrajah zu sein, und stellte die Bedingung, daß Ali Bey auch nur von einer so geringen Anzahl begleitet werde. Er erwartete, daß der Ausgleich ein friedlicher sein werde, und bat, dem Kaimakam den inneliegenden schriftlichen Befehl zu übergeben. Dieser enthielt die allerdings sehr friedliche Weisung, bis auf Weiteres jede Feindseligkeit einzustellen, den Ort Scheik Adi zu schonen und die Dschesidi als Freunde zu behandeln. Angeschlossen war dann die Bemerkung, diesen Befehl recht genau zu lesen.

Ali Bey nickte befriedigt mit dem Kopfe.

Nach einer kleinen Pause machte der Dschesidi-Häuptling seinem vollen Herzen mit den Worten Luft:

»Wir haben gewonnen und dem Mutessarif eine nachhaltige Lehre ertheilt; merkst Du dies, Emir? Der Kaimakam soll diesen Brief erhalten, und morgen werde ich in Dscherrajah sein.«

»Wozu dem Kaimakam diese Zuschrift geben?«

»Sie gehört ihm.«

»Ist aber überflüssig, da er sich ja bereits verbindlich gemacht hat, das zu thun, was ihm hier geboten wird.«

»Er wird es um so sicherer und treuer thun, wenn er sieht, daß es auch der Wille des Mutessarif ist.«

»Ich muß Dir gestehen, daß dieser schriftliche Befehl meinen Verdacht erweckt.«

»Warum?«

»Weil er überflüssig ist. Und wie eigenthümlich klingen die letzten Worte, daß der Kaimakam den Befehl ja ganz genau lesen möge!«

»Dies soll uns von dem guten Willen des Mutessarif überzeugen und den Kaimakam zum pünktlichsten Gehorsam ermuntern.«

»Diese Pünktlichkeit ist selbstverständlich, und darum scheint mir der Befehl mehr als überflüssig.«

»Dieser Brief gehört nicht mir; der Gouverneur hat ihn meiner Ehrlichkeit anvertraut, und der Kaimakam soll ihn erhalten.«

Es war, als wolle der Zufall diesem Vorsatze des Bey seine ganz besondere Genehmigung ertheilen, denn gerade jetzt meldete ein eintretender Dschesidi:

»Herr, es kommt ein Reiter aus dem Thal herauf.«

Wir gingen hinaus und erkannten nach einiger Zeit in dem Nahenden den Kaimakam, der allerdings ohne alle Begleitung heraufgeritten kam. Wir erwarteten ihn im Freien.

»Seni selamlar-im – ich begrüße Dich!« sagte er beim Absteigen erst zum Bey und dann auch zu mir.

»Chosch geldin-sen, Effendi – sei willkommen, Herr!«  
antwortete Ali. »Welcher Wunsch führt Dich zu mir?«

»Der Wunsch meiner Krieger, welche kein Brod zu  
essen haben.«

Das war ohne alle Einleitung gesprochen. Ali lächel-  
te leise.

»Ich mußte das erwarten. Aber hast Du Dir gemerkt,  
daß ich Brod nur gegen Waffen verkaufe?«

»So sagtest Du; aber Du wirst dennoch Geld neh-  
men!«

»Was der Bey der Dschesidi sagt, das weiß er auch  
zu halten. Du brauchst Speise, und ich brauche Waf-  
fen und Muniton. Wir tauschen, und so ist uns Beiden  
dann geholfen.«

»Du vergissest, daß ich die Waffen und die Muniton  
selbst brauche!«

»Und Du vergissest, daß ich des Brodes selbst bedarf!  
Es sind viele tausend Dschesidi bei mir versammelt; sie  
Alle wollen essen und trinken. Und wozu brauchst Du  
die Waffen? Sind wir nicht Freunde?«

»Doch nur bis zum Schlusse des Waffenstillstandes!«

»Wohl auch noch länger. Emir, ich bitte Dich, ihm  
den Brief des Gouverneur einmal vorzulesen!«

»Ist ein Brief von ihm angekommen?« frug der  
Oberstlieutenant schnell.

»Ja. Ich sandte einen Boten, welcher jetzt zurückge-  
kommen ist. Lies, Emir!«

Ich las das Schreiben, das ich noch bei mir hatte, vor. Ich glaubte, in der Miene des Kaimakam eine Enttäuschung zu bemerken.

»So wird also Friede zwischen uns werden!« meinte er.

»Ja,« antwortete der Bey. »Und bis dahin wirst Du Dich freundlich zu uns verhalten, wie Dir der Mutessarif noch besonders gebietet.«

»Besonders?«

»Er hat einen Brief beigelegt, den ich Dir geben soll.«

»Einen Brief? Mir?« rief der Offizier. »Wo ist er?«

»Der Emir hat ihn. Laß ihn Dir geben!«

Schon stand ich im Begriff, ihm das Schreiben hinzureichen; aber die Hast, mit welcher er danach langte, machte mich denn doch stutzig.

»Erlaube, daß ich ihn Dir vorlese!«

Ich las, aber nur bis zu der letzten Bemerkung, welche meinen Verdacht so sehr erregt hatte. Doch da frug er:

»Ist dies alles? Steht weiter nichts da?«

»Noch zwei Zeilen. Höre sie!«

Ich las nun bis zu Ende und hielt dabei den Blick halb auf ihn gerichtet. Nur einen kurzen Moment lang öffneten sich seine Augen weiter als gewöhnlich, aber ich wußte nun sicher, daß dieser Satz irgend eine uns unbekannte Bedeutung habe.

»Dieser Brief gehört mir. Zeige ihn her!«

Bei diesen Worten griff er so schnell zu, daß ich kaum Zeit behielt, meine Hand mit dem Papiere zurückzuziehen.

»Warum so eilig, Kaimakam?« frug ich, ihn voll ansehend. »Haben diese Zeilen etwas so sehr Wichtiges zu bedeuten, daß Du Deine ganze Selbstbeherrschung verlierst?«

»Nichts, gar nichts haben sie zu bedeuten; aber dieses Schreiben ist doch mein!«

»Der Mutessarif hat es dem Bey gesandt, und auf diesen allein kommt es an, ob er es Dir geben oder Dich nur mit dem Inhalte bekannt machen will.«

»Er hat es Dir ja bereits gesagt, daß ich den Brief erhalten soll!«

»Da dieses Papier Dir so wichtig zu sein scheint, trotzdem Du seinen Inhalt bereits kennst, so wird er mir erlauben, es zuvor einmal genau zu betrachten.«

Mein Verdacht hatte sich noch mehr befestigt. Anstatt gehoben zu werden, war er bereits zu einer bestimmten Vermuthung geworden. Ich hielt das Papier mit seiner Fläche senkrecht zwischen das Auge und die Sonne; ich konnte nichts Auffälliges bemerken. Ich befühlte und beroch es, aber ohne Erfolg. Nun hielt ich es wagrecht so, daß ich die darauf fallenden Sonnenstrahlen mit dem Auge auffing, und da endlich zeigten sich mir mehrere, allerdings nur einem sehr scharfen Blicke bemerkbare Stellen, welche zwar mit der Farbe

des Papiers beinahe verschwammen, aber dennoch die Gestalt von Schriftzeichen zu haben schienen.

»Du wirst das Papier nicht bekommen!« sagte ich zum Kaimakam.

»Warum nicht?«

»Weil es eine geheime Schrift enthält, welche ich untersuchen werde.«

Er verfärbte sich.

»Du irrst, Effendi!«

»Ich sehe es genau!« Und um ihn zu versuchen, fügte ich hinzu: »Diese geheime Schrift wird zu lesen sein, wenn ich das Papier in das Wasser halte.«

»Thue es!« antwortete er mit einer sichtbaren Genugtuung.

»Du hast Dich durch die Ruhe Deiner Worte verrathen, Kaimakam. Ich werde das Papier nun nicht in das Wasser, sondern über das Feuer halten.«

Ich hatte es getroffen; das erkannte ich an dem nicht ganz unterdrückten Erschrecken, welches sein zu offenes Gesicht überflog.

»Du wirst den Brief ja dabei verbrennen und zerstören!« mahnte er.

»Trage keine Sorge! Ein Effendi aus dem Abendlande weiß mit solchen Dingen recht wohl umzugehen.«

Der Bey war ganz erstaunt.

»Glaubst Du wirklich, daß dieser Brief eine verborgene Schrift enthält?«

»Laß ein Feuer anmachen, so werde ich es Dir beweisen!«

Noch war Pali zugegen. Auf einen Wink Ali's suchte er dürre Äste zusammen und steckte sie in Brand. Ich kauerte mich nieder und hielt das Papier vorsichtig über die Flammen. Da that der Kaimakam einen schnellen Sprung auf mich zu und suchte, es mir zu entreißen. Ich hatte das erwartet, wick ebenso schnell zur Seite, und er fiel strauchelnd zu Boden. Sofort kniete Ali Bey auf ihm.

»Halt, Kaimakam!« rief er; »Du bist falsch und treulos; Du bist jetzt zu mir gekommen, ohne Dich vorher meines Schutzes zu versichern, und ich mache Dich zu meinem Gefangenen!«

Der Offizier wehrte sich, so gut er es vermochte, aber wir waren ja Drei gegen Einen, und zudem kamen auch andere Dschesidi, welche in der Nähe gehalten hatten, herbei. Er wurde entwaffnet, gebunden und in das Zelt geschafft.

Nun konnte ich mein Experiment vollenden. Die Flamme erhitzte das Papier beinahe bis zum Versengen, und nun kamen sehr deutliche Worte zum Vorschein, welche an dem Rande der Zeilen standen.

»Ali Bey, siehst Du, daß ich Recht hatte?«

»Emir, Du bist ein Zauberer!«

»Nein; aber ich weiß, wie man solche Schriften sichtbar machen kann.«

»O, Effendi, die Weisheit der Nemtsche ist sehr groß!«

»Hat der Mutessarif dieses Zauberstück nicht ebenso verstanden? Es gibt Stoffe, aus denen man eine Tinte machen kann, welche nach dem Schreiben verschwindet und mit einem andern Mittel gezwungen wird, wieder sichtbar zu werden. Die Wissenschaft, welche diese Mittel kennt, heißt Chemie oder Scheidekunst. Sie wird bei uns mehr gepflegt als bei Euch, und darum haben wir auch bessere Mittel als Ihr. Wir kennen viele Arten von geheimen Schriften, welche sehr schwer zu entdecken sind; die Euren aber sind so einfach, daß keine große Klugheit dazu gehört, Eure unsichtbaren Worte sichtbar zu machen. Rathe einmal, womit diese Worte geschrieben worden sind.«

»Sage es!«

»Mit Harn.«

»Unmöglich!«

»Wenn Du mit dem Harne eines Thieres oder eines Menschen schreibst, so verschwindet die Schrift, sobald sie eingetrocknet ist. Hältst Du das Papier dann über das Feuer, so werden die Züge schwarz, und Du kannst sie lesen.«

»Wie lauten diese Worte?«

»O bir gün gel-yr-im jen-mek itschin – ich komme übermorgen, um zu siegen.«

»Ist dies wahr? Irrest Du Dich nicht?«

»Hier steht es deutlich!«

»Wohlan, so gib mir diesen Brief!«

Er ging in großer Erregung einige Male auf und ab; dann blieb er wieder vor mir stehen.

»Ist dies Verrath oder nicht, Emir?«

»Es ist Heimtücke.«

»Soll ich diesen Mutessarif vernichten? Es liegt in meiner Hand!«

»Du wirst es dann mit dem Padischa zu thun bekommen!«

»Effendi, die Urus<sup>1</sup> haben ein Wort, welches lautet: ›Giöj jüksek, thsaar uzak – der Himmel ist hoch, und der Zar ist weit.‹ So ist es auch mit dem Padischah. Ich werde siegen!«

»Aber Du wirst viel Blut vergießen. Sagtest Du mir nicht kürzlich, daß Du den Frieden liebtest?«

»Ich liebe ihn, aber man soll ihn mir auch lassen! Diese Türken kamen, um uns die Freiheit, das Eigenthum und das Leben zu rauben; ich habe sie dennoch geschont. Jetzt spinnt man neuen Verrath. Soll ich mich nicht wehren?«

»Du sollst Dich wehren, aber nicht mit dem Säbel!«

»Womit sonst?«

»Mit diesem Briefe. Tritt mit demselben vor den Mutessarif, und er wird besiegt und geschlagen sein.«

»Er wird mir einen Hinterhalt legen und mich gefangen nehmen, wenn ich morgen nach Dscherraijah gehe!«

---

<sup>1</sup>Russen.

»Wer hindert Dich, dasselbe auch mit ihm zu thun? Er ist Dir sicherer als Du ihm, denn er hat keine Ahnung, daß Du seine Absichten kennst.«

Ali Bey sah eine ganze Weile nachdenklich vor sich nieder; dann antwortete er:

»Ich werde mich mit Mir Scheik Khan besprechen. Willst Du mit mir nach dem Thale Idiz reiten?«

»Ich reite mit.«

»Vorher aber will ich diese Menschen da unten unschädlich machen. Tritt nicht mit ein, sondern erwarte mich hier!«

Warum sollte ich ihn nicht in das Zelt begleiten? Seine Hand lag am Dolche, und sein Auge blickte entschlossen. Wollte er mich verhindern, eine rasche That zu verhüten? Ich stand wohl eine halbe Stunde allein, und während dieser Zeit hörte ich die zornigen Töne einer sehr erregten Unterhaltung. Endlich kam er wieder. Er hatte ein Papier in der Hand und gab es mir.

»Lies! Ich will hören, ob es ohne Falschheit ist.«

Es enthielt die kurze, gemessene Weisung an die befehligen Offiziere, alle Waffen und auch die Munition sofort an diejenigen Dschesidi zu übergeben, deren Anführer diesen Befehl vorzeige.

»Es ist richtig. Aber wie hast Du das erlangt?«

»Ich hätte ihn und den Makreds sch sofort erschießen lassen und die Kanonade begonnen. In einer Stunde wären wir mit ihnen fertig gewesen.«

»Nun bleibt er gefangen?«

»Ja. Er wird mit dem Makreds sch bewacht.«

»Und wenn sich die Seinen nicht fügen?«

»So werde ich meine Drohung wahr machen. Bleibe hier, bis ich zurückkehre, und Du wirst sehen, ob mich die Türken respektiren.«

Er ertheilte noch einige Befehle und stieg dann nach der Batterie hinab. In der Zeit von zehn Minuten waren alle Dschesidi kampfbereit. Die Schützen lagen mit aufgenommenen Schießgewehren in ihren Verstecken, und die Artilleristen standen zum Schusse fertig bei den Geschützen. Ihre Verschanzung öffnete sich, um gegen zweihundert Dschesidi und wohl an die dreißig Maulesel durchzulassen. Diese Thiere bestanden meist aus denen, welche wir mit den Kanonieren gefangen genommen hatten. Dieser Zug blieb in einiger Entfernung halten, während der Anführer desselben vorschritt und den Platz aufsuchte, an welchem sich die Offiziere der Osmanen befanden.

Ich konnte von meinem Standpunkte aus dies Alles sehr genau beobachten. Es gab eine ziemlich lange Zeit der Verhandlung. Dann jedoch traten die Soldaten in Trupps zusammen, welche einer nach dem andern bis in die Nähe der Maulthiere vormarschirten, um dort die Waffen abzulegen. Dies lief nun allerdings nicht ganz glatt und ruhig ab, besonders da auch sämtliche Chargen gezwungen waren, sich von Säbel und

Pistole zu trennen; aber es blieb nur bei leeren Kraftworten, da die Türken wußten, daß jeder thatsächliche Widerstand mit Kartätschen gebrochen werden sollte.

Ali Bey war kaum eine Stunde lang entfernt gewesen, so kehrte er zurück. Ihm folgten die mit den Waffen beladenen Maulthiere, deren Treiber beordert waren, die kostbare Beute nach dem Thale Idiz zu bringen. Auch der Kaimakam wurde von einigen Kriegern in Sicherheit gebracht. Man führte ihn dorthin, wo der Makredsch das Glück hatte, die Gesellschaft des dicken Artilleriehauptmannes und seines tapfern Lieutenants zu genießen. Er konnte mit diesen Beiden auf Beförderung warten und unterdessen ›Tabak aus Schiras‹ rauchen.

Nun machten auch wir uns auf den Weg. Halef ritt mit. Mein Baschi-Bozuk war nicht zu sehen; jedenfalls hatte er aus Langeweile seinen Esel spazieren geritten. Auf dem Wege nach dem Thale Idiz begegneten wir einer langen Reihe zurückkehrender Dschesidi. Sie hatten ihren Beitrag zum Baue des Grabmales geleistet und sollten nun zu demselben Zwecke eine gleiche Anzahl ihrer Gefährten ablösen. Sie theilten uns mit, daß der Bau rasch vor sich schreite.

Als wir den Eingang erreichten, bot sich uns das Bild eines sehr bewegten Lebens dar. In der Mitte desselben war eine große Anzahl von Frauen versammelt, welche auf großen, flachen Steinen Mehl aus Körnern bereiteten; Andere saßen an Gruben, welche sie durch Feuer

erhitzten, um Brod zu backen; noch Andere machten Fackeln oder richteten die Lampen und Laternen, die man vorgestern aus Scheik Adi mitgenommen hatte, zu der bevorstehenden Feier her. Am regsamsten aber ging es im oberen Theile des Thales zu, wo das Grabmal errichtet wurde. Es stellte eine ungeheure Felspyramide dar, deren hintere Seite sich an die steile Wand des Felsens lehnte. Das Fundament bestand aus großen Blöcken, deren Transport und Aufbau jedenfalls bedeutenden Kraftaufwand gekostet hatte. In der Mitte der voraussichtlichen Höhe war ein hohler Raum gelassen, welcher die Gestalt einer zwölfstrahligen Sonne hatte und von deren Mittelpunkt die Urne aufgenommen werden sollte. Mehrere hundert Männer arbeiteten daran, und noch mehr Frauen und Kinder waren beschäftigt, Steine herbeizuwälzen, oder hingen wie Eichhörnchen an den Vorsprüngen der Felsenwand, um von oben herab dem Baue förderlich zu sein.

Die Priester waren theils mit der Beaufsichtigung des Werkes beschäftigt, theils legten sie selbst mit Hand an. Mir Scheik Khan saß in der Nähe der Pyramide. Wir gingen zu ihm. Ali Bey erzählte ihm die heutigen Vorkommnisse und zeigte ihm auch die beiden Schreiben des Mutessarif. Der Khan versank in tiefes Nachdenken; dann aber frug er:

»Was wirst Du thun, Ali Bey?«

»Du bist der Ältere und der Weisere; ich komme, mir Deinen Rath zu erbitten.«

»Du sagst, ich sei der Ältere. Das Alter liebt die Ruhe und den Frieden. Du sagst, ich sei der Weisere. Die größte Weisheit ist der Gedanke an den Allmächtigen und Allgütigen. Er macht den Schwachen stark; er beschützt den Unterdrückten; er will nicht, daß der Mensch das Blut seines Bruders vergieße.«

»Sind diese Türken unsere Brüder? Sie, die wie wilde Thiere über uns und die Unserigen herfallen?«

»Sie sind unsere Brüder, obgleich sie nicht als Brüder an uns handeln. Tödtest Du einen Bruder, der Dir übel will?«

»Nein.«

»Du sprichst mit ihm freundlich oder streng, aber Du forderst nicht sein Leben. So sollst Du auch mit dem Mutessarif reden.«

»Und wenn er nicht auf mich hört?«

»Der Allerbarmer gab dem Menschen den Verstand, um zu denken, und ein Herz, um zu fühlen. Wer nicht die Rede eines Anderen überdenkt, und wer nicht die Gefühle seines Bruders empfindet, der hat den Erbarmenden verlassen und verleugnet, und dann, erst dann darf der Zorn und die Strafe über ihn kommen.«

»Mir Scheik Khan, ich werde nach Deinen Worten handeln!«

»So wiederhole ich meine Frage: Was wirst Du thun?«

»Ich werde mit zehn Männern nach Dscherrajah gehen, mir aber genug Krieger folgen lassen, um den Mutessarif gefangen zu nehmen. Vorher aber, bereits noch heute, werde ich Kundschafter nach Mossul, Kufjundschi, Telkeif, Baaweiza, Ras ul Aïn und Khorsabad senden, welche mich rechtzeitig von seinen Plänen benachrichtigen werden. Ich werde in Liebe mit ihm reden, dann mit Strenge, wenn er nicht hört. Achtet er auch dann nicht auf mich, so lasse ich ihn seinen geheimen Brief sehen und gebe das Zeichen, ihn zu ergreifen. Während ich bei ihm bin, werden meine Männer Dscherrajah umringen. Er kann mir nicht entgehen.«

»Vielleicht wird er auch Kundschafter senden, um zu erfahren, wie Du Dich auf die Zusammenkunft mit ihm vorbereitest.«

»Er wird nichts erfahren, denn meine Leute werden bereits während der Nacht von hier abgehen, und zwar nicht auf der Straße über Baadri, sondern rechts bis fast nach Bozan hinüber. Sie werden am Morgen am Bache im Westen von Dscherrajah sein.«

»Und wer wird während Deiner Abwesenheit in Scheik Adi befehligen?«

»Willst Du es thun?«

»Ich will.«

Das klang so einfach. Hier übergab der weltliche Beherrscher der Dschesidi ihrem geistlichen Regenten seine Gewalt ohne die leiseste Regung einer kleinlichen Eifersucht, ohne alles Mißtrauen und Bedenken.

»Willst Du?« frug der Eine. »Ich will,« antwortete der Andere. Welchen Klang mag wohl das Wort ›Culturkampf‹ in einem der Dialekte dieser Teufelsanbeter haben!

Es wurde nun die Verproviantierung der in Scheik Adi eingeschlossenen Türken besprochen und dann das heutige Fest. Unterdessen wanderte ich von Gruppe zu Gruppe, um einen oder den andern sprachlichen Fund zu thun. Da kam es hinter mir heran gekeucht, und eine nach Athem schnappende Stimme rief:

»Weiche aus, Sihdi!«

Ich wandte mich um. Es war mein Halef, der seine ganze Körperkraft anstrengte, ein mächtiges Felsstück vor sich herzurollen.

»Was thust Du hier?« frug ich erstaunt.

»Mein Beitrag zum Monument.«

»Wird er angenommen? Du bist ja kein Dschesidi!«

»Sehr gern! Ich habe gefragt.«

»So hole ich auch einen Stein!«

Nicht weit von unserm Standorte lag ein ziemlicher Felsbrocken. Ich legte die Waffen und das Oberkleid ab und machte mich daran, ihn fortzuschaffen. Er wurde von den Scheiks mit Dank angenommen und, nachdem ich mit dem Dolche meinen Namen eingegraben hatte, mit Anwendung von Seilen empogezogen, wo er seine Stellung grad über der Sonne bekam.

Mittlerweile hatte Ali Bey den Zweck seines Besuches erreicht. Er wollte wieder aufbrechen und frug

mich, ob ich ihn begleiten oder lieber hier bleiben wolle.

»Wie werde ich die Feierlichkeit am besten beobachten können?«

»Wenn Du mit mir gehest,« antwortete er. »Die Urne wird heute abend beim Glanze der Fackeln und Laterne von Scheik Adi nach dem Thale Idiz übergeführt.«

»Ich denke, sie ist bereits hier!«

»Nein. Sie steht am kühlen Wasser im Walde und wird erst in das Heiligthum gebracht.«

»Trotz der Türken?«

»Sie können uns nicht hindern.«

»So reite ich mit.«

»Du hast bis zum Abend Zeit. Willst Du mir eine Liebe erweisen?«

»Gern, im Falle es mir möglich ist!«

»Du weißt, daß ich dem Häuptling der Badinankurden Gewehre versprochen habe. Wirst Du den Ort finden, wo er seine Hütten hat?«

»Sehr leicht. Jedenfalls braucht man gar nicht bis dorthin zu reiten, da er den Paß und die Seitenthäler besetzen wollte. Es wird übrigens an der Zeit sein, ihm einmal Nachricht zu geben.«

»Willst Du dies übernehmen?«

»Ja.«

»Und ihm seine Gewehre bringen?«

»Wenn Du sie mir anvertraust!«

»Er soll hundert haben und auch Munition dazu. Drei Maulthiere können dies tragen. Wie viele Männer wünschst Du als Begleitung?«

»Ist ein Angriff oder sonst eine Feindseligkeit zu erwarten?«

»Nein.«

»Gib mir zehn Krieger mit. Ich werde auch Mohammed Emin mitnehmen, der dort von der Höhe kommt.«

Ich hatte vorhin erfahren, daß der Scheik der Haddedihn auf die Jagd gegangen sei. Ich war überhaupt in den letzten Tagen gar nicht mit ihm zusammengetroffen. Er wollte sich so wenig wie möglich zeigen, damit seine Anwesenheit nicht öffentlich zur Sprache komme, und er hatte wohl auch sein Vorurtheil gegen die Teufelsanbeter nicht ganz überwunden. Darum war es ihm lieb, daß er mit mir gleich wieder aufbrechen konnte.

Es währte nur kurze Zeit, so waren die Maulthiere beladen, und unser kleiner Zug setzte sich in Bewegung. Zunächst hielten wir auf Scheik Adi zu, und dann wichen wir links ab, um den Weg nach Kaloni zu gewinnen. Meine Vermuthung bestätigte sich; ich traf eine Anzahl der Badinankurden bereits auf der ersten Höhe hinter Scheik Adi und wurde von ihnen zu ihrem Häuptlinge geführt, der mich dieses Mal mit sehr großer Ehrerbietung empfing. Ich mußte bei ihm bleiben, um ein Mahl einzunehmen, welches uns sein Weib bereitete. Er war mit den Gewehren sehr zufrieden

und zeigte sich ganz besonders erfreut über den Säbel des Kaimakam, den Ali Bey mir als Extrageschenk für ihn mitgegeben hatte. Mohammed Emin fand an den Badinankurden ein solches Wohlgefallen, daß er sich entschloß, hier zurückzubleiben und mich zu erwarten, obgleich er nicht Kurdisch verstand. Ich versuchte nicht, ihm abzurathen, da seine Anwesenheit in Scheik Adi doch noch von den Türken bemerkt und dann der eigentliche Zweck unsers Rittes in die Berge gefährdet werden konnte. Ich kehrte also ohne ihn zurück.

Der Tag war doch so ziemlich vergangen, als ich wieder bei Ali Bey anlangte und ihm von den Badinan berichtete. Ich bemerkte, daß die Türken sich mehr nach der Mitte des Thales zurückgezogen und das Heiligtum also freigegeben hatten.

»Wann beginnt die Feier?« frug ich den Bey.

»Sobald es dunkel geworden ist. Nimm Deine Gewehre mit; es wird viel geschossen.«

»Gib mir eins von den Deinigen. Ich muß meine Patronen schonen, die ich hier nicht durch neue ersetzen kann.«

Ich war wirklich sehr neugierig auf diese Begräbnißfeierlichkeit, deren Zeuge ich werden sollte. Es war ja sehr leicht möglich, daß vor mir noch niemals ein Europäer dem Begräbnisse eines der angesehensten Teufelsanbeter beigewohnt hatte. Ich saß an der Kante des Thales und blickte hinab, bis sich die Schatten der Nacht niedersenkten. Da leuchteten rundum die

Wachtfeuer wieder auf, und zugleich wuchs über dem Heiligthume langsam eine Doppelpyramide von Lichtern empor, grad so wie am ersten Abend, den ich in Scheik Adi zugebracht hatte. Die beiden Thüren des Grabmales wurden mit Lampen behangen.

»Komm!« ermunterte mich Ali Bey, der mit einigen Bevorzugten zu Pferde stieg.

Der Baschi-Bozuk blieb zurück. Halef begleitete uns. Wir ritten in das Thal hinab und langten vor dem Heiligthume an, welches vollständig erleuchtet worden war. Der Platz vor demselben wurde von einer doppelten Reihe bewaffneter Dschesidi eingeschlossen, um jedem Türken den Zutritt zu versagen. Im Heiligthume selbst befand sich nur Mir Scheik Khan mit den Priestern; Andern außer Ali Bey und mir war der Eintritt nicht gestattet. Im innern Hofe standen zwei eng neben einander gekoppelte Maulthiere, die ein quer über ihre Rücken liegendes Gestell trugen, auf welchem die Urne befestigt war. Um diese beiden Thiere hatten die Priester einen Kreis gebildet. Sie begannen bei unserm Erscheinen in sehr langsamem Tempo einen monotonen Gesang, in welchem die Worte »dschan dedim – ich gebe meine Seele hin« sehr oft wiederkehrten. Nach demselben wurden die Maulthiere mit Wasser aus dem heiligen Brunnen getränkt und erhielten einige Handvoll Körner, um anzudeuten, daß der, den sie trugen, eine weite Reise vor sich habe. Nun machte der Mir

Scheik Khan einige Zeichen mit der Hand, deren Bedeutung ich nicht verstand, und jetzt begann ein zweiter Gesang, leise und harmonisch. Er hatte vier Absätze, deren jeder mit den Worten: »Tu Chode dehabini, keif inim – Du liebst Gott, genieße Ruhe« begann. Leider verstand ich zu wenig Kurdisch, um das Ganze begreifen und merken zu können.

Als dieser Gesang beendet war, gab der Khan ein Zeichen. Er stellte sich an die Spitze; zwei Scheiks nahmen die Maulthiere am Zügel; ihnen folgten paarweise die andern Scheiks und Kawals, denen sich Ali Bey mit mir anschloß. Der Zug setzte sich in Bewegung und wurde, als er aus dem Heiligthume trat, von einer Salve der Wachehaltenden empfangen.

Sofort krachten auf den Höhen Hunderte von Schüssen, und aber Hunderte trugen die Botschaft, daß wir aufgebrochen seien, dem Thale Idiz entgegen.

Wir zogen langsam zur Höhe empor. Als wir den Weg nach dem Thale erreichten, bot sich uns ein zauberischer Anblick dar. Die Dschesidi hatten von Scheik Adi bis Idiz ein Spalier gebildet, dessen Doppelglieder ungefähr dreißig Schritte aus einander standen. Jeder dieser Männer trug eine Fackel und eine Flinte, und jedes dieser Glieder schloß sich unter Abfeuern der Gewehre hinter uns an. So bildete sich ein Zug, der mit jedem Augenblicke und mit jedem Schusse immer länger wurde. Das Licht der Fackeln schmückte den dunkeln Wald, welcher hier meist aus hohen Eichen bestand,

mit unbeschreiblichen Tinten, und der Donner der Salven wurde von den dunkeln Gründen des tiefen Forstes ununterbrochen zurückgeworfen.

Wahrhaft überwältigend aber wurde das Schauspiel, als wir endlich das Thal erreichten. Dasselbe schien der mächtige Krater eines Vulkanes zu sein, in dessen Grunde riesige Flammen loderten, zwischen denen Tausende von Geistern mit Leuchten und Lichtern irrten. Ein mehrtausendstimmiger Ruf hieß uns willkommen und in der Zeit einiger Sekunden hatten sich sämtliche Lichter zu beiden Seiten der Thalsohle geordnet. Der große, weite Kessel war förmlich tageshell erleuchtet. Das größte Licht aber verbreiteten zwei gigantische Feuer, deren Flammen, von riesigen Scheiterhaufen genährt, zu beiden Seiten der Felsenpyramide an der nackten Wand des Thaales emporkletterten. Es überkam mich jenes »süße Grauen«, welches, wohlthuend und niederbeugend zu gleicher Zeit, das Menschenherz ergreift, sobald etwas Erhabenes hereingreift in die Grenzen unserer kleinen, inneren Welt.

Wir zogen den Abhang hinunter, zwischen dem waldenden Meere der Fackeln hindurch, und hielten vor dem Denkmale. In der sonnenförmigen Aushöhlung desselben standen zwei Priester, deren weiße Gewänder von dem dunkeln Gestein lebhaft abstachen. Hoch oben hatten sich mehrere Männer postirt, welche die Seile hielten, an denen die Urne emporgezogen werden sollte.

Sobald die Maulthiere vor der Pyramide anlangten, verstummten die Schüsse; es trat eine tiefe Stille ein. Die Urne wurde abgeladen und an die Seile befestigt. Ein anderes Seil, unten an die Urne gebunden, diente dazu, das zerbrechliche Gefäß von den Steinen abzuhalten. Der Mir Scheik Khan winkte, und die Seile wurden angezogen. Die Urne schwebte höher und höher und erreichte die Sonne. Die Priester griffen zu und zogen sie hinein. Sie wurde von ihnen aufgestellt, und dann hingen sie sich selbst an die Seile, um herabgelassen zu werden.

Nun gab der Khan das Zeichen, daß er sprechen wolle. Er hielt eine kurze Rede. Seine langsam, deutlich und sehr laut gesprochenen Worte klangen über das ganze Thal dahin, und obgleich ich die wenigsten derselben verstand, fühlte ich mich doch unter dem Eindrucke des außergewöhnlichen Vorganges tief ergriffen. Als er geendet hatte, begann der Chor der Priester einen freudigen Gesang, von welchem ich nur den Refrain der einzelnen Theile verstehen konnte: »Ro dehele – die Sonne geht auf.« Bei dem letzten Tone erhoben Alle die Hände, und da krachte aus allen Gewehren eine Salve, wie ich eine solche noch nie gehört hatte.

Damit war die eigentliche Feierlichkeit beendet. Nun aber begann sich das Leben erst zu regen. Es gibt nichts, womit ich diese Nacht im Thale Idiz vergleichen könnte, diese Nacht der Flammen und Fackeln zwischen himmelan strebenden Felsen, diese Nacht der

Fragen und Klagen unter den Verachteten und Geschmäheten, diese Nacht unter den Bekennern einer Anbetungsform, deren Grundzug in der irre geleiteten und daher unbefriedigten Sehnsucht nach jenem Lichte besteht, das einst den drei Scheiks leuchtete, die, vielleicht aus dem nämlichen Lande, in dem ich mich jetzt befand, nach Bethlehem pilgerten, um vor der Krippe das Bekenntniß abzulegen: »Wir haben im Morgenlande seinen Stern gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten.«

Ich saß bei den Priestern bis lange nach Mitternacht; dann erloschen die Fackeln, und die Feuer fielen zusammen. Nur die beiden Flammen am Denkmale brannten noch, als ich mich unter einem Baume in meinen Burnus wickelte, um den Schlaf zu suchen. Da oben stand die Urne mit den Gebeinen des ›Heiligen‹. Dieser ›Merd-es-Scheïtan‹ war der Unterrichtetste unter allen seinen Glaubensgenossen, und dennoch hatte er den rechten Weg zur Wahrheit nicht finden können.

Wie glücklich sind Jene zu preisen, deren Wiege bereits an diesem Wege steht, und doch wie schwer wird es ihnen oft, dieses Glück zu erkennen und zu schätzen! Ich schloß die Augen, und es gelang mir endlich, einzuschlafen; aber ich träumte von Fackelzügen und Salven, von Scheiterhaufen und Urnen, aus denen Gerippe stiegen, die mich, den Christen, mit Grinsen umtanzten. Sie wollten mich ergreifen; da aber erschien der Pir Kamek, wehrte sie von mir ab und sagte:

»Er hat ein heiliges Kitab, darinnen geschrieben steht: ›Oghuldschikler, sizi oranizde sewyn-iz – Kindlein, liebet Euch unter einander!« – – –

Prester Johann, von Gottes und unseres Herrn Jesu Christi Gnaden König der Könige, an Alexios Komnenos, Statthalter zu Constantinopel. Gesundheit und glückliches Ende.

Unsere Majestät hat in Erfahrung gebracht, daß Du von unserer Herrlichkeit gehört hast und daß Dir über unsere Größe Mittheilungen gemacht worden sind. Was wir zu wünschen wissen, ist, ob Du mit uns am wahren Glauben hängst und in allen Dingen an unsern Herrn Jesum Christum glaubst.

Wenn Du zu wissen wünschest die Größe und Herrlichkeit unserer Macht und welchen Umfang unsere Länder haben, so wisse und glaube, ohne zu zweifeln, daß wir sind Prester Johann, der Diener Gottes: daß wir an Reichthum Alles unter dem Himmel und an Tugend und Macht alle Könige der Erde übertreffen. Siebenzig Könige sind uns zinspflichtig. Wir sind ein frommer Christ und beschützen und unterstützen mit Almosen jeden armen Christen, der sich in dem Bereiche unserer Gnade befindet. Wir haben ein Gelübde gethan, das Grab unsers Herrn, wie es sich für den Ruhm unserer Majestät gebührt, mit einer großen Armee zu besuchen und gegen die Feinde des Kreuzes Christi Krieg zu führen, sie zu demüthigen und seinen heiligen Namen zu erhöhen.

Unsere Herrlichkeit regiert über die drei Indien, und unsere Besitzungen gehen über das äußerste Indien hinaus, in welchem der Körper des hl. Apostels Thomas ruht; von dort aus über die Wildniß, welche sich nach dem Aufgange der Sonne zu erstreckt, und geht rückwärts, nach Sonnenuntergang zu, bis Babylon, das verlassene, ja sogar bis zum Thurme zu Babel.

Zweiundsiebzig Provinzen gehorchen uns, von denen einige christliche Provinzen sind, und jede hat ihren eigenen König. Und alle ihre Könige sind uns zinspflichtig. In unsern Ländern werden Elephanten, Dromedare und Kameele gefunden, und fast alle Arten von Thieren, die es unter dem Himmel gibt. In unsern Ländern fließt Milch und Honig. In einem Theile unseres Staates kann kein Gift schaden; in einem andern wachsen alle Arten von Pfeffer; ein anderer ist so dicht mit Hainen versehen, daß er einem Walde gleicht, und er ist in allen Theilen voller Schlangen. Dort ist auch eine sandige See ohne Wasser. Drei Tagereisen von dieser See entfernt sind Gebirge, von denen Ströme von Steinen herabkommen. In der Nähe dieser Gebirge befindet sich eine Wüste zwischen unwirthbaren Hügeln. Unter diesen fließt ein unterirdischer Bach, zu dem kein Zugang ist, und dieser Bach fällt in einen größeren Fluß, in den Leute aus unsern Besitzungen hineingehen und Edelsteine in großem Überflusse darin

finden. Über diesen Fluß hinaus wohnen zehn Stämme Juden, welche, obgleich sie behaupten, ihre eigenen Könige zu haben, dessen ungeachtet unsere Diener und uns zinspflichtig sind.

In einer andern unserer Provinzen, in der Nähe der heißen Zone, sind Würmer, welche in unserer Sprache Salamander genannt werden. Diese Würmer können nur im Feuer leben und machen ein Gehäuse um sich herum, wie die Seidenwürmer. Dieses Gehäuse wird von unsern Palastdamen fleißig gesponnen, und es gibt die Zeuge zu unsern Kleidern. Es kann aber nur im hellen Feuer gewaschen werden.

Vor unserer Armee werden dreizehn große Kreuze von Gold und Edelsteinen hergetragen; wenn wir aber ohne Staatsfolge ausreiten, wird nur ein Kreuz, welches nicht mit Figuren, Gold und Juwelen geziert ist, damit wir immer unseres Herrn Jesu Christi eingedenk seien, und eine mit Gold gefüllte Silbervase, damit alle Leute wissen, daß wir der König der Könige sind, vor uns hergetragen.

Alljährlich besuchen wir den Leib des heiligen Daniel, welcher in Babylon in der Wüste ist. Unser Palast ist von Ebenholz und von Schittimholz und kann vom Feuer nicht beschädigt werden. An jedem Ende seines Daches sind zwei goldene Äpfel, und in jedem Apfel zwei Karfunkel, damit das Gold bei Tage scheinen und die Karfunkel bei Nacht leuchten mögen. Die größeren Thore sind von mit Horn gemischtem Sardonyx,

damit Niemand mit Gift eintreten könne; die kleineren sind von Ebenholz. Die Fenster aber sind von Kry-  
stall. Die Tische sind von Gold und Amethyst, und die  
Säulen, welche sie tragen, von Elfenbein. Das Zimmer,  
in welchem wir schlafen, ist ein wundervolles Meister-  
stück aus Gold, Silber und jeder Art von Edelsteinen.  
In ihm brennt beständig Weihrauch. Unser Bett ist von  
Saphir. Wir haben die schönsten Frauen. Täglich un-  
terhalten wir dreißigtausend Menschen, außer den ge-  
legentlichen Gästen. Und alle diese beziehen täglich  
Summen aus unserer Kämmeri zur Unterhaltung ih-  
rer Pferde und zu anderweitiger Verwendung. Wäh-  
rend jedes Monats werden wir von sieben Königen<sup>1</sup>,  
von fünfundsechzig Herzogen und von dreihundert-  
fünfundsechzig Grafen bedient. In unserem Saale spei-  
sen täglich zu unserer Rechten zwölf Erzbischöfe und  
zu unserer Linken zwanzig Bischöfe, außerdem noch  
der Patriarch von Sanct Thomas, der Protopapas von  
Salmas und der Archiprotopapas von Susa, in welcher  
Stadt der Thron unseres Ruhmes und unser kaiserli-  
cher Palast sich befindet. Äbte, der Zahl nach mit den  
Tagen des Jahres im Einklange, verwalten das geistli-  
che Amt vor uns in unserer Kapelle. Unser Mundschenk  
ist ein Primas und König; unser Haushofmeister ist ein  
Erzbischof und ein König; unser Kammerherr ist ein  
Bischof und ein König; unser Marschall ist ein Archi-  
mandrit und ein König; und unser Küchenmeister ist

---

<sup>1</sup>von jedem der Reihe nach.

ein Abt und ein König; wir aber nehmen einen niedrigeren Rang und einen demüthigeren Namen an, auf daß wir unsere große Demuth zeigen.« —

So lautet im Auszuge ein Brief, welchen der berühmte, aber geschichtlich vielleicht doch fragliche Tatarenkönig Presbyter Johann an den griechischen Kaiser geschrieben hat oder doch geschrieben haben soll. Mag der Brief untergeschoben sein oder nicht, er enthält neben verschiedenen belustigenden Merkwürdigkeiten, die ihren Grund in den falschen Anschauungen früherer Jahrhunderte haben, doch auch Thatsachen und Einzelheiten, welche von Marco Polo, Sir John Mandeville und andern Reisenden oder Forschern bestätigt worden sind, und ich wurde lebhaft an ihn erinnert, als ich jetzt auf der östlichen Höhe von Scheik Adi hielt und einen Blick nach Morgen richtete, wo sich die Berge von Surgh, Zibar, Hair, Tura Ghara, Baz, Dschelu, Tkhoma, Karitha und Tijari erhoben.

In den Thälern, welche zwischen ihnen liegen, wohnen die Letzten jener christlichen Sectierer, denen dieser Tatarenkönig angehörte. Zu seiner Zeit waren sie mächtig und einflußreich; die Sitze ihrer Metropolitane lagen über den ganzen asiatischen Continent zerstreut, von den Küsten des kaspischen Meeres bis zu den chinesischen Seen und von den allernördlichsten Grenzen Skythien's bis zum äußersten südlichen Ende der indischen Halbinsel. Sie waren die Rathgeber Mohammed's und seiner Nachfolger. Die christlichen

Anklänge des Kuran sind meist ihren Büchern und Lehren entnommen. Aber mit dem Falle der Khalifen brach auch ihre Macht zusammen, und zwar mit reißender Schnelligkeit; denn ihre innere, geistliche Constitution entbehrte der göttlichen Reinheit, welche die Kraft eines unbesiegbaren Widerstandes verleiht. Bereits unter der Regierung des Kassan, der ein Sohn des Arghun und ein Enkel des berühmten Eroberers von Bagdad, Hulaku Khan, war, begannen die Verfolgungen gegen sie. Dann aber brach der große Tamerlan unbarmherzig über sie herein. Mit unersättlicher Wuth verfolgte er sie, zerstörte ihre Kirchen und brachte Alle, denen es nicht gelang, in die unzugänglichen Berge Kurdistan's zu entkommen, mit dem Schwerte um. Die Urenkel dieser Entkommenen leben noch heute an Plätzen, welche Festungen verglichen werden können. Sie, die Überreste des einst so mächtigen assyrischen Volkes, sehen allzeit das Schwert der Türken und den Dolch der Kurden über sich schweben und haben in neuerer Zeit Grausamkeiten zu ertragen gehabt, bei deren Erzählung sich die Haare sträuben. Einen großen Theil der Schuld daran haben jedenfalls jene überseeischen Missionäre zu tragen, welche ihren Schul- und Bethäusern das Ansehen von Fortificationen gaben und dadurch das Mißtrauen der dortigen Machthaber erweckten. Damit und durch ähnliche Unvorsichtigkeiten haben sie sowohl ihrem Werke als auch den Anhängern desselben gleich großen Schaden bereitet.

Auf meinem Ritt nach Amadijah kam ich voraussichtlich auch in Ortschaften, die von diesen chaldäischen Christen bewohnt wurden; Grund genug, an jenen Brief zu denken, welcher ihre Vergangenheit am lebhaftesten illustriert. Einst Minister und Berather von Fürsten und Khalifen, sind sie jetzt, soweit sie nicht zur heiligen christkatholischen Kirche zurückgekehrt sind, so ohne alle innere und äußere Kraft, daß Männer wie der berühmte Beder Khan Bey und sein Verbündeter Abd el Summit Bey die fürchterlichsten Metzeleien unter ihnen anrichten konnten, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Und doch hätte das schwer zugängliche Terrain, welches sie bewohnen, ihnen die erfolgreichste Vertheidigung an die Hand gegeben.

Wie ungleich männlicher hatten sich dagegen die Dschesidi verhalten!

Nach jener Flammennacht im Thale Idiz war Ali Bey nach Dscherraijah geritten, scheinbar nur von zehn Männern begleitet. Aber noch vor seinem Aufbruche hatte er eine hinreichende Anzahl von Kriegern in die Nähe von Bozan vorausgesandt.

Der Mutessarif war wirklich mit einer gleich großen Begleitung eingetroffen, aber Ali Bey hatte durch seine Kundschafter erfahren, daß zwischen Scio Khan und Ras ul Aïn eine beträchtliche Truppenmacht zusammengezogen worden sei, um noch desselben Tages nach Scheik Adi vorzugehen. Auf diese Kunde hin hatte er den Mutessarif einfach einschließen lassen und zum

Gefangenen gemacht. Um seine Freiheit wieder zu erhalten, hatte dieser sich nun gezwungen gesehen, alle hinterlistigen Pläne aufzugeben und auf die friedlichen Vorschläge des Bey einzugehen.

Die Folge davon war, daß das unterbrochene Fest der Dschesidi wieder aufgenommen und mit einem Jubel begangen wurde, dessen Zeuge Scheik Adi wohl noch nie gewesen war.

Nach Ablauf dieser Feste wollte ich nach Amadijah aufbrechen, erfuhr aber, daß Mohammed Emin sich in den Bergen von Kaloni den Fuß vertreten hatte, und so war ich gezwungen, drei Wochen lang seine Wiederherstellung abzuwarten. Indeß ging mir diese Zeit nicht ungenützt vorüber, da sie mir die höchst willkommene Gelegenheit bot, mich mit dem Kurdischen vertrauter als bisher zu machen.

Endlich benachrichtigte mich der Haddediñ durch einen Boten, daß er zum Aufbruche bereit sei, und so hatte ich mich heute in aller Frühe aufgemacht, um ihn bei dem Häuptlinge der Badinankurden abzuholen. Mein Abschied von den Dschesidi war ein herzlicher, und ich mußte versprechen, auf der Rückkehr noch einige Tage bei ihnen zu verweilen. Zwar hatte ich mir jede Begleitung verboten, aber Ali Bey ließ es sich nicht nehmen, mich wenigstens zu den Badinan zu bringen, um auch Mohammed Emin Lebewohl sagen zu können.

Jetzt also hielten wir auf der östlichen Höhe von Scheik Adi und ließen die Ereignisse der letzten Wochen an uns vorüberfliegen. Was werden die nächsten Tage bringen? Je weiter nach Nordost hinauf, desto wilder werden die Bergvölker, welche keinen Ackerbau kennen und nur von Raub und Viehzucht leben. Ali Bey mochte mir diesen Gedanken von der Stirn ablesen.

»Emir, Du gehst beschwerliche und gefährliche Wege,« meinte er. »Wie weit hinauf willst Du in die Berge?«

»Zunächst nur bis nach Amadijah.«

»Du wirst noch weiter müssen.«

»Warum?«

»Dein Werk in Amadijah mag gelingen oder nicht, so bleibt die Flucht Dein Loos. Man kennt den Weg, welchen der Sohn Mohammed Emin's einzuschlagen hat, um zu seinen Haddedihn zu gelangen, und man wird ihm denselben verlegen. Wie willst Du dann reiten?«

»Ich werde mich nach den Umständen zu richten haben. Wir könnten nach Süden gehen und auf dem Zab Ala oder zu Pferde längs des Akra-Flusses entkommen. Wir könnten auch nach Norden gehen, über die Berge von Tijari und den Maranan-Dagh, und dann den Khabur und den Tigris überschreiten, um durch die Salzwüste nach dem Sindschar zu kommen.«

»In diesen Fällen aber werden wir Dich niemals wiedersehen!«

»Gott lenkt die Gedanken und Schritte des Menschen; ihm sei Alles anheimgestellt!«

Wir ritten weiter. Halef und der Baschi-Bozuk folgten uns. Mein Rappe hatte sich weidlich ausruhen können. Er hatte früher nur Balahat-Datteln gefressen und sich jetzt an anderes Futter gewöhnen müssen, war mir aber doch fast ein wenig zu fleischig geworden und zeigte einen Überfluß an Kräften, so daß ich ihn derb zwischen die Schenkel nehmen mußte. Ich war übrigens halb neugierig und halb besorgt, wie er sich bewähren werde, wenn es gälte, die Schneeberge Kurdistan's zu überwinden.

Wir langten bald bei den Badinan an und wurden von ihnen mit gastlicher Fröhlichkeit empfangen. Mohammed Emin war reisefertig, und nachdem wir noch ein Stündchen geplaudert, geschmaust und geraucht hatten, brachen wir auf. Ali Bey gab uns Allen, und mir zuletzt, die Hand. Im Auge stand ihm eine Thräne.

»Emir, glaubst Du, daß ich Dich lieb habe?« frug er bewegt.

»Ich weiß es; aber auch ich scheide in Wehmuth von Dir, den meine Seele lieb gewonnen hat.«

»Du gehst von hinnen, und ich bleibe; aber meine Gedanken werden Dich begleiten, meine Wünsche werden weilen in den Spuren Deiner Füße. Du hast Abschied genommen von dem Mir Scheik Khan, aber er hat mir seinen Segen mitgegeben, daß ich ihn im Augenblicke des Scheidens auf Dein Haupt legen soll.

Gott sei mit Dir und bleibe bei Dir zu aller Zeit und auf allen Wegen; sein Zorn treffe Deine Feinde, und seine Gnade erleuchte Deine Freunde! Du gehst großen Gefahren entgegen, und der Mir Scheik Khan hat Dir seinen Schutz versprochen. Er sendet Dir diesen Melek Ta-us, damit er Dir als Talisman diene. Ich weiß, Du hältst diesen Vogel nicht für ein Götzenbild, sondern für ein Zeichen, an welchem Du als unser Freund erkannt wirst. Jeder Dschesidi, welchem Du diesen Ta-us zeigst, wird für Dich sein Gut und sein Leben opfern. Nimm diese Gabe, aber vertraue sie keinem Andern an, denn sie ist für Dich allein bestimmt! Und nun lebe wohl, und vergiß nie Diejenigen, welche Dich lieben!«

Er umarmte mich, stieg dann schnell auf sein Pferd und ritt, ohne sich umzusehen, von dannen. Es war mir, als sei ein Stück meines Herzens mit ihm davongegangen. Es war ein großes, ein sehr großes Geschenk, welches mir der Mir Scheik Khan durch ihn gemacht hatte. Wie viel ist über das Vorhandensein eines Melek Ta-us gestritten worden! Und hier hatte ich dieses räthselhafte Zeichen in meiner eigenen Hand. Es war ein ganz ungewöhnliches Vertrauen, dessen mich der Khan würdigte, und es verstand sich ganz von selbst, daß ich mich der Figur nur im äußersten Nothfalle bedienen würde.

Sie war aus Kupfer und stellte einen Vogel dar, der seine Schwingen zum Fluge entfaltetete, und auf dem unteren Theile zeigte sich das Kurmangdschi-Wort

›Hemdscher‹, d. i. Freund oder Genosse, eingegraben. Eine seidene Schnur diente dazu, sie um den Hals zu befestigen.

Die Badinan wollten uns eine Strecke weit das Geleit geben; ich mußte es gestatten, machte aber die Bedingung, daß sie bei ihrem Dorfe Kalahoni umkehren sollten. Dieses liegt vier Stunden von Scheik Adi entfernt. Seine Häuser waren fast ausnahmslos aus Stein gebaut und hingen wie riesige Vogelnester zwischen den Weingärten hoch über dem Flußbette des Gomet. Sie erhielten ein sehr durables Aussehen durch die riesigen Steinblöcke, welche als Oberschwelle der Thüren und als Ecken des Gebäudes dienten.

Hier wurde Ade gesagt, dann ritten wir zu Vieren weiter.

Auf einem sehr steilen Wege, der unsern Thieren große Beschwerden bereitete, erreichten wir das kleine Dörfchen Bebozi, welches auf dem Gipfel einer bedeutenden Höhe liegt. Es gibt hier eine katholische Kirche, denn die Einwohner gehören zu den Chaldäern, welche bekehrt worden sind. Wir wurden von ihnen sehr freundlich aufgenommen und erhielten unentgeltlich Trank und Speise. Sie wollten mir einen Führer mitgeben; da ich dies aber ablehnte, so wurde mir der Weg zum nächsten Orte so genau beschrieben, daß wir ihn gar nicht verfehlen konnten.

Er führte uns zunächst längs der Höhe hin durch einen Wald von Zwergeichen und stieg dann in das

Thal hinab, in welchem Cheloki liegt. In diesem Orte machten wir einen kurzen Halt, und ich nahm den Baschi-Bozuk vor:

»Buluk Emini, höre, was ich Dir sage!«

»Ich höre es, Emir!«

»Der Mutessarif von Mossul hat Dir den Befehl gegeben, für Alles zu sorgen, was ich brauchen werde. Du hast mir bisher noch keinen Nutzen gebracht; von heute an aber wirst Du Deines Amtes warten.«

»Was soll ich thun, Effendi?«

»Wir werden diese Nacht in Spandareh bleiben. Du reitest voraus und trägst Sorge, daß bei meiner Ankunft Alles für mich bereitet ist. Hast Du mich verstanden?«

»Sehr gut, Emir!« antwortete er mit amtlicher Würde. »Ich werde eilen, und wenn Du kommst, wird Dich das ganze Dorf mit Jubel empfangen.«

Er stieß seinem Esel die Fersen in die Seiten und trollte von dannen.

Von Cheloki bis hinüber nach Spandareh ist nicht weit, aber doch brach die Nacht bereits herein, als wir dieses große Kurdendorf erreichten. Es hat seinen Namen von der großen Anzahl von Pappeln, die dort vorkommen; denn Spidar, Spindar und auch Spandar heißt im Kurmangdschi die Weißpappel. Wir frugen nach der Wohnung des Kiajah, erhielten aber statt einer Antwort nur grimmige Blicke.

Ich hatte meine Frage türkisch ausgesprochen; jetzt wiederholte ich sie kurdisch, indem ich nach dem Malkoe-gund, welches Dorfältester bedeutet, fragte. Dies machte die Leute augenblicklich willfähriger. Wir wurden vor ein größeres Haus geführt, wo wir abstiegen und eintraten. In einem der Räume wurde ein sehr lautes Gespräch geführt, welches wir sehr deutlich hören konnten. Ich blieb stehen und horchte.

»Wer bist Du, Du Hund, Du Feigling?« rief eine zornige Stimme. »Ein Baschi-Bozuk bist Du, der auf einem Esel reitet. Das ist für Dich eine Ehre, für den Esel aber eine Schande; denn er trägt einen Kerl, der dümmer ist, als er. Und Du kommst herbei, mich hier zu vertreiben!«

»Wer bist denn Du, he?« antwortete die Stimme meines tapfern Ifra. »Du bist ein Arnaute, ein Gurgelabschneider, ein Spitzbube! Dein Maul sieht aus wie das Maul eines Frosches; Deine Augen sind Krötenaugen; Deine Nase gleicht einer Chyjar<sup>1</sup> und Deine Stimme klingt wie das Schreien einer Wachtel! Ich bin ein Buluk Emini des Großherrn; was aber bist denn Du? Ein Khawaß, ein einfacher Khawaß, weiter nichts.«

»Mensch, ich drehe Dir das Gesicht auf den Rücken, wenn Du nicht schweigst! Was geht Dich meine Nase an? Du hast gar keine! Du sagst, Dein Gebieter sei ein

---

<sup>1</sup>Gurke.

sehr großer Effendi, ein Emir, ein Scheik des Abendlandes? Man darf nur Dich betrachten, dann weiß man, wer er ist! Und Du kommst, mich hier fortzujagen?»

»Und wer ist denn Dein Gebieter? Auch ein großer Effendi aus dem Abendlande, sagst Du? Ich aber sage Dir, daß es im ganzen Abendlande nur einen einzigen großen Effendi gibt, und das ist mein Herr. Merke Dir das!«

»Höre,« begann eine dritte Stimme sehr ernst und ruhig; »Ihr habt mir zwei Effendi angemeldet. Der Eine hat eine Schrift vom Onsul<sup>1</sup> der Franken, die vom Mutessarif unterzeichnet worden ist; das gilt. Der Andere aber ist im Giölgeda padishanün; er hat Schriften vom Onsul, vom Großherrn, vom Mutessarif und hat auch das Recht auf den Disch-parassi; das gilt noch mehr. Dieser Letztere wird hier bei mir wohnen; für den Anderen aber werde ich eine Schlafstätte in einem andern Hause bereiten lassen. Der Eine wird Alles umsonst erhalten; der Andere aber wird Alles bezahlen.«

»Das leide ich nicht!« klang die Stimme des Arnauten. »Was dem Einen geschieht, das wird dem Andern auch geschehen!«

»Höre, ich bin hier Nezanum<sup>2</sup> und Gebieter; was ich sage, das gilt, und kein Fremder hat mir Vorschriften zu machen. Söjle-dim – ich habe gesprochen!«

---

<sup>1</sup>Consul.

<sup>2</sup>Vorsteher.

Jetzt öffnete ich die Thür und trat mit Mohammed Emin ein.

»Ivari 'l kher – guten Abend!« grüßte ich. »Du bist der Herr von Spandareh?«

»Ich bin es.«

Ich deutete auf den Buluk Emini.

»Dieser Mann ist mein Diener. Ich habe ihn zu Dir gesandt, um mir Deine Gastfreundschaft zu erbitten. Was hast Du beschlossen?«

»Du bist der, welcher unter dem Schutze des Großherrschaft steht und das Anrecht auf den Disch-parassi hat?«

»Ich bin es.«

»Und dieser Mann ist Dein Begleiter?«

»Mein Freund und Gefährte.«

»Habt Ihr viele Leute bei Euch?«

»Diesen Buluk Emini und noch einen Diener.«

»Ser sere men at – Ihr seid mir willkommen!« Er erhob sich von seinem Sitze und reichte uns die Hand entgegen. »Setzt Euch nieder an mein Feuer, und laßt es Euch in meinem Hause gefallen! Ihr sollt ein Zimmer bekommen, wie es Euer würdig ist. Wie hoch schätzest Du Deinen Disch-parassi?«

»Für uns Beide und den Diener sei er Dir geschenkt, aber diesem Baschi-Bozuk wirst Du fünf Piaster<sup>1</sup> geben. Er ist der Beauftragte des Mutessarif, und ich habe nicht das Recht, ihm das Seinige zu entziehen.«

---

<sup>1</sup>Eine Mark.

»Herr, Du bist nachsichtig und gütig; ich danke Dir! Es soll Dir nichts mangeln an dem, was zu Deinem Wohle gehört. Doch erlaube, daß ich mich eine kleine Weile mit diesem Khawassen entferne!«

Er meinte den Arnauten. Dieser hatte uns sehr finster zugehört; jetzt nun zürnte er:

»Ich gehe nicht fort; ich verlange das gleiche Recht für meinen Herrn!«

»So bleibe!« meinte der Nezanum einfach. »Wenn aber Dein Gebieter keine Wohnung findet, so ist es Deine Schuld.«

»Was sind diese beiden Männer, welche sagen, daß sie unter dem Schutze des Großherrn stehen? Araber sind es, welche in der Wüste rauben und stehlen und hier in den Bergen die Herren spielen – – –«

»Hadschi Halef!« rief ich laut.

Der kleine Diener trat ein.

»Halef, dieser Khawaß wagt es, uns zu schmähen; wenn er noch ein einziges Wort sagt, welches mir nicht gefällt, so gebe ich ihn in Deine Hand!«

Der Arnaut, der bis unter die Zähne bewaffnet war, blickte mit offenbarer Verachtung auf Halef herab.

»Vor diesem Zwerge soll ich mich fürchten, ich, der ich – –«

Er konnte nicht weiter sprechen, denn er lag bereits am Boden, und mein kleiner Hadschi kniete über ihm, in der Rechten den Dolch zückend und die Linke um seinen Hals klammernd.

»Soll ich, Sihdi?«

»Es ist einstweilen genug; aber sage ihm, daß er verloren ist, wenn er noch eine feindselige Miene macht!«

Halef ließ ihn los, und er erhob sich. Seine Augen blitzten in zorniger Tücke, aber er wagte doch nichts zu unternehmen.

»Komm!« gebot er dem Dorfältesten.

»Du willst Dir die Wohnung anweisen lassen?« frug dieser.

»Ja, einstweilen. Wenn aber mein Herr angekommen ist, dann werde ich ihn herbeisenden, und es wird sich entscheiden, wer in Deinem Hause schläft. Er wird auch richten zwischen mir und diesem Diener der beiden Araber!«

Sie gingen miteinander fort. Während der Abwesenheit des Nezanum leistete uns einer seiner Söhne Gesellschaft, und bald wurde uns gesagt, daß der Ort, an dem wir schlafen sollten, für uns bereitet sei.

Wir wurden in ein Gemach geführt, in welchem mittels Teppichen zwei weiche Lager bereitet waren; in der Mitte desselben aber hatte man das Abendessen servirt. Diese Schnelligkeit und das ganze Arrangement ließen vermuthen, daß der Dorfälteste nicht zu den armen Bewohnern des Ortes zählte. Sein Sohn saß bei uns, nahm aber nicht Theil am Mahle; es war dies eine Respektserweisung, auf welche wir uns etwas einbilden konnten. Die Frau und eine Tochter des Vorstehers bedienten uns.

Zunächst wurde uns Scherbet gereicht. Wir tranken ihn aus sehr hübschen Findschani ferfuri<sup>1</sup> hier in Kurdistan eine sehr große Seltenheit. Dann erhielten wir Valquapamasi, Weizenbrod in Honig gebraten, wozu der dazu gebotene Findika<sup>2</sup> allerdings nicht recht passen wollte. Nun folgte ein junger Bizihn<sup>3</sup> mit Reisklößen, die in seiner Brühe schwammen, dazu Bera asch<sup>4</sup> die ihrem Namen vollständig entsprachen. Zwei kleine Braten, welche die Fortsetzung bildeten, kamen mir recht appetitlich vor. Sie waren recht schön ›knusperig‹ gebräunt; ich hielt sie unbedingt für Tauben. Sie waren wirklich delikat, hatten aber doch einen Geschmack, der mir etwas fremd erschien.

»Ist dies Kewuk?«<sup>5</sup> frug ich den jungen Mann.

»Nein. Es ist Bartschemik,«<sup>6</sup> antwortete er.

Hm! Eine recht hübsche gastronomische Überraschung! Jetzt trat der Vorsteher herein. Auf meine Einladung setzte er sich zu uns nieder und nahm Theil an dem Mahle, in dessen ganzem Verlaufe auf einer blechernen Platte duftendes Fistik<sup>7</sup> brannte. Jetzt, da der Hausherr zugegen war, wurde die Hauptschüssel

---

<sup>1</sup>Porzellanschalen.

<sup>2</sup>Salat aus zarten Pistazienblättern.

<sup>3</sup>Ziegenbraten.

<sup>4</sup>Wörtlich: Mühlsteine – Ein hohes, festes Gebäck in der runden Form der Mühlsteine.

<sup>5</sup>Taube.

<sup>6</sup>Fledermaus.

<sup>7</sup>Mastix.

aufgetragen. Sie enthielt Quapameh, Hammelbraten in saurer Sahne gebacken, und dazu wurde Pirindsch<sup>1</sup> gegeben, welcher mit Pivaz<sup>2</sup> abgesotten war. Als wir zur Genüge davon gekostet hatten, winkte der Vorsteher. Man brachte eine zugedeckte Schüssel, die er mit sehr wichtiger Miene in Empfang nahm.

»Rathe, was das ist!« bat er mich.

»Zeige es!«

»Das ist ein Gericht, welches Du nicht kennst. Es ist nur in Kurdistan zu haben, wo es starke und muthige Männer gibt.«

»Du machst mich neugierig!«

»Wer es genießt, dessen Kräfte verdoppeln sich, und er fürchtet sich vor keinem Feinde mehr. Rieche einmal!«

Er öffnete den Deckel ein wenig und ließ mich den Duft kosten.

»Diesen Braten gibt es nur in Kurdistan?« frug ich.

»Ja.«

»Du irrst; denn ich habe dasselbe Fleisch bereits sehr viele Male gegessen.«

»Wo?«

»Bei den Urus und den andern Völkern, besonders aber in einem Lande, welches Amerika genannt wird. Dort wächst das Thier viel größer und ist auch viel wilder und gefährlicher, als bei Euch.«

---

<sup>1</sup>Reis.

<sup>2</sup>Zwiebeln.

»Du bist es, der sich irrt; denn nur hier in Kurdistan lebt dieses Thier.«

»Ich bin noch nie in Kurdistan gewesen und erkenne dieses Fleisch doch bereits am Geruche; also muß ich es auch schon in andern Ländern gegessen haben.«

»Was ist es für ein Thier?«

»Es ist Hirtsch.<sup>1</sup> Habe ich recht?«

»Ja wirklich, Du kennst es!« rief er erstaunt.

»Ich kenne es noch besser, als Du meinst. Ich habe noch nicht in diese Schüssel geblickt und wette dennoch mit Dir, daß das Fleisch die Nanuhk<sup>2</sup> vom Bären ist!«

»Du hast es errathen! Nimm, und iß!«

Nun ging es an das Erzählen von Jagdgeschichten. Der Bär ist in Kurdistan allerdings sehr häufig anzutreffen, aber bei Weitem nicht so gefährlich, wie der große graue Petz von Nordamerika. Zu den gedämpften Bärenatzen gab es ein dickes Mus von gedörnten Hermeh und Eruhks<sup>3</sup> dem ein gepanzertes Gericht folgte, nämlich gesottene Krebse, zu denen eine Zuspeise gereicht wurde, die mir sehr fremd und complicirt erschien. Ich erlaubte mir, mich zu erkundigen, und die Frau des Vorstehers gab mir bereitwillig Auskunft:

---

<sup>1</sup>Bär.

<sup>2</sup>Kralle, Tatze.

<sup>3</sup>Birnen und Pflaumen.

»Nimm Kundir<sup>1</sup> und koche sie zu Brei,« meinte sie. »Thue Schukir<sup>2</sup> und Rune kehl 'e<sup>3</sup> dazu, rühre klaren Panir<sup>4</sup> und geschnittenen Sir<sup>5</sup> hinein und füge zerdrückte Tu<sup>6</sup> und weichgequollene Kerne von Guliroschyan<sup>7</sup> hinzu. Dann hast Du diese Speise, welcher keine andere gleich kommt!«

Ich kostete diese unvergleichliche Mischung von Kürbis und Sonnenblume, Käse und Zucker, Butter, Maulbeeren und Knoblauch und fand, daß der Geschmack derselben nicht so schlimm war, wie der Klang der Ingredienzien. Den Schluß des Mahles bildeten getrocknete Sev und Scherabi<sup>8</sup> zu denen ein Schluck Raki getrunken wurde. Dann kamen die Tabakspfeifen zu ihrem Rechte.

Während wir den starken, rauhen und nur wenig fermentirten Tabak von Kelekowa in Brand steckten, ließ sich unten ein lautes Gespräch vernehmen. Der Vorsteher ging hinaus, um nach der Veranlassung desselben zu sehen, und da er den Eingang offen ließ, konnten wir jedes Wort vernehmen.

»Wer ist da?« frug er.

---

<sup>1</sup>Kürbis.

<sup>2</sup>Zucker.

<sup>3</sup>Geschmolzene Butter.

<sup>4</sup>Käse.

<sup>5</sup>Knoblauch.

<sup>6</sup>Maulbeeren.

<sup>7</sup>Sonnenblume.

<sup>8</sup>Äpfel und Weintrauben.

»Was will er?« hörte ich eine andere Stimme in englischer Sprache fragen.

»Er fragt, wer da ist,« antwortete ein Dritter, gleichfalls englisch.

»Was heißt türkisch: ich?«

»Ben.«

»Well! Ben!!!« rief es dann zum Wirte herauf.

»Ben?« frug dieser. »Wie ist Dein Name?«

»Was will er?« frug dieselbe klappernde Stimme, die mir so außerordentlich bekannt war, daß ich vor Verwunderung über die Anwesenheit dieses Mannes aufgesprungen war.

»Er fragt, wie Sie heißen.«

»Sir David Lindsay!« rief er herauf.

Im nächsten Augenblicke stand ich unten neben ihm im Flur. Ja, da lehnte er vor mir, beleuchtet vom Feuer des Aryuhn.<sup>1</sup> Das war der hohe, graue Zylinderhut, der lange, dünne Kopf, der breite Mund, die Sierra-Morena-Nase, der bloße, dürre Hals, der breite Hemdkragen, der graukarrirte Shlips, die graukarrirte Weste, der graukarrirte Rock, die graukarrirte Hose, die graukarrirten Gamaschen und die staubgrauen Stiefel. Und wahrhaftig, da in der Rechten trug er die berühmte Hacke, welche die edle Bestimmung hatte, Fowling-bulls und andere Alterthümer zu insultiren!

»Master Lindsay!« rief ich aus.

»Well! Ah, wer sein? Oh – ah – Ihr seid es?!«

---

<sup>1</sup>Herd.

Er riß die Augen auf und den Mund noch viel mehr und staunte mich mit den genannten Organen wie einen Menschen an, der vom Tode erstanden ist.

»Wie kommt Ihr nach Spandareh, Sir?« frug ich, beinahe ebenso erstaunt, wie er.

»Ich? Well! Geritten!«

»Natürlich! Aber was sucht Ihr hier?«

»Ich? Oh! Hm! Euch und Fowling-bulls!«

»Mich?«

»Yes! Werde erzählen. Vorher aber zanken!«

»Mit wem?«

»Mit Mayor, mit Bürgermeister von Dorf. Schauderhafter Kerl!«

»Warum?«

»Will nicht haben Englishman, will haben Araber! Miserabel! Wo ist Kerl, he?!«

»Hier steht er,« antwortete ich, auf den Ältesten zeigend, der unterdessen herbeigetreten war.

»Ihm zanken, raisonniren!« gebot Lindsay dem Dolmetscher, welcher neben ihm stand. »Mach Quarrel, mach Scold, sehr laut, viel!«

»Erlaubt, Sir, daß ich dies übernehme,« meinte ich. »Die beiden Araber, über welche Ihr Euch ärgert, werden Euch nicht im Wege sein. Sie sind Eure besten Freunde.«

»Ah! Wo sind?«

»Der Eine bin ich, und der Andere ist Mohammed Emin.«

»Moh — — — ah! Emin — — ah! Wo ist?«

»Droben. Kommt mit herauf!«

»Well! Ah, ganz außerordentlich, immense, unbegreiflich!«

Ich schob ihn ohne Umstände die schmale Stiege empor und wies sowohl den Dolmetscher als auch den Arnavuten, die uns folgen wollten, zurück. Bei den kurdischen Damen erregte das Erscheinen der langen, grau-karrirten Gestalt ein gelindes Entsetzen; sie zogen sich in die entfernteste Ecke zurück. Mohammed Emin aber, der sonst so ernsthafte Mann, lachte laut, als er den dunklen Krater erblickte, den der offene Mund des erstaunten Engländers bildete.

»Ah! Good day, Sir, Master Mohammed! How do you do — wie befinden Sie sich?«

»Maschallah! Wie kommt der Inglis hierher?« frug dieser.

»Wir werden es erfahren.«

»Kennst Du diesen Mann?« frug mich der Herr des Hauses.

»Ich kenne ihn. Er ist derselbe Fremdling, welcher seinen Khawaß vorhin sandte, um bei Dir zu bleiben. Er ist mein Freund. Hast Du eine Wohnung für ihn besorgt?«

»Wenn er Dein Freund ist, so soll er in meinem Hause bleiben,« lautete die Antwort.

»Hast Du Raum für so viele Leute?«

»Für Gäste, welche willkommen sind, ist immer Raum vorhanden. Er mag Platz nehmen und ein Mahl genießen!«

»Setzt Euch, Sir,« sagte ich also zu Lindsay, »und laßt uns wissen, was Euch auf den Gedanken gebracht hat, die Weidegründe der Haddediñ zu verlassen und nach Spandareh zu kommen!«

»Well! Aber erst versorgen.«

»Was?«

»Diener.«

»Die mögen für sich selbst sorgen, denn dazu sind sie da.«

»Pferde.«

»Die werden von den Dienern versorgt. Also, Master?«

»Hm! War tedious, fürchterlich langweilig!«

»Habt Ihr nicht gegraben?«

»Viel, sehr viel.«

»Und etwas gefunden?«

»Nothing, nichts, gar nichts! Fürchterlich!«

»Weiter!«

»Sehnsucht, schreckliche Sehnsucht!«

»Wornach?«

»Hm! Euch, Sir!«

Ich lachte.

»Also aus Sehnsucht nach mir!«

»Well, very well, yes! Fowling-bulls nicht finden, Ihr nicht da – ich fort.«

»Aber, Sir, wir hatten doch bestimmt, daß Ihr bis nach unserer Rückkehr bleiben solltet!«

»Keine Geduld, nicht aushalten!«

»Es gab doch Unterhaltung genug!«

»Mit Arabern? Pshaw! Mich nicht verstehen!«

»Ihr hattet einen Dolmetscher!«

»Fort, weg, ausgerissen.«

»Ah! Der Grieche, dieser Kolettis ist entflohen? Er war doch verwundet!«

»Loch im Bein, wieder gewachsen. Halunke früh Morgens weg!«

»Dann allerdings konntet Ihr Euch nicht gut verständlich machen. Wie aber habt Ihr mich gefunden?«

»Wußte, daß Ihr nach Amadijah wolltet. Ging nach Mossul. Consul gab Paß; Gouverneur unterschrieb Paß, gab Dolmetscher mit und Khawaß. Ging nach Dohuk.«

»Nach Dohuk? Warum diesen Umweg?«

»War Krieg mit Teufelsmännern; konnte nicht durch. Von Dohuk nach Duliah und von Duliah nach Mungay-schi. Dann hierher. Well! Euch finden. Sehr gut, prachtvoll!«

»Aber nun?«

»Zusammenbleiben, Abenteuer machen, ausgraben! Fowling-bulls schicken, Traveller-Klub, London, yes!«

»Schön, Master Lindsay! Aber wir haben jetzt andere Dinge zu thun.«

»Was?«

»Ihr kennt doch den Grund, welcher uns nach Amadajah führt!«

»Kenne ihn. Schöner Grund, tapferer Grund, Abenteuer! Master Amad el Ghandur holen. Werde ihn mit-holen!«

»Ich glaube, daß Ihr uns nicht viel Nutzen bringen würdet.«

»Nicht! Warum?«

»Ihr versteht ja nur Englisch.«

»Habe Dolmetscher!«

»Wollt Ihr ihn mit in das Geheimniß ziehen? Oder habt Ihr vielleicht gar bereits davon gesprochen?«

»Kein Wort!«

»Das ist gut, Sir, sonst wären wir ungemein gefährdet. Ich muß Euch offen gestehen, daß ich gewünscht habe, Euch erst später wiederzusehen.«

»Ihr? Mich? Well, ab! Habe geglaubt, daß Ihr Freund von mir! Das aber nicht, folglich ab! Reise nach – nach – nach – – –«

»In's Pfefferland, sonst nirgends wo anders hin! Es versteht sich ganz von selbst, daß Ihr mein Freund seid, und ebenso bin ich der Eurige; aber Ihr müßt doch einsehen, daß Ihr uns Schaden bringt!«

»Schaden? Warum?«

»Ihr fallt zu sehr auf!«

»Well, nicht mehr auffallen! Was muß ich thun?«

»Hm, das ist eine höchst unangenehme Affaire! Zurückschicken kann ich Euch nicht; hier lassen kann ich

Euch nicht; ich muß Euch mitnehmen; wahrhaftig, es geht nicht anders!«

»Schön, sehr schön!«

»Aber Ihr müßt Euch nach uns richten.«

»Richten? Well, werde es!«

»Ihr jagt Euern Dolmetscher und auch den Khawaß fort.«

»Müssen fort, zum Teufel, yes!«

»Auch diese Kleidung muß fort!«

»Fort? Ah! Wohin?«

»Weg, ganz weg. Ihr müßt wie ein Türke oder wie ein Kurde gehen.«

Er sah mich mit einem unbeschreiblichen Blicke an, grad so, als ob ich ihm zugemuthet hätte, sich selbst aufzuspeisen. Seine Mundstellung wäre dazu wohl nicht ungeeignet gewesen.

»Wie ein Türke? Wie ein Kurde! Horribel, schauderhaft.«

»Es geht nicht anders!«

»Was anziehen?«

»Türkische Pumphosen oder schwarzrothe kurdische Beinkleider.«

»Schwarzroth! Ah, schön, sehr gut! Schwarz und roth karrirt!«

»Meinetwegen. Wie wollt Ihr Euch tragen? Als Türke, oder als Kurde?«

»Kurde.«

»So müßt Ihr allerdings schwarzroth gehen; das ist die kurdische Leibfarbe. Also kurdische Hosen. Eine Weste, ein Hemd, welches über die Hose getragen wird.«

»Schwarzroth?«

»Ja.«

»Karrirt?«

»Meinetwegen! Es muß vom Hals bis auf die Knöchel reichen. Dann einen Rock oder Mantel darüber.«

»Schwarzroth!«

»Natürlich!«

»Karrirt?«

»Meinetwegen! Sodann einen Turban von der riesigen Größe, wie ihn vornehme Kurden zu tragen pflegen.«

»Schwarzroth?«

»Auch!«

»Karrirt?«

»Meinetwegen!«

»Dann einen Gürtel, Strümpfe, Schuhe, Waffen – «

»Schwarzroth!«

»Habe nichts dagegen!«

»Und karrirt?«

»Laßt Euch meinerwegen noch das Gesicht schwarzroth karriren!«

»Wo kaufen diese Sachen?«

»Da weiß ich selbst keinen Rath. Einen Bazar finden wir ja erst in Amadijah. Vielleicht aber gibt es auch hier

einen Händler, denn Spandareh ist ein großes Dorf.  
Und – – – Ihr habt ja Geld, viel Geld, nicht?«

»Viel, sehr viel, well! Werde Alles bezahlen!«

»Werde einmal fragen.«

Ich wandte mich an den Vorsteher:

»Gibt es hier einen Urubadschi?«<sup>1</sup>

»Nein.«

»Gibt es einen Mann, der jetzt nach Amadijah reiten  
und für diesen Fremdling Kleider holen könnte?«

»Ja, aber der Bazar wird erst morgen offen sein, und  
die Kleider können also erst spät eintreffen.«

»Oder ist ein Mann hier, der uns ein Kleid bis Ama-  
dijah leihen würde?«

»Du bist mein Gast; ich habe ein neues Panbukah;<sup>2</sup>  
ich werde es ihm sehr gern leihen.«

»Auch einen Turban?«

»Es gibt hier Keinen, der zwei Turbane hätte; aber  
eine Mütze kannst Du sehr leicht erhalten.«

»Was für eine Art?«

»Ich gebe Dir eine Kulik<sup>3</sup> die ihm passen wird.«

»Welche Farbe hat sie?«

»Sie ist roth und hat schwarze Bänder.«

»So bitte ich Dich, dies Alles für morgen früh zu be-  
sorgen. Du gibst uns einen Mann mit, den wir bezah-  
len. Wir werden ihm in Amadijah den Anzug für Dich

---

<sup>1</sup>Kleidermacher oder Kleiderhändler.

<sup>2</sup>Anzug aus Wollenstoff.

<sup>3</sup>Eine Mütze aus Filz von Ziegenhaar.

zurückgeben. Aber ich wünsche, daß von dieser Sache nicht gesprochen werde!«

»Wir Beide werden schweigen, ich und mein Bote!«

Jetzt kam das Nachtmahl für den Engländer. Er bekam einige Reste, welche wir übrig gelassen hatten und denen ein neues Ansehen gegeben worden war. Er schien nicht bloß Appetit, sondern sogar Hunger zu haben; denn zwischen seinen langen, breiten, gelb glänzenden Zähnen verschwand der größte Theil dessen, was ihm vorgelegt wurde. Mit innerlicher Genugtuung bemerkte ich, daß man ihm auch einen jener kleinen Braten servirte, welche ich für Tauben gehalten hatte. Er ließ nicht das kleinste Knöchelchen davon übrig. Später setzte man ihm unter Anderem einen zierlich gearbeiteten Holzteller vor, der ein niedliches Gerichtchen enthielt, welches die Form eines Beefsteak hatte und einen solchen Wohlgeruch verbreitete, daß ich selbst noch Appetit bekam, obgleich ich ganz gegen meine sonstige Gewohnheit bereits sehr reichlich gegessen hatte. Ich mußte wissen, was dies war.

»Sidna, was ist dies für ein schönes Gericht?« frug ich die Frau, welche den Engländer bediente.

»Es ist Tschekurdschek,«<sup>1</sup> antwortete sie.

»Wie wird es bereitet?«

---

<sup>1</sup>Heuschrecke.

»Die Heuschrecken werden geröstet, klar gestoßen und in die Erde gelegt, bis sie anfangen, zu riechen. Dann habe ich den Teig in Dune zeitun<sup>1</sup> gebraten.«

Auch nicht übel! Ich nahm mir vor, dieses höchst wichtige Rezept meinem guten Master Fowling-bull nicht lange vorzuenthalten. Während er noch aß, ging ich hinab, um nach den Pferden zu sehen. Sie waren wohl versorgt. Bei ihnen standen Halef, der Dolmetscher, der Buluk Emini und der Arnaute, im heftigen Streite, der aber bei meinem Erscheinen sofort abgebrochen wurde.

»Was zanket Ihr, Halef?« frug ich diesen.

Er deutete auf den Arnauten.

»Dieser Mensch schändet Dich, Sihdi. Er hat gedroht, Dich und mich zu ermorden, weil ich ihn auf Deinen Befehl niedergeworfen habe.«

»Laß ihn reden! Thun wird er wohl nichts.«

Da legte der Arnaute die Hand an die Pistole und rief:

»Schweig, Mensch! Oder willst Du Dich mit diesen Deinen Knechten heute noch in der Dschehennah treffen?«

»Tschit-i, ker, werujem, ti szy szlep – sei still, Hund! Ich glaube, Du bist vollständig blind!« antwortete ich ihm arnautisch. »Siehst Du nicht die Gefahr, in welche Du Dich begibst?«

»In welche?« frug er ganz verdutzt.

---

<sup>1</sup>Olivenöl.

»Male ti pucshke ne gadschaju dobo – diese Pistolen treffen nicht gut!« antwortete ich, auf seine Waffe deutend.

»Warum?«

»Budutschi um-e-m öno bölje – weil ich es besser kann!«

Zu gleicher Zeit hielt ich ihm meinen Revolver entgegen. Ich hatte die Gewaltthätigkeit dieser arnautischen Soldaten genugsam kennen gelernt, um selbst einen so einfachen Fall nicht zu leicht zu nehmen. Der Arnaut achtet das Leben eines Menschen gleich Nichts. Er schießt wegen eines Schluck Wassers einen Andern ruhig nieder und beugt dann dafür mit derselben Ruhe sein Haupt unter das Schwert des Henkers. Wir hatten diesen Khawaß beleidigt; ein Schuß war ihm zuzutrauen. Dennoch nahm er die Hand von den Pistolen und frug im Tone der Verwunderung:

»Du sprichst die Sprache von Schkiperia?«<sup>1</sup>

»Wie Du hörst!«

»Bist Du ein Schkipetar?«

»Nein.«

»Was sonst?«

»Ich bin ein Nematz<sup>2</sup> und ich sage Dir, daß die Leute aus Nemacschka<sup>3</sup> es verstehen, mit Deinesgleichen umzuspringen.«

---

<sup>1</sup>So nennen die Albanesen ihr Land.

<sup>2</sup>Deutscher.

<sup>3</sup>Deutschland.

»Ein Nematz bist Du nur? Kein Madschar, kein Rusz, kein Szrbín<sup>1</sup> und kein Turcschin? Obictz-i dschawowraga – fahre zum Teufel!«

Er erhob blitzschnell die Pistole und drückte los. Hätte ich nicht das Auge fest auf die Mündung der Waffe gehalten, so wäre mir die Kugel in den Kopf gegangen; so aber fuhr ich mit dem Kopf rasch zur Seite nieder, und die Kugel ging über mich hinweg. Ehe er den zweiten Lauf abfeuern konnte, hatte ich ihn unterlaufen und preßte ihm die Arme an den Leib.

»Soll ich ihn erschießen, Sihdi?« frug Halef.

»Nein. Bindet ihn!«

Um seine Arme nach hinten zu bekommen, mußte ich sie einen Augenblick freigegeben. Das benutzte er, riß sich los und sprang davon. Im nächsten Augenblicke war er zwischen den Bäumen, welche die Häuser trennten, verschwunden. Alle Anwesenden eilten ihm nach, aber sie kehrten bald wieder zurück, ohne ihn gesehen zu haben.

Der Schuß hatte auch die Andern herbeigelockt.

»Wer hat geschossen, Sir?« frug Lindsay.

»Euer Khawaß.«

»Auf wen?«

»Auf mich«

»Ah! Fürchterlich! Weißhalb?«

»Aus Rache.«

»Ist richtiger Arnaut! Hat getroffen?«

---

<sup>1</sup>Serbe.

»Nein.«

»Ihn erschießen, Sir; sofort!«

»Er ist entflohen.«

»Well; laufen lassen! Kein Schade!«

Damit hatte er allerdings sehr Recht. Er hatte mich nicht getroffen, warum also blutdürstig sein? Zurück kam er sicherlich nicht wieder, und ein hinterlistiger Anfall stand wohl auch nicht zu befürchten. Der Engländer brauchte nun, da er mich gefunden hatte, weder ihn noch den Dolmetscher, und so wurde auch dieser Letztere abgelohnt, und zwar mit der Weisung, daß er morgen früh Spandareh verlassen und nach Mossul zurückkehren könne.

Die übrige Zeit des Abends verbrachten wir mit den Kurden in lebhafter Unterhaltung, welche mit einem Tanze schloß, der uns zu Ehren veranstaltet wurde. Man lud uns ein, in den Hof zu kommen. Dieser bildete ein Viereck, das von einem niederen Dache eingeschlossen wurde, auf dem sämtliche anwesende Männer Platz nahmen. Hier lagen, hockten und knieten sie in den malerischsten Stellungen, während sich gegen dreißig Frauen in dem Hofraume zum Tanze versammelt hatten.

Sie bildeten einen doppelten Kreis, in dessen Mitte ein Vortänzer stand, der einen Wurfspieß schwang. Das Orchester bestand aus einer Flöte, einer Art von Geige und zwei Tamburins. Der Vortänzer gab das Zeichen zum Beginne durch einen lauten Ruf. Seine Tanzkunst

bestand aus den mannigfaltigsten Arm- und Beinbewegungen, die er immer auf einer und derselben Stelle ausführte. Der Kreis der Frauen ahmte dieselben nach. Ich fand nicht, daß diesem einfachen Tanze irgend ein Gedanke, irgend eine Idee zu Grunde liege; aber dennoch gewährten diese Frauen mit ihren eckigen Turbanmützen, von denen lange, über den Rücken geschlungene Schleier herabwallten, bei der ungewissen Fackelbeleuchtung einen ganz hübschen Anblick.

Als dieser einfache Tanz beendet war, gaben die Männer ihre Zufriedenheit durch ein lautes Murmeln zu erkennen, ich aber zog ein Armband hervor und rief die Tochter des Vorstehers, welche mich beim Essen bedient hatte und sich jetzt mit unter den Tänzerinnen befand, zu mir herauf. Es bestand aus gelben Glasstücken und hatte das täuschende Ansehen jenes rauchigen, halbdurchsichtigen Bernsteins, der im Oriente so beliebt, gesucht und theuer ist. Bei einem deutschen Tabulettkrämer hatte ich dieses Armband mit fünfzig bis sechzig Pfennigen bezahlt; hier aber richtete ich voraussichtlich eine Freude damit an, die mir bedeutend höher angerechnet wurde.

Das Mädchen kam herbei. Alle Männer hatten gehört, daß ich sie zu mir verlangte, und wußten, daß es sich um eine Belobigung handeln werde. Ich mußte der Höflichkeit meiner Erzieher Ehre zu machen suchen.

»Komm herbei, Du lieblichste Tochter der Kurden von Missouri! Auf Deinen Wangen glänzt das Licht Sche-fag<sup>1</sup> und Dein Antlitz ist lieblich wie der Kelch Sumbul.<sup>2</sup> Deine langen Locken duften wie der Hauch Gulilik<sup>3</sup> und Deine Stimme klingt wie der Gesang Bulbuli.<sup>4</sup> Du bist das Kind der Gastfreundschaft, die Tochter eines Helden, und wirst die Braut eines weisen Kurden und eines tapfern Kriegers werden. Deine Hände und Füße haben mich erfreut wie der Tropfen, der den Durstigen labt. Nimm dieses Bazihn<sup>5</sup> und denke meiner, wenn Du Dich damit schmückest!«

Sie erröthete vor Freude und Verlegenheit und wußte nicht, was sie antworten sollte.

»Az khorbane ta, Hodia – ich bin Dein Eigen<sup>6</sup> o Gebieter,« lispelte sie endlich.

Dies ist ein gebräuchlicher Gruß der kurdischen Frauen und Mädchen, einem vornehmen Manne gegenüber. Auch der Dorfälteste war so erfreut über die seiner Tochter gewordene Auszeichnung, daß er sogar die orientalische Zurückhaltung ganz vergaß und sich das Geschenk reichen ließ, um es zu betrachten.

»O wie herrlich, wie kostbar!« rief er aus und ließ das Armband ringsum von Hand zu Hand gehen. »Das ist

---

<sup>1</sup>Der Morgenröthe.

<sup>2</sup>Der Hyacinthe.

<sup>3</sup>Der Blume.

<sup>4</sup>Der Nachtigall.

<sup>5</sup>Armband.

<sup>6</sup>Eigentlich wörtlich: »Dein Opfer.«

Bernstein, so guter, prächtiger Bernstein, wie ihn der Sultan nicht köstlicher an seiner Pfeife trägt! Meine Tochter, Dein Vater kann Dir keine solche Hochzeitsgabe schenken, wie sie dieser Emir Dir gegeben hat. Aus seinem Munde ertönt die Stimme der Weisheit, und von den Haaren seines Simbehl<sup>1</sup> träufelt die Güte. Frage ihn, ob er es Dir erlaubt, ihm so zu danken, wie eine Tochter ihrem Vater dankt!«

Sie erröthete noch mehr als vorhin; aber sie frug dennoch:

»Erlaubst Du es, Herr?«

»Ich erlaube es.«

Da bog sie sich zu mir, der ich auf dem Boden saß, hernieder und küßte mich auf den Mund und auf die beiden Wangen; dann aber eilte sie schnell davon.

Ich war über diese Art, seine Dankbarkeit zu beweisen, nicht erstaunt; denn ich wußte, daß es den Mädchen der Kurden erlaubt ist, Bekannte auch mit einem Kusse zu begrüßen. Einem höher Stehenden gegenüber würde eine solche Vertraulichkeit eine Beleidigung sein, und daher hatte ich eigentlich meine Güte verdoppelt, indem ich den Kuß gestattete. Dies sprach der Vorsteher auch sofort aus.

---

<sup>1</sup>Schnurrbart.

»Emir, Deine Gnade erleuchtet mein Haus, wie das Licht der Sonne die Erde erwärmt. Du hast meine Tochter begnadigt, damit sie sich Deiner erinnern möge; erlaube, daß auch ich Dir ein Andenken verehere, damit Du Spandareh nicht vergessen mögest!«

Er bog sich über die Kante des Daches vor und rief das Wort ›Dojan<sup>1</sup> in den Hof hinab. Sogleich ertönte ein freudiges Gebell; eine Thüre wurde geöffnet, und ich bemerkte, daß die unten Stehenden einem Hunde Platz machten, damit er über die Treppe herauf zu uns kommen könne. Nur einen Augenblick später stand derselbe vor dem Ältesten und liebkosete ihn. Es war einer jener kostbaren gelbgrauen und außergewöhnlich großen und starken Windhunde, die in Indien, Persien und Turkestan bis nach Sibirien hinein Slogi genannt werden. Bei den Kurden wird diese seltene Rasse Tazi genannt. Sie ereilen die flüchtigste Gazelle; sie holen oft selbst den wilden Esel und das windschnelle Tschiggetai ein und fürchten sich vor keinem Panther und vor keinem Bären. Ich muß gestehen, daß mich der Anblick dieses Thieres mit lebhafter Bewunderung erfüllte. Er war als Hund ebenso kostbar, wie mein Rappe dieses Prädicat als Pferd verdiente.

»Emir,« meinte der Vorsteher, »die Hunde der Missurikurden sind berühmt weit über unsere Berge hinaus. Ich habe manchen Tazi erzogen, auf den ich stolz sein

---

<sup>1</sup>Falke.

konnte; keiner aber hat diesem hier geglichen. Er sei Dein!«

»Nezanum, diese Gabe ist so wertvoll, daß ich sie nicht annehmen kann,« antwortete ich ihm.

»Willst Du mich beleidigen?« frug er sehr ernst.

»Nein, das will ich nicht,« lenkte ich ein. »Ich wollte nur sagen, daß Deine Güte größer ist, als die meinige. Erlaube, daß ich den Tazi annehme, aber gestatte mir auch, Dir dieses Fläschlein zu geben!«

»Was ist es? Ein Wohlgeruch aus Persien?«

»Nein. Es ist von mir gekauft worden beim Beith Allah in der heiligen Stadt Mekka und enthält das Wasser vom Brunnen Zem-Zem.«

Ich machte es vom Halse los und reichte es ihm. Er war so gewaltig erstaunt, daß er vergaß, zuzugreifen. Ich legte es in seinen Schoß.

»O Emir, was thust Du!« rief er endlich entzückt. »Du bringst in mein Haus die herrlichste Gabe, welche Allah der Erde verliehen hat. Ist es Dein Ernst, daß Du sie mir schenkest?«

»Nimm sie hin; ich gebe sie Dir sehr gern!«

»Gesegnet sei Deine Hand, und stets weile das Glück auf Deinem Pfade! Kommt her, Ihr Männer, und befühlt diese Flasche, damit die Güte des großen Emir auch Euch beglücken möge!«

Die Flasche ging von Hand zu Hand. Ich hatte mit ihr die größte Freude gestiftet, die es nur geben kann. Als

sich das Entzücken des Vorstehers einigermaßen gelegt hatte, wandte er sich wieder zu mir:

»Herr, dieser Hund ist nun Dein. Spucke ihm dreimal in das Maul, und nimm ihn heut unter Deinen Mantel, wenn Du schlafen gehest, so wird er Dich nie wieder verlassen!«

Der Engländer hatte das Alles mit angesehen, ohne den Vorgang recht zu verstehen. Er frug mich:

»Zem-Zem verschenkt, Master?«

»Ja.«

»Well! Immer fort damit! Wasser ist Wasser!«

»Wißt Ihr, was ich dafür bekommen habe?«

»Was?«

»Diesen Hund.«

»Wie? Was? Nicht möglich!«

»Warum nicht?«

»Zu kostbar. Kenne die Hunde! Dieser ist fünfzig Pfund werth!«

»Noch mehr. Aber dennoch gehört er mir.«

»Warum?«

»Weil ich der Tochter des Ortsvorstehers das Arm-band geschenkt habe.«

»Schrecklicher Kerl! Kolossales Glück! Erst Pferd von Mohammed Emin, gar nichts zu bezahlen, und nun auch Windhund! Ich Pech dagegen. Nicht einen einzigen Fowling-bull gefunden. Schauderhaft!«

Auch Mohammed bewunderte den Hund, und ich glaube gern, daß er ein klein wenig eifersüchtig auf mich war. Ich muß gestehen, ich hatte Glück.

Kurz bevor ich mich zur Ruhe begab, ging ich noch einmal zu den Pferden. Der Vorsteher traf mich dort.

»Emir,« frug er halblaut, »darf ich eine Frage aussprechen?«

»Sprich!«

»Du willst nach Amadijah?«

»Ja.«

»Und noch weiter?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Es ist ein Geheimniß dabei?«

»Das vermuthest Du?«

»Ich vermuthe es.«

»Warum?«

»Du hast einen Araber bei Dir, der nicht vorsichtig ist. Er schlug den Ärmel seines Gewandes zurück, und dabei habe ich die Tättowirung seines Armes gesehen. Er ist ein Feind der Kurden und auch ein Feind des Mutessarif; er ist ein Haddediñ. Habe ich richtig gesehen?«

»Er ist ein Feind des Mutessarif, aber nicht ein Feind der Kurden,« antwortete ich.

Dieser Mann war ehrlich; ich konnte ihn nicht belügen. Es war jedenfalls besser, ihm zu vertrauen, als ihm eine Unwahrheit zu sagen, die er doch nicht geglaubt hätte.

»Die Araber sind stets Feinde der Kurden; aber er ist Dein Freund und mein Gast; ich werde ihn nicht verrathen. Ich weiß, was er in Amadijah will.«

»Sage es!«

»Es ist viele Tage her, daß die Krieger des Mutessarif einen gefangenen Araber hier durchführten. Sie stiegen bei mir ab. Er war der Sohn des Scheik der Haddihn und sollte in Amadijah gefangen gehalten werden. Er sah Deinem Freunde so ähnlich wie der Sohn dem Vater.«

»Solche Ähnlichkeiten kommen sehr oft vor.«

»Ich weiß es, und ich will Dir Dein Geheimniß gar nicht rauben; aber Eins will ich Dir sagen: Kehrest Du von Amadijah zurück, so kehre bei mir ein, es mag am Tage sein oder mitten in der Nacht, im Geheimen oder öffentlich. Du bist mir willkommen, auch wenn der junge Araber bei Dir ist, von dem ich gesprochen habe.«

»Ich danke Dir!«

»Du sollst mir nicht danken! Du hast mir das Wasser des heiligen Zem-Zem gegeben; ich werde Dich beschützen in jeder Noth und Gefahr. Wenn Dich aber Dein Weg nach einer andern Richtung führt, so mußt Du mir eine Bitte erfüllen.«

»Welche?«

»Im Thale von Berwari liegt das Schloß Gumri. Dort wohnt der Sohn des berühmten Abd el Summit Bey; eine meiner Töchter ist sein Weib. Grüße sie und ihn

von mir. Ich werde Dir ein Zeichen mitgeben, an dem sie erkennen, daß Du mein Freund bist.«

»Ich werde es thun.«

»Sage ihnen jede Bitte, die Du auf dem Herzen hast; sie werden sie Dir gern erfüllen, denn kein wackerer Kurde liebt die Türken und den Mutessarif von Mosul.«

Er trat in das Haus. Ich wußte, was der brave Mann bezweckte. Er errieth, was wir vorhatten, und wollte mir auf alle Fälle nützlich sein. Ich ging nun schlafen und nahm den Windhund mit. Als wir am andern Morgen erwachten, erfuhren wir, daß der Dolmetscher des Engländers Spandareh bereits verlassen habe. Er hatte den Weg nach Bebozi eingeschlagen.

Ich hatte mit Mohammed Emin in demselben Gemache geschlafen; dem Engländer aber war ein anderer Raum angewiesen worden. Er trat jetzt zu uns herein und – wurde mit einem hellen Gelächter empfangen. Niemand kann sich den Anblick denken, welchen uns der brave Master Lindsay bot. Vom Halse bis herab zu den Füßen war er vollständig roth und schwarz, allerdings noch nicht karrirt, und auf dem hohen, spitzigen Kopfe saß wie ein umgekehrter Kaffeesack die kurdische Mütze, von welcher lange Bänder wie die Fangarme eines Polypen herabhingen.

»Good morning! Warum lachen?« grüßte er sehr ernst.

»Vor Freude über Euer außerordentlich amüsanter Exterieur, Sir.«

»Well! Freut mich!«

»Was tragt Ihr hier unter dem Arme?«

»Hier? Hm! Ein Packet, denke ich!«

»Das sehe ich allerdings auch. Was enthält es?«

»Ist mein Hat-box, meine Hutschachtel.«

»Ah!«

»Habe den Hut eingewickelt, auch Gamaschen und Stiefel. Well!«

»Das konntet Ihr Alles hier lassen!«

»Hier? Warum?«

»Wollt Ihr Euch mit diesen unnützen Kleinigkeiten schleppen?«

»Unnütz? Kleinigkeiten? Schauderhaft! Brauche sie doch wieder!«

»Aber wohl nicht gleich.«

»Kehren wir zurück nach hier?«

»Das ist zweifelhaft.«

»Also! Hat-box wird mitgenommen! Versteht sich!«

Das weite Gewand schlotterte ihm um den hagern Leib wie ein altes Tuch, das man einer Vogelscheuche umgehängt hat. Das störte ihn aber nicht. Er nahm würdevoll an meiner Seite Platz und meinte siegesbewußt:

»Nun bin ich Kurde! Well!«

»Ein echter und richtiger!«

»Famos, ausgezeichnet! Prachtvolles Abenteuer!«

- »Eins aber fehlt Euch noch!«  
»Was?«  
»Die Sprache.«  
»Werde lernen.«  
»Das geht nicht so schnell, und wenn Ihr uns nicht schaden wollt, so seid Ihr gezwungen, unter zwei Entschlüssen einen zu fassen.«  
»Welche Entschlüsse?«  
»Entweder Ihr geltet für stumm – – –«  
»Stumm? Dumb? Abscheulich! Geht nicht!«  
»Ja, für stumm oder gar taubstumm.«  
»Sir, Ihr seid verrückt!«  
»Danke! Es bleibt aber doch dabei. Also, entweder Ihr geltet für stumm, oder Ihr habt ein Gelübde gethan – – –«  
»Gelübde? Well! Schöner Gedanke! Interessant! Welches Gelübde?«  
»Nicht zu sprechen.«  
»Nicht zu reden? Kein Wort? Ah!«  
»Kein einziges!«  
»Keine Silbe?«  
»Keine! Nämlich nur dann, wenn wir beobachtet sind. Befinden wir uns aber allein, so könnt Ihr reden nach Herzenslust.«  
»Ist gut! Nicht ganz übel! Werde Gelübde thun! Wann geht es an?«  
»Sofort, nachdem wir Spandareh verlassen haben.«  
»Well! Einverstanden!«

Nach dem Morgenkaffee erhielten wir noch allershand Proviant eingepackt; dann stiegen wir zu Pferde. Wir hatten Abschied von allen Mitgliedern des Hauses, außer dem Hausherrn selbst, genommen und sagten auch den Andern, welche sich versammelt hatten, Lebewohl. Der Vorsteher hatte satteln lassen, um uns eine Strecke Weges zu begleiten.

Hinter Spandareh gab es einen sehr beschwerlichen, kaum reitbaren Weg, der uns zu den Tura-Gharabergen emporführte. Es gehörten fast die Füße von Gemen dazu, diesen Felsenpfad zu überwinden, aber wir langten glücklich auf der Höhe an. Hier hielt der Vorsteher sein Pferd an und nahm aus der Satteltasche ein Packet.

»Nimm dies, und gib es dem Manne meiner Tochter, wenn Du nach Gumri kommen solltest. Ich habe Ihr ein persisches Tuch und ihrem Manne für seine Mehin<sup>1</sup> einen Dizgin<sup>2</sup> versprochen, wie ihn die Kurden von Pir Mani führen. Wenn Du ihnen diese Sachen bringst, so wissen sie, daß Du mein Freund und Bruder bist, und werden Dich so aufnehmen, als ob ich es selber wäre. Aber ich wünsche um Deinetwillen dennoch, daß Du wieder zu mir zurückkehren mögest.«

Er deutete auf einen Reiter, der uns gefolgt war und bei Halef und dem Baschi-Bozuk hielt.

---

<sup>1</sup>Stute.

<sup>2</sup>Zügel, Zaum.

»Das ist der Mann, der mir den Anzug dieses Fremdlings wieder bringen wird. Ihm könntest Du auch das Packet geben, wenn Du merkst, daß Dich Dein Weg nicht nach Gumri führt. Und nun scheiden wir! Aaleik sallam, u rahhmet Allah – der Friede und die Barmherzigkeit sei mit Dir!«

Wir umarmten und küßten uns, dann gab er auch den Andern die Hand und kehrte um. Ich hatte in ihm einen Mann kennen gelernt, an den ich noch heute mit Achtung und Wohlwollen zurückdenke.

Wir ritten weiter. Der Weg ging bergab in das Thal von Amadijah hinunter. Dieses Thal wird von einer Sandsteinablagerung gebildet und von sehr vielen Schluchten durchschnitten, in denen rauschende Waldbäche strömen. Sie führen alle ihr Wasser dem Zab entgegen. Die Schluchten und Gelände sind mit kräftigen Eichenwäldungen bestanden, die bedeutende Galläpfelernten liefern, mit denen die Bewohner einen einträglichen Handel treiben. In der Ebene liegen zahlreiche chaldäische Dörfer, die aber entweder öde und verlassen sind, oder nur wenige Bewohner zählen, da die Chaldäer sich vor den Bedrückungen der Türken und den Einfällen räuberischer Kurdenstämme gern in die Berge zurückziehen.

Durch diese Landschaft, deren Eichen mich heimathlich anmutheten, ritten wir unserm Ziele entgegen.

»Darf ich reden?« frug Lindsay leise.

»Ja. Wir sind ja unbelauscht.«

»Aber der Kurde hinter uns?«

»Kommt nicht in Betracht.«

»Well!«

»Dorf hieß Spandareh?«

»Ja.«

»Wie Euch gefallen?«

»Sehr. Und Euch, Sir?«

»Prächtig! Guter Wirth, gute Wirthin, feines Essen, schöner Tanz, prachtvoller Hund!«

Bei dem letzten Worte blickte er auf das Windspiel, welches neben meinem Pferde hertrabte; ich war so vorsichtig gewesen, es mittels einer Leine an meinen Steigbügel zu binden. Übrigens hatte der Hund bereits Freundschaft mit meinem Pferde geschlossen und schien es genau zu wissen, daß ich sein Herr geworden sei. Er blickte mit seinen großen, klugen Augen sehr aufmerksam zu mir empor.

»Ja,« antwortete ich. »Alles war schön, besonders das Essen.«

»Excellent! Sogar Taube und Beefsteaks!«

»Hm! Glaubt Ihr wirklich an die Taube?«

»Well! Warum nicht?«

»Weil es keine war.«

»Nicht? Keine Taube. War welche!«

»War keine!«

»Was sonst?«

»Es war das Thier, das von den Zoologen den lateinischen Namen *Vespertilio murinus* oder *myotis* erhalten hat.«

»Bin kein Zoologe. Auch nicht Latein!«

»Diese Taube heißt gewöhnlich Fledermaus.«

»Fleder – – –«

Er hielt inne. Seine Geschmacks- und Verdauungsnerven wurden beim Klange dieses Wortes in eine Anstrengung versetzt, durch welche sein Mund in eine trapezoide und perennirende Höhlenöffnung verwandelt wurde, in welcher man die schönste Entdeckungsreise vornehmen konnte. Sogar die lange Nase schien in Mitleidenschaft gezogen zu sein, denn ihre Spitze bekam jene weiße Färbung, von welcher der Dichter gesungen haben soll: »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß mir so traurig ist!«

»Ja, Fledermaus war es, Sir. Fledermaus habt Ihr gegessen.«

Er hielt sein Pferd an und starrte in das Blaue.

Endlich hörte ich einen lauten Klapp; der Mund war wieder zugefallen, und ich ahnte, daß ihm nun auch das Vermögen, seine Gefühle in Worte zu fassen, zurückgekommen sei.

»– – – maus!!!«

Mit dieser kleinen Silbe setzte er das vorhin begonnene »Fleder – – –« fort; dann langte er von seinem Pferde herüber und faßte mich am Arme.

»Sir!«

- »Was?«
- »Vergeßt die Achtung nicht, die man einem jeden Gentleman schuldig ist!«
- »Habe ich sie Euch gegenüber vergessen?«
- »Sehr, sage ich!«
- »In wie fern?«
- »Wie könnt Ihr behaupten, daß Sir David Lindsay Fledermäuse ißt!«
- »Fledermäuse? Ich habe nur von einer einzigen gesprochen.«
- »Gleich! Eine oder mehrere, die Injurie bleibt sich gleich. Ihr werdet mir Genugthuung geben! Satisfaktion! Well!«
- »Die habt Ihr ja bereits!«
- »Ich habe? Ich hätte? Ah! Wie?«
- »Ihr habt eine Satisfaktion erhalten, die Euch vollständig genügen wird.«
- »Welche? Weiß von keiner!«
- »Ich habe selbst auch Fledermaus gegessen; auch Mohammed Emin.«
- »Auch? Ihr und er? Ah!«
- »Ja. Auch ich hielt es für Taube. Als ich mich aber erkundigte, hörte ich, daß es Fledermaus sei.«
- »Fledermaus hat Häute!«
- »Waren weggeschnitten.«
- »Also wirklich wahr?«
- »Wirklich.«
- »Kein Scherz, kein Spaß?«

»Ernst!«

»Fürchterlich! Oh! Bekomme Kolik, Cholera, Typhus, oh!«

Er machte ein wirkliches Choleragesicht; ich mußte Erbarmen zeigen:

»Fühlt Ihr Euch unwohl, Sir?«

»Sehr! Yes!«

»Soll ich helfen?«

»Schnell! Womit?«

»Mit einem homöopathischen Mittel.«

»Habt Ihr eins? Mir ist wirklich übel! Armselig! Welches Mittel?«

»Similia Similibus.«

»Wieder Zoologe? Latein?«

»Ja. Latein ist es: Gleiches mit Gleichem. Und zoologisch ist es auch, nämlich Heuschrecken.«

»Was! Heuschrecken?«

»Ja, Heuschrecken.«

»Gegen das Übelsein? Soll ich essen?«

»Ihr sollt sie nicht essen, sondern Ihr habt sie bereits gegessen.«

»Habe bereits? Ich?«

»Ja.«

»Dullness, Dummheit! Unmöglich! Wann?«

»Gestern Abend.«

»Ah! Erklärung!«

»Ihr sagtet vorhin, die Beefsteaks seien sehr gut gewesen.«

»Sehr! Ungeheuer gut! Well!«

»Es waren keine Beefsteaks.«

»Keine? Keine Beefsteaks! Bin Englishman! Waren welche!«

»Waren keine! Ich habe ja gefragt.«

»Was sonst?«

»Es waren in Olivenöl gebratene Heuschrecken. Wir Deutsche nennen diese delicates Springer sogar zuweilen Heupferde.«

»Heu — — —«

Wieder blieb ihm wie vorhin das Wort auf halbem Wege stecken, aber diesmal gestattete er seinem Munde nicht, allzu offenherzig zu werden, sondern er preßte die Lippen mit solcher Charakterstärke zusammen, daß sie ihre Ausdehnung, anstatt in die Weite, so sehr in die Breite nahmen, daß es ihm bei nur einigem guten Willen möglich gewesen wäre, mit jedem Mundwinkel ein Ohrläppchen abzukneipen. Und die Nase war über das Verschwinden der ihr so sympathischen Öffnung so bestürzt, daß sie ihre Spitze weit herunter bog, um nachzusehen, wie dem Verluste abzuhelfen sei.

Da endlich näherten sich die Dimensionen wieder ihrem früheren Zustande; die Restitutio in integrum stellte sich ein, und die Lippen ließen von einander ab.

»— — — pferde!«

So ließ er denn die Fortsetzung seines unterbrochenen »Heu – – « vernehmen, und die Nasenspitze schnellte sich befriedigt in die Höhe.

»Ja, Heupferde habt Ihr gegessen.«

»Ah! Schauerhaft! Habe sie ja aber gar nicht geschmeckt!« »Wißt Ihr so genau, wie sie schmecken?«

Er machte mit Armen und Beinen eine Bewegung, als wolle er sich auf dem Pferde um seine eigene Achse drehen.

»No, at no time, niemals!«

»Ich versichere Euch, daß es Heuschrecken waren. Sie werden geröstet und zerrieben; dann legt man sie in die Erde, bis sie haut gout erhalten, und schmort sie in dem Öle der friedlichen Olive. Ich habe mir dieses Recept von der Frau des Dorfältesten geben lassen und weiß also sehr genau, was ich sage.«

»Entsetzlich! Bekomme Magenkrampf!«

»Seid Ihr mit meiner Satisfaktion zufrieden?«

»Habt auch Heupferd gegessen?«

»Nein.«

»Nicht? Warum nicht?«

»Weil ich keines vorgesetzt bekam.«

»Nur ich?«

»Nur Ihr allein; jedenfalls als ehrenvolle Auszeichnung für Euch, Sir!«

»Habt Ihr gewußt?«

»Erst nicht. Aber während Ihr aßt, frug ich.«

»Warum mir nicht gleich gesagt?«

»Weil Ihr jedenfalls etwas gethan hättet, wodurch unser Wirth beleidigt worden wäre.«

»Master, will mir das verbitten! Yes! Hinterlist! Heimtücke! Schadenfreude! Werde mich mit Euch schlagen, boxen oder — — —«

Er hielt inne, denn es fiel ein Schuß, und die Kugel riß mir einen Fetzen aus dem Turban.

»Herab, und hinter die Pferde gestellt!« rief ich.

Zugleich warf ich mich vom Pferde, keinen Augenblick zu früh, denn ein zweiter Knall ertönte, und die Kugel pfiff über mich hinweg. Mit einem schnellen Griffe zog ich die Schnur, an welche der Hund gebunden war, aus dem Halsbande desselben.

»Sert — halte fest!«

Nur einen kurzen Laut stieß der Hund aus, der fast so klang, als ob er mir sagen wollte, daß er mich verstanden habe; dann schoß er in das Gebüsch.

Wir befanden uns in einer Schlucht, deren Seiten von dicht stehenden jungen Eichen bewachsen waren. Selbst einzudringen, war zu gefährlich, da wir uns der Waffe des unsichtbaren Schützen ausgesetzt hätten. Wir schützten uns durch die Körper unserer Pferde und horchten.

»Maschallah! Wer mag es sein?« frug Mohammed Emin.

»Der Arnaute,« antwortete ich.

Da hörten wir einen Schrei und gleich darauf ein lautes, rufendes Anschlagen des Hundes.

»Dojan hat den Thäter,« meinte ich so ruhig wie möglich. »Buluk Emini, geh hin, und hole ihn!«

»Allah illa Allah! Emir, ich bleibe; es könnten Zehn oder gar Hundert sein, und dann wäre ich verloren!«

»Und Dein Esel wäre ein Waisenkind geworden, Du Hasenfuß! Paß auf die Pferde auf! Kommt!«

Wir drangen in das harte Gestrüpp ein und brauchten nicht weit zu gehen. Ich hatte mich nicht geirrt; es war der Arnaute. Der Hund stand nicht, sondern er lag auf ihm, und zwar in einer Stellung, welche mich über die außergewöhnliche Klugheit des Thieres erstaunen ließ. Der Arnaute hatte nämlich seinen Dolch gezogen, um sich gegen den Angreifer zu vertheidigen; der Hund hatte also eine mehrfache Aufgabe. Darum hatte er ihn niedergerissen und sich so auf den rechten Arm des Arnauten gelegt, daß dieser denselben nicht bewegen konnte. Dabei hielt er ihn mit den Zähnen am Halse, zwar leicht, aber doch so, daß der Überwundene bei der geringsten Bewegung verloren war.

Ich nahm dem Meuchler erst den Dolch aus der Hand und dann die eine Pistole aus dem Gürtel; die andere, abgeschossene lag am Boden; er hatte sie beim Angriffe des Hundes fallen lassen.

»Geri – zurück!«

Auf diesen Befehl ließ Dojan den Arnauten los. Dieser erhob sich und griff sich unwillkürlich an den Hals.

»Mensch, Du mordest ja! Soll ich Dich niederschlagen?«

»Sihdi, befehl es, und ich hänge ihn auf!« bat Halef.

»Pah! Er hat Keinen von uns getroffen. Laßt ihn laufen!«

»Emir,« meinte Mohammed, »er ist ein wildes Thier, welches unschädlich gemacht werden muß!«

»Er hat auf mich geschossen und wird keine Gelegenheit haben, es wieder zu thun. Packe Dich, Schurke!«

Im Nu war er zwischen den Büschen verschwunden. Der Hund wollte ihm augenblicklich folgen, aber ich hielt ihn zurück.

»Sihdi, wir müssen ihm nach; er ist ein Arnaute und bleibt uns gefährlich!« rief Halef.

»Wo will er uns gefährlich sein? Etwa in Amadijah? Dort darf er sich nicht sehen lassen, sonst lasse ich ihm den Prozeß machen.«

Auch Mohammed und der Engländer erhoben heftigen Widerspruch, aber ich kehrte zu den Pferden zurück und stieg auf. Der Hund folgte mir ungeheiß; ich merkte, daß ich ihn nicht anzubinden brauchte, und fand dies in der Folge auch bestätigt.

Gegen Mittag erreichten wir ein kleines Dorf, Namens Bebadi; es sah sehr ärmlich aus und hatte nestorianische Bewohner, wie ich zu bemerken glaubte. Wir machten da eine kurze Rast und hatten Mühe, zu unserm Proviant einen Schluck Scherbet zu erhalten.

Nun hatten wir den kegelförmigen Berg vor uns, auf welchem Amadijah liegt. Wir erreichten es sehr bald.

Zur Rechten und zur Linken des Weges, der uns emporführte, bemerkten wir Fruchtgärten, welche eine leidliche Pflege zu genießen schienen; der Ort selbst aber machte schon von außen keinen sehr imponirenden Eindruck auf uns. Wir ritten durch ein Thor, welches jedenfalls einmal ganz verfallen und dann nur nothdürftig ausgebessert worden war. Einige zerlumppte Arnauten standen da, um Sorge zu tragen, daß kein Feind die Stadt überfalle. Einer von ihnen ergriff mein Pferd, und ein Anderer das des Haddedihn beim Zügel.

»Halt! Wer seid Ihr?« frug er mich.

Ich deutete auf den Buluk Emini.

»Siehst Du nicht, daß wir einen Soldaten des Großherrs bei uns haben? Er wird Dir Antwort geben.«

»Ich habe Dich gefragt, aber nicht ihn!«

»Fort, auf die Seite!«

Bei diesen Worten nahm ich mein Pferd in die Höhe; es that einen Sprung, und der Mann fiel auf die Erde. Mohammed folgte meinem Beispiele, und wir ritten davon. Hinter uns aber hörten wir die Arnauten fluchen und den Baschi-Bozuk sich mit ihnen zanken. Ein Mann begegnete uns, der einen langen Kaftan trug und ein altes Tuch um den Kopf geschlungen hatte.

»Wer bist Du, Mann?« frug ich ihn.

»Herr, ich bin ein Jehudi.<sup>1</sup> Was befehlst Du mir?«

»Weißt Du, wo der Mutesselim<sup>2</sup> wohnt?«

---

<sup>1</sup>Jude.

<sup>2</sup>Commandant.

»Ja, Herr.«

»Führe uns nach seinem Serai!«

Je sicherer man im Oriente auftritt, desto freundlicher wird man behandelt. Zudem war dieser Mann ein Jude, also nur ein in Amadijah Geduldeter; er wagte es nicht, sich zu widersetzen. Wir wurden von ihm durch eine Reihe von Gassen und Bazars geführt, welche alle den Eindruck des Verfalles auf mich machten.

Diese wichtige Grenzfestung schien sehr vernachlässigt zu werden. Es gab kein Leben in den Straßen und Läden; nur wenige Menschen begegneten uns, und diejenigen, welche wir sahen, hatten ein krankhaftes, gedrücktes Aussehen und waren lebende Zeugnisse für die bekannte Ungesundheit dieser Stadt.

Der Serai verdiente seinem Äußern nach den Namen eines Palastes nicht im Geringsten. Er glich einer ausgebesserten Ruine, vor deren Eingang nicht einmal eine Wache zu sehen war. Wir stiegen ab und übergaben Halef, dem Kurden und dem Buluk Emini, welcher uns wieder eingeholt hatte, unsere Pferde. Nachdem der Jude ein Geschenk erhalten hatte, wofür er sich enthusiastisch bedankte, traten wir ein.

Erst nachdem wir einige Gänge durchwandert hatten, kam uns ein Mann entgegen, der bei unserem Anblick seinen langsamen Gang in einen schnellen Lauf verwandelte.

»Wer seid Ihr? Was wollt Ihr hier?« frug er mit zorniger Stimme.

»Mann, rede anders, sonst werde ich Dir zeigen, was Höflichkeit ist! Wer bist Du?«

»Ich bin der Nazardschi<sup>1</sup> dieses Palastes.«

»Ist der Mutesselim zu sprechen?«

»Nein.«

»Wo ist er?«

»Ausgeritten.«

»Das heißt, er ist daheim und hält seinen Kef!«

»Willst Du ihm gebieten, was er thun und lassen soll?«

»Nein; aber ich will Dir gebieten, mir die Wahrheit zu sagen!«

»Wer bist Du, daß Du so mit mir redest? Bist Du ein Ungläubiger, daß Du es wagst, mit einem Hunde in den Palast des Commandanten einzutreten?«

Er hatte Recht, denn neben mir stand der Windhund und beobachtete uns mit Augen, die mir deutlich sagten, daß er nur auf meinen Wink warte, um sich auf den Türken zu stürzen.

»Stelle Wachen vor das Thor,« antwortete ich ihm; »dann wird Niemand Zutritt erhalten, dem derselbe nicht erlaubt worden ist. In welcher Zeit kann ich mit dem Mutesselim sprechen?«

»Zur Zeit der Abenddämmerung.«

»Gut. So sage ihm, daß ich kommen werde!«

»Und wenn er mich fragt, wer Du bist?«

---

<sup>1</sup>Aufseher.

»So sagst Du, ich sei ein Freund des Mutessarif von Mossul.«

Er wurde verlegen; wir aber kehrten um und stiegen wieder zu Pferde, um uns eine Wohnung zu suchen. Eine solche war eigentlich sehr leicht zu finden, denn wir bemerkten, daß viele Häuser leer standen; doch konnte es nicht meine Absicht sein, heimlich von einem derselben Besitz zu ergreifen.

Indem wir so, die Gebäude musternd, dahinritten, kam uns eine riesige, martialische Gestalt entgegen. Der Mann ging breitspurig wie ein osterländischer Zwölfspanner. Seine Sammtjacke war ebenso wie seine Hose von Goldstickereien bedeckt; seine Waffen hatten keinen geringen Werth, und von dem Tschibuk, welchen er mit großem Selbstbewußtsein im Gehen rauchte, hingen, wie ich später zählte, vierzehn seidene Quasten herab. Er blieb seitwärts von uns stehen, um meinen Rappen mit wichtiger Kennermiene zu betrachten. Ich hielt an und grüßte ihn.

»Sallam!«

»Aaleikum!« antwortete er mit einem stolzen Neigen seines Hauptes.

»Ich bin hier fremd und mag mit keinem Birkadschi<sup>1</sup> reden. Erlaube, daß ich mich bei Dir erkundige!« sagte ich wenigstens ebenso stolz.

»Deine Rede sagt mir, daß Du ein Effendi bist. Ich werde Deine Frage beantworten.«

---

<sup>1</sup>Ein gewöhnlicher Mann.

»Wer bist Du?«

»Ich bin Selim Agha, der Befehlshaber der Albanesen, welche diese berühmte Festung vertheidigen.«

»Und ich bin Kara Ben Nemsî, ein Schützling des Padschah und Abgesandter des Mutessarif von Mossul. Ich suche mir ein Haus in Amadijah, in dem ich einige Tage wohnen kann. Kannst Du mir eins nennen?«

Er ließ sich zu einer Bewegung militärischer Ehrerbietung herab und meinte:

»Allah segne Deine Hoheit, Effendi! Du bist ein großer Herr, der in dem Palaste des Mutesselim Aufnahme finden muß.«

»Der Aufseher des Palastes hat mich fortgewiesen, und ich — — «

»Allah verderbe diese Creatur,« unterbrach er mich. »Ich werde gehen, um ihn in Stücke zu zerreißen!«

Er rollte die Augen und fuchtelte mit beiden Armen. Dieser Mann war wohl nur ein Bramarbas gewöhnlicher Sorte.

»Laß diesen Menschen! Er soll nicht die Ehre haben, Gäste bei sich zu sehen, die ihm viel Bakschisch bringen.«

»Bakschisch?« frug der Tapfere. »Du gibst viel Bakschisch?«

»Ich pflege damit nicht zu geizen.«

»Oh, so weiß ich ein Haus, in welchem Du wohnen und rauchen kannst, wie der Schah-in-Schah von Persien. Soll ich Dich führen?«

»Zeige es mir!«

Er wandte sich wieder um und schritt voran. Wir folgten. Er führte uns durch einige leere Bazargassen, bis wir vor einem kleinen offenen Platze hielten.

»Das ist der Meidan jüdschelikün, der ›Platz der Größe,« erklärte er.

Dieser Platz hatte alle möglichen Eigenschaften, nur groß war er nicht, und grad darum jedenfalls hatte man ihm diesen hochtrabenden Namen gegeben. Daß ich mich in einer türkischen Stadt befand, sah ich hier sehr genau; denn es lungerten wohl an die zwanzig herrenlose Hunde auf diesem Meidan jüdschelikün herum, unter denen mehrere räudig waren. Bei dem Anblick meines Hundes erhoben sie ein wütendes Geheul, dem aber Dojan, wie ein Pascha einem Haufen von Bettlern gegenüber, keine Aufmerksamkeit schenkte.

»Und hier ist das Haus, welches ich meine,« fügte der Agha hinzu.

Er zeigte dabei auf ein Gebäude, welches die ganze eine Fronte des Platzes einnahm und gar kein übles Aussehen hatte. Es zeigte nach vorn heraus mehrere Pengdscheri<sup>1</sup> welche mit hölzernen Gitterstäben versehen waren, und um das platte Dach lief ein Schutzgeländer, gewiß ein großer Luxus hier zu Lande.

»Wer wohnt in diesem Hause?« frug ich.

»Ich selbst, Effendi,« antwortete er.

---

<sup>1</sup>Fenster.

»Und wem gehört es?«

»Mir.«

»Du hast es gekauft oder gemiethet?«

»Keines von beidem. Es war Eigenthum des berühmten Ismail Pascha und blieb seitdem herrenlos, bis ich es in Besitz nahm. Komm, ich werde Dir Alles zeigen!«

Dieser wackere Befehlshaber der Arnauten hatte jedenfalls großes Wohlgefallen an meinem Bakschisch gefunden. Doch war mir sein Anerbieten sehr willkommen, da ihn seine Stellung befähigte, mir über alles Nöthige die gewünschte Auskunft zu geben. Wir stiegen vor dem Hause ab und traten ein. Im Flure hockte ein altes Weib, welches Zwiebeln schälte und dabei mit thränenden Augen die abgefallenen Schalen kaute. Ihrem Aussehen nach war sie entweder die Urgroßmutter des ewigen Juden, oder die von dem Tode ganz vergessene Tante von Methusalem.

»Höre, meine süße Mersinah, hier bringe ich Dir Männer!« redete er sie in sehr liebenswürdigem Tone an.

Sie konnte uns vor Thränen nicht sehen und wischte sich daher mit der Zwiebel, die sie grad in der Hand hielt, die Augen aus, so daß das Wasser sich verdoppelte.

»Männer?« frug sie mit einer Stimme, welche dumpf wie die Antwort eines Klopffeistes aus dem zahnlosen Munde hervorklang.

»Ja, Männer, die in diesem Hause wohnen werden.«

Sie warf die Zwiebeln von sich und sprang mit jugendlicher Schnelligkeit vom Boden auf.

»Wohnen? Hier in diesem Hause? Bist Du toll, Selim Agha?«

»Ja, meine liebliche Mersinah, Du wirst die Meichanedscha<sup>1</sup> dieser Männer sein und sie bedienen.«

»Wirthin? Bedienen? Allah kerihm! Du bist wirklich verrückt geworden! Habe ich nicht bereits Tag und Nacht zu arbeiten, um nur mit Dir allein fertig zu werden! Jage sie fort, fort auf der Stelle; das befehle ich Dir!«

Er wurde ein wenig verlegen; das war ihm anzumerken. Die »süße, liebliche« Mersinah schien hier ein sehr kräftiges Scepter zu führen.

»Deine Arbeit soll nicht größer werden, meine Taube. Ich werde ihnen eine Kyzla<sup>2</sup> halten, die sie bedienen wird.«

»Eine Kyzla?« frug sie, und dabei klang ihre Stimme nicht mehr dumpf und hohl, sondern kreischend und überschnappend, als ob der rosige Mund der lieblichen Taube sich in einen Klarinettenschnabel verwandelt hätte. »Eine Kyzla! Und wohl eine junge, hübsche Kyzla, he?«

»Das kommt auf diese Männer an, Mersinah.«

Sie stemmte die Arme in die Hüften, eine Bewegung, welche dem Oriente ebenso eigenthümlich ist,

---

<sup>1</sup>Wirthin.

<sup>2</sup>Mädchen, Dienerin.

wie dem Abendlande, und holte tief Athem. Dies war ein Zeichen, daß sie einen bedeutenden Luftvorrath brauchen werde, um ihre angestammte Herrschaft mit dem nothwendigen Nachdrucke vertheidigen zu können.

»Auf diese Männer? Auf mich kommt es an! Hier bin ich die Herrin! Hier habe ich allein zu befehlen! Hier habe ich zu bestimmen, was geschehen soll, und ich gebiete Dir, diese Männer fortzujagen! Hörst Du, Selim Agha? Fort, augenblicklich!«

»Aber es sind ja gar keine Männer, meine einzige Mersinah!«

Mersinah, was im Deutschen Myrte bedeutet, wischte sich die Äuglein abermals aus und betrachtete uns sehr genau. Ich selbst war etwas erstaunt über diese Behauptung des Agha. Was denn eigentlich sollten wir sein, wenn wir keine Männer waren?

»Nein,« antwortete er. »Es sind keine Männer, sondern Effendi's, große Effendi's, die unter dem Schutze des Großherrn stehen.«

»Was geht mich der Großherr an! Hier bin ich die Großherrin, die Sultanin Valide, und was ich sage, das — — —«

»Aber so höre doch! Sie werden ein sehr gutes Bakschisch geben!«

Bakschisch hat im Oriente eine zauberhafte Wirkung; es schien auch hier das richtige erlösende Wort zu sein. Die ›Myrte‹ ließ die Arme sinken, versuchte ein

einlenkendes Lächeln, welches aber in ein höhnisches Grinsen ausartete, und wandte sich an Master David Lindsay:

»Ein großes Bakschisch? Ist das wahr?«

Der Gefragte schüttelte den Kopf und deutete auf mich.

»Was ist mit diesem?« frug sie mich. »Ist er übergeschnappt?«

»Nein,« antwortete ich. »Laß Dir sagen, wer wir sind, Du Seele dieses Hauses! Dieser Mann, den Du jetzt fragtest, ist ein sehr frommer Pilger aus Londonistan; er gräbt mit seiner Hacke, die Du hier siehst, in die Erde, um die Sprache der Verstorbenen zu belauschen, und hat ein Gelübde gethan, kein Wort zu reden, bis er die Erlaubniß dazu hat.«

»Ein Frommer, ein Heiliger, ein Zauberer?« frug sie erschrocken.

»Ja. Ich warne Dich, ihn zu beleidigen! Dieser andere Mann ist der Anführer eines großen Volkes weit im Westen von hier, und ich bin ein Emir derjenigen Krieger, welche die Frauen verehren und Bakschisch geben. Du bist die Sultana dieses Hauses. Erlaube uns, es zu besehen, ob wir für einige Tage darinnen wohnen können!«

»Effendi, Deine Rede duftet nach Rosen und Nelken; Dein Mund ist weiser und klüger als das Maul dieses Selim Agha, der stets vergißt, das Richtige zu sagen,

und Deine Hand ist wie die Hand Allah's, die Segen spendet. Hast Du viele Diener bei Dir?«

»Nein, denn unser Arm ist stark genug, uns selbst zu beschützen. Wir haben nur drei Begleiter: einen Diener, einen Khawassen des Mutessarif von Mossul und einen Kurden, welcher noch heute Amadijah wieder verlassen wird.«

»So seid Ihr mir willkommen! Seht Euch mein Haus und meinen Garten an, und wenn es Euch bei mir gefällt, so wird mein Auge über Euch wachen und leuchten!«

Sie wischte sich die ›Wachenden‹ und ›Leuchtenden‹ abermals aus und sammelte dann die Zwiebeln vom Boden auf, um uns den Weg zu ebnen. Der tapfere Agha der Arnauten schien mit diesem Ausgange sehr zufrieden zu sein. Er brachte uns zunächst nach einer Stube, welche ihm als Wohnung diente. Sie war sehr geräumig und hatte als einziges Möbel einen alten Teppich, der als Sopha, Bett, Stuhl und Tisch gebraucht wurde. An den Wänden hingen einige Waffen und Tabakspfeifen, und auf dem Boden stand eine Flasche, in deren Nähe einige hohle Eierschalen zu sehen waren.

»Ich heiße Euch willkommen, Ihr Herren,« meinte er. »Laßt uns den Trunk der Freundschaft thun!«

Er bückte sich, um die Flasche nebst den Schalen aufzuheben, und gab von den Letzteren einem Jeden von uns eine in die Hand. Dann schenkte er ein. Es war

Raki. Wir tranken aus den hühnerognostischen Pokalen, er aber setzte die Flasche selbst an den Mund und nahm sie nicht eher wieder fort, bis er die beruhigende Überzeugung hatte, daß das scharfe, schwefelsaure Getränk der Bouteille keinen chemischen Schaden mehr thun könne. Dann nahm er uns die Schalen aus der Hand, sog das heraus, was wir noch drin gelassen hatten, und legte sie sehr behutsam auf den Boden nieder.

»Kendim idschad eter – meine eigne Erfindung!« meinte er stolz. »Wundert Ihr Euch, daß ich keine Gläser habe?«

»Du wirst diese schöne Erfindung den Gläsern vorziehen,« antwortete ich.

»Ich ziehe sie vor, weil ich keine Gläser habe. Ich bin Agha der Albanesen und habe als Sold und Taim monatlich dreihundertdreißig Piaster<sup>1</sup> zu bekommen; aber ich warte bereits seit elf Monaten auf dieses Geld. Allah kerihm; Padischah kendisi onu kullar – Gott ist gnädig, und der Sultan braucht es selber!«

Da durfte ich mich allerdings nicht darüber wundern, daß das Wort Bakschisch für ihn eine nachhaltige Bedeutung hatte.

Er führte uns nun in dem Hause herum. Es war geräumig gebaut, aber doch auch bereits in Verfall geraten. Wir nahmen uns vier Zimmer, eins für Jeden von uns und eins für Halef und den Baschi-Bozuk. Der Preis

---

<sup>1</sup>66 Mark.

war gering, fünf Piaster, also eine Mark pro Woche für die Stube.

»Wollt Ihr auch den Garten sehen?« frug er dann.

»Natürlich! Ist er schön?«

»Sehr schön; so schön, wie die Gärten des Paradieses! Du siehst da allerlei Bäume, Kräuter und Gräser, die ich gar nicht kenne. Bei Tage leuchtet über ihm die Sonne, und des Nachts glänzen die Augen der Sterne auf ihn herab. Er ist sehr schön!«

»Regnet es auch auf ihn nieder?« frug ich belustigt.

»Wenn es regnet, erhält er auch sein Theil; ja, es ist zuweilen sogar Schnee auf ihn gefallen. Komm und siehe!«

Im Hofe gab es einen Schuppen, den wir für die Pferde mietheten. Auch er kostete eine Mark. Der Garten maß ungefähr vierzig Schritte im Gevierte, war also sehr unbedeutend. Ich sah eine verkrüppelte Cypresse und einen wilden Apfelbaum. Die »allerlei Kräuter und Gräser« bestanden einfach aus wildem Kendir<sup>1</sup> ausgewucherter Madanos<sup>2</sup> und einigen notorisch armen Gänseblümchen. Das größte Wunder dieses Gartens aber war ein Beet, auf welchem Soghani<sup>3</sup> Sarmysak<sup>4</sup> Kedilan<sup>5</sup> eine Stachelbeere, mehrere Pilsenkräuter und

---

<sup>1</sup>Hanf.

<sup>2</sup>Petersilie.

<sup>3</sup>Zwiebeln.

<sup>4</sup>Knoblauch.

<sup>5</sup>Katzenkraut.

einige verblühte Veilchen in lieblicher Eintracht neben einander verhungerten.

»Bir güzel bagtsche – ein schöner Garten! Nicht wahr?« frug der Agha, indem er eine gewaltige Tabakswolke auspuffte.

»Güzel-zorli – gewaltig schön!« entgegnete ich.

»Pek bereketli – sehr fruchtbar!«

»Ghajet bereketli – äußerst fruchtbar!«

»Ile tschok güzel dikekler – und viele schöne Pflanzen! Nicht?«

»Syz sajyü – ohne Zahl!«

»Weißt Du, wer hier gewandelt hat?«

»Wer?«

»Die schönste Rose von Kurdistan. Hast Du niemals von Esmā Khan gehört, der keine Andere an Schönheit gleich gekommen ist?«

»Sie war das Weib von Ismaïl Pascha, dem letzten erblichen Sohne der abbassidischen Khalifen?«

»Ja; Du weißt es. Sie führte den Ehrentitel ›Khan‹, wie alle Frauen dieser erlauchten Familie. Er wurde, nämlich Ismaïl Pascha, von dem Indscheh Bairakdar Mohammed Pascha belagert; dieser sprengte die Mauern des Schlosses, welches dann im Sturm genommen wurde. Darauf ging Ismaïl mit Esmā Khan als Gefangener nach Bagdad. Hier hat sie gelebt und geduftet. Emir, ich wollte, sie wäre noch hier!«

»Hat sie auch diese Petersilie und diesen Knoblauch gepflanzt?«

»Nein,« antwortete er sehr ernsthaft; »das hat Mersinah, meine Wirthschafterin, gethan.«

»So danke Allah, daß Du an Stelle von Esmā Khan diese süße Mersinah bei Dir hast!«

»Effendi, sie ist zuweilen sehr bitter!«

»Darüber darfst Du nicht murren, denn Allah theilt die Gaben sehr verschieden aus. Und daß Du den Duft dieser ›Myrte‹ athmen sollst, das stand ja wohl im Buche verzeichnet.«

»So ist es! Aber sage mir, Emir, ob Du diesen Garten pachten willst!«

»Wie viel verlangst Du dafür?«

»Du bezahlst mir zehn Piaster<sup>1</sup> für die Woche. Dann dürft Ihr Alle in den Garten gehen und an die Esmā Khan denken, so oft Ihr wollt!«

Ich zögerte mit der Antwort. Der Garten stieß an die Rückwand eines Gebäudes, in welcher ich zwei Reihen kleiner Löcher bemerkte. Das sah mir recht gefängnißmäßig aus. Ich mußte mich erkundigen:

»Ich glaube nicht, daß ich diesen Garten miethen werde.«

»Warum nicht?«

»Weil mich diese Mauer stört.«

»Diese Mauer? Warum, Effendi?«

»Ich liebe es nicht, in der Nähe eines Gefängnisses zu sein.«

---

<sup>1</sup>Zwei Mark.

»Oh, die Leute, welche da drinnen stecken, können Dich nicht stören. Ihre Löcher sind so tief, daß sie diese kleinen Fenster gar nicht erreichen können.«

»Ist dies das einzige Gefängniß in Amadijah?«

»Ja. Das andere ist eingefallen. Mein Tschausch<sup>1</sup> hat die Aufsicht über die Gefangenen.«

»Und Du glaubst, daß mich diese nicht stören werden?«

»Du wirst nichts von ihnen sehen und keinen Laut von ihnen hören.«

»So werde ich Dir die zehn Piaster geben. Du hast also in Summa für die Woche fünfunddreißig Piaster von uns zu bekommen. Erlaube, daß ich Dich für die erste Woche jetzt gleich bezahle!«

Er schmunzelte bei diesem Anerbieten vor Vergnügen im ganzen Gesichte. Der Engländer bemerkte, daß ich in die Tasche griff, um zu bezahlen. Er schüttelte den Kopf, zog seine eigne Börse hervor und reichte sie mir. Er konnte eine kleine Erleichterung derselben recht wohl verschmerzen; darum nahm ich drei Mahbub-Zechinen hervor und gab sie dem Agha.

»Hier nimm! Das Übrige ist Bakschisch für Dich.«

Das war mehr als das Doppelte von dem, was er zu erhalten hatte; darum machte er ein sehr vergnügtes Gesicht und meinte sehr respektvoll:

---

<sup>1</sup>Sergeant.

»Emir, der Kuran sagt: ›Wer doppelt gibt, dem wird es Allah hundertfach segnen.« Allah ist Dein Schuldner; er wird es Dir reichlich vergelten!«

»Wir brauchen nun Teppiche und Pfeifen für unsere Zimmer. Wo kann man diese geliehen bekommen, Agha?« frug ich ihn.

»Herr, wenn Du noch zwei solche Goldstücke gibst, wirst Du Alles erhalten, was Dein Herz begehrt.«

»Hier hast Du sie!«

»Ich eile, um Euch zu bringen, was Du brauchst.«

Wir verließen den Garten. Im Hofe stand Mersinah, die Seele des Palastes. Ihre Hände waren jetzt von Ruß geschwärzt. Sie rührte mit dem Zeigefinger in einem Gefäße voll zerlassener Butter.

»Emir, wirst Du die Zimmer nehmen?«

Bei dieser Frage mochte ihr einfallen, daß der Finger kein integrierender Theil des Napfes sei; sie zog ihn also heraus und strich ihn sehr behutsam an der herausgestreckten Zunge ab.

»Ich werde sie behalten; auch den Schuppen und den Garten.«

»Er hat bereits Alles bezahlt,« bemerkte der Agha nachdrücklich.

»Wie viel?« frug sie.

»Fünfunddreißig Piaster für die erste Woche.«

Von dem Bakschisch sagte der Schalk nichts. Ob er wohl auch in dieser Beziehung unter dem Paputsch<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>Pantoffel.

seiner ›Myrte‹ stand? Ich nahm noch eine Mahbub-Zechine<sup>1</sup> aus der Börse und gab sie ihr.

»Hier nimm, Du Perle der Gastfreundschaft! Das ist das erste Bakschisch für Dich. Wenn wir mit Dir zufrieden sind, wirst Du mehr erhalten.«

Sie griff höchst eilfertig zu und steckte das Geld in ihren Gürtel.

»Ich danke Dir, o Herr! Ich werde darüber wachen, daß Du Dich in meinem Hause so wohl befindest, wie im Schooße des Erzvaters Ibrahim. Ich sehe, daß Du der Emir der tapfern Krieger bist, welche die Frauen verehren und Bakschisch geben. Geht hinauf in Eure Zimmer! Ich werde Euch einen steifen Pirindsch machen, mit sehr viel zerlassener Butter darüber!«

Dabei fuhr sie selbstvergessen und ›in der Gewohnheit holder Sitte‹ mit dem Finger wieder in den Napf und begann von Neuem zu rühren. Ihr Anerbieten war ein sehr leutseliges, aber – brrrr!

»Deine Güte ist groß,« antwortete ich, »aber wir haben leider keine Zeit, sie anzunehmen, da wir jetzt ausgehen müssen.«

»Aber Du wünschst doch, daß ich die Speisen für Euch bereite, Emir?«

»Du sagtest doch, daß Du Tag und Nacht zu arbeiten hättest, um nur den Agha zu bedienen; wir dürfen Dich also nicht noch mehr belästigen. Übrigens steht zu erwarten, daß wir oft zu Tische geladen werden,

---

<sup>1</sup>Ungefähr fünf Mark.

und wenn dies nicht der Fall ist, so werden wir unser Essen beim Jemegidschi<sup>1</sup> holen lassen.«

»Aber das Ehrenmahl darfst Du mir doch nicht versagen!«

»Nun wohl, so siede uns einige Eier; etwas Anderes dürfen wir heute nicht essen.«

Das war das Einzige, was man füglicher Weise aus den Händen der zarten ›Myrte‹ genießen konnte.

»Eier? Ja, die sollst Du haben, Effendi,« antwortete sie geschäftig; »aber wenn Ihr sie esset, so schonet der Schalen, denn Agha Selim gebraucht sie als Becher, und dieser Unvorsichtige ist so unbedachtsam, sie alle zu zerbrechen.«

Wir zogen uns für kurze Zeit in unsere Räume zurück, in denen der Agha bald mit den Decken, Teppichen und Pfeifen erschien, die er sich bei den betreffenden Händlern ausgeliehen hatte. Sie waren neu und darum reinlich, so daß wir zufrieden sein konnten. Dann erschien Mersinah mit dem Deckel einer alten Holzschachtel, welcher als Präsentirteller diente. Auf demselben befanden sich die Eier, welche uns zum Ehrenmahle dienen sollten. Daneben lagen einige halb verbrannte Teigfladen und – auch der berühmte Butternapf stand dabei, umgeben von einigen Eierschalen, in denen sich schmutziges Salz, grob gestoßener Pfeffer und ein sehr zweifelhafter Kümmel befand. Messer oder Eierlöffel gab es natürlich nicht.

---

<sup>1</sup>Speisewirth.

Diese lukullische Empfangsgasterei, zu welcher wir die Höflichkeit hatten, auch Mersinah einzuladen, wurde bald und glücklich überwunden. Sie bedankte sich höchlichst für die ihr erwiesene, nie geahnte Ehre und ging mit ihrem ›Alfenidegeschirr‹ in die Küche. Auch der Agha erhob sich.

»Weißt Du, Herr, wohin ich jetzt gehen werde?« frug er.

»Ich werde es wohl hören.«

»Zum Mutesselim. Er soll erfahren, was Du für ein vornehmer Emir bist, und wie Dich der Aufseher seines Palastes behandelt hat.«

Er vollendete sein dienstliches Äußere dadurch, daß er sich die Reste der zerlassenen Butter, welche er mit Mersinah allein genossen hatte, aus dem Schnurrbart strich, und brach auf. Jetzt waren wir allein.

»Darf ich reden, Sir?« frug jetzt Lindsay.

»Ja, Master.«

»Kleider kaufen!«

»Jetzt?«

»Ja.«

»Rothkarrirte?«

»Natürlich!«

»So wollen wir zum Bazar gehen!«

»Aber ich nicht reden! Ihr müßt kaufen, Sir. Hier Geld!«

»Kaufen wir uns nur Kleider?«

»Was noch?«

»Einiges Geschirr, welches wir brauchen und klugerweise dem Agha oder der Haushälterin zum Geschenk machen können. Sodann Tabak, Kaffee und ähnliche Dinge, die sich nicht gut entbehren lassen.«

»Well; bezahle Alles!«

»Wir werden uns zunächst Eurer Börse bedienen und sodann mit einander abrechnen.«

»Pshaw! Bezahle Alles! Abgemacht!«

»Gehe ich mit?« frug Mohammed.

»Wie Du willst. Nur denke ich, daß Du besser thust, Dich so wenig wie möglich sehen zu lassen. In Spandareh hat man Dich auch als einen Haddedihn erkannt, gar nicht gerechnet, daß Du Deinem Sohne sehr ähnlich siehst, was mir auch der dortige Dorfälteste versicherte.«

»So bleibe ich zurück!«

Wir brannten unsere Tschibuks an und gingen. Der Hausflur war mit Rauch erfüllt, und in der Küche hustete die ›Myrte‹. Als sie uns bemerkte, kam sie für einen Augenblick hervor.

»Wo sind unsere Leute?« frug ich sie.

»Bei den Pferden. Du willst gehen?«

»Wir begeben uns nach dem Bazar, um Einiges einzukaufen. Laß Dich nicht stören, Du Hüterin der Küche. Dort läuft Dir das Wasser über.«

»Laß es laufen, Herr. Das Essen wird dennoch fertig!«

»Das Essen? Kochst Du es in diesem großen Kessel?«

- »Ja.«  
»So ist es jedenfalls nicht für Dich und Selim Agha?«  
»Nein. Ich habe für die Esirler<sup>1</sup> zu kochen.«  
»Ah! Die sich hier nebenan befinden?«  
»Ja.«  
»Gibt es viele solche Unglückliche in dem Hause?«  
»Noch nicht zwanzig.«  
»Die sind alle aus Amadijah?«  
»O nein. Es sind mehrere arnautische Soldaten, die sich vergangen haben, einige Chaldäer, ein Kurde, ein paar Einwohner von Amadijah und auch ein Araber.«  
»Ein Araber? Araber gibt es hier ja gar nicht!«  
»Er wurde von Mossul gebracht.«  
»Was bekommen sie zu essen?«  
»Brodfladen, die ich backe, und dann des Mittags oder des Nachmittags, ganz wie es mir paßt und gefällt, dieses warme Essen.«  
»Worin besteht es?«  
»Mehl in Wasser gequirt.«  
»Wer bringt es ihnen?«  
»Ich selbst. Der Sergeant öffnet mir die Löcher. Hast Du schon einmal ein Gefängniß gesehen, Emir?«  
»Nein.«  
»Wenn Du es sehen willst, so darfst Du es mir nur sagen; ich nehme Dich mit.«  
»Der Sergeant würde es mir nicht erlauben!«  
»Er erlaubt es Dir, denn ich bin seine Herrin.«

---

<sup>1</sup>Gefangenen.

»Du?«

»Ja. Bin ich nicht die Herrin seines Agha?«

»Das ist wahr! Ich werde mir einmal überlegen, ob es sich für die Würde eines Emir schickt, ein Gefängniß zu besuchen und Denen, welche dies erlauben, ein gutes Bakschisch zu geben.«

»Es schickt sich, Herr; es schickt sich sehr. Du wirst vielleicht Deine Gnade leuchten lassen auch über die Gefangenen, daß sie mir einige Speisen und auch Tabak abkaufen können, was sie sonst nicht haben!«

Nichts konnte mir lieber sein als die Erfahrung, welche ich hier machte; aber ich war so vorsichtig, eingehendere Fragen jetzt noch zu vermeiden, da ich durch dieselben leicht hätte Verdacht erregen können. Halef, der Buluk Emini und der Kurde aus Spandareh wurden gerufen, uns zu begleiten; dann gingen wir.

Die Bazars waren wie ausgestorben. Kaum daß wir eine Kaffeeschenke fanden, wo uns ein Trank gereicht wurde, der mir sehr nach gebrannten Gerstenkörnern schmeckte. Dort erfuhren wir auch, was die Ursache der jetzigen Leblösigkeit in Amadijah war. Trotz der hohen und freien Berge dieser Stadt ist sie nämlich außerordentlich ungesund, so daß sich bei Anbruch der wärmeren Jahreszeit schleichende Fieber erzeugen. Dann verlassen die Einwohner den Ort und begeben sich in die benachbarten Wälder, um dort in Sommerwohnungen zu leben, welche Jilaks genannt werden.

Nachdem wir den mysteriösen Trank überwunden und uns die Pfeifen neu gestopft hatten, begaben wir uns auf den Kleiderhandel. Der Kaffeewirth hatte uns einen Ort beschrieben, an dem wir das Gesuchte finden könnten. Der Handel wurde unter der schweigsamen Assistenz des Engländers und zu seiner sichtbaren Befriedigung abgeschlossen. Er erhielt ein vollständiges, roth und schwarz karrirtes Gewand für einen verhältnißmäßig billigen Preis. Dann wurden auch die übrigen Einkäufe besorgt und die Diener mit denselben nach Hause geschickt. Der Kurde erhielt als Geschenk einen perlengestickten und gefüllten Tabaksbeutel, den er mit stolzer Genugthuung sofort an seinem Gürtel befestigte, damit dieser Beweis seiner männlichen Würde Jedermann in die Augen falle.

Nun begann ich mit dem Engländer allein einen Gang durch die Stadt, um dieselbe einigermaßen kennen zu lernen, und erhielt die Überzeugung, daß diese einst so wichtige Grenzfestung, auf welche die Türken auch heute noch einen nicht geringen Werth legen, von einigen hundert unternehmenden Kurden leicht überumpelt werden könne. Die wenigen Soldaten, welche wir trafen, sahen hungrig und fieberkrank aus, und die Vertheidigungswerke befanden sich in einem Zustande, der ihnen alles Recht auf diesen Namen raubte.

Als wir heimkehrten, wartete der Agha bereits meiner.

»Emir, ich harre schon lange auf Dich.«

»Warum?«

»Ich soll Dich zum Mutesselim bringen.«

»Bringen?« frug ich mit lächelnder Betonung dieses Wortes.

»Nein, sondern begleiten. Ich habe ihm Alles erzählt und diesem Aufseher des Palastes die Fäuste unter die Nase gehalten. Allah beschützte ihn, sonst hätte ich ihn vielleicht gar getödtet oder erwürgt!«

Dabei rollte er die Augen und bog die zehn Finger wie Zangen zusammen.

»Was sagte der Commandant?«

»Emir, soll ich die Wahrheit sagen?«

»Ich erwarte das!«

»Er ist nicht erfreut über Deinen Besuch.«

»Ah! Warum nicht?«

»Er liebt die Fremden nicht und empfängt überhaupt sehr selten Besuche.«

»Ist er ein Einsiedler?«

»Nein. Aber er bekommt als Commandant neben freier Wohnung monatlich sechstausendsiebenhundertachtzig Piaster<sup>1</sup> und es geht ihm, wie uns Allen: er hat seit elf Monaten nichts erhalten und weiß nicht, was er essen und trinken soll. Kann er sich da freuen, wenn er wichtige Besuche erhält?«

»Ich will ihn sehen und sprechen, aber nicht bei ihm essen!«

---

<sup>1</sup>1356 Mark.

»Das geht nicht. Er muß Dich standesgemäß und würdig empfangen, und darum hat er die – die – –«

Er wurde verlegen.

»Was? Die – die – –?«

»Die hiesigen Juden zu sich kommen lassen, um fünfhundert Piaster von ihnen zu leihen. Das braucht er, um zu kaufen, was er zu Deinem Empfange nöthig hat.«

»Sie haben es ihm gegeben?«

»Allah illa Allah; sie hatten selbst nichts mehr, denn sie haben ihm bereits Alles geben müssen. Nun hat er sich einen Hammel geborgt und noch Vieles dazu. Das ist sehr schlimm, besonders für mich, Emir!«

»Warum für Dich?«

»Weil ich ihm diese fünfhundert Piaster leihen oder – oder – –«

»Nun, oder – – –«

»Oder Dich fragen muß, ob Du – Du – –«

»Sprich doch weiter, Agha!«

»Ob Du reich bist. Oh, Emir, ich hätte ja selbst auch keinen einzigen Para, wenn Du mir heute nichts gegeben hättest! Und davon habe ich an Mersinah fünfundsreisig Piaster geben müssen!«

Zu meinem Empfange dem Mutesselim fünfhundert Piaster borgen, das heißt so viel wie schenken! Das waren ungefähr hundert Mark. Hm, ich war ja durch das Geld, welches ich bei dem Thiere von Abu Seïf gefunden hatte, nicht ganz mittellos, und für unsern Zweck

konnte das Wohlwollen des Mutesselim von großem Vortheile sein. Fünfhundert Piaster konnte ich allenfalls geben, und ebensoviel rechnete ich auf Master Lindsay, der für ein Abenteuer sehr gern diese für ihn so geringfügige Summe verausgabte. Daher begab ich mich in die Stube des Engländers, während der Agha auf mich warten mußte.

Sir David war grad mit dem Umkleiden beschäftigt. Sein langes Angesicht strahlte vor Vergnügen.

»Master, wie sehe ich aus?« frug er.

»Ganz Kurde!«

»Well; gut, sehr gut! Ausgezeichnet!«

»Aber wie wickeln Turban?«

»Gebt her das Zeug!«

Er hatte in seinem Leben noch kein Turbantuch in der Hand gehabt. Ich setzte ihm die Mütze auf das strahlende Haupt und schlang ihm das rothschwarze Zeug kunstvoll um dieselbe herum. So brachte ich einen jener riesigen Turbane fertig, wie sie hier zu Lande von Würdenträgern und vornehmen Männern getragen werden. Eine solche Kopfbedeckung hat oft vier Fuß im Durchmesser.

»So, nun ist ein kurdischer Großkhan fertig!«

»Vortrefflich! Herrlich! Schönes Abenteuer! Amad el Ghandur befreien! Alles bezahlen; sehr gut bezahlen!«

»Ist dies Euer Ernst, Sir?«

»Warum nicht Ernst?«

»Ich weiß allerdings, daß Ihr sehr wohlhabend seid und das zur richtigen Zeit auch anzuwenden wißt – –  
–«

Er blickte mich schnell und forschend an und frug dann:

»Wollt Geld haben?«

»Ja,« antwortete ich einfach.

»Well; sollt es bekommen! Für Euch?«

»Nein. Ich hoffe, daß Ihr mich nicht von einer solchen Seite kennen gelernt habt!«

»Ist richtig, Sir! Also für wen?«

»Für den Mutesselim.«

»Ah! Warum? Wozu?«

»Dieser Mann ist sehr arm. Der Sultan schuldet ihm seit elf Monaten sein Gehalt. Aus diesem Grunde hat er jedenfalls das bekannte System aller türkischen Beamten angewandt und die hiesige Bewohnerschaft so ziemlich ausgesaugt. Nun hat Niemand mehr etwas, und kein Mensch kann ihm borgen. Deßhalb bringt ihn mein Besuch in große Verlegenheit. Er muß mich gastlich empfangen und besitzt die dazu nöthigen Mittel nicht. Darum hat er sich einen Hammel und verschiedene Andere geborgt und läßt mich unter der Hand fragen, ob ich reich genug bin, ihm fünfhundert Piaster zu leihen. Das ist nun allerdings ganz türkisch gehandelt, und auf das Zurückerstatten darf man nicht rechnen. Da es aber für uns sehr nöthig ist, eine freundliche

Gesinnung in ihm zu erwecken, so habe ich beschlossen — — —«

Er unterbrach mich mit einer schnellen Handbewegung.

»Gut! Sollt eine Hundertpfundnote haben!«

»Das ist zu viel, Sir! Das wären ja nach dem Kurse von Constantinopel elftausend Piaster! Ich will ihm fünfhundert Piaster geben und ersuche Euch, dieselbe Summe hinzuzufügen. Er kann damit zufrieden sein.«

»Tausend Piaster! Zu wenig! Habe ja Araber-Scheiks seidenes Gewand geschenkt! Möchte ihn auch sehen. Wenn mit darf, dann Alles bezahlen; Ihr nichts geben!«

»Mir soll es recht sein.«

»So sagt Agha, er soll uns machen lassen!«

»Und was werden wir machen?«

»Unterwegs Geschenk kaufen; Geld hinein stecken.«

»Aber nicht zuviel, Sir!«

»Wie viel? Fünftausend Piaster?«

»Zweitausend ist mehr als genug!«

»Well; also zweitausend! Fertig!«

Ich kehrte zu Selim Agha zurück.

»Sage dem Commandanten, daß ich mit einem von meinen Begleitern kommen werde!«

»Wann?«

»In Kurzem.«

»Deinen Namen kennt er bereits; welchen Namen soll ich ihm noch sagen?«

»Hadschi Lindsay-Bey.«

»Hadschi Lindsay-Bey. Gut! Und die Piaster, Emir?«

»Wir bitten um die Erlaubniß, ihm ein Geschenk mitbringen zu dürfen.«

»Dann muß er Euch auch eins geben!«

»Wir sind nicht arm; wir haben Alles, was wir brauchen, und werden uns am meisten freuen, wenn er uns nichts als seine Freundschaft schenkt. Sage ihm das!«

Er ging getröstet und zufriedengestellt davon.

Bereits nach fünf Minuten saß ich mit dem Engländer zu Pferde; ich hatte ihm eingeschärft, ja kein Wort zu sprechen. Halef und der Buluk folgten uns. Den Kurden hatten wir mit dem geliehenen Gewande und vielen Grüßen nach Spandareh zurückgeschickt. Wir ritten durch die Bazars, wo wir gesticktes Zeug zu einem Feierkleide und eine hübsche Börse kauften, in welche der Engländer zwanzig goldene Medschidje zu je hundert Piaster legte. In solchen Dingen war mein guter Master Lindsay nie ein Knauser; das hatte ich zu meinem Vortheile sehr oft erfahren.

Nun ritten wir nach dem Palast des Commandanten. Vor demselben standen etwa zweihundert Albanesen in Parade, angeführt von zwei Mulasim unter dem Commando unsers tapfern Selim Agha. Er zog den Saras und commandirte:

»Ajagda duryn dykkatli – steht genau!«

Sie gaben sich herzliche Mühe, diesem Verlangen nachzukommen, bildeten aber doch eine Art Schlangelinie, die am Ende der Aufstellung in einen sehr gebogenen Schwanz auslief.

»Tschalghy! Islik tscharyn: – Musik! Pfeift!«

Drei Flöten begannen zu wimmern, und eine türkische Trempete<sup>1</sup> forcirte einen Wirbel, der wie das Leiern einer Kaffeemühle klang.

»Daha göre! Kuwetlirek! – lauter, stärker!«

Der gute Agha rollte dabei die Augen nach der geschwindesten Ziffer von Melzel's Metronom; die Musikanten thaten es ihm nach, und während dieses künstlerischen und für uns sehr schmeichelhaften Empfanges ritten wir vor den Eingang, um abzustiegen. Die beiden Lieutenants ritten herbei und hielten uns die Steigbügel. Ich griff in die Tasche und gab jedem von ihnen ein silbernes Zehnpiasterstück. Sie steckten es befriedigt zu sich, ohne im Geringsten in ihrer Offizierssehre verletzt zu sein. Der türkische subalterne Offizier ist, besonders in entlegenen Garnisonen, selbst heute noch der Diener seines nächst höheren Vorgesetzten und stets gewohnt, sich als solchen betrachten zu lassen.

Dem Agha gab ich das Zeug und die Börse.

»Melde uns an, und gib dem Commandanten dieses Geschenk!«

---

<sup>1</sup>Trommel.

Er ging würdevoll voran, und wir folgten. Unter dem Thore stand der Nazardschi des Palastes. Er empfing uns jetzt ganz anders als beim ersten Male. Er kreuzte die Arme über der Brust, verbeugte sich tief und murmelte demüthig:

»Bendeniz el öpir; aghamin size selami wer – Euer Diener küßt die Hand; mein Herr läßt sich Euch empfehlen!«

Ich schritt an ihm vorüber, ohne ihm zu antworten, und auch Lindsay that, als habe er ihn gar nicht bemerkt. Ich muß gestehen, daß mein Master Fowlingbull trotz der schreienden Farbe seines Anzuges einen ganz respektablen Eindruck machte. Der Anzug paßte, wie für ihn gemacht, und das Bewußtsein, ein Engländer und dazu auch reich zu sein, gab seiner Haltung eine Sicherheit, die hier ganz am Platze war.

Der Aufseher nahm trotz seiner offenen Mißachtung doch den Vortritt und führte uns eine Treppe empor in einen Raum, der das Vorzimmer zu bilden schien. Dort saßen die Beamten des Commandanten auf armseligen Teppichen. Sie erhoben sich bei unserm Eintritte und begrüßten uns ehrfurchtsvoll. Es waren meist Türken und einige Kurden dabei. Die Letztern machten, wenigstens in Beziehung auf ihr Äußeres, einen viel bessern Eindruck als die Ersteren, die sich in keiner so guten wirtschaftlichen Lage zu befinden schienen. An einer der Fensteröffnungen stand ein Kurde, den man

sofort für einen freien Mann der Berge halten mußte. Er schaute mit finsterner, ungeduldiger Miene hinaus in's Freie. Einer der Türken trat auf mich zu:

»Du bist der Emir Hadschi Kara Ben Nemsî, den der Mutesselim erwartet?«

»Ich bin es.«

»Und dieser Effendi ist Hadschi Lindsay-Bey, welcher das Gelübde gethan hat, nicht zu sprechen?«

»Ja.«

»Ich bin der Basch Kiatib<sup>1</sup> des Commandanten. Er läßt Dich bitten, einige Augenblicke zu warten.«

»Warum? Ich bin nicht gewohnt, zu warten, und er hat gewußt, daß ich komme!«

»Er hat eine wichtige Abhaltung, die nicht lange währen wird.«

Was dies für eine wichtige Abhaltung war, konnte ich bald bemerken. Nämlich ein Diener kam äußerst eilfertig aus dem Zimmer des Mutesselim gestürzt und kehrte nach einiger Zeit mit zwei Büchsen zurück, auf denen die Deckel fehlten. Die größere enthielt Tabak und die kleinere gebrannte Kaffeebohnen. Der Commandant hatte diese nothwendigen Sachen erst nach Empfang unseres Geldes holen lassen können. Vor der Rückkehr seines Dieners trat der Agha aus dem Zimmer des Mutesselim.

»Effendi, verzeihe noch einen Augenblick! Du wirst sofort eintreten können!«

---

<sup>1</sup>Gerichtsschreiber.

Da wandte sich der am Fenster stehende Kurde zu ihm:

»Und wann endlich werde ich eintreten dürfen?«

»Du wirst noch heute vorgelassen.«

»Noch heute? Ich bin eher dagewesen als dieser Effendi, und auch eher als alle diese Andern. Meine Sache ist nothwendig, und ich muß noch heute wieder aufbrechen!«

Selim Agha rollte die Augen.

»Diese Effendi's sind ein Emir und ein Bey, Du aber bist nur ein Kurde. Du kommst erst nach ihnen!«

»Ich habe ein gleiches Recht wie sie, denn ich bin der Abgesandte eines tapfern Mannes, der auch ein Bey ist!«

Das freimüthige, furchtlose Wesen dieses Kurden gefiel mir ungemein, obgleich seine Beschwerde indirekt gegen mich gerichtet war. Den Agha aber schien sie außerordentlich zu erzürnen; denn er begann seinen Augenwirbel von Neuem und antwortete:

»Du kommst erst später daran, und vielleicht auch gar nicht. Wenn Dir das nicht gefällt, so kannst Du gehen! Dir ist ja nicht einmal das Nothwendigste bekannt, um vor einem großen, einflußreichen Manne erscheinen zu dürfen!«

Ah, der Kurde hatte also das »Nothwendigste«, nämlich das Bakschisch, vergessen. Er ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern antwortete:

»Weißt Du, was das Nothwendigste für einen Berwari-Kurden ist? Dieser Säbel ist es!« Dabei schlug er an den Griff der genannten Waffe. »Willst Du eine Probe davon versuchen? Mich sendet der Bey von Gumri; es ist eine Beleidigung für ihn, wenn ich immer von Neuem wieder zurückgesetzt werde und warten muß, und er wird wissen, was er darauf zu erwidern hat. Ich gehe!«

»Halt!« rief ich.

Er befand sich bereits an der Thüre. Der Bey von Gumri, an den mich der Älteste von Spandareh adressirt hatte? Das war eine vortreffliche Gelegenheit, mich vortheilhaft bei ihm anzumelden.

»Was willst Du?« frug er barsch.

Ich schritt auf ihn zu und hielt ihm die Hand entgegen.

»Ich will Dich begrüßen, denn das ist ebenso, als ob Dein Bey meinen Gruß hörte.«

»Kennst Du ihn?«

»Ich habe ihn noch nicht gesehen, aber man hat mir von ihm erzählt. Er ist ein sehr tapferer Krieger, dem meine Achtung gehört. Willst Du mir eine Botschaft an ihn ausrichten?«

»Ja, wenn ich es kann.«

»Du kannst es. Aber vorher werde ich Dir beweisen, daß ich den Bey zu ehren weiß: Du sollst vor mir zum Mutesselim eintreten dürfen.«

»Ist dies Dein Ernst?«

»Mit einem tapferen Kurden scherzt man nie.«

»Hört Ihr es?« wandte er sich zu den Andern. »Dieser fremde Emir hat gelernt, was Höflichkeit und Achtung bedeutet. Aber ein Berwari kennt die Sitte ebenso.« Und zu mir gerichtet, fügte er hinzu: »Herr, ich danke Dir; Du hast mir mein Herz erfreut! Aber ich werde nun gern warten, bis Du mit dem Mutesselim gesprochen hast.«

Jetzt war er es, der mir die Hand entgegenstreckte. Ich schlug ein.

»Ich nehme es an, denn ich weiß, daß Du nicht lange zu warten haben wirst. Aber sage mir, ob Du nach Deiner Unterredung mit dem Commandanten so viel Zeit hast, zu mir zu kommen!«

»Ich werde kommen und dann etwas schneller reiten. Wo wohnst Du?«

»Ich wohne hier bei Selim Agha, dem Obersten der Arnauten.«

Er trat mit einer zustimmenden Kopfbewegung zurück, denn der Diener öffnete die Thüre, um mich und Lindsay eintreten zu lassen.

Das Zimmer, in welches wir gelangten, war mit einer alten verschossenen Papiertapete bekleidet und hatte an seiner hintern Wand eine kaum fußhohe Erhöhung, die mit einem Teppiche belegt war. Dort saß der Commandant. Er war ein langer, hagerer Mann mit einem scharfen, wohl frühzeitig gealterten Angesichte. Sein Blick war verschleiert und nicht Vertrauen erweckend. Er erhob sich bei unserem Eintritte und bedeutete uns

durch eine Bewegung seiner Hände, zu beiden Seiten von ihm Platz zu nehmen. Mir fiel dies nicht schwer; Master Lindsay aber hatte einige Mühe, sich mit gebogenen Beinen in jene Stellung zu bringen, welche die Türken ›Ruhen der Glieder‹ nennen. Wer sie nicht gewöhnt ist, dem schlafen die unteren Extremitäten sehr bald ein, so daß man dann gezwungen ist, sich wieder zu erheben. Ich mußte also aus Rücksicht auf den Engländer dafür sorgen, daß die Unterhaltung nicht gar zu lange dauere.

»Chosch geldin demek; ömriniz tschok ola – seid mir willkommen; Euer Leben möge lang sein!« empfing uns der Commandant.

»Grad so, wie das Deinige,« antwortete ich ihm. »Wir sind von fern her gekommen, um Dir zu sagen, daß wir uns freuen, Dein Angesicht zu sehen. Möge Segen in Deinem Hause wohnen und jedes Werk gelingen, das Du unternimmst!«

»Auch Euch wünsche ich Heil und Erfolg in Allem, was Ihr tut! Wie heißt das Land, das Deinen Tag gesehen hat, Emir?«

»Germanistan.«

»Hat es einen großen Sultan?«

»Es hat sehr viele Padischahs.«

»Und wie viele Krieger?«

»Wenn die Padischahs von Germanistan ihre Krieger versammeln, so sehen sie mehrere Millionen Augen auf sich gerichtet.«

»Ich habe dieses Land noch nicht gesehen, aber es muß ein großes und ein berühmtes sein, da Du unter dem Schutze des Großherrn stehest.«

Dies war natürlich ein Wink, mich zu legitimiren. Ich that es sogleich:

»Dein Wort ist richtig. Hier hast Du das Bu-djeruldu des Padischah!«

Er nahm es, drückte es an Stirn, Mund und Brust und las es.

»Hier lautet doch Dein Name anders als Kara Ben Nemsî!«

Ah, das war fatal! Der Umstand, daß ich den mir von Halef gegebenen Namen hier beibehalten hatte, konnte uns schädlich werden; doch faßte ich mich schnell und meinte:

»Willst Du mir einmal den Namen vorlesen, der hier auf dem Pergamente steht?«

Er versuchte es, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Und über den Namen des Heimatortes stolperte er vollends gar hinweg.

»Siehest Du!« erklärte ich. »Kein Türke kann einen Namen aus Germanistan richtig lesen und aussprechen; kein Mufti und kein Mollah bringt dies fertig, denn unsere Sprache ist sehr schwer und wird in einer andern Schrift geschrieben, als die Eurige ist. Ich bin Hadschi Kara Ben Nemsî; das wird Dir auch dieser Brief beweisen, welchen der Mutessarif von Mossul mir für Dich mitgegeben hat.«

Ich reichte ihm das Schreiben hin. Als er es gelesen hatte, war er befriedigt und gab mir das Bu-djeruldu nach der gebräuchlichen Ceremonie zurück.

»Und dieser Effendi ist Hadschi Lindsay-Bey?« frug er dann.

»So ist sein Name.«

»Aus welchem Lande ist er?«

»Aus Londonistan,« antwortete ich, um den bekannteren Namen von England zu vermeiden.

»Er hat gelobt, nicht zu sprechen?«

»Er spricht nicht.«

»Und er kann zaubern?«

»Höre, Mutesselim, von der Magie soll man nicht sprechen, wenigstens nicht zu Jemand, den man noch nicht kennt.«

»Wir werden uns kennen lernen, denn ich bin ein großer Freund der Magie. Glaubst Du, daß man Geld machen kann?«

»Ja, Geld kann man machen.«

»Und daß es einen Stein der Weisen gibt?«

»Es gibt einen, aber er liegt nicht in der Erde, sondern im menschlichen Herzen vergraben und kann also auch nicht durch die Scheidekunst bereitet werden.«

»Du sprichst sehr dunkel; aber ich sehe, daß Du ein Kenner der Magie bist. Es gibt eine weiße und eine schwarze. Kennst Du alle beide?«

Ich konnte nicht anders, ich mußte lustig antworten:

»O, ich kenne auch alle andern Arten.«

»Es gibt noch andere? Welche?«

»Eine blaue, eine grüne und gelbe, auch eine rothe und graue. Dieser Hadschi Lindsay-Bey war erst ein Anhänger der graukarrirten, jetzt aber hat er die schwarzrothe angenommen.«

»Das sieht man an seinem Gewande. Selim Agha hat mir erzählt, daß er eine Kazma<sup>1</sup> bei sich führt, mit welcher er in die Erde schlägt, um die Sprache der Verstorbenen zu erforschen.«

»So ist es. Aber laß uns heute darüber schweigen. Ich bin ein Krieger und Effendi, aber kein Chodscha<sup>2</sup> der Andere unterrichtet.«

Der brave Commandant hatte alle Hilfsquellen der ausgesaugten Provinz erschöpft und suchte nun sein Heil in der Magie. Es konnte mir nicht einfallen, ihn in seinem Aberglauben zu bestärken, aber ich hatte in den gegenwärtigen Verhältnissen auch keine Veranlassung, sie ihm wegzudisputiren. Oder hatte ihn nur die berühmte Hacke meines Master Fowling-bull auf den Gedanken gebracht, mit mir über die Magie zu verhandeln? Das war auch möglich. Übrigens machten meine letzten Worte wenigstens den Eindruck auf ihn, daß er in die Hände klatschte und Kaffee und Pfeifen bringen ließ.

»Ich hörte, daß der Mutessarif einen Kampf mit den Dschesidi gehabt habe?« begann er ein anderes Thema.

---

<sup>1</sup>Hacke.

<sup>2</sup>Schulmeister.

Dasselbe war für mich nicht ungefährlich, aber ich wußte nicht, wie ich es hätte abweisen können. Es begann grad wie ein Verhör: »Ich hörte!« Und doch mußte er als der nächste Untergebene des Gouverneur und als Commandant von Amadjah die Sache nicht bloß vom Hören-Sagen kennen. Ich trat dazu in seine eigenen Fußstapfen:

»Auch ich hörte davon.« Und um einer Frage seinerseits zuvorzukommen, fügte ich hinzu: »Er wird sie gezüchtigt haben, und nun kommen wohl die widerspenstigen Araber an die Reihe.«

Er horchte auf und blickte mich forschend an.

»Woraus vermuthest Du das, Emir?«

»Weil er selbst mit mir davon sprach.«

»Er selbst? Der Mutessarif?«

»Ja.«

»Wann?«

»Als ich bei ihm war, natürlich.«

»Wie kam er dazu?« erkundigte er sich, ohne eine Miene des Unglaubens ganz verbergen zu können.

»Jedenfalls weil er Vertrauen zu mir hatte und gewillt ist, mir in Beziehung auf diesen Kriegszug eine Aufgabe zu ertheilen.«

»Welche?«

»Hast Du einmal etwas von Politik und Diplomatie gehört, Mutesselim?«

Er lächelte überlegen.

»Wäre ich Commandant von Amadijah, wenn ich nicht ein Diplomat wäre?«

»Du hast sehr Recht! Aber warum zeigst Du es mir nicht, daß Du ein solcher bist?«

»Bin ich undiplomatisch gewesen?«

»Sehr.«

»In wiefern?«

»Weil Du mich nach meiner Aufgabe in so direkter Weise fragst, daß ich erstaunen muß. Ich darf von ihr nicht sprechen, und Du hättest es nur durch eine feine und kluge Ausforschung erfahren können.«

»Warum dürftest Du es mir nicht sagen? Der Mutesarif hat kein Geheimniß vor mir!«

»Du mußtest mich fragen, um etwas über diese Angelegenheit zu erfahren; dies ist doch der sicherste Beweis, daß der Mutessarif gegen mich offenerziger gewesen ist, als gegen Dich. Wie nun, wenn ich grad in einer Sache, die auf seinen Einfall in das Gebiet der Araber Bezug hat, nach Amadijah gekommen wäre?«

»Das ist nicht möglich!«

»Das ist sehr möglich! Ich will Dir nur soviel vertrauen, daß der Gouverneur mich nach meiner Rückkehr von Amadijah zu den Weideplätzen der Araber senden wird. Ich soll dort heimlich das Terrain studiren, damit ich ihm meine Vorschläge machen kann.«

»Ist dies wahr?«

»Ich sage es Dir im Vertrauen, folglich ist es wahr.«

»Dann bist Du ein großer Inandschi<sup>1</sup> von ihm!«

»Vermuthlich!«

»Und hast Einfluß auf ihn!«

»Wenn dies der Fall wäre, so dürfte ich es doch nicht behaupten. Sonst könnte ich diesen Einfluß doch sehr leicht verlieren.«

»Emir, Du machst mich besorgt!«

»Warum?«

»Ich weiß, daß die Gnade des Mutessarif nicht über mir leuchtet. Sage mir, ob Du wirklich sein Freund und Vertrauter bist!«

»Er hat mir mitgetheilt, was er Andern vielleicht nicht sagen würde, sogar von seinem Zuge gegen die Dschesidi hat er mir vorher gesagt; ob ich aber sein Freund bin, das ist eine Frage, deren Beantwortung Du mir erlassen mußt.«

»Ich werde Dich auf die Probe stellen, ob Du wirklich mehr weißt, als Andere!«

»Thue es!« sagte ich zuversichtlich, obgleich ich innerlich einige Besorgniß fühlte.

»Auf welchen Stamm der Araber hat er es besonders abgesehen?«

»Auf die Schammar.«

»Und auf welche Abtheilung derselben?«

»Auf die Haddedihn.«

Jetzt nahm sein scharfes Gesicht einen lauernden Ausdruck an.

---

<sup>1</sup>Vertrauter.

»Wie heißt der Scheik derselben?«

»Mohammed Emin. Kennst Du ihn?«

»Nein. Aber ich hörte, der Mutessarif soll ihn gefangen genommen haben. Er hat doch sicher davon zu Dir gesprochen, da er Dir sein Vertrauen schenkte und Dich zu den Arabern senden will!«

Dieser gute Mann machte wirklich eine Anstrengung, diplomatisch zu sein! Ich aber lachte ihm in das Gesicht.

»O Mutesselim, Du stellst mich da sehr hart auf die Probe! Ist Amad el Ghandur so alt, daß Du ihn mit Mohammed Emin, seinem Vater, verwechselst!«

»Wie kann ich sie verwechseln, da ich Beide noch nie gesehen habe!«

Ich erhob mich.

»Laß uns unser Gespräch beenden! Ich bin kein Gendschi<sup>1</sup> den man narren darf. Aber wenn Du den Gefangenen sehen willst, so gehe hinab in das Gefängniß; der Sergeant wird Dir ihn zeigen. Ich sage Dir nur: Halte es geheim, wer er ist, und laß ihn ja nicht entkommen! Solange der zukünftige Scheik der Haddeihn sich in der Gewalt des Mutessarif befindet, kann dieser Letztere den Arabern Bedingungen stellen. Jetzt erlaube, daß ich gehe!«

»Emir, ich wollte Dich nicht beleidigen. Bleibe!«

»Ich habe heute noch Anderes zu thun.«

---

<sup>1</sup>Knabe.

»Du mußt bleiben, denn ich habe Dir ein Mahl bereiten lassen!«

»Ich kann in meiner Wohnung speisen und danke Dir. Übrigens steht draußen ein Kurde, der nothwendig mit Dir zu sprechen hat. Er war eher da als ich, und darum wollte ich ihm den Vortritt lassen; er war aber so höflich, dies abzulehnen.«

»Er ist ein Bote des Bey von Gumri. Er mag warten!«

»Mutesselim, erlaube, daß ich Dich vor einem Fehler warne!«

»Vor welchem?«

»Du behandelst diesen Bey wie einen Feind oder doch wie einen Mann, den man nicht zu achten oder zu fürchten braucht!«

Ich sah es ihm an, daß er sich Mühe gab, eine zornige Aufwallung zu beherrschen.

»Willst Du mir Lehren geben, Emir, Du, den ich gar nicht kenne?«

»Nein. Wie kann ich es wagen, Dich belehren zu wollen, da Du mehr als mein Alter hast! Bereits als wir von der Magie sprachen, habe ich Dir bewiesen, daß ich Dich für weiser halte, als daß ich Dich belehren könnte. Aber einen Rath darf auch der Jüngere dem Älteren ertheilen!«

»Ich weiß selbst, wie man diese Kurden zu behandeln hat. Sein Vater war Abd el Summit Bey, der meinen Vorgängern und besonders dem armen Selim Zilahi so große Mühe machte!«

»Soll sein Sohn Euch dieselbe Mühe machen? Der Mutessarif braucht seine Truppen gegen die Araber, und einen Theil derselben muß er stets gegen die Dschesidi bereit halten, denen er nicht trauen darf. Was wird er sagen, wenn ich ihm mittheile, daß Du die Kurden von Berwari so behandelst, daß auch hier ein Aufstand zu befürchten steht, wenn sie merken, daß der Gouverneur augenblicklich nicht die Macht besitzt, ihn niederzudrücken? Thue, was Du willst, Mutesse-  
lim. Ich werde Dir weder eine Lehre noch einen Rath ertheilen.«

Dieses Argument frappirte ihn; das sah ich ihm an.

»Du meinst, daß ich den Kurden empfangen soll?«

»Thue, was Du willst. Ich wiederhole es!«

»Wenn Du mir versprichst, bei mir zu essen, so werde ich ihn in Deiner Gegenwart hereinkommen lassen.«

»Unter dieser Bedingung kann ich hier bleiben; denn ich gehe meist ja deßhalb, damit er nicht meinerwegen noch länger warten müsse.«

Der Mutesselim klatschte in die Hände, und aus einer Nebenthüre trat der Diener ein, welcher den Befehl erhielt, den Kurden herein zu rufen. Dieser schritt in stolzer Haltung in das Zimmer und grüßte mit einem ›Sellam‹, ohne sich zu bücken.

»Du bist ein Bote des Bey von Gumri?« frug der Com-  
mandant.

»Ja.«

»Was hat mir Dein Herr zu sagen?«

»Mein Herr? Ein freier Kurde hat nie einen Herrn. Er ist mein Bey, mein Anführer im Kampfe, nicht aber mein Gebieter. Dieses Wort kennen nur die Türken und Perser.«

»Ich habe Dich nicht rufen lassen, um mich mit Dir zu streiten. Was hast Du an mich auszurichten?«

Der Kurde mochte ahnen, daß ich die Ursache sei, daß er nicht länger zu warten brauchte. Er warf mir einen verständnißvollen Blick zu und antwortete sehr ernst und langsam:

»Mutesselim, ich hatte etwas auszurichten; da ich aber so lange warten mußte, habe ich es vergessen. Der Bey muß Dir also einen andern Boten senden, der es wohl nicht vergessen wird, wenn er nicht zu warten braucht!«

Das letzte Wort sprach er bereits unter der Thüre; dann war er verschwunden. Der Commandant machte ein ganz verblüfftes Gesicht. So etwas hatte er nicht erwartet, während ich mir im Stillen sagte, daß kein europäischer Ambassadeur correcter hätte handeln können, als dieser junge, einfache Kurde. Es zuckte mir förmlich in den Beinen, ihm nachzueilen, um ihm meine Achtung und Anerkennung auszusprechen. Auch der Mutesselim wollte ihm nachspringen, aber in etwas anderer Absicht.

»Schurke!« rief er aufspringend. »Ich werde — — —«

Er besann sich aber doch und blieb stehen. Ich stopfte mir sehr gleichmütig meinen Tschibuk und brannte an.

»Was sagst Du dazu, Emir?«

»Daß ich es so kommen sah. Ein Kurde ist kein heuchelnder Grieche und auch kein schmutziger Jude, der sich nicht einmal krümmt, wenn man ihn tritt. Was wird der Bey von Gumri thun, und was wird der Mutessarif sagen!«

»Du wirst es ihm erzählen?«

»Ich werde schweigen, aber er wird die Folgen sehen.«

»Ich lasse diesen Kurden zurückrufen!«

»Er wird nicht kommen.«

»Ich will ihm ja nicht zürnen!«

»Er wird das nicht glauben. Es gibt nur einen Einzigen, der ihn bewegen kann, zurückzukehren.«

»Wer ist das?«

»Ich bin es.«

»Du?«

»Ja. Ich bin sein Freund; er wird vielleicht auf meine Stimme hören.«

»Du bist sein Freund? Du kennst ihn?«

»Ich habe ihn in Deinem Vorzimmer zum ersten Male gesehen. Aber ich sprach zu ihm wie zu einem Manne, welcher der Bote eines Bey ist, und das hat ihn sicher zu meinem Freund gemacht.«

»Du weißt jedoch nicht, wo er sich befindet!«

»Ich weiß es.«

»Wo ist er? Fort von Amadijah. Sein Pferd stand unten.«

»Er ist in meiner Wohnung, wohin ich ihn eingeladen habe.«

»Du hast ihn eingeladen? Soll er bei Dir essen?«

»Ich werde ihn als Gast empfangen; die Hauptsache aber ist, daß ich ihm eine Botschaft an den Bey anzuvertrauen habe.«

Der Mutesselim staunte immer mehr.

»Was für eine Botschaft?«

»Ich denke, Du bist ein Diplomat? Frage den Mutesarif!«

»Emir, Du sprichst in lauter Räthseln!«

»Deine Weisheit wird sie sehr bald zu lösen wissen. Ich will Dir aufrichtig sagen, daß Du einen Fehler begangen hast, und da Du weder eine Lehre noch einen Rath von mir annehmen willst, so erlaube mir wenigstens, diesen Fehler wieder gut zu machen, indem ich dem Bey von Gumri eine sehr friedliche Botschaft sende!«

»Ich darf sie nicht wissen?«

»Ich will es Dir im Vertrauen mittheilen, trotzdem es ein diplomatisches Geheimniß ist: Ich habe ihm ein Geschenk zu übermitteln.«

»Ein Geschenk? Von wem?«

»Das darf ich allerdings nicht sagen, aber Du kannst es vielleicht errathen, wenn ich Dir gestehe, daß der

betreffende Beamte und Gebieter, von dem es kommt, im Westen von Amadijah wohnt und sehr wünscht, daß der Bey von Gumri ihm nicht feindlich gesinnt werde.«

»Herr, jetzt sehe ich, daß Du wirklich der Vertraute des Mutessarif von Mossul bist; denn von ihm kommt das Geschenk, Du magst es nun sagen oder nicht!«

Der Mann war ein Schwachkopf und ganz unfähig für sein Amt. Ich erfuhr später, daß er die Creatur seines Vorgängers gewesen war, der selbst auch den Sprung vom Nefus Emini in Zillah in Kleinasien zum Mutesselim von Amadijah gethan hatte. Mein Besuch bei diesem Commandanten hatte eine ganz unerwartete, frappante Wendung erhalten. Für was er mich nahm, das konnte ich zwar hören und vermuthen, nicht aber sicher behaupten; und doch führte mich der eigenthümliche Gang unsers Gespräches dazu, ihm Dinge zu sagen, Dinge wissen oder ahnen zu lassen, von denen er recht wohl auf die Absicht unserer Anwesenheit hätte schließen können. Er hatte wohl kaum das rechte Zeug, ein guter Dorfältester, viel weniger aber Mutesselim zu sein; und doch dauerte er mich im Geheimen, wenn ich an die Verlegenheit dachte, in welche ihn das Gelingen unsers Vorhabens bringen mußte. Die Möglichkeit, ihn dabei zu schonen, wäre mir willkommen gewesen; aber es gab sie ja nicht.

Die Fortsetzung unseres Gespräches wurde aufgeschoben, da man das Essen brachte. Es bestand aus einigen Stücken des geliehenen Hammels und einem

mageren Pillau. Der Commandant langte fleißig zu und vergaß dabei das Sprechen; als er sich aber gesättigt hatte, frug er:

»Du wirst den Kurden wirklich bei Dir treffen?«

»Ja; denn ich glaube, daß er sein Wort hält.«

»Und ihn wieder zu mir schicken?«

»Wenn Du es haben willst, ja.

»Wird er auf Dich warten?«

Dies war ein leiser Fingerzeig, der seinen Grund nicht in einem Mangel an Gastfreundlichkeit, sondern in der Besorgniß hatte, daß der Bote die Geduld auch bei mir verlieren werde. Darum antwortete ich:

»Er will bald aufbrechen, und darum wird es gerathen sein, daß ich ihn nicht ermüde. Erlaubst Du, daß wir gehen?«

»Unter der Bedingung, daß Du mir versprichst, heute Abend abermals mein Gast zu sein.«

»Ich verspreche es. Wann wünschest Du, daß ich komme?«

»Ich werde es Dir durch Selim Agha wissen lassen. Überhaupt bist Du mir willkommen, wann und so oft Du kommst.«

Unser Gastmahl hatte also nicht lange Zeit in Anspruch genommen. Wir brachen auf und wurden in sehr höflicher Weise von ihm bis hinunter vor das Thor begleitet. Dort warteten unsere beiden Begleiter mit den Pferden auf uns.

»Du hast einen Baschi-Bozuk bei Dir?« frug der Commandant.

»Ja, als Khawaß. Der Mutessarif bot mir ein großes Gefolge an, doch ich bin gewohnt, mich selbst zu beschützen.«

Jetzt erblickte er den Rappen.

»Welch ein Pferd! Hast Du es gekauft oder groß gezogen?«

»Es ist ein Geschenk.«

»Ein Geschenk! Herr, der es Dir schenkte, ist ein Fürst gewesen! Wer war es?«

»Auch das ist ein Geheimniß; aber Du wirst ihn vielleicht bald sehen.«

Wir stiegen auf, und sofort brüllte Selim Agha seiner Wachtparade, die auf uns gewartet hatte, den Befehl entgegen:

»Silahlarile nischanlaryn – zielt mit den Gewehren!«

Sie legten an, aber nicht zwei von den Flinten bildeten eine Linie mit einander.

»Tschalghy, schamataji kylyn – Musik, macht Lärm!«

Das vorige Wimmern und Kaffeemahlen begann.

»Hepsi herbiri halan atyn – schießt Alle zugleich los!«

O weh! Kaum die Hälfte dieser Mordgewehre hatte den Muth, einen Laut von sich zu geben. Der Agha rollte die Augen; die Träger der confusen Schießinstrumente rollten auch die Augen und bearbeiteten die Schlösser ihrer Vorderlader, aber erst nachdem wir

bereits um die nächste Ecke gebogen waren, erklang hier und da ein leises Gekläff, welches uns vermuthen ließ, daß wieder einmal ein Pfropfen aus dem Laufe geschlingert worden sei.

Als wir zu Hause anlangten, saß der Kurde in meinem Zimmer auf meinem Teppich und rauchte aus meiner Pfeife meinen Tabak. Das freute mich, denn es bewies mir, daß unsere Ansichten über Gastlichkeit ganz dieselben seien.

»Kheir att, hemscher – willkommen, Freund!« begrüßte ich ihn.

»Wie, Du redest kurdisch?« frug er erfreut.

»Ein wenig nur, aber wir wollen es versuchen!«

Ich hatte Halef den Befehl gegeben, für mich und den Gast bei irgend einem Speisewirthe etwas Eßbares aufzutreiben und konnte mich also dem Boten des Bey von Gumri ruhig widmen. Ich steckte mir nun auch eine Pfeife an und ließ mich an seiner Seite nieder.

»Ich habe Dich länger warten lassen, als ich wollte,« begann ich; »ich mußte mit dem Mutesselim essen.«

»Herr, ich habe gern gewartet. Die schöne Jungfrau, welche Deine Wirthin ist, mußte mir eine Pfeife reichen, und dann habe ich mir von Deinem Tabak genommen. Ich hatte Dein Angesicht gesehen und wußte, daß Du mir nicht darüber zürnen würdest.«

»Du bist ein Krieger des Bey von Gumri; was mein ist, das ist auch Dein. Auch muß ich Dir danken für das

Vergnügen, welches Du mir bereitet hast, als ich mich bei dem Commandanten befand.«

»Welches?«

»Du bist ein Jüngling, aber Du hast als Mann gehandelt, als Du ihm Deine Antwort gabst.«

Er lächelte und sagte:

»Ich hätte anders mit ihm gesprochen, wenn ich allein gewesen wäre.«

»Strenger?«

»Nein, sondern milder. Da aber ein Zeuge zugegen war, so mußte ich die Ehre Dessen wahren, der mich gesendet hat.«

»Du hast Deinen Zweck erreicht. Der Mutesselim wünscht, daß Du zu ihm zurückkehrst, um Deine Botschaft auszurichten.«

»Ich werde ihm diesen Gefallen nicht erweisen.«

»Auch mir nicht?«

Er blickte auf.

»Wünschst Du es?«

»Ich bitte Dich darum. Ich habe ihm versprochen, diese Bitte an Dich zu richten.«

»Kennst Du ihn? Bist Du sein Freund?«

»Ich habe ihn noch niemals gesehen und war heute zum ersten Male bei ihm.«

»So will ich Dir sagen, was für ein Mann er ist. Eigentlich schildere ich Dir diesen Mann am besten, wenn ich Dir weiter nichts sage, als daß der Saliahn<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>Die Vermögenssteuer.

jetzt nur kaum zwanzigtausend Piaster für Amadijah einbringt, und daß er nicht, wie es doch an der Regel wäre, die Pacht der Steuern hat. Die hat man ihm genommen. Der Sultan hört selten eine Beschwerde an; hier aber hat er hören müssen, denn es war zu himmel-schreiend. Er plünderte die Einwohner dermaßen, daß sie auch im Winter im Gebirge blieben und sich nicht in die Stadt zurückwagten. Nun ist der ganze Distrikt verarmt, und der Hunger ist ein steter Gast der Leute geworden. Der Mutesselim braucht immer Geld und borgt, und wer ihm da nicht zu Willen ist, der hat seine Rache zu befürchten. Übrigens ist er ein feiger Mensch, der nur gegen den Schwachen muthig ist. Seine Soldaten hungern und frieren, weil sie weder Speise noch Kleidung erhalten, und ihre guten Gewehre hat er gegen schlechte umgetauscht, um den Profit für sich zu nehmen, und wenn für die paar Kanonen, welche die Festung vertheidigen sollen, das Pulver kommt, so verkauft er es an uns, um Geld zu erhalten.«

Das war also eine echt türkische Wirthschaft! Nun brauchte ich mich nicht über die effectvolle Schießübung zu wundern, deren Augen- und Ohrenzeuge ich gewesen war.

»Und wie steht er mit Deinem Bey?« erkundigte ich mich.

»Nicht gut. Es kommen viele Kurden nach der Stadt, entweder um hier einzukaufen oder Lebensmittel zu

verkaufen. Für diese hat er eine hohe Steuer eingeführt, die der Bey nicht leiden will. Auch maßt er sich in vielen Fällen eine Gewalt über uns an, die ihm gar nicht gehört. Zwei Kurden haben sich kürzlich in Amadjah Blei und Pulver gekauft, und man verlangte ihnen am Thore eine Steuer dafür ab. Das war noch nie vorgekommen; sie hatten nicht genug Geld zur Bezahlung der Steuer, welche noch höher war, als der Preis der so schon theuren Ware, und so wurden sie in das Gefängniß gesteckt. Der Bey verlangte ihre Freiheit und gab zu, daß man das Pulver und Blei confisciren möge; aber der Mutesselim ging nicht darauf ein. Er verlangte die confiscirte Waare, den Zoll, eine Strafsumme und dann auch noch Bezahlung der Untersuchungs- und Gefängnißkosten, so daß aus zwanzig Piastern hundertundvierzig geworden sind. Ehe diese nicht bezahlt werden, gibt er die Leute nicht los und rechnet ihnen zehn Piaster für den Tag als Verpflegungsgelder an.«

»In dieser Angelegenheit wolltest Du mit ihm reden?«

»Ja.«

»Solltest Du die Summe bezahlen?«

»Nein.«

»Nur unterhandeln? Das würde zu nichts führen.«

»Ich soll ihm sagen, daß wir jeden Mann aus Amadjah, der unser Gebiet betritt, gefangen nehmen und zurückhalten werden, bis die beiden Männer wieder bei uns sind.«

»Also Repressalien! Das würde keine großen Folgen haben, denn ihm ist es wohl sehr gleich, ob ein Bewohner Amadijah's Euer Gefangener ist oder nicht. Und sodann müßt Ihr bedenken, daß aus einem solchen Verfahren sehr leicht bedeutende Conflictte entstehen können. Das beste würde sein, wenn es diesen Männern gelänge, zu entfliehen.«

»Das sagt auch der Bey; aber eine Flucht ist nicht möglich.«

»Warum nicht? Ist die Bewachung so streng?«

»O, die Wächter machen uns keine Sorge. Es ist ein Sergeant mit drei Männern, die wir bald überwältigt hätten; aber das könnte einen Lärm ergeben, der uns gefährlich werden möchte.«

»Gefährlich? Hm!«

»Die Hauptsache aber: es ist ganz unmöglich, in das Gefängniß zu kommen.«

»Warum?«

»Die Mauern sind zu stark, und der Eingang mit zwei Thüren verschlossen, die mit starkem Eisen beschlagen sind. Das Gefängniß stößt an den Garten dieses Hauses, wo der Agha der Arnauten wohnt; jedes ungewöhnliche Geräusch kann ihn aufmerksam machen und uns verderblich werden. Wir müssen auf den Gedanken einer Flucht verzichten.«

»Auch wenn Ihr einen Mann findet, der bereit ist, Euch behilflich zu sein?«

»Wer wäre dies?«

»Ich!«

»Du, Emir? O, das wäre gut! Und wie wollte ich Dir danken! Die beiden Männer sind mein Vater und mein Bruder.«

»Wie ist Dein Name?«

»Dohub. Meine Mutter ist eine Kurdin von dem Stamme der Dohubi.«

»Ich muß Dir sagen, daß ich selbst hier fremd bin und also nicht weiß, wie eine Flucht zu bewerkstelligen ist; aber Dein Bey wurde mir empfohlen, und auch Dir bin ich gewogen. Ich werde bereits morgen forschen, was man in dieser Angelegenheit unternehmen kann.«

Hinter dieser Zusicherung versteckte sich allerdings auch ein kleiner Eigennutz. Es war ja sehr leicht möglich, daß wir der Unterstützung des Bey von Gumri bedurften, und dieser konnten wir uns am besten versichern, wenn wir seine eigenen Leute in Schutz nahmen.

»Du meinst also, daß ich zum Mutesselim gehen soll?«

»Ja, gehe zu ihm und versuche Dein Heil noch einmal durch Verhandlung; ich habe mir Mühe gegeben, ihn zu bearbeiten, daß er Deine Verwandten vielleicht freiwillig entläßt.«

»Herr, hättest Du dies wirklich gethan?«

»Ja.«

»Wie hast Du es angefangen?«

»Dir dies zu sagen, würde zu weit führen; aber ich werde Dir einige Worte aufschreiben, die Dir vielleicht von Nutzen sein werden, wenn Du meinem Rathe Folge leistest.«

»Welchen Rath gibst Du mir?«

»Sprich nicht zu ihm von Repressalien. Sage zu ihm, wenn er die Gefangenen nicht heute noch freigäbe, so würdest Du sofort zum Mutessarif nach Mossul reiten und ihm sagen, daß die Berwari-Kurden sich erheben werden. Dabei mußt Du vorübergehend erwähnen, daß Du durch das Gebiet der Dschesidi reiten und mit Ali Bey, ihrem Feldherrn, reden wirst.«

»Herr, das ist zuviel gesagt und auch zuviel gewagt!«

»Thue es dennoch; ich rathe es Dir und habe meinen Grund dazu. Er hält die Gefangenen wohl meist deshalb so fest, weil er Euch Geld abpressen will, welches er sehr nöthig brauchte; jetzt aber fällt dieser Grund fort, weil wir ihm ein bedeutendes Geschenk an Pia stern gemacht haben.«

»So werde ich zu ihm gehen!«

»Und zwar jetzt gleich. Dann aber kommst Du wieder zu mir, damit ich Dir meine Botschaft an den Bey sagen kann!«

Ich schrieb auf ein Blatt meines Notizbuches folgende Worte in türkischer Sprache: »Erlaube mir, Dir das Anliegen dieses Kurden an das Herz zu legen, und vermeide es, den Mutessarif zu erzürnen!« Nachdem ich

meinen Namen hinzugefügt hatte, übergab ich Dohub diese Zeilen, mit denen er sich eilig entfernte.

Ich hatte die Kühnheit, mich als einflußreiche Persönlichkeit zu fühlen; ich handelte abenteuerlich, das ist wahr; aber der Zufall hatte mich nun einmal, so zu sagen, an eine Kletterstange gestellt und mich bis über die Hälfte derselben emporgeschoben; sollte ich wieder herabrutschen und den Preis aufgeben, da es doch nur einer Motion bedurfte, um vollends empor zu kommen?

Da kam Halef zurück und brachte eine solche Ladung kalter Speisen und Früchte, als habe er uns für eine Woche zu verproviantiren.

»Sehr reichlich, Hadschi Halef Omar!« sagte ich.

»Allah akbar; Allah ist groß, Sihdi, aber mein Hunger ist noch größer. Weißt Du, daß ich und der kleine Ifra seit heute morgen in Spandareh gar nichts gegessen haben?«

»So eß! Aber trage vor allen Dingen hier auf, damit mein Gast nicht hungrig von mir geht. Hast Du Wein?«

»Nein. Du bist ein echter Gläubiger geworden und willst noch immer den Trank der Ungläubigen genießen! Allah kerihm; ich bin ein Moslem und soll in Amadjah Wein verlangen?«

»So werde ich mir selbst welchen holen. Verstehst Du!«

»Nein, Sihdi, das sollst Du nicht; aber hier reden viele Leute kurdisch, was ich gar nicht verstehe, und das

Türkische kenne ich nur wenig. Ich kann also nur Dinge kaufen, deren Namen ich weiß.«

»Wein heißt türkisch Scharab und kurdisch Scherab; das ist sehr leicht zu merken. Master Lindsay will welchen haben; also geh und hole!«

Er ging. Als sich dabei die Thür öffnete, hörte ich unten die scheltende Stimme Mersinah's, in welche sich die bittende Stimme eines Mannes mischte, und gleich darauf kehrte Halef zurück.

»Sihdi, es ist ein Mann unten, den die Wirthin nicht herauf lassen wollte.«

»Wer ist es?«

»Ein Bewohner von Amadijah, dessen Tochter krank ist.«

»Was hat dies mit uns zu thun?«

»Verzeihe, Sihdi! Als ich vorhin Brod kaufte, kam ein Mann gerannt, der mich beinahe über den Haufen riß. Ich fragte ihn, was er so eilig zu laufen habe, und er sagte mir, daß er nach einem Hekim<sup>1</sup> suche, weil seine Tochter ganz plötzlich krank geworden sei und vielleicht sterben müsse. Da rieth ich ihm, zu Dir zu kommen, wenn er keinen Arzt finden könne, und nun ist er da.«

»Das hast Du dumm gemacht, Halef. Du weißt ja, daß ich die kleine Apotheke, aus welcher ich am Nil kurirte, gar nicht mehr besitze!«

---

<sup>1</sup>Arzt.

»O, Sihdi, Du bist ein großer Gelehrter und kannst einen Kranken auch ohne die Körner gesund machen, die Du damals gabst.«

»Aber ich bin doch eigentlich kein Arzt!«

»Du kannst Alles!«

Was war zu thun? Halef hatte in Erinnerung an die damaligen Backschisch jedenfalls wieder einmal sehr Großes von mir berichtet, und ich war nun Derjenige, der den angeschnittenen Apfel zu verspeisen hatte.

»Die Wirthin ist klüger wie Du, Halef! Aber gehe und hole den Mann herauf!«

Er ging und schob bald nachher einen Fremden herein, dem der Schweiß von der Stirn in den Bart herabtropfte. Es war ein Kurde; das sah man an dem Tolik<sup>1</sup> der ihm unter dem etwas gelüpfen Turban hervor über die Stirne herabfiel; doch trug er türkische Kleidung.

»Sallam!« grüßte er eilig. »O Herr, komm schnell, sonst stirbt meine Tochter, die bereits von dem Himmel redet!«

»Was fehlt ihr?«

»Sie ist von einem bösen Geist besessen, der sie umbringen wird.«

»Wer sagte das?«

»Der alte türkische Hekim, den ich holte. Er hat ihr ein Amulett umgehängt, aber er meinte, daß es nicht helfen werde.«

»Wie alt ist Deine Tochter?«

---

<sup>1</sup>Haarlocke über der Stirn.

»Sechzehn Jahre.«

»Leidet sie an Krämpfen oder Fallsucht?«

»Nein, sie ist niemals krank gewesen bis auf den heutigen Tag.«

»Was thut der böse Geist mit ihr?«

»Er ist ihr in den Mund gefahren, denn sie klagte, daß er ihr den Hals zerkratze; dann machte er ihr die Augen größer, damit er herausgucken könne. Ihr Mund ist roth und auch ihr Gesicht, und nun liegt sie da und redet von den Schönheiten des Himmels, in den sie blicken kann.«

Hier war schleunige Hilfe nöthig, denn es lag jedenfalls eine Vergiftung vor.

»Ich will sehen, ob ich Dir helfen kann. Wohnst Du weit von hier?«

»Nein.«

»Gibt es außer dem alten Hekim noch einen Arzt?«

»Nein.«

»So komm schnell!«

Wir eilten fort. Er führte mich durch drei Gassen und dann in ein Haus, dessen Äußeres eine gewisse Stättlichkeit zeigte. Der Besitzer desselben konnte nicht zu den ärmeren Leuten gehören. Wir passirten zwei Zimmer und traten dann in ein drittes. Auf einem niedrigen Polster lag ein Mädchen lang ausgestreckt auf dem Rücken. An ihrer Seite knieten einige weinende Frauen, und in der Nähe hockte ein alter Mann, der seinen

Turban abgenommen hatte und, gegen die Kranke gerichtet, laute Gebete murmelte.

»Bist Du der Hekim?« frug ich ihn.

»Ja.«

»Was fehlt dieser Kranken?«

»Der Teufel ist in sie gefahren, Herr!«

»Albernheit! Wenn der Teufel in ihr steckte, würde sie nicht von dem Himmel sprechen.«

»Herr, das verstehst Du nicht! Er hat ihr das Essen und Trinken verboten und sie schwindelig gemacht.«

»Laßt mich sie sehen!«

Ich schob die Weiber beiseite und kniete neben ihr nieder. Es war ein sehr schönes Mädchen.

»Herr, rette meine Tochter vom Tode,« jammerte eine der Frauen, »und wir werden Dir Alles geben, was wir besitzen.«

»Ja,« bestätigte der Mann, welcher mich geholt hatte. »Alles, Alles sollst Du haben, denn sie ist unser einziges Kind, unser Leben.«

»Rette sie,« ertönte eine Stimme aus dem Hintergrunde des Raumes; »so sollst Du Reichthum besitzen und Gottes Liebling sein!«

Ich schaute nach dieser Gegend hin und sah eine alte Frau, deren Äußeres mich schauern machte. Sie schien ihre hundert Jahre zu zählen; ihre Gestalt war tief gebeugt und bestand wohl nur aus Haut und Knochen; ihr fürchterlich hageres Gesicht machte geradezu den Eindruck eines Totenkopfes, aber von ihrem Haupte

hingen zwei schwere weiße Haarzöpfe fast bis auf den Boden herab.

»Ja, rette sie, rette mein Urenkelkind!« wiederholte sie, indem sie bittend die gefalteten, ausgedorrten Hände erhob, von denen ein Rosenkranz hernieder hing. »Ich werde niederknien und zur schmerzreichen Mutter Gottes bitten, daß es Dir gelingen möge.«

Eine Katholikin! Hier unter den Kurden und Türken!

»Bete,« antwortete ich ergriffen; »ich werde versuchen, ob hier ein Mensch noch helfen kann!«

Die Kranke lag da mit offenen, heiteren Augen; aber ihre Pupillen waren sehr erweitert. Ihr Angesicht war stark geröthet, Athem und Puls gingen schnell, und ihr Hals bewegte sich unter einem krampfhaften Würgen. Ich frug gar nicht, wann die Krankheit ausgebrochen sei; ich war Laie, aber ich hatte die Überzeugung, daß die Kranke Belladonna oder Stramonium genossen habe.

»Hat Deine Tochter gebrochen?« frug ich den Mann.

»Nein.«

»Hast Du einen Spiegel?«

»Einen kleinen hier.«

»Gib ihn her!«

Der alte Hekim lachte heiser:

»Der böse Geist soll sich im Glase besehen!«

Ich antwortete ihm gar nicht und ließ das durch die Fensteröffnung eindringende Licht der bereits niedersteigenden Sonne so auf den Spiegel fallen, daß es auf

das Gesicht der Kranken gebrochen wurde. Der blendende Strahl übte keine Wirkung auf die Iris der Kranken aus.

»Wann hat Deine Tochter zum letzten Male gegessen?« frug ich.

»Das weiß ich nicht,« antwortete der Vater. »Sie war allein.«

»Wo?«

»Hier.«

»Es ist kein böser Geist in sie gefahren, sondern sie hat ein Aghy<sup>1</sup> gegessen oder getrunken!«

»Allah il Allah! Ist das wahr, Herr?«

»Ja.«

»Glaubt es nicht!« mahnte der Hekim. »Der Teufel ist in ihr.«

»Schweig, alter Narr! Habt ihr Citronen hier?«

»Nein.«

»Kaffee?«

»Ja.«

»Könnt ihr Galläpfel bekommen?«

»Deren wachsen viel in unsern Wäldern. Wir haben welche im Hause.«

»Macht schnell einen sehr starken, heißen Kaffee fertig und kocht Galläpfel in Wasser. Schickt auch nach Citronen!«

---

<sup>1</sup>Gift.

»Ha, er will den Teufel mit Galläpfeln, Citronen und Kaffee füttern!« verwunderte sich der Hekim, indem er vor Entsetzen die Hände zusammenschlug.

Ich steckte in Ermangelung von etwas Anderm den Finger in den Mund der Kranken, um sie zum Erbrechen zu reizen, wobei ich den Finger durch den Griff meines Messers vor ihren Zähnen schützte. Nach einiger Mühe gelang das Experiment, wenn auch unter der schmerzlichsten Anstrengung des Mädchens. Ich wiederholte es, doch war die Entleerung nicht hinlänglich.

»Gibt es eine Etschzaga<sup>1</sup> in der Nähe?« frug ich, da ein Vomitiv nothwendig war.

»In derselben Gasse.«

»Komm schnell; führe mich!«

Wir gingen. Mein Führer blieb vor einem kleinen Laden stehen.

»Hier wohnt der Attar!«<sup>2</sup> sagte er.

Ich trat in die kleine Budika und sah mich von einem Chaos von allerlei nöthigen und unnöthigen Dingen umgeben. Ranzige Pommaden, Pfeifenrohre, alte, vertrocknete Pflaster und Talglichter, Rhabarber und brauner Zucker in einem Kasten, Kaffeebohnen neben Lindenblüten, Pfefferkörner und geschabte Kreide, Senesblätter in einer Büchse, auf welcher ›Honig‹ stand; Drahtnägeln, Ingwer und Kupfervitriol, Seife, Tabak und

---

<sup>1</sup>Apotheke.

<sup>2</sup>Kräuterhändler.

Salz, Brillen, Essig, Charpie, Spießglanz, Tinte, Hanfsamen, Gallizenstein, Zwirn, Gummi, Baldrian, Knöpfe und Schnallen, Theer, eingemachte Wallnüsse, Teufelsdreck und Feigen. – Alles lag hier friedlich bei-, neben-, unter-, über- und durcheinander, und dabei saß ein schmutziges Männlein, welches grad so aussah, als habe es alle diese Mittel und Ingredienzien so eben innerlich und äußerlich an sich selbst probirt. Welches Unheil hatte dieser Attar wohl bereits angerichtet!

Ich konnte für meine Zwecke nur Kupfervitriol bekommen und nahm noch ein Fläschchen Salmiakgeist mit. Das Erstere wirkte nach unserer Rückkehr zur Kranken recht befriedigend. Dann gab ich ihr starken Kaffee mit Citronensaft und dann den Galläpfelaufguß. Hierauf schärfte ich zur Verhütung eines etwaigen Steck- und Schlagflusses ihren Verwandten ein, sie durch Schütteln, Bespritzen mit kaltem Wasser und Riechenlassen an dem Salmiakgeist möglichst am Einschlafen zu verhindern, und versprach baldigst wiederzukommen.

Diese Behandlung war wohl keine ganz richtige, aber ich verstand es nicht besser, und – sie hatte Erfolg. Nun konnte ich, da die augenblickliche Gefahr entfernt zu sein schien, auch an Anderes denken. Ich blickte mich im Zimmer genau um und sah ein kleines Körbchen in der Ecke stehen, welches noch ziemlich mit Maulbeeren gefüllt war. Zwischen diesen sah ich mehrere – Tollkirschen liegen.

»Willst Du den bösen Geist sehen, der in die Kranke gefahren ist?« fragte ich den Hekim.

»Einen Geist kann man nicht sehen. Und selbst wenn dies möglich wäre, könntest Du ihn mir nicht zeigen, da Du nicht an ihn glaubst. Wenn das Mädchen nicht stirbt, so hat mein Amulett geholfen.«

»Hast Du nicht gesehen, daß ich es ihr sofort vom Halse nahm? Hier liegt es, ich werde es öffnen.«

»Das darfst Du nicht!« rief er, schnell zugreifend.

»Laß ab, Alter! Meine Hand ist kräftiger als die Deine. Warum darf ich es nicht öffnen?«

»Weil ein Zauber darinnen ist. Du würdest sofort von demselben Geiste besessen werden, der in dem Mädchen steckt!«

»Wollen sehen!«

Er wollte es verhindern, aber ich öffnete das vier-eckig zusammengenähte Stück Kalbleder – und fand darinnen eine todte Fliege.

»Laß Dich nicht auslachen mit diesem unschuldigen Thierchen!« lachte ich, indem ich die Fliege zu Boden fallen ließ und zertrat. »Nun, wo ist Dein Geist, der mich befallen soll?«

»Warte nur, er wird kommen!«

»Ich werde Dir den Teufel zeigen, der diese Krankheit verschuldet hat. Schau her! Was ist das? Du bist ein Hekim und mußt diese Beeren kennen!«

Ich hielt ihm die Tollkirsche entgegen, und er erschrock.

»Allah sei uns gnädig! Das ist ja die Ölüm kires!<sup>1</sup> Wer diese ißt, der muß sterben, der ist verloren, der kann nicht gerettet werden!«

»Nun, von diesen Früchten hat die Kranke gegessen; das habe ich an ihren Augen gesehen. Wer von ihnen genießt, dessen Augen werden größer; das merke Dir! Und nun setz Deinen Turban auf und mache Dich von hinnen, sonst zwinge ich Dich, von diesen Todeskirschen zu genießen, damit Du siehst, ob Dir eine Sin-ek<sup>2</sup> das Leben retten wird!«

Ich nahm die Kirschen in die Hand und schritt auf ihn zu. Da stülpte er in wahrer Todesangst den Turban auf sein kahl geschorenes Haupt und nahm sehr eilig und ohne allen Abschied Reißaus.

Die Anwesenden sahen ein, daß ich Recht hatte. Auch ohne meine Worte sagte es ihnen die günstige Veränderung, welche mit der Kranken vorgegangen war. Sie ergingen sich in den ehrfurchtsvollsten Dankesbezeugungen, denen ich nur dadurch ein Ende machen konnte, daß ich mich schnell entfernte. Ich hinterließ die Weisung, mich bei einer etwaigen Verschlimmerung gleich holen zu lassen.

Als ich in meiner Wohnung anlangte, traf ich Mersinah, welche soeben mit wüthender Geberde und mit einem großen Löffel in der Hand aus der Küche geschossen kam. Hinter ihr flog ein großer, nasser Hader,

---

<sup>1</sup>Todeskirsche.

<sup>2</sup>Fliege.

der so vortrefflich gezielt war, daß er ihre kleinen, wirren Knackwurstzöpfe erreichte und sich sehr liebevoll um ihr ehrwürdiges Haupt herumschlang. Zugleich ertönte aus dem Innern des auf solche Weise entweihten Heiligthums die Stimme von Hadschi Halef Omar hervor:

»Warte, alter Drache!« rief er; »Du sollst mir noch einmal über meinen guten Kaffee kommen!«

Sie wickelte sich aus der feuchten Umarmung des Haders heraus und ballte denselben zusammen, jedenfalls um ihn in eine rückgängige Bewegung zu versetzen; da erblickte sie mich.

»O, Emir, wie gut ist es, daß Du kommst! Errette mich von diesem wüthenden Menschen!«

»Was gibt es denn, o Rose von Amadijah!«

»Er sagte, er hätte in Deiner Büchse meinen Kaffee gefunden und in meiner Tüte den Deinigen.«

»Das ist wohl auch wahr?«

»Wahr? Ich schwöre es Dir bei Ayescha, der Mutter aller Heiligen, daß ich Deine Büchse nicht angerührt habe!«

»So, Du Großmutter aller Lügnerinnen und Spitzbuben!« ertönte es aus der Küche. »Du bist nicht über unsern Kaffee gerathen, von dem mich zweihundert Drem<sup>1</sup> fünfundzwanzig gute Piaster kosten? Ich werde es dem Sihdi doch beweisen!«

---

<sup>1</sup>1 1/3 Pfund.

Er kam aus der Küche, in der Rechten die neugekaufte Kaffeebüchse und in der Linken eine große, geöffnete Papiertüte.

»Sihdi, Du kennst den Kaffee von Harimah?«

»Du weißt es, daß ich ihn kenne.«

»Suche einmal, wo er ist!«

Ich unterwarf die Büchse und auch die Tüte einer sehr eingehenden und ernsthaften Ocularinspection.

»Er ist in allen Beiden, aber mit schlechteren Bohnen und gedörrten Schalen vermischt.«

»Siehst Du wohl, Effendi! Ich habe guten Harimah gekauft, und hier diese Mutter und Urgroßmutter eines Räubers und Spitzbuben kocht nur schlechten Kaffee, mit Schalen vermengt. Siehst Du nun, daß sie über meine Büchse gerathen ist!«

»Sihdi, Du bist ein gewaltiger Krieger, ein großer Gelehrter und der weiseste aller Richter,« entgegnete die ›Myrte‹, indem sie dem Hadschi ihren Hader sehr unternehmend vor der Nase herumschwenkte. »Du wirst diesen Vater eines Übelthäters und Sohn eines Verleumders streng bestrafen!«

»Bestrafen?« rief Halef ganz erstaunt. »Auch noch!«

»Ja,« entschied sie sehr bestimmt; »denn er ist es, der über meine Tüte gerathen ist und mich betrogen hat. Nur er allein hat den Kaffee vermischt, um mir und meinem Hause vor Deinen Augen Schande zu bereiten!«

»O, Du Ausbund aller neununddreißig Laster!« zürnte Halef ganz ergrimmt; »Du willst es wagen, mich, mich zum Diebe zu machen? Wärest Du nicht ein Weib, so würde ich Dich — —«

»Halt, Halef, zanke nicht, denn ich bin da und werde ein gerechtes Urtheil sprechen! Mersinah, Du behauptest, daß dieser Halef Omar die beiden Arten des Kaffees unter einander gemengt hat?«

»Ja, Emir!«

»So hat er das Seinige zu diesem schwierigen Rechtsfalle beigetragen. Nun thue Du auch das Deinige und lies die Sorten wieder aus einander! Ich werde bald nachsehen, ob es geschehen ist, und dann mein Urtheil sprechen.«

Sie öffnete den Mund, um mir mitzutheilen, daß sie gesonnen sei, Einspruch oder Nichtigkeitsbeschwerde zu erheben, doch Halef kam ihr zuvor:

»Das muß aber schnell geschehen, denn wir brauchen den Kaffee sehr nothwendig!«

»Warum?« frug ich.

»Du hast ja Gäste oben!«

»Wen?«

»Drei Kurden, welche auf Dich warten. Derjenige, welcher Dich bereits besuchte, ist dabei.«

»So hole einstweilen rasch andern Kaffee!«

Ich stieg hastig die Treppe empor, denn die zwei andern Kurden konnten doch wohl nur die beiden Gefangenen sein. Diese Vermuthung bestätigte sich. Als ich eintrat, erhoben sie sich, und Dohub sprach:

»Hier ist der Emir, der Euch gerettet hat! O Effendi, der Mutesselim hat Deine Worte gelesen und mir den Vater und den Bruder zurückgegeben!«

»Sagtest Du ihm, daß Du nach Mossul gehen würdest?«

»Ja. Dein Rath war gut, denn der Commandant wurde sofort freundlicher, und als ich ihm Deinen Brief gab, ließ er Selim Agha rufen, der die Gefangenen bringen mußte.«

»Wie ist es mit dem Zoll und der Strafe?«

»Er hat uns Alles erlassen, aber das Pulver und Blei erhielten wir nicht zurück. Emir, sage uns, wie wir Dir danken sollen!«

»Kennst Du den Nezanum von Spandareh?«

»O, sehr gut! Seine Tochter ist das Weib unseres Bey, und er kommt sehr oft nach Gumri, um Beide zu besuchen.«

»Er ist auch mein Freund. Ich war bis heute früh bei ihm, und er bat mich, den Bey zu besuchen, wenn ich nach Gumri komme.«

»Komm, Herr, komm zu uns. Dein Empfang soll besser sein, als wenn der Mutesselim oder der Mutessarif käme!«

»Ich werde vielleicht kommen; aber bis dahin dürfen wohl noch einige Tage vergehen. Der Nezanum hat mir ein Packet übergeben, welches ich dem Bey überreichen sollte. Es darf nicht lange hier liegen bleiben, und darum bitte ich Euch, es mit nach Gumri zu nehmen. Grüßt mir den Bey und sagt ihm, daß ich sein Freund sei und ihm alles Glück und Gute wünsche!«

»Das ist die Botschaft, die Du uns aufzutragen hast?«

»Ja.«

»Es ist zu wenig, Herr!«

»Vielleicht könnt Ihr mir später eine Liebe erweisen.«

»Wir thun es. Komm nur und befehl, was Du von uns wünschest!«

»Würdet Ihr einem Freunde von mir Schutz gewähren, wenn er von dem Mutesselim verfolgt wird und sich zu Euch flüchtet?«

»Der Commandant würde ihn nie zu sehen bekommen!«

Ich wandte mich zu dem Älteren der beiden andern, denen man die Entbehrungen anmerkte, denen sie während ihrer Gefangenschaft unterworfen gewesen waren.

»Wißt Ihr, wer mit Euch gefangen war?«

»Nein,« antwortete er. »Ich stack in einem finsternen Loche, welches nur ganz wenig Licht erhielt, und ich konnte weder etwas hören, noch etwas sehen.«

Seinem Sohne war es ebenso ergangen.

»Ist der Sergeant, der Euch bewachte, ein böser Mann?«

»Er hat nie mit uns gesprochen. Die einzige menschliche Stimme, welche wir zu hören bekamen, war diejenige des alten schmutzigen Weibes, welches uns das Essen brachte.«

»Wie sind die Wege von hier nach Gumri?«

»Du mußt zunächst in das Thal von Berwari hinab, und zwar auf einem Pfade, der so steil und gefährlich ist, daß man nicht reiten kann, sondern die Pferde am Zügel führen muß. Das Thal ist reich von Eichen bewaldet und enthält Dörfer, welche theils von Kurden und theils von nestorianischen Chaldäern bewohnt werden. Auch durch die dürre Ebene wirst Du kommen, welche wir Newdascht nennen und in der das kurdische Dorf Maglano liegt; dann erreichst Du den kurdischen Weiler Hajis, in welchem nur einige arme Familien wohnen. Du mußt über viele Gewässer hinweg, die alle dem Zab zufließen, und erblickst Gumri schon von Weitem, da es auf einem hohen Felsen erbaut ist, welcher ganz allein in der Ebene steht.«

Nach diesen und andern nothwendigen Erkundigungen lud ich sie zum Essen ein. Die beiden frei gewordenen Gefangenen langten mit einem Heißhunger zu, der mich wohl erkennen ließ, wie besorgt die alte Mersinah um das leibliche Wohl ihrer Pfleglinge sei. Halef brachte auch Kaffee, ein Getränk, welches die Kurden

am schmerzlichsten vermißt hatten, ganz ebenso wie den Tabak, den sie nachher rauchten.

Endlich brachen sie auf, eben als Selim Agha eintrat, um mir zu sagen, daß der Mutesselim bereit sei, mich zu empfangen. Sie nahmen einen herzlichen Abschied von mir und schärften mir nochmals ein, daß ich ja nach Gumri kommen möge. Dohub nahm das Packet des Dorfältesten mit, und ich war überzeugt, daß ich mir Freunde erworben hatte, auf die ich im Falle der Noth wohl sicher rechnen könne.

Ich besuchte nun zunächst meine Patientin und wurde in dem vorderen Zimmer von ihren Eltern mit Freude empfangen.

»Wie geht es Eurer Tochter?« fragte ich.

»O, viel, viel besser bereits, Herr,« antwortete der Mann. »Deine Weisheit ist fast noch größer als unser Dank, denn sie kann bereits wieder vernünftig reden und hat uns auch gesagt, daß sie wirklich von den Kirschen des Todes gegessen habe. Und Deine Güte ist noch größer, als wir verdienen und ahnten; denn ich habe erfahren, daß Du kein Arzt bist, der für Lohn zu den Kranken kommt, sondern ein großer Emir, der ein Liebling des Großherrn und ein Freund des Mutessarif ist.«

»Wer sagte dies?«

»Die ganze Stadt weiß es bereits. Selim Agha ist Deines Lobes voll; der Mutesselim hat Dich mit Parade empfangen und auf Deinen Befehl sogar Gefangene

freilassen müssen. Einer sagt es dem Andern, und so haben auch wir es erfahren.«

»Bist Du ein Kind dieser Stadt? Ich sehe doch, daß Du doch wohl eigentlich ein Kurde bist!«

»Du hast richtig gerathen, Effendi. Ich bin ein Kurde von Lizan und für kurze Zeit nach Amadjah gezogen, weil ich mich daheim nicht sicher fühlte.«

»Nicht sicher? Warum?«

»Lizan gehört zu dem Gebiete von Tijari und wird meist von nestorianischen Christen bewohnt. Diese haben große Bedrückungen zu erleiden gehabt, so daß es seit Kurzem unter ihnen gährt, als ob sie sich einmal aufraffen und Rache nehmen wollten. Weil ich nun kein Christ, sondern ein Muhammedaner bin, so habe ich mich in Sicherheit gebracht und kann hier mein Geschäft in Frieden treiben, bis die Gefahr vorüber ist.«

»Welches Geschäft hast Du?«

»Ich kaufe die Galläpfelernten ein und versende sie nach dem Tigris, von wo aus sie dann weiter gehen.«

»Du bist ein Moslem, und doch ist die alte Mutter, welche ich bei Dir sah, eine Christin. Wie kommt das?«

»Emir, das ist eine Geschichte, die mich und mein Weib sehr betrübt. Der Ahne war ein berühmter Melek<sup>1</sup> der Tijaris und nahm die Lehre an von Christus, dem Gekreuzigten. Sein Weib, die Ahne, die Du gesehen hast, that dasselbe. Aber sein Sohn war ein treuer Anhänger des Propheten und trennte sich vom Vater.

---

<sup>1</sup>König, Fürst.

Dieser starb und der Sohn später auch, der die Würde eines Melek verloren hatte. Er war arm geworden um des Propheten willen, trotzdem sein Vater einer der reichsten Fürsten des Landes war. Seine Kinder blieben auch arm, und als ich mein Weib heirathete, die seine Enkelin ist, hatte sie kaum ein Kleid, um ihre Blöße zu bedecken. Aber wir liebten einander, und Allah segnete uns; wir wurden reich.«

»Und die Ahne?«

»Wir hatten sie nie gesehen, bis sie uns einst in Lizan aufsuchte. Sie zählte über hundert Jahre, glaubte, nun bald sterben zu müssen, und wollte ihre Kindeskinde einmal sehen. Seit jener Zeit hat sie uns jährlich zweimal besucht; aber wir wissen nicht, woher sie kommt und wohin sie geht.«

»Habt Ihr sie nicht gefragt?«

»Einmal nur, aber da antwortete sie nicht und verschwand auf lange Zeit. Seitdem haben wir diese Frage nie wieder ausgesprochen. Sie ist jetzt bei der Kranken. Willst Du diese sehen?«

»Ja; kommt!«

Ich fand die Patientin bedeutend besser. Die Röthe war verschwunden; der Puls ging matt, aber ruhiger, und sie vermochte, wenn auch mit einiger Anstrengung, doch geläufiger zu sprechen, als da ich sie zuerst gesehen hatte, wo sie in der Betäubung fabulirte. Die Pupille hatte sich verengert, aber die Schlingbeschwerden waren noch vorhanden. Sie blickte mir neugierig

und dankbar entgegen und erhob die Hand, um mir zu danken.

Ich rieth, mit dem Kaffee und Zitronensaft fortzufahren, und empfahl dabei ein heißes Fußbad; dann wollte ich wieder gehen. Da erhob sich die Gestalt der Alten, die bisher am unteren Ende des Lagers gekauert hatte.

»Herr,« sagte sie, »ich habe Dich für einen Hekim gehalten. Verzeihe, daß ich Dir Lohn versprach!«

»Mein Lohn ist die Freude, Dir Dein Enkelkind erhalten zu dürfen.«

»Gott hat Deine Hand gesegnet, Emir. Er ist mächtig in dem Schwachen und barmherzig in dem Starken. Wie lange wird die Kranke noch leidend sein?«

»Einige Tage sind genug, um ihre gegenwärtige Schwäche zu überwinden.«

»Emir, ich lebe, aber nicht in mir, sondern in diesem Kinde. Ich bin gestorben seit langen, langen Jahren; aber ich stand wieder auf in Der, welche ich bewahrt sehen möchte vor jedem Flecken des Leibes und der Seele. Du hast nicht ihr allein, sondern auch mir das Leben erhalten, und Du weißt nicht, wie gut dies ist für Viele, die Du weder kennst noch jemals gesehen hast. Du wirst wiederkommen?«

»Ja, morgen.«

»So brauche ich Dir heute weiter nichts zu sagen.«

Sie wandte sich ab und setzte sich wieder an ihren früheren Platz. Sie sprach so dunkel und war selbst für

ihre Verwandten ein Räthsel. Ich hätte mir Zeit genug wünschen mögen, dieses Räthsel zu lösen. Ich sollte essen und trinken, ehe ich das Haus verließ, aber ich kam eben von dem Mahle her und hatte auch bei dem Mutesselim ein solches zu erwarten; daher mußte ich abschlagen.

Als ich zu dem Commandanten kam, waren alle seine Beamten und auch die Offiziere der Besatzung bereits um ihn versammelt. Es gab also große Soirée. Ich erhielt den Ehrenplatz an seiner Seite. Wir befanden uns in einem größeren Zimmer, welches einem kleinen Saale glich; es wäre Raum genug zur freien Bewegung gewesen, aber ein Jeder saß still an seinem Platze, rauchte seine Pfeife, trank den herumgereichten Kaffee und flüsterte leise mit seinem Nachbar. Wenn aber der Mutesselim ein lautes Wort sagte, so neigten sie lauschend die Häupter, wie vor einem mächtigen Herrscher.

Auch meine Unterredung mit ihm wurde leise geführt. Nach einigen Weitschweifigkeiten sagte er:

»Ich habe schon gehört, daß Du heute ein Mädchen heilst, welches vom Teufel besessen war. Mein Hekim hat ihn hineinfahren sehen; er verlangte, daß ich Dich fortschicken soll, weil Du ein Zauberer bist.«

»Dein Hekim ist ein Thor, Mutesselim! Das Mädchen hatte eine giftige Frucht gegessen, und ich gab

ihr ein Mittel, durch welches das Gift unwirksam gemacht wurde. Von dem Teufel oder von einem Geiste war keine Rede.«

»So bist Du ein Hekim?«

»Nein. Du weißt ja, wer und was ich bin! Aber im Westen von hier, weit über Stambul hinaus, da, wo ich geboren bin, hat Jedermann mehr Kenntnisse über die Krankheiten als Dein Hekim, der den Teufel durch eine todte Fliege vertreiben wollte.«

Das war rücksichtslos und wohl auch ein wenig muthig gesprochen; aber es konnte diesen Leuten gar nicht schaden, wenn einmal Einer kam, der es wagte, an ihrer Selbstherrlichkeit zu rütteln.

Der Mutesselim that, als hätte er meine scharfe Antwort nicht gehört, und erkundigte sich weiter:

»So kennst Du alle Krankheiten?«

»Alle!« antwortete ich sehr entschieden.

»Und kannst auch alle Tränke machen?«

»Alle!«

»Gibt es auch Tränke, die ein guter Moslem nicht trinken darf?«

»Ja.«

»Welche sind es?«

»Die Paksitz<sup>1</sup> welche aus solchen Dingen bereitet werden, deren Genuß der Prophet verboten hat, zum Beispiel Schweinefett und Wein.«

»Wein ist aber auch eine Medizin?«

---

<sup>1</sup>Unreinen.

»Ja, eine sehr wichtige.«

»Wann wird sie getrunken?«

»Bei gewissen Krankheiten des Blut- und Nervensystems, sowie auch der Verdauung als Stärkungs- oder Erregungsmittel.«

Wieder stockte die Unterhaltung. Die Anwesenden begannen wieder leise unter einander zu flüstern, und nach einer Weile wandte sich der Mutesselim auch ebenso leise an mich:

»Effendi, ich bin krank, sehr krank!«

»Ah, ist es möglich! Allah gebe Dir Deine Gesundheit zurück!«

»Er wird es vielleicht thun, denn ich bin ein guter Moslem und ein treuer, frommer Anhänger des Propheten.«

»An welcher Krankheit leidest Du?«

»Ich habe bereits viele Ärzte gefragt; sie sagen alle, daß ich leide an gewissen Krankheiten des Blut- und Nervensystemes, sowie auch der Verdauung.«

Ich konnte mich kaum beherrschen, ihm nicht geradezu in das Gesicht zu lachen. Darum also diese eigenthümliche Einleitung, die sich um den Rand herum bewegt hatte, wie ›die Katze um den heißen Brei«. Jedenfalls lief die Sache auf eine kleine Bettelei hinaus.

»Haben Dir Deine Ärzte Mittel gegeben?«

»Ja, aber diese Mittel haben nicht geholfen. Diese Männer waren nicht so klug und unterrichtet wie Du.

Meinst Du nicht, daß ich der Anregung und der Stärkung bedarf?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Würdest Du mir ein solches Mittel geben?«

»Ich darf nicht.«

»Warum nicht?«

»Der Prophet verbietet es mir.«

»Der Prophet hat nicht gewollt, daß die wahren Gläubigen an dem Systeme des Blutes und der Nerven untergehen und sterben sollen. Hast Du den Kuran aufmerksam gelesen?«

»Sehr aufmerksam.«

»So sage mir, ob Du eine einzige Arznei gefunden hast, die darin verboten wird!«

»Keine!«

»Siehst Du! Also willst Du mir eine Anregung geben?«

»Ich habe die Sachen nicht, welche ich zur Bereitung derselben brauche.«

»Du scherzest wieder, denn Du hast sie!«

»Woher wolltest Du dies wissen?«

»Dein Diener hat heute solche Dinge bei einem Juden gekauft.«

Ah, der Mutesselim ließ uns also beobachten! Er wußte bereits, daß der kleine Hadschi für den Engländer Wein geholt hatte. Wir mußten also vorsichtig sein, wenn unser Vorhaben nicht verrathen werden sollte.

»Es gehört mehr dazu, als das ist, was mein Diener kaufte,« antwortete ich.

»Das Wenige ist besser als gar nichts. Eben weil ich sehr schwach bin, darfst Du nicht viele Dinge zusammenmischen. Willst Du mir eine einfache Stärkung senden?«

»Gut; Du sollst sie haben!«

»Wie viel?«

»Eine Iladsch-schische<sup>1</sup> voll.«

»Emir, das ist viel zu wenig! Ich bin Commandant und ein sehr langer Mann; der Trank wird alle sein, ehe er durch den ganzen Körper gekommen ist. Siehst Du dies ein?«

»Ich sehe es ein, darum werde ich Dir eine große Flasche senden.«

»Eine? Nimmt ein Kranker nur einmal Arznei?«

»Nun wohl, Du sollst zwei haben!«

»Laß mich täglich einmal nehmen, und zwar eine Woche lang!«

»Mutesselim, ich denke, Du wirst dann zu stark werden!«

»O, Emir, das hast Du nicht zu befürchten.«

»So wollen wir es denn mit einer Woche versuchen!«

»Aber eine Bitte erfüllst Du mir dabei.«

»Welche?«

---

<sup>1</sup>Arzneiflasche.

»Ein Mutesselim darf seinen Untergebenen nie wissen lassen, daß er ein krankes System der Nerven und der Verdauung hat.«

»Das ist richtig!«

»Also wirst Du diese Arznei so gut einpacken, daß Niemand sieht, daß sie in Flaschen enthalten ist.«

»Ich werde Dir diesen Wunsch erfüllen.«

»Hast Du auch kranke Nerven, Emir?«

»Nein. Warum sollte ich welche haben?«

»Weil Du Dir dieses Mittel kaufen ließest.«

»Es war nicht für mich.«

»Für wen sonst? Für den stummen Hadschi Lindsay-Bey?«

»Du sagtest vorhin, daß ein Mutesselim nicht wissen lassen dürfe, daß er ein krankes System habe. Es gibt auch andere Männer, welche dies nicht wissen lassen dürfen.«

»Oder war es für den dritten Mann, der sich gar nicht sehen läßt? Er muß sehr krank sein, weil er nicht aus seiner Stube kommt!«

Das klang wie ein Verhör. Er wollte sich nach Mohammed Emin erkundigen.

»Ja, er ist krank,« antwortete ich.

»Welche Krankheit hat er?«

»Eine Krankheit des Herzens.«

»Kannst Du ihn heilen?«

»Ich hoffe es.«

»Ich bedaure, daß Du ihn wegen seiner Krankheit nicht mitbringen konntest. Es ist ein Freund von Dir?«

»Ein sehr guter Freund.«

»Wie lautet sein Name?«

»Er hat mich gebeten, ihn Dir heute noch nicht zu nennen. Du kennst ihn sehr gut, und er will Dir eine Überraschung bereiten.«

»Ah!« meinte er neugierig. »Eine Überraschung? Wann?«

»Sobald seine Krankheit geheilt ist.«

»Wie lange dauert dies noch?«

»Nur einige Tage.«

»Soll ich ihn nicht lieber besuchen, da er nicht zu mir kommen kann?«

»Dieser Besuch würde ihn zu sehr aufregen. Herzkrankheiten sind lebensgefährlich; das wirst Du wohl auch wissen?«

»So muß ich warten.«

Wieder versank er in Schweigen; dann begann er von Neuem:

»Weißt Du, daß Du mir ein Räthsel bist?«

»Du mir auch.«

»Warum?«

»Weil Du mich räthselhaft findest. Sage mir, ob es bereits Jemand gewagt hat, so klar und offen, so aufrichtig und ohne Furcht wie ich, mit Dir zu reden!«

»Das ist wahr, Effendi! Ich wollte es auch keinem Andern rathen! Du aber bist ein Emir, stehst unter dem

Schatten des Großherrn und bist mir sehr gut von dem Mutessarif empfohlen; da dulde ich es.«

»Und bei all dieser Furchtlosigkeit bin ich Dir ein Räthsel?«

»Ja.«

»Ich will Dir helfen, es zu lösen. Frage mich!«

»Ich möchte vor allen Dingen wissen, wie Du in den Schutz des Großherrn gekommen bist, wie der Großherr über mich denkt und was er für Pläne hat mit Dir und mir. Aber dazu ist heute keine Zeit. Wir werden davon morgen reden, wenn wir allein sind.«

Das war mir lieb. Auch hörte jetzt die Unterhaltung auf, da ein Medah<sup>1</sup> eingelassen wurde, welchen der Commandant zur Unterhaltung seiner Gäste engagirt hatte. Die Pfeifen wurden von Neuem gestopft und angebrannt, die Tassen wieder gefüllt, und dann lauschte man andächtig den Worten des Erzählers.

Er stellte sich in die Mitte des Raumes und erzählte mit singender, lamentirender Stimme, die tausendmal gehörten Geschichten von Abu-Szaber, dem schiefmäuligen Schulmeister, dem Liebessklaven Ganem, von Nureddin Ali und Bedreddin Hassan. Dafür erhielt er zwei Piaster und konnte gehen.

Dann erhob sich der Mutesselim, zum Zeichen, daß diese amüsante Soirée beendet sei. Man sagte sich einige fulminante Höflichkeiten, verbeugte sich gegenseitig und war dann froh, dem Commandanten, dem

---

<sup>1</sup>Märchenerzähler.

Emir Hadschi Kara Ben Nemsî, dem Tabak und Kaffee und dem Medah glücklich entronnen zu sein. Ich hatte das nachträgliche Vergnügen, von Selim Agha unter dem Arm genommen und nach Hause begleitet zu werden.

»Emir, erlaube, daß ich Deinen Arm nehme!« bat er.

»Da hast Du ihn!«

»Ich weiß, daß ich dies eigentlich nicht sollte, denn Du bist ein großer Emir, ein weiser Effendi und ein Liebling des Propheten; aber ich habe Dich lieb, und Du mußt bedenken, daß ich kein gemeiner Arnaute, sondern ein sehr tapferer Agha bin, der diese Festung gegen fünfzigtausend Feinde vertheidigen würde.«

»Das weiß ich. Auch ich habe Dich lieb. Komm, laß uns gehen!«

»Wer ist das?«

Er deutete dabei auf eine Gestalt, welche hinter der Ecke gelehnt hatte und nun an uns vorüberstrich und schnell im Dunkel der Häuser verschwand. Ich erkannte den Mann. Es war der Arnaute, der uns angefallen hatte, doch zog ich es jetzt vor, ihn nicht zu erwähnen.

»Es war wohl einer Deiner Arnauten.«

»Ja, aber ich habe doch wohl dieses Gesicht noch nicht gesehen.«

»Das Licht des Mondes täuscht.«

»Weißt Du, Emir, was ich Dir jetzt sagen wollte?«

»Was?«

»Hm! Ich bin krank.«

»Was fehlt Dir?«

»Ich leide an dem System der Nerven und des Blutes.«

»Selim Agha, ich glaube, Du hast gehorcht!«

»O nein, Effendi! Aber ich mußte ja Euer Gespräch hören, da ich als der Nächste neben dem Mutesselim saß.«

»Jedoch so weit entfernt, daß Du lauschen mußtest!«

»Soll man nicht lauschen, wenn man einer Stärkung bedarf?«

»Du willst sie doch nicht etwa von mir verlangen!«

»Wohl von dem alten Hekim? Der würde mir Fliegen geben!«

»Willst Du sie in einer Iladschi-schische oder in einer großen Flasche?«

»Du willst sagen, in einigen großen Flaschen!«

»Wann?«

»Jetzt, wenn es Dir gefällig ist!«

»So laß uns eilen, daß wir nach Hause kommen!«

»O nein, Emir, denn da ist mir Mersinah im Wege. Sie darf niemals wissen, daß ich ein krankes System der Verdauung habe!«

»Aber sie sollte es doch wissen, da sie Dir die Speisen bereitet.«

»Sie würde die Medizin an meiner Stelle trinken. Ich weiß einen Ort, wo man diesen Trank in Ruhe und Sicherheit genießen kann.«

»Wo?«

»Effendi, ein solcher Ort ist allemal bei einem Juden oder bei einem Griechen. Hast Du dies noch nicht bemerkt?«

»Sehr oft. Aber man wird Dich sehen, und dann erfährt die ganze Stadt, daß Du Dich nicht ganz auf Dein System verlassen kannst!«

»Nur wir Beide werden einander sehen. Dieser Jude hat eine kleine Stube, in welche nicht einmal der Mond blicken kann.«

»So komm! Aber laß uns vorsichtig sein, daß wir nicht beobachtet werden.«

Also wieder einen Angriff auf meinen Geldbeutel! Übrigens war ich ganz vergnügt, den Agha als einen Moslem kennen zu lernen, dem zwar der Wein, nicht aber die Arznei verboten ist, welche aus dem Blute der Trauben gekeltert wird. Ein kleines Räschchen konnte mir Vortheile bringen.

Nachdem wir einige enge und winkelige Gäßchen passirt hatten, hielten wir vor einem kleinen, armseligen Häuschen, dessen Thüre nur angelehnt war. Wir traten in den dunklen Flur, wo Selim in die Hände klatschte. Sogleich erschien eine krumme, mit einem ächt israelitischen Gesichte ausgestattete Gestalt aus der Stube und leuchtete dem Agha in das Gesicht.

»Ihr seid es, Hoheit? Gott Abraham's, bin ich erschrocken, als ich sah im Hause stehen zwei Gestalten statt der Eurigen, die ich gewohnt bin, alle Tage die

Ehre zu haben, zu empfangen in meinem Hause mit Vergnügen und sehr tiefer Unterthänigkeit!«

»Mach auf, Alter!«

»Mach auf? Was? Die Stube, welche ist die kleine oder die große?«

»Die kleine!«

»Bin ich auch sicher, daß dieser Mann, welcher hat die Ehre, mit Euch zu kommen in mein Haus, nicht wird sein ein Herr, dessen Mund redet von Dingen, die von mir geschehen aus Barmherzigkeit und doch nicht sollen werden besprochen, weil mich dann bestrafen würde der mächtige Mutesselim?«

»Du bist ganz sicher. Öffne, oder ich mache mir selbst auf!«

Der Alte schob einige Bretter zur Seite, hinter denen eine Thüre zum Vorschein kam. Sie führte in ein sehr kleines Gemach, dessen Boden mit einer zerrissenen Bastmatte belegt war. Einige Mooskissen bildeten die Sophas.

»Soll ich brennen an die Lampe?«

»Natürlich!«

»Was werden begehren die Herren zu trinken?«

»Wie immer!«

Jetzt brannten zwei Flammen, und der Jude konnte mich, der ich bisher stets hinter Selim gestanden, nun besser betrachten.

»Katera Musa<sup>1</sup> das ist ein hoher Effendi und ein großer Held des Krieges! Ist er doch behangen mit glänzenden Silah's<sup>2</sup> trägt einen goldenen Kuran am Halse und hat einen Simbehl<sup>3</sup> wie Jehoschuah, der Eroberer des Landes Kanaan. Da darf ich nicht bringen den Gewöhnlichen, sondern ich muß gehen in eine Ecke des Kellers, wo da liegt vergraben ein Trank, den nicht ein Jeder bekommt.«

»Was für welcher ist es?« frug ich.

»Es ist Wein von Türbedi Haidari, aus einem Lande, welches Niemand kennt und wo Trauben wachsen, deren Beeren sind wie die Äpfel und deren Saft kann umreißen die Mauern einer ganzen Stadt.«

»Bringe eine Flasche!« befahl der Agha.

»Nein, bringe zwei Krüge! Du mußt nämlich wissen, daß der Wein von Türbedi Haidari nur in großen Thonkrügen aufbewahrt und nur aus kleinen Krügen getrunken wird.«

»Du kennst ihn?« frug der Jude.

»Ich habe ihn oft getrunken.«

»Wo? Wo liegt dieses Land?«

»Der Name, den Du nanntest, ist der Name einer Stadt, welche in Terbidschan in Persien liegt. Der Wein ist gut, und ich hoffe, daß Du verstanden hast, ihn zu behandeln. Was kostet er?«

---

<sup>1</sup>Um Mosis Willen.

<sup>2</sup>Waffen.

<sup>3</sup>Schnurrbart.

»Du bist ein vornehmer Herr; darum sollst Du ihn haben halb umsonst. Du wirst bezahlen dreißig Piaster für den Krug.«

»Das ist halb umsonst? Bringe die zwei Krüge, damit ich ihn koste. Dann werde ich Dir sagen, wie viel ich gebe!«

Er ging. In einer Ecke lehnten einige Pfeifen neben einem Kästchen mit Tabak. Wir setzten uns und griffen nach den Pfeifen, die ohne Spitze waren. Ich zog mein Mundstück aus der Tasche und schraubte es an; dann versuchte ich den Tabak; es war ein guter Perser.

»Was ist drüben auf der andern Seite des Hauses, Selim Agha?« frug ich.

»Ein Spezereiladen und eine Kaffeestube. Hinten ist eine Opiumbude und eine Weinschänke für das Volk; hier aber dürfen nur vornehme Herren eintreten,« erklärte er mir mit selbstgefälligem Gesichte.

Ich kann sagen, daß ich mich auf diesen Wein freute. Es ist ein rother, dicker und ungemein starker Naturtrank, von dem drei Schluck genügen, um einen Menschen, der noch nie Wein getrunken hat, in einen gelinden Rausch zu versetzen. Selim liebte das Getränk Noah's, aber ich war überzeugt, daß ihn der Krug mehr als überwältigen werde.

Da kam der Wirth mit zwei Krügen, von denen jeder vielleicht einen Liter faßte. Hm, armer Selim Agha! Ich versuchte einen Schluck. Der Wein hatte auf der Reise gelitten, ließ sich aber trinken.

»Nun, Hoheit, wie ist er?« frug der Jude.

»Er ist so, daß ich Dir für den Krug zwanzig Piaster geben werde.«

»Herr, das ist geboten zu wenig, viel zu wenig! Für zwanzig Piaster werde ich wieder mitnehmen meinen Wein und Dir bringen einen andern.«

»Im Lande, wo er bereitet wird, gebe ich nach hiesigem Gelde für diesen Krug vier Piaster. Du siehst, ich will gut bezahlen, aber wenn Dir das nicht genügt, so nimm ihn wieder mit!«

Ich stand auf.

»Was soll ich bringen für welchen?«

»Keinen! Ich trinke nur diesen für zwanzig Piaster, den Du mir auch für fünfzehn ließest. Bekomme ich ihn nicht, so gehe ich, und Du magst ihn selbst trinken.«

»So wird ihn trinken die Hoheit des Selim Agha.«

»Er wird mit mir gehen.«

»Gib neunundzwanzig!«

»Nein.«

»Achtundzwanzig!«

»Gute Nacht, Alter!«

Ich öffnete die Thüre.

»Komm her, Effendi! Du sollst ihn doch haben für zwanzig Piaster, weil es mir ist eine Ehre, Dich zu sehen in meinem Hause.«

Der Handel war also abgeschlossen, und jedenfalls sehr zur Zufriedenheit des Juden, der sich, nachdem ich ihm das Geld gegeben hatte, mit verstecktem Schmunzeln entfernte. Der Agha kostete ein wenig und that dann einen tiefen Zug.

»Allah illa Allah! Wallah, Billah, Tallah! Solchen habe ich noch nicht bekommen. Glaubst Du, daß er gut ist für ein krankes System, Emir?«

»Sehr gut!«

»Oh, wenn das die ›Myrte‹ wüßte!«

»Hat sie auch ein System?«

»Ein sehr durstiges, Effendi!«

Er that einen zweiten und nachher einen dritten Zug.

»Das ist kein Wunder,« meinte ich. »Sie hat sehr viel zu sorgen, zu schaffen und zu arbeiten.«

»Für mich nicht; das weiß Allah!«

»Aber für Deine Gefangenen.«

»Sie bringt ihnen täglich einmal Essen, Brod und Mehlwasser.«

»Wie viel gibt Dir der Mutesselim für jeden Gefangenen?«

»Dreißig Para täglich.«

Also fünfzehn Pfennige ungefähr! Davon blieb sicherlich die Hälfte in den Händen Selim's kleben.

»Und was erhältst Du für die Beaufsichtigung?«

»Zwei Piaster täglich, die ich aber noch niemals bekommen habe. Ist es da ein Wunder, daß ich diese schöne Arznei noch gar nicht kenne?«

Er that abermals einen Zug.

»Zwei Piaster? Das ist sehr wenig, zumal Dir die Gefangenen sehr viele Mühe machen werden.«

»Mühe? Gar keine! Was soll ich mir mit diesen Halunken für Mühe geben? Ich gehe täglich einmal in das Gefängniß, um nachzusehen, ob vielleicht Einer gestorben ist.«

»Zu welcher Zeit thust Du das?«

»Wenn es mir paßt.«

»Auch des Nachts?«

»Ja, wenn ich am Tage es vergessen hatte und grad ausgegangen war. Wallahi, da fällt mir ein, daß ich heute noch nicht dort gewesen bin!«

»Meine Ankunft hat Dich gestört.«

»Das ist wahr, Effendi.«

»So mußt Du nachsehen?«

»Das werde ich nicht thun.«

»Warum nicht?«

»Die Kerle sind es nicht werth, daß ich mich bemühe!«

»Richtig! Aber wirst Du Dir nicht den Respekt verscherzen?«

»Welchen Respekt?«

»Du bist doch Agha, ein hoher Offizier. Deine Arnauten und Unteroffiziere müssen Angst vor Dir haben! Nicht?«

»Ja, das müssen sie. Bei Allah, das müssen sie!«  
betheuerte er.

»Auch der Sergeant, der im Gefängniß ist?«

»Auch dieser. Natürlich! Dieser Mazir ist überhaupt ein widerspenstiger Hund. Er muß Angst haben!«

»So mußt Du ihn gut beaufsichtigen, mußt ihn zuweilen überraschen, um zu sehen, ob er im Dienste pünktlich ist, sonst wird er Dich niemals fürchten!«

»Das werde ich; ja, bei Allah, ich werde es!«

»Wenn er sicher ist, daß Du nicht kommst, so sitzt er vielleicht beim Kawedschi<sup>1</sup> oder bei den Tänzerinnen und lacht Dich aus.«

»Das soll er wagen! Ich werde ihn überraschen, morgen oder auch heute noch. Emir, willst Du ihn mit überraschen?«

Ich hütete mich wohl, einen Zweifel darüber blicken zu lassen, ob ich überhaupt das Recht habe, in dem Gefängnisse Zutritt zu nehmen; ich that im Gegentheil so, als ob ich ihm mit meiner Begleitung eine Ehre erwiese:

»Ist so ein Kerl es werth, daß er das Angesicht eines Emir sieht?«

»Du begleitest mich doch nicht um seinet-, sondern um meinetwillen.«

---

<sup>1</sup>Kaffeewirth.

»Dann muß mir aber auch die Ehre erwiesen werden, die einem Emir und Effendi, der das Gesetz studirt hat, gebührt!«

»Das versteht sich! Es wird so sein, als ob mich der Mutesselim selbst begleitete. Du sollst das Gefängniß inspiciren.«

»So gehe ich mit, denn ich bin überzeugt, daß mich diese Arnauten nicht für einen Khawassen halten.«

Er hatte nur noch eine kleine Neige im Krüge, und ich hatte mit ihm gleichen Schritt gehalten. Seine Augen wurden kleiner, und die Spitzen seines Schnurrbartes standen auf Krakehl.

»Wollen wir uns noch einen Krug kommen lassen, Selim Agha?« frug ich ihn.

»Nein, Effendi, wenn es Dir beliebt. Ich dürste danach, diesen Mazir zu überraschen. Wir werden morgen wieder hierher gehen!«

Der Sergeant wurde nur vorgeschoben, in Wirklichkeit aber mochte der gute Agha die Gefährlichkeit des Weines aus Türbedi Haidari bereits verspüren. Er legte die Pfeife fort und erhob sich ein wenig unsicher.

»Wie war der Tabak, Effendi?« erkundigte er sich.

Ich ahnte den Grund und antwortete deßhalb:

»Schlecht. Er macht Kopfschmerzen und Schwindel.«

»Bei Allah, Du hast recht. Dieser Tabak schwächt das System des Blutes und der Nerven, während man doch gekommen ist, es zu stärken. Komm, laß uns gehen!«

»Müssen wir dem Juden unsere Entfernung melden?«

»Ja.«

Er klatschte in die Hände. Das war wieder das Zeichen; dann traten wir in das Freie. Das kurze Weinstudium war für mich vortheilhaft gewesen.

»Komm, Emir, gib mir Deinen Arm! Du weißt, ich liebe Dich!«

Es war weniger die Liebe als vielmehr die Schwächung seines ›Systems‹, welche ihn bewog, diese Bitte auszusprechen; denn als ihm die frische Abendluft entgegen wehte, verriet er den sichtbarsten Eifer, in jene akrobatische Fatalität zu verfallen, in welcher man den Nadir mit dem Zenith zu verwechseln pflegt.

»Nicht wahr, Mohammed war ein gescheidter Kerl, Emir?« frug er so laut, daß ein eben Vorübergehender stehen blieb, um uns etwas in Augenschein zu nehmen.

»Warum?«

»Weil er die Arzneien nicht verboten hat. Hätte er auch dies noch gethan, so müßte man aus den Trauben Tinte machen. Weißt Du, wo das Gefängniß liegt?«

»Hinter Deinem Hause.«

»Ja; Du hast immer recht, Emir. Aber wo liegt unser Haus?«

Das war nun eine jener leichten Fragen, die sich doch sehr schwer beantworten lassen, wenn nicht die Antwort ebenso albern sein soll, wie die Frage.

»Grad vor dem Gefängnisse, Agha.«

Er blieb stehen oder versuchte vielmehr, still zu stehen, und sah mich überrascht an.

»Emir, Du bist just ein ebenso gescheidter Kerl wie der alte Mohammed; nicht? Aber ich sage Dir, dieser Tabak ist mir so in das Gehirn gefahren, daß ich hier rechts das Gefängniß sehe und dort links ebenso. Welches ist das richtige?«

»Keines von Beiden. Da rechts steht eine Eiche, und das da oben links, das ist eine Wolke.«

»Eine Wolke? Allah illa Allah! Erlaube, daß ich Dich ein wenig fester halte!«

Der wackere Agha führte mich und zeigte dabei jene merkwürdige Manie des unwillkürlichen Fortschrittes, welchen man in einigen Gegenden Deutschland's »eine Lerche schießen« nennt. So kamen wir allerdings ziemlich schnell weiter, und es gelang mir endlich, ihn vor das Gebäude zu bringen, welches ich für das Gefängniß hielt, obgleich ich es von seiner vorderen Seite noch nicht gesehen hatte.

»Ist dies das Zindan?«<sup>1</sup> frug ich ihn.

Er schob den Turban in das Genick und blickte sich nach allen Seiten um.

»Hm! Es sieht ihm ähnlich. Emir, bemerkst Du Niemand in der Nähe, den man fragen kann? Ich habe Dich so fest halten müssen, daß mir die Augen wirbeln, und das ist schlimm; denn diese Häuser sprangen an mir vorbei wie eine galoppirende Karavane.«

---

<sup>1</sup>Gefangenhaus.

»Ich sehe keinen Menschen. Aber es muß es sein!«

»Wir wollen einmal probiren!«

Er fuhr mit der Hand in seinen Gürtel und vigilirte nach Etwas, was er nicht finden konnte.

»Was suchest Du?«

»Den Schlüssel zur Gefängnißthüre.«

»Hast Du ihn?«

»Stets! Lange Du doch einmal her und sieh, ob Du ihn findest!«

Ich suchte und fand den Schlüssel sofort. Man mußte ihn bei dem ersten Griffe fühlen, denn er war so groß, daß man ihn mit einer Bärenkugel Nummer Null hätte laden können.

»Hier ist er. Soll ich schließen?«

»Ja, komm! Aber ich denke mir, daß Du das Loch nicht finden wirst, denn Dein System hat sehr gelitten.«

Der Schlüssel paßte, und bald knarrte die Thüre in ihren Angeln.

»Gefunden!« meinte er. »Diese Töne kenne ich sehr genau. Laß uns eintreten!«

»Soll ich die Thüre wieder zuschließen?«

»Versteht sich! In einem Gefängnisse muß man vorsichtig sein.«

»Rufe den Schließer!«

»Den Sergeant? Wozu?«

»Er soll uns leuchten.«

»Fällt mir gar nicht ein! Wir wollen doch den Schurken überraschen!«

»Dann mußt Du leiser sprechen!«

Er wollte vorwärts, stolperte aber so, daß er gefallen wäre, wenn ich ihn nicht mit beiden Händen gehalten hätte.

»Was war das? Emir, wir sind dennoch in ein fremdes Haus gerathen!«

»Wo ist der Raum, in dem sich der Sergeant befindet? Liegt er zu ebener Erde?«

»Nein, sondern eine Treppe hoch.«

»Und wo führt die Treppe hinauf, hinten oder vorn?«

»Hm! Wo war es nur! Ich glaube, vorn. Man hat von der Thüre aus noch sechs bis acht Schritte zu gehen.«

»Rechts oder links?«

»Ja, wie stehe ich denn? Hüben oder drüben? O Emir, Deine Seele kann die Arznei nicht gut vertragen; denn Du hast mich so schief gestellt, daß dieser Hausflur nicht gradaus läuft, sondern von unten hinauf in die Höhe!«

»So komm her! Hinter Dir ist die Thüre; hier ist rechts, und da ist links. An welcher Seite nun geht die Treppe empor?«

»Hier links.«

Wir schritten vorsichtig weiter, und mein tastender Fuß stieß wirklich bald an die unterste Stufe einer Treppe.

»Da sind die Stufen, Agha!«

»Ja, das sind sie. Falle nicht, Emir! Du warst noch nie in diesem Hause; ich werde Dich sehr sorgfältig leiten.«

Er hing sich schwer an mich, so daß ich ihn die mir unbekante Treppe förmlich emportragen mußte.

»Jetzt sind wir oben. Wo ist die Stube des Sergeanten?«

»Rede leiser; ich höre Alles! Rechts die erste Thüre ist es.«

Er zog mich fort, aber grad aus statt nach rechts; ich schwenkte ihn also herum und fühlte nach einigen Schritten die Thüre, welche ich tastend untersuchte.

»Ich fühle zwei Riegel, aber kein Schloß.«

»Es gibt keins.«

»Die Riegel sind vorgeschoben.«

»Dann sind wir am Ende doch in ein fremdes Haus gerathen.«

»Ich werde öffnen.«

»Ja, thue es, damit ich erfahre, woran ich mit Dir bin!«

Ich schob die schweren Riegel zurück. Die Thüre ging nach außen auf. Wir traten ein.

»Gibt es ein Licht in der Stube des Sergeanten?«

»Ja. Die Lampe steht mit dem Feuerzeuge links in einem Mauerloche.«

Ich lehnte ihn an die Wand und suchte. Das Loch nebst dem Nöthigen wurde entdeckt, und bald hatte ich die Lampe angebrannt.

Der Raum war eng und klein. Eine Binsenmatte lag auf der Diele; sie hatte als ›Möbel für alles‹ zu dienen. Ein zerbrochener Napf, ein Paar zerrissene Schuhe, ein

Pantoffel, ein leerer Wasserkrug und eine Peitsche standen und lagen auf dem Boden herum.

»Nicht da! Wo steckt dieser Mensch?« frug der Agha.

»Er wird bei den Arnauten sein, die auch hier zu wachen haben.«

Er nahm die Lampe und wankte voran, stieß aber an den Thürpfosten.

»Schiebe mich nicht, Emir. Komm, halte die Lampe; ich will Dich lieber führen, sonst könntest Du mich die Treppe hinabwerfen. Ich liebe Dich und bin Dein Freund, Dein bester Freund; darum rathe ich Dir, nie wieder diese persische Arznei zu trinken. Sie macht Dich ja ganz gewaltthätig!«

Ich mußte allerdings einige Gewalt anwenden, um ihn unbeschädigt hinabzubringen. Als wir vor der bezeichneten Thüre anlangten, war auch sie verschlossen, und als wir sie öffneten, fanden wir auch diesen Raum leer. Er glich mehr einem Stalle als der Wohnung eines Menschen und ließ sehr Trauriges über die Asyle der Gefangenen errathen.

»Auch fort! Emir, Du hattest recht. Diese Schurken sind fortgelaufen, statt zu wachen. Aber sie sollen lernen, mich zu fürchten. Ich lasse ihnen die Bastonnade geben; ja, ich lasse sie sogar aufhängen!«

Er versuchte, die Augen zu rollen, aber er brachte es nicht fertig; der Wein wirkte je länger, desto kräftiger; sie fielen ihm zu.

»Was thun wir nun?«

»Was meinst Du, Emir?«

»Ich an Deiner Stelle würde warten, um die Arnauten so zu empfangen, wie sie es verdient haben.«

»Freilich werde ich dies thun. Aber wo warten wir?«

»Hier oder oben.«

»Hier. Ich steige nicht erst wieder hinauf; Du wirst mir zu schwer, Effendi. Sieh, wie Du wankst! Setze Dich nieder!«

»Ich denke, wir wollen die Gefängnisse inspiciren?«

»Ja, das wollten wir,« sagte er ermüdet. »Aber, diese Menschen sind es nicht werth. Es sind lauter Spitzbuben, Diebe und Räuber, Kurden und auch ein Araber, welcher der Schlimmste von Allen ist.«

»Wo steckt dieser Kerl?«

»Hier nebenan, weil er am schärfsten bewacht werden soll. So setze Dich doch!«

Ich ließ mich neben ihm nieder, obgleich der Boden nur aus hartgestampftem Lehm bestand und den höchsten Grad von Unreinlichkeit zeigte. Der Agha gähnte.

»Bist Du müde?« frug er mich.

»Ein wenig.«

»Darum gähnst Du so. Schlafe, bis sie kommen. Ich werde Dich wecken. Allah illa Allah, Du bist ganz schwach und unzuverlässig geworden! Aber ich werde es mir so bequem wie möglich machen.«

Er streckte sich aus, stemmte den Ellenbogen auf und legte den Kopf in die Hand. Eine lautlose Stille

trat ein, und nach einer kleinen Weile sank der Kopf vollends nieder – der Herr des Gefängnisses schlief.

Wie oft hatte ich gelesen, daß ein Gefangener durch die Berausung seiner Wächter befreit worden sei, und mich über diesen verbrauchten Schriftstellercoup geärgert! Und jetzt befand ich mich in voller Wirklichkeit in Folge eines Rausches in dem Besitze aller Gefangenen. Sollte ich dem Haddedihn Thor und Thüre öffnen? Das wäre wohl unklug gewesen. Wir waren nicht vorbereitet, augenblicklich die Stadt zu verlassen. Am Thore standen Wachen, welche sicher Verdacht geschöpft hätten. Auf den armen Agha wäre die ganze Schuld gefallen und – ich mußte ganz offen als der Thäter bezeichnet werden, was mir große Gefahr bringen oder wenigstens später viele Ungelegenheiten bereiten konnte. Es war jedenfalls besser, den Gefangenen so verschwinden zu lassen, daß sein Entkommen ganz unbegreiflich blieb. Das war jetzt in meine Hand gegeben und machte es mir möglich, jeden Verdacht von mir fern zu halten. Ich beschloß also, heute mit dem Haddedihn nur zu sprechen, und die Flucht erst dann zu bewerkstelligen, wenn sie gehörig vorbereitet sein würde.

Der Agha lag am Boden und schnarchte laut bei offen stehendem Munde. Ich rüttelte ihn erst leise und dann stärker am Arme. Er erwachte nicht. Nun ergriff ich die Lampe und verließ die Stube, deren Thüre ich leise zumachte. Auch einen der Riegel schob ich lautlos

vor, um auf keinen Fall überrascht zu werden. Ich hatte bereits vorhin Acht gegeben und bemerkt, daß alle Thüren ohne Schlösser und nur mit zwei Riegeln versehen waren. Einen Schlüssel brauchte ich also nicht zu suchen.

Es war mir doch ein wenig verändert zu Muthe, als ich so allein draußen auf dem Gange stand, dessen Finsterniß von dem kleinen Lichte der Lampe nicht durchdrungen werden konnte. Aber ich hielt mich auf Alles gefaßt. Wäre ein zwingender Umstand eingetreten, so hätte ich Alles gewagt, um nicht ohne den Gefangenen fortzukommen. Ich schob die Riegel zurück, öffnete und ließ die Thüre weit offen stehen, um jeden Laut vernehmen zu können, nachdem ich eingetreten war.

Ja, es war ein Loch, welches ich erblickte! Ganz ohne die Vermittlung von einigen Stufen fiel der vor mir liegende Raum hart hinter der Thüre über zwei Ellen tief hinab. Er hatte eine Länge von vier und eine Breite von zwei Schritten ungefähr und zeigte weder Tünche, noch Holz- oder Lehm Boden. Oben, dicht unter der Decke war eines jener Löcher angebracht, die ich am Tage von außen bemerkt hatte, und außer einem »Napfe« mit Wasser, wie man ihn einem Hunde vorgesetzt haben würde, sah ich nichts als den Gefangenen in dieser Höhle.

Er hatte auf der feuchten, dumpfen Erde gelegen, war aber bei meinem Erscheinen aufgestanden. Hohläugig und abgemagert, glich er einem Halbtodten,

aber dennoch war seine Haltung eine stolze, und sein Auge blitzte zornig, als er mich frug:

»Was willst Du? Darf man nicht einmal schlafen?«

»Sprich leise! Ich gehöre nicht zu Deinen Wächtern. Wie ist Dein Name?«

»Warum fragest Du?«

»Sprich noch leiser, denn man soll uns nicht hören. Wie heißest Du?«

»Das wirst Du wissen!« antwortete er, aber doch mit gedämpfter Stimme.

»Ich vermuthe es, aber ich will aus Deinem Munde wissen, wer Du bist.«

»Man nennt mich Amad el Ghandur.«

»So bist Du Jener, den ich suche. Versprich mir, ganz ruhig zu sein, was ich Dir auch sagen werde!«

»Ich verspreche es!«

»Mohammed Emin, Dein Vater, ist in der Nähe.«

»Allah il Al — — —!«

»Schweig! Dein Ruf kann uns verrathen!«

»Wer bist Du?«

»Ein Freund Deines Vaters. Ich kam als Gast zu den Haddedihn und habe an der Seite Deines Vaters gegen Eure Feinde gekämpft. Da hörte ich, daß Du gefangen seiest, und wir haben uns aufgemacht, Dich zu befreien.«

»Allah sei gelobt! Aber ich kann es nicht glauben!«

»Glaube es! Siehe, dieses Fenster geht in einen Hof, welcher an einen Garten stößt, der zu dem Hause gehört, in dem wir wohnen.«

»Wie viele Männer seid Ihr?«

»Nur vier. Dein Vater, ich, noch ein Freund und mein Diener.«

»Wer bist Du, und wer ist dieser Freund?«

»Laß das für später, denn jetzt müssen wir eilen!«

»Fort?«

»Nein. Wir sind noch nicht vorbereitet, und ich kam zufällig hierher, ohne es vorher geahnt zu haben. Kannst Du lesen?«

»Ja.«

»Aber es fehlt Dir das Licht dazu.«

»Zur Mittagszeit ist es hell genug.«

»So höre. Ich könnte Dich gleich jetzt mitnehmen, aber das wäre zu gefährlich; doch ich versichere Dir, daß es nur ganz kurze Zeit noch dauern wird, bis Du frei sein wirst. Noch weiß ich nicht, was wir beschließen werden; aber wenn Du einen Stein durch das Fenster fallen hörst, so hebe ihn auf; es wird ein Papier daran gebunden sein, welches Dir sagt, was Du thun sollst.«

»Herr, Du gibst mir das Leben zurück; denn beinahe wäre ich verzweifelt! Wie habt Ihr erfahren, daß man mich nach Amadajah geschleppt hat?«

»Ein Dschesidi sagte es mir, den Du am Wasser getroffen hast.«

»Das stimmt,« antwortete er schnell. »O, nun sehe ich, daß Du die Wahrheit redest! Ich werde warten, aber grüße den Vater von mir!«

»Ich werde es noch heute thun. Hast Du Hunger?«

»Sehr!«

»Könntest Du Brod, Licht und Feuerzeug verstecken?«

»Ja. Ich grabe mit den Händen ein Loch in die Erde.«

»Hier hast Du meinen Dolch dazu. Es ist für alle Fälle gut, wenn Du eine Waffe hast. Aber sie ist mir kostbar; laß sie nicht entdeckt werden!«

Er griff hastig zu und drückte sie an die Lippen.

»Herr, Allah mag Dir das in Deiner Todesstunde gedenken! Nun habe ich eine Waffe; nun werde ich frei sein, auch wenn Ihr nicht kommen könnt!«

»Wir werden kommen. Unternimm ja nichts Vorschnelles; das könnte Dich und Deinen Vater in große Gefahr versetzen.«

»Ich werde eine ganze Woche warten. Seid Ihr dann noch nicht gekommen, so handle ich selbst.«

»Gut! Wenn es geht, werde ich Dir noch diese Nacht Speise, Licht und Feuerzeug durch das Fenster bringen. Vielleicht können wir auch mit einander sprechen. Wenn es ohne Gefahr geschehen kann, sollst Du die Stimme Deines Vaters hören. Jetzt, lebe wohl; ich muß gehen!«

»Herr, reiche mir Deine Hand!«

Ich hielt sie ihm entgegen. Er drückte sie mit beiden Händen, daß es mich schmerzte.

»Allah segne diese Hand, so lange sie sich bewegt, und wenn sie sich zum Todesschlaf gefaltet hat, so möge Dein Geist sich im Paradiese freuen der Stunde, in welcher Du mein Engel wurdest! Jetzt gehe, damit Dir nichts widerfahre!«

Ich verschloß das Gefängniß und begab mich leise zum Agha zurück. Er schlief und schnarchte noch immer, und ich setzte mich nieder. So saß ich wohl eine ganze Stunde lang, bis ich Schritte vernahm, welche vor der Hausthüre halten blieben. Schnell zog ich die bisher offene Thüre zu und rüttelte den Agha munter. Es war dies keine leichte Arbeit, besonders da sie schnell geschehen mußte. Ich stellte ihn aufrecht empor. Er starrte mich verwundert an.

»Du, Emir? Wo sind wir?«

»Im Gefängnisse. Raffe Dich zusammen!«

Er schaute sich verdutzt um.

»Im Gefängnisse? Ah! Wie kommen wir hierher?«

»Denke an den Juden und an die Arznei; denke auch an den Sergeant, den wir überraschen wollen!«

»Den Serg – – – Maschallah, jetzt weiß ich es! Ich habe geschlafen. Wo ist er? Ist er noch nicht da?«

»Sprich leiser! Hörst Du? Sie stehen noch unter der Thüre und reden mit einander. Reibe Dir den Schlaf aus dem Gesichte!«

Der gute Selim sah sehr jämmerlich aus; aber er hatte wenigstens die Besinnung wieder gefunden und vermochte ohne Schwanken aufrecht zu stehen. Und jetzt,

als die Thüre verschlossen wurde, nahm er die Lampe in die Hand, stieß unsere Thüre auf und trat in den Gang hinaus. Ich folgte ihm. Die Übelthäter blieben erschrocken stehen, während er auf sie zuschritt.

»Wo kommt Ihr her, Ihr Hunde?« fuhr er sie an.

Seine Stimme klang wie Donner in dem langen, schmalen Raum.

»Vom Kawedschi,« antwortete der Sergeant nach einigem Zögern.

»Vom Kawedschi! Während Ihr hier wachen sollt! Wer hat Euch die Erlaubniß ertheilt, fortzugehen?«

»Niemand!«

Die Leute zitterten vor Angst; sie dauerten mich. Ihre Nachlässigkeit war mir ja von so großem Vortheile gewesen. Trotz des kleinen Flämmchens sah ich, wie schrecklich der Agha seine Augen rollen ließ. Die Spitzen seines Bartes bebten, und seine Hand ballte sich vor Wuth. Aber er mochte bemerken, daß er denn doch noch nicht ganz fest auf den Füßen stehe, und daher besann er sich eines Besseren.

»Morgen erhaltet Ihr Eure Strafe!«

Er setzte die Lampe auf eine der Treppenstufen und wandte sich zu mir:

»Oder meinst Du vielleicht, Emir, daß ich gleich jetzt das Urtheil fälle? Willst Du haben, daß ich den Einen durch die Andern auspeitschen lasse?«

»Verschiebe ihre Züchtigung bis morgen, Selim Agha! Sie kann ihnen ja nicht entgehen.«

»Ich thue Deinen Willen. Komm!«

Er öffnete die Thüre und verschloß sie von draußen wieder.

Wir gingen nach Hause, wo uns die ›Myrte‹ erwartete.

»Warest Du so lange beim Mutesselim?« frug sie ihn argwöhnisch.

»Mersinah,« antwortete er, »ich sage Dir, daß wir eingeladen wurden, bis zum frühen Morgen zu bleiben; aber ich wußte Dich allein zu Hause und habe darum die Gastfreundlichkeit des Commandanten abgeschlagen. Ich will nicht haben, daß Dir die Russen den Kopf abschneiden. Es gibt Krieg!«

Sie schlug erschrocken die Hände zusammen.

»Krieg? Zwischen wem denn?«

»Zwischen den Türken, Russen, Persern, Arabern und Kurden. Die Russen stehen bereits mit hunderttausend Mann und dreitausend Kanonen vier Stunden von hier in Serahru.«

»O Allah! Ich sterbe; ich bin bereits todt! Mußt Du auch mitkämpfen?«

»Ja. Fette mir noch heute Nacht die Stiefel ein! Aber laß keinen Menschen etwas wissen. Der Krieg ist jetzt noch Staatsgeheimniß, und die Leute von Amadijah sollen es erst erfahren, wenn die Russen morgen die Stadt umzingelt haben.«

Sie taumelte und setzte sich ganz entkräftet auf den ersten besten Topf, der in ihrer Nähe stand.

»Schon morgen! Morgen sind sie wirklich da?«

»Ja.«

»Und sie werden schießen?«

»Sehr!«

»Selim Agha, ich werde Dir Deine Stiefel nicht einschmieren!«

»Warum nicht?«

»Du darfst nicht Krieg führen helfen; Du sollst nicht erschossen werden!«

»Gut! Das ist mir sehr lieb, denn dann kann ich schlafen gehen. Gute Nacht, Effendi! Gute Nacht, meine süße Mersinah!«

Er trat ab. Die Blume des Hauses blickte ihm etwas verwundert nach; dann erkundigte sie sich:

»Emir, ist es wahr, daß die Russen kommen?«

»Das ist noch ein wenig ungewiß. Ich glaube, daß der Agha die Sache etwas zu ernst genommen hat.«

»O, Du träufelst Balsam in mein verwundetes Herz. Ist es nicht möglich, sie von Amadijah abzuhalten?«

»Wir wollen uns das überlegen. Hast Du die Kaffeearten auseinander gelesen?«

»Ja, Herr. Es ist das eine sehr schlimme Arbeit gewesen; aber dieser böse Hadschi Halef Omar ließ mir keine Ruhe, bis ich fertig war. Willst Du es sehen?«

»Zeige her!«

Sie brachte die Büchse und die Tüte herbei, und ich überzeugte mich, daß sie sich allerdings große Mühe gegeben hatte.

»Und wie wird Dein Urtheil lauten, Emir?«

»Es lautet gut für Dich. Da Deine zarten Hände diese Bohnen so oft berühren mußten, so soll der Kaffee Dein Eigenthum sein. Auch das Geschirr, welches ich heute einkaufte, gehört Dir; die Gläser aber schenke ich dem wackeren Selim Bey.«

»O Effendi, Du bist ein gerechter und weiser Richter. Du hast mehr Güte, als ich Töpfe hatte, und dieser duftende Kaffee ist ein Beweis Deiner Herrlichkeit. Allah mag das Herz der Russen lenken, daß sie nicht kommen und Dich nicht erschießen. Denkst Du, daß ich heute noch ruhig schlafen kann?«

»Das kannst Du; ich versichere es Dir!«

»Ich danke Dir, denn die Ruhe ist noch das Einzige, an dem ein geplagtes Weib sich freuen kann!«

»Schläfst Du hier unten, Mersinah?«

»Ja.«

»Aber nicht in der Küche, sondern nach vorn hinaus?«

»Herr, eine Frau gehört in die Küche und schläft auch in der Küche.«

Hm! Das war unangenehm. Übrigens kam mir der dumme Witz des Agha sehr ungelegen. Die ›Myrte‹ schlief heute gewiß nicht gleich ein. Ich stieg nach oben, ging aber, anstatt in mein Zimmer, in dasjenige des Haddedihs. Er hatte sich bereits schlafen gelegt, erwachte aber sofort. Ich erzählte ihm mein Abenteuer im Gefängniß, und er ward des Staunens voll.

Wir packten dann Eßwaaren nebst Licht und Feuerzeug ein und schlichen uns nach einer leeren Stube, welche an der Hochseite des Hauses lag. Sie hatte nur ein Fenster, das heißt, eine viereckige Öffnung, welche durch einen Laden verschlossen war. Dieser war nur angelehnt, und als ich hinaus blickte, sah ich das platte Dach, welches diese Seite des kleinen Hofes umschirmte, nur fünf Fuß unter mir. Wir stiegen hinaus und von dem Dache in den Hof hinab. Die Thüre des Letzteren war verschlossen; wir befanden uns also allein und gingen in den Garten, in welchem einst die schöne Esma Khan geduftet hatte. Nun trennte uns von dem Gefängnisse nur eine Mauer, deren Höhe wir mit der Hand erreichen konnten.

»Warte,« bat ich den Scheik. »Ich will der Sicherheit wegen erst sehen, ob wir auch wirklich unbeobachtet sein werden.«

Ich schwang mich leise hinauf und drüben wieder hinab. Aus dem ersten kleinen Fensterloche rechts im Parterre sah ich einen fahlen Lichtschein. Dort war die Stube, in welcher der Agha geschlafen hatte. Und dort saßen jetzt wohl die Arnauten, die vor Angst nicht schlafen konnten. Das nächste, also das zweite Fenster gehörte zu dem Raume, in welchem Amad el Ghandur auf uns wartete.

Ich durchsuchte den schmalen Hofraum, ohne auf etwas Verdachterregendes zu stoßen, und fand auch die Thüre verschlossen, welche aus dem Gefängnisse

in den Hof führte. Nun kehrte ich zu der Stelle der Mauer zurück, hinter welcher der Haddedih stand.

»Mohammed!«

»Wie ist es?«

»Alles sicher. Kannst Du herüber?«

»Ja.«

»Aber leise!«

Er kam.

Wir huschten über den Hof hinüber und standen nun unter dem Fensterchen, welches ich beinahe mit der Hand erreichen konnte.

»Bücke Dich, Scheik, stütze Dich gegen die Wand und stemme die Hände auf die Kniee!«

Er that es, und ich stieg auf seinen Rücken, welcher jetzt eine beinahe wagrechte Lage angenommen hatte. Ich stand mit dem Gesicht grad vor dem Loche des Kerkers.

»Amad el Ghandur!« sprach ich in dasselbe hinein und hielt dann schnell das Ohr hin.

»Herr, bist Du es?« klang es hohl von unten herauf.

»Ja.«

»Ist mein Vater auch da?«

»Er ist hier. Er wird Dir Speise und Licht an einer Schnur herablassen und dann mit Dir sprechen. Warte; er wird gleich oben sein.«

Ich stieg von dem Rücken des Arabers herab.

»War ich schwer?«

»Lange ist es nicht auszuhalten, denn die Stellung ist zu unbequem.«

»So werden wir es jetzt anders machen, da Du jedenfalls nicht nur einen kurzen Augenblick mit Deinem Sohne reden willst: Du kniest auf meine Achseln; dann kann ich aufrecht stehen und es so lange aushalten, wie es Dir beliebt.«

»Hat er Dich gehört?«

»Ja. Er fragte nach Dir. Ich habe in der Tasche eine Schnur, an welcher Du das Packet hinablassen kannst.«

Die Schnur wurde befestigt; ich bildete mit auf dem Rücken gefalteten Händen einen Tritt, auf welchen er den Fuß setzen konnte, und er stieg auf. Nachdem ich meine Hände an seine Kniee gelegt hatte, so daß er nicht abrutschen konnte, kniete er auf meinen Achseln so sicher wie zur ebenen Erde. Er ließ das Päckchen hinab, und nun begann ein leises, aber desto eifrigeres Zwiegespräch, von dem ich nur den von Mohammed Emin gesprochenen Theil vernehmen konnte. Dazwischen hinein fragte mich der Scheik zuweilen, ob er mir nicht zu schwer werde. Er war ein langer, starker Mann, und deßhalb war es mir schon recht, als er nach ungefähr fünf Minuten zu Boden sprang.

»Emir, er muß heraus; ich kann es nicht erwarten.«

»Vor allen Dingen wollen wir gehen. Steig einstweilen voran; ich will dafür sorgen, daß man am Tage keine Fußspur findet.«

»Der Boden ist ja hart wie Stein!«

»Vorsicht ist besser als Nachlässigkeit.«

Er ging voran, und ich folgte bald nach. In kurzer Zeit waren wir auf demselben Wege, den wir gekommen waren, zurückgekehrt und befanden uns in dem Zimmer des Scheik.

Er wollte nun sogleich einen Plan zur Befreiung seines Sohnes mit mir berathen; ich aber empfahl ihm, darüber zu schlafen, und schlich mich auf mein Zimmer.

Am andern Morgen besuchte ich zunächst meine Patientin; sie hatte nichts mehr zu befürchten. Die Mutter war ganz allein bei ihr, wenigstens bekam ich weiter Niemand zu sehen. Sodann machte ich einen Gang durch und um die Stadt, um eine Stelle in der Mauer ausfindig zu machen, an der es möglich war, hinaus in das Freie zu gelangen, ohne das Thor passiren zu müssen. Es gab eine, aber sie war nicht für Pferde, sondern nur für Fußgänger zu passiren.

Als ich wieder nach Hause kam, hatte sich Selim Ag-ha erst vom Lager erhoben.

»Emir, jetzt ist es Tag,« meinte er.

»Bereits schon lange,« antwortete ich.

»O, ich meine, daß man nun besser als gestern über unsere Sache reden kann.«

»Unsere Sache?«

»Ja, unsere. Du bist ja auch dabei gewesen. Soll ich Anzeige machen oder nicht? Was meinst Du, Effendi?«

»Ich an Deiner Stelle würde es unterlassen.«

»Warum?«

»Weil es besser ist, es wird gar nicht davon gesprochen, daß Du während der Nacht im Gefängnisse gewesen bist. Deine Leute haben jedenfalls bemerkt, daß Dein Gang nicht ganz sicher war, und sie könnten dies bei ihrer Vernehmung mit in Erwähnung bringen.«

»Das ist wahr! Als ich vorhin erwachte, sah mein Anzug sehr schlimm aus, und ich habe lange reiben müssen, um den Schmutz wegzubringen. Ein Wunder, daß dies Mersinah nicht gesehen hat! Also Du meinst, ich soll die Anzeige unterlassen?«

»Ja. Du kannst ja den Leuten einen Verweis geben, und Deine Gnade wird sie blenden wie ein Sonnenstrahl.«

»Ja, Effendi, ich werde ihnen zunächst eine fürchterliche Rede halten!«

Seine Augen rollten wie das Luftrad einer Stubenventilation. Dann standen sie plötzlich still, und sein Gesicht nahm einen sehr sanftmüthigen Ausdruck an.

»Und dann werde ich sie begnadigen, wie ein Padschah, der das Leben und Eigenthum von Millionen Menschen zu verschenken hat.«

Er wollte gehen, blieb aber unter der Thüre halten; denn draußen war ein Reiter abgestiegen, und ich hörte eine bekannte Stimme fragen:

»Sallam, Herr! Bist Du vielleicht Selim Agha, der Befehlshaber der Albanesen?«

»Ja, der bin ich. Was willst Du?«

»Wohnt bei Dir ein Effendi, welcher Hadschi Emir Kara Ben Nemsis heißt, und zwei Effendi, einen Diener und einen Baschi-Bozuk bei sich hat?«

»Ja. Was soll er?«

»Erlaube, daß ich mit ihm spreche!«

»Hier steht er.«

Selim trat zur Seite, so daß der Mann mich sehen konnte. Es war kein Anderer, als Selek, der Dschesidi aus Baadri.

»Effendi,« rief er mit großer Freude, »erlaube, daß ich Dich begrüße!«

Wir reichten einander die Hände; dabei sah ich, daß er ein Pferd Ali Bey's ritt, welches dampfte. Er war jedenfalls sehr rasch geritten. Es war zu vermuthen, daß er mir eine Botschaft, und zwar eine sehr wichtige, zu überbringen hatte.

»Führe Dein Pferd in den Hof und komme dann herauf zu mir!« wies ich ihn an.

Als wir uns in meiner Stube und also allein befanden, griff er in den Gürtel und zog einen Brief hervor.

»Von wem?«

»Von Ali Bey.«

»Wer hat ihn geschrieben?«

»Mir Scheik Khan, der Oberste der Priester.«

»Wie hast Du meine Wohnung gefunden?«

»Ich frug gleich am Thore nach Dir.«

»Und woher weißt Du, daß zwei Effendi bei mir sind? Als ich bei Euch war, hatte ich nur Einen bei mir.«

»Ich erfuhr es in Spandareh.«

Ich öffnete den Brief. Er enthielt sehr Interessantes, einige gute Nachrichten, welche die Dschesidi betrafen, und eine schlimme, welche sich auf mich bezog.

»Was? Einen solchen Erfolg hat die Gesandtschaft Ali Bey's gehabt?« frug ich. »Der Anadoli Kasi Askerie<sup>1</sup> ist mit ihr nach Mossul gekommen?«

»Ja, Herr. Er liebt unsern Mir Scheik Khan und hat eine strenge Untersuchung gehalten. Der Mutessarif wird weggenommen; an seine Stelle kommt ein Anderer.«

»Und der Makredschesch von Mossul ist entflohen?«

»So ist es. Er war an allen Fehlern Schuld, die der Mutessarif gemacht hat. Es haben sich sehr schlimme Dinge herausgestellt. Seit elf Monaten hat kein Unter-Gouverneur die nöthigen Gelder und kein Befehlshaber und kein Soldat seinen Sold erhalten. Die Demüthigung der Araber, welche die hohe Pforte anbefohlen hatte, blieb unterlassen, weil er alle Summen einsteckte, welche dazu erforderlich waren. Und so noch vieles Andere. Die Khawassen, welche den Makredschesch gefangen nehmen sollten, sind zu spät gekommen; er war fort. Darum haben alle Beys und Kiejahs der Umgegend den Befehl erhalten, ihn festzunehmen, sobald er sich sehen läßt. Der Anadoli Kasi Askerie vermuthet,

---

<sup>1</sup>Oberrichter der asiatischen Türkei.

daß er nach Bagdad geflohen sei, weil er ein Freund des dortigen Weli<sup>1</sup> gewesen ist.«

»Das ist wohl eine falsche Vermuthung! Der Flüchtling ist sicher in die Berge geflohen, wo er schwerer zu ergreifen ist, und wird lieber nach Persien als nach Bagdad gehen. Das Reisegeld kann er unterwegs sehr leicht erhalten. Er ist der Oberrichter sämtlicher Untergerichtshöfe, deren Gelder ihm zu Gebote stehen.«

»Du hast Recht, Effendi! Noch gestern abend haben wir erfahren, daß er am Morgen des vorigen Tages in Alkosch und am Abend bereits in Mungayschi gewesen ist. Es scheint, daß er nach Amadijah gehen wolle, aber auf einem Umwege, weil er die Ortschaften der Dschesidi fürchtet, die er überfallen hat.«

»Ali Bey vermuthet mit Recht, daß mir sein Eintreffen hier große Schwierigkeiten bereiten kann. Er wird mir sehr hinderlich sein, und ich kann leider nicht beweisen, daß er selbst ein Flüchtling ist.«

»O Emir, Ali Bey ist klug. Als er von dem Makredschi hörte, befahl er mir, sein bestes Pferd zu satteln und die ganze Nacht zu reiten, um noch vor dem Oberrichter hier einzutreffen, falls dieser wirklich die Absicht haben sollte, nach Amadijah zu kommen. Und als ich Baadri verließ, gab er mir zwei Schreiben mit, die er aus Mossul erhalten hat. Hier sind sie; Du sollst sehen, ob Du sie gebrauchen kannst.«

---

<sup>1</sup>Vicekönig.

Ich öffnete sie und las. Das Eine war der Brief des Anadoli Kasi Askerie an Mir Scheik Khan, in welchem diesem die Absetzung des Mutessarif und des Makredsches mitgetheilt wurde. Das Andere enthielt die amtliche Weisung an Ali Bey, den Makredschen festzunehmen und nach Mossul zu transportiren, sobald er sich auf dessen Gebiete sehen lasse. Beide waren mit der Unterschrift und dem großen Siegel des Kasi Askerie versehen.

»Diese Papiere sind mir allerdings sehr wichtig. Wie lange kann ich sie behalten?«

»Sie sind ganz Dein.«

»Also vorgestern Abend ist der Makredsche in Mungayschi gewesen?«

»Ja.«

»So könnte er heute hier ankommen, und ich brauche diese Schreiben bloß für diesen Tag. Kannst Du so lange warten?«

»Ich warte so lange, wie Du befehlst, Emir!«

»So gehe jetzt zwei Thüren weiter! Dort wirst Du Bekannte treffen, nämlich Hadschi Halef und den Buluk Emini.«

Die Nachricht, daß der Makredsche nach Amadijah kommen könne, hatte mich zunächst mit Besorgniß erfüllt; sobald ich mich aber in dem Besitze der beiden Schriftstücke sah, mußte diese Besorgniß schwinden, und ich konnte seinem Kommen mit Ruhe entgegensehen. Ja, ich glaubte bereits, daß die Kunde von der

Absetzung des Mutessarif eine Freilassung des gefangenen Haddediñ zur Folge haben könne, kam aber von dem Gedanken zurück, als ich las, daß die Feindseligkeiten gegen die Araber nicht als eine Privatsache des Mutessarif, sondern auf Befehl der Pforte unternommen seien.

Am Nachmittage trat die ›Myrte‹ in meine Stube.

»Effendi, willst Du mit in das Gefängniß?«

Das kam mir erwünscht, aber ich mußte doch erst mit Mohammed Emin reden. Darum sagte ich:

»Ich habe jetzt keine Zeit.«

»Du hast es mir aber doch versprochen und auch gesagt, daß Du den Gefangenen erlauben willst, Einiges von mir zu kaufen!«

Der Rose von Amadijah schien sehr viel an dem Gewinne zu liegen, den dieser kleine Handel ihr jedenfalls einbrachte.

»Ich würde mein Wort halten; aber ich habe leider erst in einer Viertelstunde Zeit.«

»So warte ich, Emir! Aber wir können doch nicht mitsammen gehen!«

»Ist Selim Agha dabei?«

»Nein. Er hat jetzt Dienst bei dem Mutesselim.«

»So befiehl dem Sergeanten, daß er mir öffnen möge. In diesem Falle kannst Du bereits jetzt gehen, und ich werde nachkommen.«

Sie verschwand mit heiterem Angesichte. Sie schien es gar nicht der Mühe werth zu halten, daran zu

denken, ob der Sergeant mir den Zutritt erlauben werde, da ich doch weder ein Recht dazu hatte, noch die Erlaubniß seines Vorgesetzten nachweisen konnte. Natürlich ging ich sofort zu Mohammed Emin und setzte ihn von meinem bevorstehenden Besuche im Gefängniß in Kenntniß. Ich empfahl ihm, zur Flucht bereit zu sein und zunächst für seinen Sohn durch Halef heimlich einen türkischen Anzug kaufen zu lassen. Dann brannte ich mir einen Tschibuk an und stieg mit gravitätischen Schritten durch die Gassen. Als ich das Gefängniß erblickte, sah ich die Thüre desselben offen. Der Sergeant stand unter derselben.

»Sallam!« grüßte ich kurz und würdevoll.

»Sallam aaleikum!« antwortete er. »Allah segne Deinen Eintritt in dieses Haus, Emir! Ich habe Dir viel Dank zu sagen.«

Ich trat ein, und er verschloß die Thüre wieder.

»Dank?« frug ich nachlässig. »Wofür?«

»Selim Agha war hier. Er war sehr zornig. Er wollte uns peitschen lassen, aber endlich sagte er, daß wir Gnade finden sollen, weil Du für uns gebeten hast. Sei so gütig, mir zu folgen.«

Wir stiegen die Treppe empor, welche zu finden und zu passiren mir der Agha gestern so viel Mühe gemacht hatte. Auf dem Gange stand Mersinah mit einem blechernen Kessel, welcher eine Mehlbrühe enthielt, die ganz das Ansehen hatte, als ob sie aus dem Spülwasser

ihrer Küche und Schlafstätte bestehe, und auf dem Boden lag das Brod, welches ihre zarten Hände gebacken hatten. Es war einst auch Mehlwasser gewesen, hatte aber durch Feuer und anhaftende Kohlenreste eine feste Gestalt bekommen. Neben ihr standen die Arnauten, mit leeren Gefäßen in den Händen, die von einem Scherbenhaufen aufgelesen zu sein schienen. Sie verbeugten sich bis zur Erde herab, blieben aber aus Ehrfurcht stumm.

»Emir, befehlst Du, daß wir beginnen sollen?« frug die ›Myrte‹.

»Ja.«

Sofort wurde die erste Thüre geöffnet. Der Raum, in welchen ich blickte, war auch ein Loch, doch lag der Boden desselben mit dem Gange in gleicher Höhe. Ein Türke lag darin. Er erhob sich nicht und würdigte uns keines Blickes.

»Gib ihm zwei Portionen, denn es ist ein Osmanly!« befahl der Sergeant.

Der Mann erhielt zwei Schöpflöffel voll Brühe in einem größeren Napfe und ein Stück Brod dazu. In der nächsten Zelle lag wieder ein Türke, welcher die gleiche Portion erhielt. Der Insasse des dritten Loches war ein Kurde.

»Dieser Hund erhält nur eine Portion, denn er ist ein Mann aus Balahn!«<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>Ein Dorf der Kazikahnkurden.

Das war ja eine ganz allerliebste Einrichtung! Ich hätte den Kerl beehrfeigen mögen. Er führte dieses Prinzip während der ganzen Speisevertheilung durch. Als die oberen Gefangenen versorgt waren, stiegen wir hinab in den untern Gang.

»Wer befindet sich hier?« frug ich.

»Die Schlimmsten. Ein Araber, ein Jude und zwei Kurden von dem Stamme Bulamuh. Sprichst Du kurdisch, Emir?«

»Ja.«

»Du magst wohl nicht mit den Gefangenen sprechen?«

»Nein; denn sie sind es nicht werth!«

»Das ist wahr. Aber wir können nicht Kurdisch und auch nicht Arabisch, und diese Hunde haben doch stets etwas zu sagen.«

»So werde ich einmal mit ihnen reden.«

Das war es ja, was ich so gern wollte; nur hatte ich nicht geglaubt, daß ich den Wächtern auch einen Gefallen erweisen werde.

Die Zelle des einen Kurden wurde geöffnet. Er hatte sich ganz vor gestellt. Der arme Teufel hatte jedenfalls Hunger; denn als er seinen Löffel Brühe erhielt, bat er, man möge ihm doch ein größeres Stück Brod geben, als gewöhnlich.

»Was will er?« frug der Sergeant.

»Etwas mehr Brod. Gib es ihm!«

»Er soll es haben, weil Du für ihn bittest.«

Nun kamen wir zum Juden. Ich schwieg, weil dieser türkisch reden konnte. Er hatte eine Menge Klagen vorzubringen, die von meinem Standpunkte aus alle sehr wohl begründet waren; aber er wurde nicht angehört.

Der zweite Kurde war ein alter Mann. Er bat nur, vor den Richter geführt zu werden. Der Sergeant versprach es ihm und lachte dabei.

Jetzt endlich wurde die letzte Zelle geöffnet. Amad el Ghandur hockte tief unten in der Ecke und schien sich nicht rühren zu wollen, aber als er mich erblickte, erhob er sich.

»Ist das der Araber?« frug ich.

»Ja.«

»Spricht er nicht türkisch?«

»Er redet gar nicht.«

»Nie?«

»Kein Wort. Deßhalb erhält er auch kein warmes Essen.«

»Soll ich einmal mit ihm reden?«

»Versuche es!«

Ich trat näher zu ihm heran und sagte:

»Sprich nicht mit mir!«

Er blieb in Folge dessen still.

»Siehst Du, daß er nicht antwortet!« meinte der Sergeant zornig. »Sage ihm, daß Du ein großer Emir bist, und dann wird er wohl reden!«

Nun wußte ich ja ganz genau, daß die Wächter wirklich nicht Arabisch verstanden; und wenn auch, der Dialekt der Haddediñ war ihnen fremd klingend.

»Halte Dich heute Abend bereit,« sagte ich zu Amad. »Vielleicht ist es mir heute möglich, wiederzukommen.«

Er stand stolz und aufrecht da, ohne eine Miene zu verziehen.

»Er redet auch jetzt noch nicht!« rief der Unteroffizier. »Nun soll er heute auch kein Brod bekommen, da er nicht einmal dem Effendi antwortet.«

Die Revision der Löcher war beendet. Nun führte man mich auch weiter in dem Gebäude herum. Ich ließ dies geschehen, obgleich es keinen Zweck hatte. Endlich waren wir fertig, und Mersinah sah mir mit fragender Miene in das Gesicht.

»Kannst Du den Gefangenen Kaffee kochen?« erkundigte ich mich bei ihr.

»Ja.«

»Und ihnen Brod dazu geben, eine sehr reichliche Portion?«

»Ja.«

»Wie viel kostet das?«

»Dreißig Piaster, Effendi.«

Also zwei Thaler ungefähr. Die Gefangenen erhielten wohl kaum für eine Mark davon. Ich zog das Geld heraus und gab es ihr.

»Hier. Aber ich wünsche, daß Alle davon erhalten.«

»Sie sollen Alle haben, Effendi.«

Ich gab der Alten und dem Sergeanten je fünfzehn und den Arnauten je zehn Piaster, ein Trinkgeld, wie sie es wohl nicht erwartet hatten. Daher erschöpften sie sich in außerordentlichen Danksagungen, und als ich das Haus verließ, executirten sie ihre Verbeugungen selbst dann noch, als ich bereits die Gasse erreicht hatte und sie nur noch meinen Rücken sehen konnten.

Heimgekommen, suchte ich Mohammed Emin auf. Ich traf Halef bei ihm, welcher den Anzug gebracht hatte. Dies war unbemerkt geschehen, weil ja weder der Agha noch Mersinah zu Hause war.

Ich beschrieb dem Haddedihi meinen Besuch.

»Also heute Abend!« meinte er erfreut.

»Wenn es möglich ist,« fügte ich hinzu.

»Aber wie willst Du es machen?«

»Ich werde, wenn nicht ein Zufall etwas Besseres bringt, von dem Agha den Schlüssel zu erhalten suchen und — — —«

»Er wird Dir ihn nicht geben!«

»Ich nehme ihn! Dann warte ich, bis die Wächter schlafen und öffne Amad die Zelle.«

»Das ist zu gefährlich, Emir! Sie werden Dich hören.«

»Ich glaube dies nicht. Sie haben während der letzten Nacht nicht geschlafen und werden in Folge dessen müde sein. Sodann gab ich ihnen ein Bakschisch, das sie sicher nach und nach in Raki anlegen, und dieser wird ihre Schläfrigkeit befördern. Übrigens habe ich

genau aufgepaßt und da bemerkt, daß das Schloß der Hausthüre sich lautlos öffnen läßt. Wenn ich einigermaßen vorsichtig bin, wird es gelingen.«

»Aber, wenn man Dich erwischt?«

»So habe ich doch keine Sorge. Den Wächtern gegenüber gibt es eine Ausrede, und träfen sie mich mit dem Gefangenen, nun, dann müßte eben gehandelt werden, und zwar schnell.«

»Wohin wirst Du Amad bringen?«

»Er wird sofort die Stadt verlassen.«

»Mit wem?«

»Mit Halef. Ich reite jetzt mit diesem aus, um in der Umgebung der Stadt einen Ort zu suchen, welcher ein Versteck bietet. Halef wird sich den Weg merken und Deinen Sohn hinführen.«

»Aber die Wachen am Thore?«

»Sie werden die Beiden nicht zu sehen bekommen. Ich kenne eine Stelle, an welcher man über die Mauer kommen kann.«

»Wir sollten gleich selbst mitgehen!«

»Wir bleiben noch wenigstens einen Tag, damit kein Verdacht auf uns fällt.«

»Aber Amad wird sich unterdessen in großer Gefahr befinden, denn man wird ihn in der ganzen Umgegend suchen.«

»Auch dafür ist gesorgt. Unfern des einen Thores bildet der Felsen von Amadijah einen Abgrund, in den wohl wenige Männer hinabzusteigen sich getrauen.

Dorthin schaffen wir einige Fetzen seines alten Gewandes, welches wir zerreißen. Man wird das finden und dann annehmen, daß er bei seiner nächtlichen Flucht in die Schlucht gestürzt sei.«

»Wo kleidet er sich um?«

»Hier. Und der Bart muß ihm sofort abrasirt werden.«

»So soll ich ihn sehen! O, Emir, welche Freude!«

»Ich stelle aber die Bedingung, daß Ihr Euch still verhaltet.«

»Das werden wir ganz sicher. Aber unsere Wirthin wird ihn kommen sehen; denn sie ist stets in der offenen Küche.«

»Das wirst Du verhindern. Halef wird Dich benachrichtigen, wenn Amad kommt. Dann gehst Du hinunter und verhinderst die Wirthin, ihn zu bemerken. Das ist nicht schwer, und unterdessen bringt ihn der Diener in Deine Stube, welche Du verschließt, bis ich heim komme.«

Ich hörte jetzt, daß Halef die Pferde herausschaffte, und ging. Draußen fand ich die Thüre des Engländers offen. Er winkte mich hinein und frug:

»Darf ich reden, Sir?«

»Ja.«

»Höre Pferde. Ausreiten? Wohin?«

»Vor die Stadt.«

»Well; werde mitreiten!«

»Ich beabsichtige einen Ritt in den Wald. Ihr würdet gezwungen sein, ein wenig mit durch die Büsche zu kriechen.«

»Werde kriechen!«

Er war schnell fertig. Sein Pferd wurde auch gesattelt, und bald ritten wir zum Thore hinaus, welches nach Asi und Mia führt. Es war so, wie mir der Kurde Dohub erzählt hatte. Der Pfad war so steil, daß wir die Pferde führen mußten. Am Thore hatte man uns übrigens nicht angehalten, da dort Arnauten die Wache hatten, die mich von der gestrigen Parade her kannten.

Unten im Thale angelangt, wären wir rechts an die Jilaks der Einwohner von Amadijah gekommen, welche sich in die Berge zurückgezogen hatten. Darum wandten wir uns nach links grad in den Wald hinein. Er war hier so licht, daß er uns am Reiten nicht verhinderte, und nach einer Viertelstunde erreichten wir eine Blöße, wo wir abstiegen, um uns auf dem Boden auszustrecken.

»Warum hierher führen?« frug Lindsay.

»Ich suche ein Versteck für Amad el Ghandur.«

»Ah! Bald frei?«

Ich theilte ihm meinen Plan mit.

»Prächtig!« meinte er. »Schöne Gefahr dabei! Erwischen! Boxen! Schießen! Well; werde mitbefreien!«

»O, Master, Ihr könnt mir nichts nützen!«

»Nicht? Warum? Schlage jeden nieder, der uns wehren will! Freier Englishman! Yes!«

»Na, wollen erst sehen! Hier links oben liegt die Stelle, an welcher man über die Mauer kommt. In der hiesigen Gegend also müssen wir uns ein Versteck suchen. Wollt Ihr mit suchen?«

»Sehr!«

»So theilen wir uns. Ihr geht grad, und ich gehe mehr zur Seite. Wer einen guten Ort gefunden hat, der schießt sein Pistol los und wartet dort, bis der Andere kommt.«

Halef blieb bei den Pferden zurück, und wir gingen vorwärts. Der Wald wurde dichter, aber ich suchte wohl lange Zeit, ohne eine geeignete Stelle zu finden, welche wirkliche Sicherheit bot. Da hörte ich einen Schuß mir zur Linken. Ich schritt der Richtung entgegen, aus welcher der Knall gekommen war, und hörte bald einen zweiten Schuß ganz in meiner Nähe. Der Engländer stand bei einem Gestrüpp, aus welchem vier riesige Eichen emporragten. Er war barfuß und hatte sein Obergewand abgelegt. Auch der rothkarrirte Riesenturban lag am Boden.

»Habe zweimal geschossen. Konntet mich fehlen, weil der Schall im Wald täuscht. Versteck gefunden?«

»Nein.«

»Habe eins.«

»Wo?«

»Rathet! Werdet nicht errathen!«

»Wollen sehen!«

Er war barfuß und halb entkleidet; er hatte also eine Kletterpartie gemacht, und das Versteck mußte also auf einer der Eichen zu suchen sein. Aber diese waren so stark, daß man sie unmöglich erklettern konnte. Aber neben der einen ragte der schlanke Stamm einer Pinie in die Höhe und verschlang ihre doldenartige Krone mit den breitgreifenden Zweigen der Eiche. Ziemlich hoch oben lehnte sich der Stamm an einen starken Eichenast, so daß von der Pinie aus dieser leicht zu erreichen war, und oberhalb der Stelle, an welcher er am Stamme saß, sah ich ein Loch in der Eiche.

»Ich habe es, Sir!« meinte ich.

»Wo?«

»Dort oben. Der Stamm ist hohl.«

»Well; gefunden! War bereits oben.«

»Ihr klettert wohl gut?«

»Wie Eichhörnchen! Yes!«

»Aber jedenfalls ist der ganze Baum hohl!«

»Sehr!«

»Und wer da oben hineinkriecht, der fällt herab und kann nicht heraus.«

»Sehr! Kann gar nicht heraus.«

»Dann ist es ja mit dem Versteck nichts!«

»Versteck ist gut, sehr gut. Nur dafür sorgen, daß nicht herunterfällt.«

»Auf welche Weise?«

»Ah, Ihr wißt nicht? Hm, Master Lindsay gescheidter Kerl! Schönes Abenteuer! Prächtig! Möchte bezahlen,

gut bezahlen! Knüppel abschneiden und in die Höhlung klemmen, quer herüber. Viel Moos hier. Dieses darauf legen. Dann kann nicht herunterfallen. Versteck fertig! Schönes Landhaus! Prachtvolle Villa!«

»Da hättet Ihr Recht! Wie groß ist dort der Durchmesser der Höhlung?«

»Vier Fuß ungefähr. Weiter nach unten noch mehr. Könnt Ihr klettern?«

»Ja. Ich werde mir diese Gelegenheit einmal ansehen.«

»Nicht ledig hinauf. Gleich Knüppel mitnehmen!«

»Das ist allerdings praktischer. Hier stehen genug eichene Stangen.«

»Aber wie hinaufbringen? Klettern und auch tragen? Geht nicht!«

»Ich habe meinen Lasso mit. Der hat mich auf allen meinen Reisen begleitet, denn so ein Riemen ist eine der nützlichsten Sachen.«

»Well; so schneiden wir!«

»Aber immer vorsichtig sein, Master! Zunächst wollen wir uns überzeugen, ob wir allein sind. Unsere englische Unterhaltung kann hier kein Mensch verstehen; sie hätte also unser Vorhaben nicht verrathen. Aber ehe wir handeln, müssen wir uns sicher stellen.«

»So sucht! Werde einstweilen Stangen machen.«

Ich ging den Umkreis ab und überzeugte mich, daß wir unbeobachtet waren; dann half ich dem Engländer, der ganz erpicht war, da oben eine Villa zu bauen. Wir

schnitten ein Dutzend etwas mehr als vier Fuß langer Stämmchen aus den Büschen, aber so, daß wir dabei jede Spur vermieden, und dann wand ich den Gürtelhawl von der Hüfte, unter welchem ich den Lasso um den Leib geschlungen trug. Bis zum ersten Ast der Piniere reichte er. Während der Engländer die Stämmchen zusammenlegte und mit dem einen Ende des achtfach zusammengeflochtenen, unzerreißbaren Riemens umwand, nahm ich das andere zwischen die Zähne und kletterte empor. Die hindernden Kleidungsstücke hatte ich natürlich abgelegt. Auf dem ersten Aste angekommen, zog ich das Bündel in die Höhe. Lindsay kam nachgeklettert, und so brachten wir die »Knüppel« vor die Öffnung, wo sie angebunden wurden. Ich untersuchte die Höhlung. Sie hatte die angegebene Weite, wurde nach unten immer größer und reichte bis zur Erde hinab.

Nun begannen wir, die Stämmchen einzuklemmen, um aus ihnen einen Fußboden zu bilden. Das mußte sehr sorgfältig geschehen, damit er ja nicht hinunterbrechen konnte. Mit Hilfe der Messer brachten wir es nach einiger Anstrengung fertig. Der Boden war fest und sicher.

»Nun Moos, Streu und Laub mit dem Lasso herauf!«

Wir kletterten bald wieder hinab und hatten bald so viel gesammelt, wie wir brauchten. Es wurde in meinen Haik und das Überkleid Lindsay's geschlungen, und nach zweimaligem Auf- und Niederklettern war

die Höhlung in ein Versteck umgewandelt, in welchem es sich ganz weich und sicher liegen ließ.

»Wacker gearbeitet,« meinte der Engländer, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte. »Amad wird gut wohnen. Nun noch Essen und Trinken, Pfeife und Tabak, so ist der Divan fertig!«

Wir kehrten jetzt zu Halef zurück, der bereits Sorge um uns hegte, weil wir so lange Zeit fortgeblieben waren.

»Master Lindsay, jetzt bleibt Ihr bei den Pferden zurück, denn ich muß nun zuvor auch unserem Hadschi Halef Omar das Versteck zeigen!« sagte ich.

»Well! Doch bald wiederkommen! Yes!«

»Kannst Du klettern?« frug ich Halef, als wir bei den Eichen angekommen waren.

»Ja, Sihdi. Ich habe ja von mancher Palme die Datteln herabgeholt. Warum?«

»Das ist ein ganz anderes Klettern. Hier gibt es einen glatten Stamm, der keine Stütze bietet, und auch kein Klettertuch, wie man es beim Ernten der Datteln in Anwendung bringt. Siehst Du das Loch an dem Stamme der Eiche, dort grad über dem Aste?«

»Ja, Sihdi.«

»Klettere einmal hinauf und siehe Dir es an! Du mußt hier an der Pinie empor und dann den Eichenast entlang.«

Er versuchte es, und siehe da, es ging recht leidlich.

»Effendi, das ist ja ein Kiosk,« meinte er, als er unten wieder anlangte. »Den habt Ihr wohl jetzt gebaut?«

»Ja. Weißt Du, wo das Fort von Amadijah liegt?«

»Hier links hinauf.«

»So höre, was ich Dir sage! Ich glaube heute Abend Amad el Ghandur aus dem Gefängnisse holen zu können. Er muß noch während der Nacht aus der Stadt gebracht werden, und das sollst Du thun.«

»Herr, die Wachen werden uns sehen!«

»Nein. Es gibt eine Stelle, an welcher die Mauer so beschädigt ist, daß Ihr sehr leicht unbemerkt in das Freie gelangen könnt. Ich werde Dir diese Stelle bei unserer Rückkehr zeigen. Nun aber handelt es sich darum, daß Ihr trotz der Nacht hier diesen Platz nicht verfehlt, denn das Loch da oben soll dem Haddediñ zum Verstecke dienen, bis wir ihn von hier abholen. Darum gehst Du von hier aus links hinauf, um den Weg, den Ihr heute Abend zu nehmen habt, richtig kennen zu lernen, und kehrst dann zu uns zurück. Präge Dir das Terrain gut ein. Wenn er sich in Sicherheit befindet, hast Du dafür zu sorgen, ungesehen wieder in unsere Wohnung zu gelangen; denn Niemand darf wissen, daß Einer von uns die Stadt verlassen hat.«

»Sihdi, ich danke Dir!«

»Wofür?«

»Dafür, daß Du mir erlaubst, wieder einmal auch selbst etwas zu thun; denn seit langer Zeit habe ich zusehen müssen.«

Er ging, und ich kehrte zu Lindsay zurück, der lang ausgestreckt im Moose lag und gen Himmel blickte.

»Prachtvoll in Kurdistan! Fehlt nur an Ruinen!« sagte er.

»Ruinen gibt es hier genug, wenn auch keine tausendjährigen wie am Tigris. Vielleicht sind wir gezwungen, Gegenden aufzusuchen, in denen Ihr Euch von dem Vorhandensein von Ruinen überzeugen könnt. Aus den Thälern Kurdistan's ist der Qualm brennender Dörfer und der Geruch von Strömen vergossenen Blutes zum Himmel gestiegen. Wir befinden uns in einem Lande, in welchem Leben, Freiheit und Eigenthum mehr gefährdet sind, als in jedem anderen. Wünschen wir, daß wir uns nicht aus eigener Erfahrung davon überzeugen müssen!«

»Will mich aber davon überzeugen, Sir! Will Abenteuer haben! Möchte kämpfen, boxen, schießen! Werde bezahlen.«

»Dazu gibt es vielleicht auch ohne Bezahlung Gelegenheit, Sir; denn gleich hinter Amadijah hört das Gebiet der Türken auf, und es beginnen diejenigen Länder, welche von Kurden bewohnt werden, die der Pforte nur dem Namen nach unterworfen oder tributpflichtig sind. Dort gewähren uns unsere Pässe nicht die mindeste Sicherheit; ja, es kann sehr leicht der Fall sein, daß wir feindselig behandelt werden, grad deßhalb, weil wir die Empfehlung der Türken und der Consuln besitzen.«

»Dann nicht vorzeigen!«

»Allerdings. Diese halbwilden gewaltthätigen Horden macht man sich am besten geneigt, wenn man sich ihrer Gastfreundschaft mit Vertrauen überläßt. Ein Araber kann noch Hintergedanken haben, wenn er einen Fremden in sein Zelt aufnimmt; ein Kurde aber nie. Und sollte dies ja einmal der Fall sein, und sollte es keine andere Möglichkeit der Rettung geben, so begibt man sich in den Schutz der Frauen; dann ist man sicher geborgen.«

»Well, werde mich beschützen lassen von den Frauen! Prachtvoll! Sehr guter Gedanke, Master!«

Nach vielleicht einer Stunde kehrte Halef zurück. Er versicherte, das Versteck nun selbst bei Nacht ohne Irrung auffinden zu können, sobald es ihm nur erst gelungen sei, aus der Stadt zu kommen. Der Zweck unseres Spazierrittes war somit erreicht, und wir kehrten nach Amadijah zurück. Dort richtete ich es so ein, daß wir an der beschädigten Mauerstelle vorüberkamen.

»Das ist der Ort, den ich meine, Halef. Wenn Du nachher ausgehest, so magst Du diese Bresche einmal genau untersuchen, aber so, daß es nicht auffällt.«

»Das werde ich baldigst thun müssen, Sihdi,« antwortete er; »denn es wird sehr bald Abend werden.«

Der Tag war, als wir unsere Wohnung erreichten, allerdings schon weit vorgeschritten. Ich bekam keine Zeit, mich von dem Ritte auszuruhen, denn Selim Agha empfing mich an der Thüre:

»Hamdulillah, Allah sei Dank, daß Du endlich kommst!«  
meinte er. »Ich habe auf Dich mit Schmerzen gewartet.«

»Warum?«

»Der Mutesselim sendet mich, um Dich zu ihm zu bringen.«

»Was soll ich dort?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du vermuthest es auch nicht?«

»Du sollst mit einem Effendi reden, der vorhin ankam.«

»Wer ist es?«

»Der Mutesselim hat mir verboten, es Dir zu sagen.«

»Pah! Der Mutesselim kann mir nichts verheimlichen! Ich wußte längst, daß dieser Effendi kommen werde!«

»Du wußtest es? Aber es ist ja ein Geheimniß!«

»Ich werde Dir beweisen, daß ich dieses große Geheimniß kenne. Es ist der Makredschi von Mossul, der gekommen ist.«

»Wahrhaftig, Du weißt es!« rief er erstaunt. »Aber er ist nicht allein bei dem Mutesselim.«

»Wer ist noch da?«

»Ein Arnaute.«

Ah, ich ahnte, welcher es war, und sagte daher:

»Auch das weiß ich. Kennst Du den Mann?«

»Nein.«

»Er hat keine Waffen bei sich.«

»Allah akbar; das ist richtig! Effendi, Du weißt Alles.«

»Wenigstens siehst Du, daß der Mutesselim nicht der Mann ist, mir etwas zu verbergen.«

»Aber, Herr, sie müssen böse von Dir gesprochen haben!«

»Warum?«

»Ich muß darüber schweigen.«

»Gut, Selim Agha, ich sehe nun, daß Du mein Freund bist und mich liebst!«

»Ja, ich liebe Dich, Emir; aber der Dienst erfordert, daß ich gehorche.«

»So sage ich Dir, daß ich Dir noch heute Befehle geben werde, denen Du grad so gehorchen wirst, als ob Du sie von dem Commandanten erhieltest! Seit wann ist der Makredsch hier?«

»Seit fast zwei Stunden.«

»Und so lange Zeit wartest Du bereits auf mich?«

»Nein. Der Makredsch kam allein, ganz heimlich und ohne alles Gefolge. Ich war grad beim Commandanten, als er eintrat. Er sagte, daß er heimlich komme, weil er in einer sehr wichtigen Sache reise, von welcher Niemand eine Ahnung haben dürfe. Sie unterhielten sich weiter, und da erwähnte der Commandant auch Dich und Deine Gefährten. Der Makredsch muß Dich kennen, denn er wurde sehr aufmerksam, und der Mutesselim mußte Dich ihm beschreiben. ›Er ist's!‹ rief

er dann und bat den Commandanten, mich hinauszuschicken. Nachher wurde ich gerufen und erhielt den Befehl, Dich zu holen und — — —«

»Nun, und — — —«

»Und — — Emir, es ist gewiß wahr, daß ich Dich lieb habe, und darum will ich es Dir sagen. Aber, wirst Du mich verrathen?«

»Nein. Ich verspreche es Dir!«

»Ich mußte mehrere Arnauten mitnehmen, um den Platz zu besetzen, daß Deine Gefährten sich nicht entfernen können. Und auch für Dich stehen im Palaste einige meiner Arnauten bereit. Ich soll Dich festnehmen und in das Gefängniß schaffen.«

»Ah, das ist ja sehr interessant, Selim Agha! So ist wohl bereits eines Deiner Löcher für mich in Bereitschaft gesetzt worden?«

»Ja. Du kommst neben den Araber zu liegen, und ich mußte einige Strohecken hineinthun lassen; denn der Mutesselim sagte, Du seist ein Emir und solltest feiner behandelt werden, als die andern Spitzbuben!«

»Für diese Rücksicht bin ich ihm wirklich sehr großen Dank schuldig. Sollten meine Gefährten auch eingesteckt werden?«

»Ja, aber ich habe über sie noch keine weiteren Befehle.«

»Was sagt die ›Myrte‹ dazu?«

»Ich habe es ihr gesagt. Sie sitzt in der Küche und weint sich die Augen aus.«

»Die Gute! Aber Du sprachst von einem Arnauten?«

»Ja. Er war da, noch ehe der Makreds sch kam, und hat mit dem Mutesselim lange Zeit gesprochen. Dann wurde ich gerufen und gefragt.«

»Wornach?«

»Darnach, ob der schwarzrothe Effendi auch in der Wohnung kein Wort rede.«

»Was hast Du geantwortet?«

»Ich sagte die Wahrheit. Ich habe den Effendi noch keine Silbe reden hören.«

»So komm. Wir wollen gehen!«

»Herr, ich soll Dich bringen, das ist wahr; aber ich habe Dich lieb. Willst Du nicht lieber entfliehen?«

Dieser brave Arnaut war wirklich mein Freund.

»Nein, ich fliehe nicht, Agha; denn ich habe keine Veranlassung, mich vor dem Mutesselim oder dem Makreds sch zu fürchten. Aber ich werde Dich bitten, außer mir noch Einen mitzunehmen.«

»Wen?«

»Den Boten, welcher zu mir gekommen ist.«

»Ich will ihn rufen; er ist im Hofe.«

Ich trat unterdessen in die Küche. Dort kauerte Mersinah am Boden und machte ein so trübseliges Gesicht, daß ich mich wirklich gerührt fühlte.

»O, da bist Du, Effendi!« rief sie aufspringend. »Eile, eile! Ich habe dem Agha befohlen, Dich entfliehen zu lassen.«

»Nimm meinen Dank dafür, Mersinah! Aber ich werde doch bleiben.«

»Sie werden Dich aber einsperren, Herr.«

»Das wollen wir abwarten!«

»Wenn sie es thun, Effendi, so weine ich mich zu Tode und werde Dir die besten Suppen kochen, die es gibt. Du sollst nicht hungern!«

»Du wirst für mich nichts zu kochen haben, denn man wird mich nicht einstecken; das versichere ich Dir.«

»Emir, Du gibst mir das Leben wieder! Aber sie könnten es doch thun, und dann nehmen sie Dir Alles ab. Magst Du mir nicht Dein Geld zurücklassen und auch die andern Sachen, welche Dir theuer sind? Ich werde Dir Alles aufbewahren und kein Wort davon sagen.«

»Das glaube ich Dir, Du Schutz und Engel dieses Hauses; aber eine solche Vorsicht ist nicht nöthig.«

»So thue, was Dir gefällt! Gehe nun, und Allah sei bei Dir mit seinem Propheten, der Dich beschützen möge!«

Wir gingen. Als ich über den Platz schritt, bemerkte ich hinter den Thüren einiger Häuser die Arnauten stehen, von denen Selim gesprochen hatte. Es war also jedenfalls sehr ernstlich gemeint. Auch vor dem Palaste, im Flur und auf der Treppe desselben, sogar im Vorzimmer standen Soldaten. Ich wäre doch beinahe besorgt geworden.

Der Commandant befand sich nicht allein in seinem Raume; die zwei Lieutenants saßen am Eingange, und

auch Selim Agha zog sich nicht wieder zurück, sondern ließ sich nieder.

»Sallam aaleikum!« grüßte ich so unbefangen wie möglich, trotzdem ich mich in der Falle befand.

»Aaleikum!« antwortete der Commandant zurückhaltend und zeigte dabei auf einen Teppich, welcher seitwärts in seiner Nähe lag.

Ich that, als ob ich diesen Wink nicht gesehen oder nicht verstanden habe, und ließ mich an seiner Seite nieder, wo ich ja früher schon gesessen hatte.

»Ich sandte nach Dir,« begann er, »aber Du kamst nicht. Wo bist Du gewesen, Effendi?«

»Ich ritt spazieren.«

»Wohin?«

»Vor die Stadt.«

»Was wolltest Du da?«

»Mein Pferd ausreiten. Du weißt, ein edles Roß muß gepflegt werden.«

»Wer war dabei?«

»Hadschi Lindsay-Bey.«

»Der das Gelübde gethan hat, nicht zu sprechen?«

»Derselbe.«

»Ich habe vernommen, daß er dieses Gelübde nicht sehr streng hält.«

»So!«

»Er redet.«

»So!«

»Auch mit Dir.«

»So!«

»Ich weiß das gewiß.«

»So!«

Dieses »So!« brachte den guten Mann einigermaßen in Verlegenheit.

»Du mußt dies doch auch wissen!« meinte er.

»Wer hat Dir gesagt, daß er spricht?«

»Einer, der ihn gehört hat.«

»Wer ist es?«

»Ein Arnaute, der heute kam, um Euch anzuklagen.«

»Was thatest Du?«

»Ich sandte nach Dir.«

»Warum?«

»Um Dich zu vernehmen.«

»Allah illa Allah! Also auf die Anklage eines schurkischen Arnauten hin sendest Du zu mir, um mich, den Emir und Effendi, wie einen eben solchen Schurken zu behandeln! Mutesselim, Allah segne Deine Weisheit, damit sie Dir nicht abhanden komme!«

»Effendi, bitte Gott um Deiner eigenen Weisheit willen, denn Du wirst sie brauchen können!«

»Das klingt fast wie eine Drohung!«

»Und Dein Wort klang wie eine Beleidigung!«

»Nachdem Du mich beleidigst hast. Laß Dir etwas sagen, Mutesselim. Hier in dieser Drehpistole sind sechs Schüsse und in dieser andern ebenso viele. Rede, was Du mit mir zu reden hast; aber bedenke, daß ein Emir aus Germanistan kein Arnaute ist und sich auch nicht

mit einem solchen vergleichen läßt! Wenn mein Gefährte sein Gelübde nicht hält, was geht es einen Arnauten an? Wo ist dieser Mann?«

»Er steht in meinem Dienst.«

»Seit wann?«

»Seit lange.«

»Mutesselim, Du sprichst die Unwahrheit! Dieser Arnaut stand gestern noch nicht in Deinem Dienste. Er ist ein Mann, von dem ich Dir noch mehr erzählen werde. Wenn Hadschi Lindsay-Bey spricht, so hat er dies mit seinem Gewissen abzumachen, aber einen Andern geht dies gar nichts an!«

»Du hättest Recht, wenn ich von ihm allein nur dieses wüßte.«

»Was gibt es noch?«

»Er ist der Freund eines Mannes, der mir sehr verdächtig ist.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Du selbst bist es!«

Ich that sehr erstaunt.

»Ich! Allah kerihm, Gott ist gnädig; er wird auch Dir barmherzig sein!«

»Du hast zu mir von dem Mutessarif gesprochen und gesagt, daß er Dein Freund sei.«

»Ich sagte die Wahrheit.«

»Es ist nicht wahr!«

»Was! Du zehst mich der Lüge! So kann meines Bleibens hier nicht länger sein. Ich werde Dir Gelegenheit geben, diese Beleidigung zu vertreten.«

Ich erhob mich und that, als ob ich das Selamlük verlassen wollte.

»Halt,« rief der Commandant. »Du bleibst!«

Ich drehte mich zu ihm um.

»Du befiehlst es mir?«

»Ja.«

»Hast Du mir zu befehlen?«

»Hier stehest Du unter mir, und wenn ich Dir gebiete, zu bleiben, so wirst Du gehorchen!«

»Und wenn ich nicht bleibe?«

»So zwinge ich Dich! Du bist mein Gefangener!«

Die beiden Lieutenants erhoben sich; auch Selim Ag-ha that dies, aber sehr langsam und ungern, wie ich bemerken mußte.

»Dein Gefangener? Was fällt Dir ein? Sallam!«

Ich wandte mich wieder nach der Thüre.

»Haltet ihn!« gebot er.

Die beiden Lieutenants ergriffen mich, Einer hüben und der Andere drüben. Ich blieb stehen und lachte erst dem Rechten und dann dem Linken in das Angesicht; dann flogen sie, Einer hinter dem Andern, über den Raum hinweg und stürzten vor dem Mutesselim zur Erde.

»Da hast Du sie, Mutesselim. Hebe sie auf! Ich sage Dir, daß ich gehen werde, wenn es mir beliebt, und keiner Deiner Arnauten soll mich halten! Aber ich werde bleiben, denn ich habe noch mit Dir zu sprechen. Dies thue ich aber nur, um Dir zu beweisen, daß kein Nemtsche einen Türken fürchtet. Frage also weiter, was Du zu fragen hast!«

Dem guten Manne war ein solcher Widerstand gar niemals vorgekommen; er war gewohnt, daß ein Jeder sich tief vor ihm beugen müsse, und schien jetzt gar nicht so recht zu wissen, was er thun solle.

»Ich sagte,« begann er endlich wieder, »daß Du kein Freund des Mutessarif seist.«

»Du hast doch seinen Brief gelesen.«

»Und Du hast gegen ihn gekämpft!«

»Wo?«

»In Scheik Adi!«

»Beweise es!«

»Ich habe einen Zeugen.«

»Laß ihn kommen!«

»Ich werde Dir diesen Wunsch erfüllen.«

Auf einen Wink des Mutesselim verließ der Agha das Zimmer.

In einigen Augenblicken kehrte er mit – dem Makredsch von Mossul zurück. Dieser würdigte mich keines Blickes, schritt an mir vorüber zu dem Commandanten, ließ sich an derselben Stelle nieder, an welcher

ich vorher gesessen hatte, und griff zu dem Schlauche der Wasserpfeife, welche dort stand.

»Ist dies der Mann, von dem Du erzähltest, Effendi?« frug ihn der Commandant.

Er warf einen halben, verächtlichen Blick auf mich.

»Er ist es.«

»Siehst Du?« wandte sich der Commandant zu mir. »Der Makredschi von Mossul, den Du ja kennen wirst, ist Zeuge, daß Du gegen den Mutessarif kämpftest.«

»Er ist ein Lügner!«

Da erhob der Richter die Augen voll zu mir.

»Wurm!« zischte er.

»Du wirst diesen Wurm bald kennen lernen!« antwortete ich ruhig. »Ich wiederhole es: Du bist ein Lügner, denn Du hast nicht gesehen, daß ich gegen die Truppen des Mutessarif die Waffen gezogen habe!«

»So sahen es Andere!«

»Aber Du nicht! Und der Commandant sagte doch, daß Du selbst es gesehen haben willst. Nenne Deine Zeugen!«

»Die Topdschis<sup>1</sup> haben es erzählt.«

»So haben auch sie gelogen. Ich habe nicht mit ihnen gekämpft; es ist kein Tropfen Blutes geflossen. Sie haben sich und ihre Geschütze ohne alle Gegenwehr ergeben. Und dann, als Ihr in Scheik Adi eingeschlossen wurdet, habe ich den Bey zur Güte und Nachsicht gemahnt, so daß Ihr es nur mir zu verdanken habt, daß

---

<sup>1</sup>Kanoniere.

Ihr nicht sammt und sonders niedergeschossen wurdet. Willst Du daraus den Beweis ziehen, daß ich ein Feind des Mutessarif sei?«

»Du hast die Geschütze überfallen und weggenommen!«

»Das gestehe ich sehr gern ein.«

»Aber Du wirst Dich dafür in Mossul verantworten.«

»Oh!«

»Ja. Der Mutesselim wird Dich gefangen nehmen und nach Mossul schicken, Dich und Alle, welche bei Dir sind. Es gibt nur ein einziges Mittel, Dich und sie zu retten.«

»Welches?«

Er gab einen Wink, und die drei Offiziere traten ab.

»Du bist ein Emir aus Frankistan, denn die Nemsis sind Franken,« begann nun der Makredschi. »Ich weiß, daß Du unter dem Schutze ihrer Consuln stehst, und daß wir Dich also nicht tödten dürfen. Aber Du hast ein Verbrechen begangen, auf welchem die Strafe des Todes steht. Wir müssen Dich über Mossul nach Stambul senden, wo Du dann allerdings ganz gewiß die Strafe erleiden wirst.«

Er machte eine Pause. Es schien ihm nicht leicht zu werden, jetzt die richtige Wendung zu finden.

»Weiter!« meinte ich.

»Nun bist Du aber ein Schützling des Mutessarif gewesen; auch der Mutesselim hat Dich freundlich aufgenommen, und so wollen diese Beiden nicht, daß Dir ein so trauriges Loos bereitet werde.«

»Allah denke ihrer dafür in ihrer letzten Stunde!«

»Ja! Darum ist es möglich, daß wir von einer Verfolgung dieser Sache absehen, wenn – – –«

»Nun, wenn?«

»Wenn Du uns sagst, wie viel das Leben eines Emirs aus Germanistan werth ist.«

»Es ist gar nichts werth.«

»Nichts? Du scherzest!«

»Ich rede im Ernste. Gar nichts ist es werth.«

»In wiefern?«

»Weil Allah auch einen Emir zu jeder Minute zu sich fordern kann.«

»Du hast recht; das Leben steht in Allah's Hand; aber es ist ein Gut, welches man beschützen und erhalten soll!«

»Du scheinst kein guter Moslem zu sein, denn sonst würdest Du wissen, daß die Wege des Menschen im Buche verzeichnet stehen.«

»Und dennoch kann der Mensch sein Leben wegwerfen, wenn er diesem Buche nicht gehorcht. Willst Du dieses thun?«

»Nun gut, Makredschesch. Wie hoch würdest Du Dein eignes Leben schätzen?«

»Wenigstens zehntausend Piaster.«

»So ist das Leben eines Nemtsche grad zehntausendmal mehr werth, nämlich hundert Millionen Piaster. Wie kommt es, daß ein Türke so sehr tief im Preise steht?«

Er blickte mich verwundert an.

»Bist Du ein so reicher Emir?«

»Ja, da ich ein so theures Leben besitze.«

»So meine ich, daß Du hier in Amadjah Dein Leben auf zwanzigtausend Piaster schätzen wirst.«

»Natürlich!«

»Und das Deines Hadschi Lindsay-Bey ebenso hoch.«

»Ich stimme bei.«

»Und zehntausend für den Dritten.«

»Ist nicht zu viel.«

»Und Dein Diener?«

»Er ist zwar ein Araber, aber ein tapferer und treuer Mann, der ebensoviel werth ist, wie jeder Andere.«

»So meinst Du, daß auch er zehntausend kostet?«

»Ja.«

»Hast Du die Summe berechnet?«

»Sechzigtausend Piaster. Nicht?«

»Ja. Habt Ihr so viel Geld bei Euch?«

»Wir sind sehr reich, Effendi.«

»Wann wollt Ihr bezahlen?«

»Gar nicht!«

Es war wirklich spaßig zu sehen, mit welchen Gesichtern die beiden Männer erst mich und dann sich ansahen. Dann frug der Makredschi:

»Wie meinst Du das, Effendi?«

»Ich meine, daß ich aus einem Lande stamme, in welchem Gerechtigkeit herrscht. Bei den Nemsis ist der Bettler ebenso viel werth vor dem Richter wie der König. Und wenn der Padischah der Nemsis sündigt, so wird er von dem Gesetze bestraft. Keiner kann sein Leben erkaufen, denn es gibt keinen Richter, der ein Schurke ist. Die Osmanen aber haben kein anderes Gesetz als ihren Geldbeutel, und darum schachern sie mit der Gerechtigkeit. Ich kann mein Leben nicht bezahlen, wenn ich verdient habe, daß es mir genommen wird.«

»So wirst Du es verlieren!«

»Das glaube ich nicht. Ein Nemtsche treibt keinen Handel mit seinem Leben, aber er weiß es zu vertheidigen.«

»Effendi, die Vertheidigung ist Dir unmöglich!«

»Warum?«

»Deine Schuld ist erwiesen, und Du hast sie auch bereits eingestanden.«

»Das ist nicht wahr. Ich habe keine Schuld eingestanden, sondern ich habe nur zugegeben, daß ich Euch die Kanonen fortgenommen habe. Und das ist eine That, die keine Strafe erhalten wird.«

»Das meinst Du nur. Du weigerst Dich also, auf unsern Vorschlag der Güte und des Erbarmens einzugehen?«

»Ich brauche kein Erbarmen.«

»So müssen wir Dich festnehmen.«

»Versucht es!«

Auch der Commandant richtete eine wohlgemeinte Vorstellung an mich; da ich aber nicht auf dieselbe hörte, so klatschte er in die Hände, und die drei Offiziere erschienen wieder.

»Führt ihn ab!« gebot er ihnen. »Ich hoffe, Effendi, daß Du Dich nicht weigern wirst, mit ihnen zu gehen. Draußen stehen genug Leute, um jeden Widerstand zu überwinden. Du sollst es während Deiner Haft hier gut haben und — —«

»Schweige, Mutesselim!« unterbrach ich ihn. »Ich möchte den Mann hier sehen, der das Zeug hätte, mich zu überwältigen. Euch fünf thut ein Nemtsche in drei Sekunden ab, und Deine fieberkranken Arnauten reißen vor meinem Blick aus; darauf kannst Du Dich verlassen! Daß ich es gut haben würde als Gefangener, versteht sich ganz von selbst; das gebietet Euch ja Euer eignes Interesse. Nach Mossul werde ich nicht geschickt, denn das kann dem Makreds sch nichts nützen; er will bloß, daß ich mich loskaufe, denn er braucht Geld, um über die Grenze zu kommen.«

»Über die Grenze?« frug der Mutesselim. »Wie soll ich Deine Worte verstehen?«

»Frage ihn selbst!«

Er blickte den Makreds an, der sich plötzlich verfärbte.

»Was meint er?« frug er ihn.

»Ich verstehe ihn nicht!«

»Er versteht mich nur zu gut,« entgegnete ich. »Muttesselim, Du hast mich beleidigt; Du willst mich gefangen nehmen; Du hast mir einen Antrag gemacht, der sehr schwere Folgen für Dich hätte, wenn ich davon sprechen wollte. Ihr Beide habt mich bedroht; aber jetzt werde ich die Waffe selbst auch in die Hand nehmen, nachdem ich gesehen habe, wie weit Ihr zu gehen wagt. Weißt Du, wer dieser Mann ist?«

»Der Makredsches von Mossul.«

»Du irrst. Er ist es nicht mehr; er ist abgesetzt.«

»Abgesetzt!« rief er.

»Mensch!« rief dagegen der Makredsches. »Ich erwürge Dich.«

»Abgesetzt!« rief der Commandant noch einmal, halb erschrocken und halb fragend.

»Ja. Selim Agha, ich sagte Dir vorhin, daß ich Dir heute einen Befehl geben werde, dem Du Gehorsam leisten wirst. Jetzt sollst Du ihn hören: Nimm den Mann dort gefangen und stecke ihn in das Loch, in welches ich kommen sollte! Er wird dann nach Mossul geschafft.«

Der gute Agha staunte erst mich an und dann die beiden Andern; aber er rührte natürlich keinen Fuß, um meinen Worten nachzukommen.

»Er ist wahnsinnig,« meinte der Makredsches, indem er sich erhob.

»Du selbst mußt es sein, da Du es wagst, nach Amadjah zu kommen. Warum bist Du nicht den geraden

Weg, sondern über Mungayschi geritten? Du siehst, daß ich Alles weiß. Hier, Mutesselim, hast Du den Beweis, daß ich das Recht habe, seine Gefangennehmung zu verlangen!«

Ich übergab ihm dasjenige Schreiben, welches an Ali Bey gerichtet war. Er blickte zunächst nach der Unterschrift.

»Vom Anatoli Kasi Askeri?«

»Ja. Er ist in Mossul und verlangt die Auslieferung dieses Mannes. Lies!«

»Es ist wahr!« staunte er. »Aber was thut der Mutesarif?«

»Er ist auch abgesetzt. Lies auch dieses andere Schreiben!«

Ich übergab es ihm, und er las es.

»Allah kerihm, Gott sei uns gnädig! Es gehen große Dinge vor!«

»Sie gehen allerdings vor. Der Mutessarif ist abgesetzt, der Makredschesch ebenso. Willst auch Du abgesetzt sein?«

»Herr, Du bist ein geheimer Abgesandter des Anatoli Kasi Askeri oder gar des Padischah!«

»Wer ich bin, das kommt hier nicht in Betracht; aber Du siehst, daß ich Alles weiß, und ich erwarte, daß Du Deine Pflicht erfüllst.«

»Effendi, ich werde sie thun. Makredschesch, ich kann nicht anders; hier steht es geschrieben; ich muß Dich gefangen nehmen!«

»Thue es!« antwortete dieser.

Ein Dolch blitzte in seiner Hand, und im Nu war er durch das Zimmer hinweg, auch an mir vorüber und zur Thüre hinaus. Wir eilten nach und kamen grad recht, zu sehen, daß er draußen zu Boden gerissen wurde. Selek, der mich begleitet hatte, war es, der auf ihm kniete und ihm den Dolch zu entringen versuchte. Ein Entkommen war nun allerdings unmöglich. Er wurde entwaffnet und wieder in das Selamlük zurückgebracht.

»Wer ist dieser Mann?« frug der Commandant, auf Selek deutend.

»Es ist der Bote, den mir Ali Bey von Baadri gesandt hat. Er kehrt wieder dorthin zurück, und Du magst ihm erlauben, den Transport zu begleiten. Dann sind wir sicher, daß der Makredsch nicht entkommen wird. Aber ich werde Dir noch einen Gefangenen übergeben.«

»Wen, Herr?«

»Laß nur den Arnauten kommen, der mich angeklagt hat!«

»Holt ihn!« gebot er.

Einer der Lieutenants ging und brachte den Mann, der eine Wendung der Dinge zu seinen Ungunsten nicht vermuthete.

»Frage ihn einmal,« sagte ich, »wo er seine Waffen hat!«

»Wo hast Du sie?«

»Sie wurden mir genommen.«

»Wo?«

»Im Schlafe.«

»Er lügt, Mutesselim! Dieser Mann war dem Hadschi Lindsay-Bey von dem Mutessarif mitgegeben worden; er hat auf mich geschossen und entflohen; dann unterwegs lauerte er uns auf und gab aus dem Dickicht des Waldes noch zwei Kugeln auf mich ab, die aber nicht trafen. Mein Hund hielt ihn fest, aber ich ließ Gnade walten, vergab ihm und ließ ihn entkommen. Wir nahmen ihm dabei die Waffen ab, welche mein Khawaß noch besitzt. Soll ich die Zeugen, daß ich die Wahrheit rede, kommen lassen?«

»Herr, ich glaube Dir! Nehmt diesen Hund gefangen und schafft ihn in das sicherste Loch, welches sich in dem Gefängnisse befindet!«

»Herr, befehlst Du mir, den Makredschi gleich mitzunehmen?« frug Selim Agha den Commandanten.

»Ja.«

»Mutesselim, laß ihn zuvor binden,« erinnerte ich.  
»Er hat einen Fluchtversuch gemacht und wird ihn wiederholen.«

»Bindet ihn!«

Sie wurden alle Beide abgeführt, und ich blieb mit dem Commandanten allein zurück. Dieser war von dem Ereignisse so angegriffen, daß er sich müde auf den Teppich fallen ließ.

»Wer hätte das gedacht!«

»Du allerdings nicht, Mutesselim!«

»Herr, verzeihe mir! Ich wußte ja von diesen Dingen nichts.«

»Gewiß hat der Arnaute den Makreds sch vorher getroffen und sich mit ihm verständigt, sonst hätte er es nicht gewagt, gegen uns aufzutreten, da wir doch Grund hatten, ihn bestrafen zu lassen.«

»Er soll auf keinen Menschen wieder schießen! Erlaube, daß ich Dir eine Pfeife reiche!«

Er ließ noch ein Nargileh kommen und setzte es mit eigener Hand in Brand; dann meinte er in beinahe unterwürfigem Tone:

»Emir, glaubst Du, daß es mein Ernst war?«

»Was?«

»Daß ich Geld von Dir nehmen wollte?«

»Ja.«

»Herr, Du irrst! Ich fügte mich in den Willen des Makreds sch und hätte Dir meinen Theil zurückgegeben.«

»Aber entfliehen hätte ich dürfen?«

»Ja. Du siehst, daß ich Dein Bestes wollte!«

»Das durftest Du nicht, wenn die Anklage gegen mich begründet war.«

»Wirst Du weiter daran denken?«

»Nein, wenn Du machest, daß ich es vergessen kann.«

»Du sollst nicht wieder daran denken, Emir. Du sollst es vergessen, wie Du bereits ein Anderes vergessen hast.«

»Was?«

»Die Arznei.«

»Ja, Mutesselim, die habe ich allerdings vergessen; aber Du sollst sie noch heute erhalten; das verspreche ich Dir!«

Da kam einer der Diener herein.

»Herr, es ist ein Basch Tschausch<sup>1</sup> draußen,« meldete er.

»Was will er?«

»Er kommt aus Mossul und sagt, daß seine Botschaft wichtig sei.«

»Schicke ihn herein!«

Der Unteroffizier trat ein und übergab dem Commandanten ein mit einem großen Siegel versehenes Schreiben; es war das Siegel des Anatoli Kasi Askeri; ich erkannte es sogleich. Er erbrach es und las. Dann gab er dem Manne den Bescheid, morgen früh die Antwort abzuholen.

»Herr, weißt Du, was es ist?« frug er mich dann, als der Soldat fort war.

»Ein Schreiben des Oberrichters von Anatolien?«

»Ja. Er schreibt mir von der Absetzung des Mutesarif und des Makredsches. Diesen Letzteren soll ich, sobald er sich hier je erblicken lasse, sofort nach Mossul senden. Ich werde ihn morgen diesem Basch Tschausch mitgeben. Soll ich in meinem Schreiben etwas von Dir erwähnen?«

---

<sup>1</sup>Sergeant-Major.

»Nein. Ich werde selbst schreiben. Aber sende nur eine genügende Bedeckung mit!«

»Daran soll es nicht fehlen, besonders da noch ein anderer wichtiger Gefangener mitgehen soll.«

Ich erschrack.

»Welcher?«

»Der Araber. Der Anatoli Kasi Askeri befiehlt es mir und sagt, daß der Sohn des Scheik als Geisel nach Stambul gesandt werden solle.«

»Wann geht der Transport ab?«

»Am Vormittage. Ich werde jetzt gleich das Schreiben beginnen.«

»So darf ich Dich nicht länger stören.«

»O Effendi, Deine Gegenwart ist mir lieber als Alles!«

»Und Dein Auge ist mir wie das Auge des besten Freundes; aber Deine Zeit ist kostbar; ich darf sie Dir nicht rauben.«

»Aber morgen früh kommst Du?«

»Vielleicht.«

»Du sollst bei dem Abgange des Transportes zugegen sein, um zu sehen, daß meine Sorge an Alles denkt!«

»So werde ich kommen. Sallam!«

»Sallam! Allah sei Dein Führer!«

Als ich nach Hause kam, tönte mir ein heller Ruf entgegen:

»Hamdulillah, Effendi, Du lebst und bist frei!«

Es war die ›Myrte‹. Sie nahm mich bei den Händen und athmete tief auf:

»Du bist ein großer Held. Deine Diener und der fremde Bote haben es gesagt. Wenn sie Dich gefangen genommen hätten, so hättest Du den ganzen Palast erschlagen, und vielleicht gar Selim Agha auch.«

»Ihn nicht, aber die Andern alle; darauf kannst Du Dich verlassen!« antwortete ich belustigt.

»Ja. Du bist wie Kelad, der Starke. Dein Bart steht rechts und links wie der Bart eines Panthers, und Deine Arme sind wie die Beine eines Elephanten!«

Das war natürlich mehr als bildlich gemeint. O Myrte, welch ein Attentat auf den dunkelblonden Schmuck meines Gesichtes und auf die liebliche Symmetrie meiner unentbehrlichsten Gliedmaßen! Ich mußte ebenso höflich sein:

»Dein Mund spricht wie der Vers eines Dichters, Mersinah, und Deine Lippen strömen über wie ein Topf voll süßen Honigs; Deine Rede thut wohl, wie das Pflaster auf eine Beule, und Deiner Stimme Klang kann Keiner vergessen, der ihn einmal hörte. Hier, nimm fünf Piaster, um Dir Khol und Henneh zu kaufen für die Ränder Deines Augenlides und die rosigen Nägel Deiner Hand. Mein Herz will sich freuen über Dich, damit meine Seele jung werde und mein Auge sich ergötze an der Anmuth Deines Ganges!«

»Herr,« rief sie, »Du bist tapferer als Ali, weiser als Abu Bekr, stärker als Simsah<sup>1</sup> und schöner als Hossein, der Armadener! Befiehl, was ich Dir braten soll;

---

<sup>1</sup>Simson.

oder willst Du gekocht und gebacken haben? Ich thue für Dich Alles, was Du verlangst, denn mit Dir ist die Freude über mein Haus gekommen und Segen über die Schwelle meiner Thüre.«

»Deine Güte rührt mich, oh Mersinah; ich kann sie nicht vergelten! Aber ich habe weder Hunger noch Durst, wenn ich den Glanz Deiner Augen, die Farbe Deiner Wangen und das liebliche Bild Deiner Hände erblicke. War Selim Agha da?«

»Ja. Er hat mir Alles erzählt. Deine Feinde sind vernichtet. Gehe hinauf und tröste die Deinen, die in großer Sorge um Dich sind!«

Ich ging hinauf.

»Endlich zurück!« meinte der Engländer. »Große Sorge! Wollten kommen und Euch holen! Glück, daß Ihr da seid!«

»Du warst in Gefahr?« frug auch Mohammed.

»Nicht sehr. Sie ist vorüber. Weißt Du, daß der Mutessarif abgesetzt ist?«

»Von Mossul?«

»Ja, und der Makredsches auch.«

»Also darum ist Selek da?«

»Ja. Hat er Dir nichts erzählt, als wir am Nachmittage ausgeritten waren?«

»Nein. Er ist schweigsam. Aber da kann doch Amad frei werden, denn nur der Mutessarif hat ihn gefangen gehalten!«

»Ich hoffte dies auch, aber es steht schlimmer. Der Großherr billigt das Vorgehen der Türken gegen Euch, und der Oberrichter von Anatolien hat befohlen, daß Dein Sohn als Geisel nach Stambul gebracht werde.«

»Allah kerihm! Wann soll er fort?«

»Morgen Vormittags.«

»Wir überfallen unterwegs seine Begleitung!«

»So lange wir noch Hoffnung haben, ihn durch List frei zu bekommen, so lange soll kein Menschenleben beschädigt werden.«

»Aber wir haben nur noch die Zeit von einer Nacht!«

»Diese Zeit ist lang genug.«

Dann wandte ich mich an den Engländer:

»Sir, ich brauche Wein für den Mutesselim.«

»Wäre Wein werth, dieser Kerl! Mag Wasser trinken! Kaffee, Lindenblüthen, Baldrian und Buttermilch!«

»Er hat mich um Wein gebeten!«

»Schlingel! Darf doch keinen trinken! Ist Mohammedaner!«

»Die Moslemin trinken ihn ebenso gern wie wir. Ich möchte uns sein Wohlwollen erhalten, so lange wir es brauchen.«

»Schön! Soll Wein haben! Wie viel?«

»Ein Dutzend. Ich gebe die Hälfte und Ihr die andere.«

»Pshaw! Kaufe nicht halben Wein. Hier Geld!«

Er reichte mir die Börse hin, ohne daß es ihm einfiel, zu bemerken, wie viel ich ihr entnahm. Er war ein Gentleman und ich ein armer Teufel.

»Wie ist's?« frug er. »Retten wir Amad?«

»Ja.«

»Heute?«

»Ja.«

»Wie?«

»Ich gehe mit Selim Agha Wein trinken und suche — —«

»Trinkt auch Wein?« unterbrach er mich.

»Leidenschaftlich.«

»Schöner Muselmann! Verdient Prügel!«

»Grad diese Geschmacksrichtung aber gibt uns Vortheile. Er wird einen Rausch bekommen, und dann nehme ich ihm unbemerkt den Gefängnißschlüssel fort. Ich lasse den Araber heraus zu seinem Vater, wo er sich umkleidet. Dann führt ihn Halef nach der Villa, die Ihr für ihn gebaut habt.«

»Well! Sehr schön! Was thue ich dabei?«

»Zunächst aufpassen. Wenn ich ihn bringe, so gebe ich da drüben an der Ecke ein Zeichen. Ich werde wie ein Rabe krächzen, der aus dem Schlafe gestört worden ist. Dann eilt Halef hinunter, um die Thüre zu öffnen und die Wirthin in der Küche festzuhalten. Ihr geht mit Mohammed an die Treppe und empfangt Amad, um ihn empor zu führen. Er zieht sich an, und Ihr wartet, bis ich nach Hause komme.«

»Ihr geht wieder fort?«

»Ja. Ich muß zu Selim Agha, um keinen Verdacht zu erregen und ihm den Schlüssel wieder zuzustecken.«

»Schwere Sache für Euch! Wenn Ihr nun ertappt werdet?«

»Ich habe eine Faust und, wenn das zu wenig sein sollte, auch Waffen. Jetzt aber laßt uns in Gemeinschaft zu Abend essen.«

Während des Mahles wurde auch Mohammed genau instruiert. Halef brachte den Wein und mußte ihn gut verpacken.

»Den trägst Du jetzt zum Mutesselim,« sagte ich ihm.

»Will er ihn trinken, Sihdi?« frug er erstaunt.

»Er soll ihn verwenden, wozu er ihn braucht. Du gibst das Packet an keinen andern Menschen als nur allein an ihn und sagst, daß ich hier die Medizin sende. Und höre! Wenn ich dann mit Selim Agha fortgehe, so gehest Du uns heimlich nach und merkst Dir das Haus, in welches wir treten, aber genau! Und sollte ich irgendwie gebraucht werden, so kommst Du, mich zu holen.«

»Wo werde ich Dich in dem Hause finden?«

»Du gehst im Flur von der Thüre aus ungefähr acht Schritte gradaus und pochest dann rechts an eine Thüre, hinter welcher ich mich befinde. Sollte der Wirth Dich sehen, der ein Jude ist, so sagest Du, daß Du den fremden Emir suchest, der aus dem Krüge trinkt. Verstehest Du?«

Er ging mit seinem Packete fort.

Mohammed Emin befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung. Ich hatte ihn selbst damals, als es im Thale der Stufen galt, seine Feinde gefangen zu nehmen, nicht so gesehen. Er hatte alle seine Waffen angethan und auch die Flinte neu geladen. Ich konnte nicht darüber lächeln. Ein Vaterherz ist eine heilige Sache; ich hatte ja auch einen Vater daheim, der oft für mich der Sorgen und Entbehrungen genug getragen hatte, und konnte also das begreifen.

Endlich kam Selim Agha von dem Mutesselim zurück. Er verzehrte in der Küche sein Abendbrod, und dann gingen wir heimlich zum Juden.

Selim Agha hatte die Wirkung des starken Weines gestern zur Genüge kennen gelernt und nahm sich daher sehr in Acht. Er trank nur in kleinen Schlückchen und auch sehr langsam.

Wir mochten bereits dreiviertel Stunden beim Weine sitzen, und noch immer zeigte derselbe keine andere Wirkung auf den Agha, als daß dieser stiller und träumerischer wurde und sich sinnend in seine Ecke lehnte. Schon stand ich im Begriff, ihn zum Austrinken zu nöthigen und zwei neue Krüge bringen zu lassen, als es draußen an die Thüre pochte.

»Wer ist das?« frug der Agha.

»Das muß Halef sein.«

»Weiß er, wo wir sind?«

»Ja.«

»Effendi, was hast Du gethan!«

»Aber er weiß nicht, was wir thun.«

»Laß ihn nicht herein!«

Wie gut, daß ich Halef aufmerksam gemacht hatte! Daß er kam, um mich zu holen, war mir Beweis, daß etwas Besonderes passirt sei. Ich öffnete von innen und trat hinaus auf den Flur.

»Halef!«

»Sihdi, bist Du es?«

»Ja. Was ist's?«

»Der Mutesselim ist gekommen.«

»Das ist schlimm; das kann uns das ganze Werk verderben. Gehe. Wir kommen gleich nach. Aber bleibe stets an der Thüre meines Zimmers, damit ich Dich sofort habe, wenn ich Dich brauche!«

Ich trat wieder in den kleinen Raum zurück.

»Selim Agha, es war Dein Glück, daß ich dem Hadschi sagte, wo wir sind. Der Mutesselim ist bei Dir und wartet auf Dich.«

»Allah illa Allah! Komm schnell, Effendi! Was will er?«

»Halef wußte es nicht.«

»Es muß wichtig sein. Eile!«

Wir ließen den Wein stehen und schritten mit schnellen Schritten unserer Wohnung zu.

Als wir heim kamen, saß der Commandant auf meinem Ehrenplatze in meiner Stube, ließ sich von der rothen Papierlaterne magisch beleuchten und sog an

meinem Nargileh. Er war, als er mich erblickte, so höflich, sich zu erheben.

»Ah, Mutesselim, Du hier in meiner Wohnung! Allah segne Deinen Eintritt und lasse es Dir wohlgefallen an meiner Seite!«

Im Stillen aber hatte ich allerdings einen nicht ganz mit dieser höflichen Phrase übereinstimmenden Wunsch.

»Emir, verzeihe, daß ich zu Dir heraufstieg. Die Wirthin dieses Hauses, der Allah ein Gesicht gegeben hat wie keiner Zweiten, wies mich herauf. Ich wollte mit Selim Agha reden!«

»So erlaube, daß ich mich wieder entferne!«

Jetzt war er gezwungen, mich zum Hierbleiben aufzufordern, wenn er nicht ganz und gar gegen alle türkische Bildung verstoßen wollte.

»Bleib, Emir, und setze Dich. Auch Selim Agha mag sich setzen; denn was ich von ihm verlange, das darfst Du wissen.«

Jetzt mußten die Reservepfeifen her. Während des Anzündens beobachtete ich den Commandanten scharf. Das rothe Licht der Laterne ließ mich sein Gesicht nicht genau erkennen, aber seine Stimme schien mir jenen Klang zu besitzen, welcher dann zu hören ist, wenn die Zunge ihre gewöhnliche Leichtigkeit zu verlieren beginnt.

»Was meinst Du, Effendi? Ist der Makredschi ein wichtiger Gefangener?«

»Ich meine es.«

»Ich auch. Darum macht mir der Gedanke, daß es ihm vielleicht gelingen könnte, zu entkommen, schwere Sorge.«

»Er ist doch sicher eingeschlossen!«

»Ja. Aber das ist nicht genug für mich. Selim Agha, ich werde diese Nacht nicht schlafen und zwei- oder dreimal nach dem Gefängnisse gehen, um mich zu überzeugen, daß er wirklich in seinem Loche ist.«

»Herr, ich werde das an Deiner Stelle thun!«

»Dann siehst Du ihn wohl, aber ich nicht, und ich kann dennoch nicht schlafen. Ich werde selbst gehen. Gib mir den Schlüssel!«

»Weißt Du, Herr, daß Du mich kränkst?«

»Ich will Dich nicht kränken, sondern ich will mich beruhigen. Der Anatoli Kasi Askeri ist ein sehr strenger Mann. Ich würde die seidene Schnur bekommen, wenn ich den Gefangenen entkommen ließe.«

Da war ja die Ausführung unseres Planes ganz und gar unmöglich gemacht! Gab es keine Hilfe? Ich war schnell entschlossen. Entweder Wein oder Gewalt! Während der Agha seinem Vorgesetzten noch Vorstellungen machte, erhob ich mich und trat hinaus auf den Corridor, wo Halef stand.

»Bringe vom allerbesten Tabak, und hier hast Du Geld; gehe in das Haus, wo Du mich geholt hast, und verlange von dem Juden solchen Wein von Türbedi Haidari, wie ich vorhin getrunken habe.«

»Wie viel soll ich bringen?«

»Ein Gefäß, in welches zehn Krüge gehen von der Sorte, die der Jude hat. Er wird Dir ein solches Gefäß borgen.«

»Bringe ich das Getränk des Teufels in's Zimmer hinein?«

»Nein. Ich hole es aus Deiner Stube. Aber der Baschi-Bozuk darf nichts wissen. Gib ihm dieses Bakschisch. Er mag ausgehen und so lange bleiben, als es ihm beliebt. Er kann ja zur Wache gehen, um sich dem Basch Tschausch zu zeigen, mit dem er morgen reisen wird. So werden wir ihn los!«

Als ich wieder eintrat, reichte der Agha dem Commandanten grad den Schlüssel hin. Dieser steckte ihn in seinen Gürtel und sagte zu mir:

»Weißt Du, daß der Makredsch widersetzlich gewesen ist?«

»Ja. Er hat erst den Agha bestechen wollen und ihm dann gar nach dem Leben getrachtet.«

»Er wird es büßen!«

»Und,« fügte Selim bei, »als ich ihn aufforderte, seine Taschen zu leeren, that er es nicht.«

»Was hatte er darin?«

»Viel Geld!«

»Emir, wem gehört dieses Geld?« frug mich der Commandant lauernd.

»Du hast es in Empfang zu nehmen.«

»Das ist richtig. Laß uns gehen!«

»Mutesselim, Du willst mich verlassen?« frug ich.  
»Willst Du mich beleidigen?«

»Ich bin Dein Besuch, aber nicht Dein Gast!«

»Ich habe nicht gewußt, daß Du kommst. Erlaube mir, Dir eine Pfeife zu stopfen, wie man sie hier selten raucht.«

Eben trat Halef ein und brachte den Tabak; es war Master Lindsay's Sorte; der Commandant fand sie sicher gut. Übrigens war ich sehr fest entschlossen, daß er ohne meinen Willen meine Stube nicht verlassen solle. Doch, es kam glücklicherweise nicht zum Äußersten, denn er nahm die Pfeife an. Aber im Laufe der ferneren Unterhaltung merkte ich, daß seine Augen sehr erwartungsvoll an der Thüre hingen. Er wollte Kaffee haben. Deßhalb erkundigte ich mich:

»Hast Du die Medizin erhalten, Herr?«

»Ja. Ich danke Dir, Effendi!«

»War es genug?«

»Ich habe noch nicht gezählt.«

»Und sie auch noch nicht gekostet?«

»Ein wenig.«

»Wie war sie?«

»Sehr gut. Aber ich habe gehört, daß es auch ganz süße gibt!«

Der gute Agha wußte sehr genau, wovon die Rede war. Er schmunzelte lüstern und blickte mich mit verführerisch blinzelnden Augen an.

»Es gibt ganz süße,« antwortete ich.

»Aber sie ist selten?«

»Nein.«

»Und heilsam?«

»Sehr. Sie gleicht der Milch, die aus den Bäumen des Paradieses fließt.«

»Aber in Amadijah gibt es keine?«

»Ich kann welche bereiten, überall, auch in Amadijah.«

»Und wie lange dauert es, bis sie fertig ist?«

»Zehn Minuten. Willst Du so lange warten, so sollst Du den Trank des Paradieses schmecken, der Mohammed von den Houris gereicht wird.«

»Ich warte!«

Seine Augen leuchteten sehr vergnügt, noch vergnügter aber die Augen des würdigen Selim Agha. Ich verließ das Zimmer und benutzte die angegebene Pause, um zu Mohammed Emin zu gehen.

»Emir, nun ist es aus!« empfing mich dieser.

»Nein, sondern nun geht es an!«

»Aber Du erhältst nun den Schlüssel nicht!«

»Vielleicht brauche ich ihn gar nicht. Harre nur geduldig aus.«

Auch Lindsay kam geschlichen.

»Von meinem Tabak geholt! Wer raucht ihn?«

»Der Commandant.«

»Sehr gut! Trinkt meinen Wein, raucht meinen Tabak! Ausgezeichnet!«

»Warum sollte er nicht?«

»Mag zu Hause bleiben! Flucht nicht stören!«

»Vielleicht befördert er sie. Ich habe nach Wein geschickt.«

»Wieder?«

»Ja. Nach persischem. Reißt einen Elephanten nieder. Süß wie Honig und stark wie ein Löwe!«

»Well! Trinke auch persischen!«

»Habe dafür gesorgt, daß für Euch auch da ist. Ich werde die beiden Leute lustig machen, und dann werden wir sehen, was zu thun ist.«

Nun ging ich in die Küche und ließ Feuer machen. Ehe es ordentlich brannte, kam Halef zurück. Er brachte ein großes Gefäß des gefährlichen Trankes. Ich setzte einen Topf voll davon über das Feuer und empfahl ihn der Fürsorge Mersinah's. Dann kehrte ich zum Engländer zurück. »Hier ist Perser! Aber gebt Gläser her; sie sind bei Euch.«

Als ich in meine Stube trat, blickten mir die beiden Türken erwartungsvoll entgegen.

»Hier bringe ich die Medizin, Mutesselim. Koste sie zunächst, da sie kalt ist. Dann sollst Du auch sehen, wie sie das Herz begeistert, wenn man sie heiß genießt.«

»Sage mir ganz genau, Effendi, ob es Wein ist oder Medizin!«

»Dieser Trank ist die beste Medizin, die ich heute kenne. Trinke sie, und sage mir, ob sie nicht Deine Seele erfreut!«

Er kostete und kostete abermals. Über seine scharfen, aber matten Züge legte sich ein Schein der Verklärung.

»Hast Du selbst diesen Trank erfunden?«

»Nein, sondern Allah gibt ihn Denen, die er am liebsten hat.«

»So meinst Du, daß er uns lieb hat?«

»Gewiß.«

»Von Dir weiß ich es, daß Du ein Liebling des Propheten bist. Hast Du noch mehr von diesem Tranke?«

»Hier. Trinke aus!«

Ich schenkte wieder ein.

Seine Augen funkelten noch vergnügter als vorher.

»Effendi, was ist Ladakia, Djebeli und Tabak von Schiras gegen diese Arznei! Sie ist besser als der feinste Duft des Kaffees. Willst Du mir das Recept geben, wie sie bereitet wird?«

»Erinnere mich daran, so werde ich es aufschreiben, noch ehe ich Amadijah verlasse. Aber hier steht der Krug. Trink! Ich muß hinab zur Küche, um die andere Arznei zu bereiten.«

Ich ging mit Vorbedacht sehr leise zur Treppe hinab und öffnete unhörbar die Küchenthüre ein wenig. Richtig! Da stand die ›Myrte‹ vor meinem Topfe und schöpfte mit einer kleinen türkischen Kaffeetasche den jetzt bereits ziemlich heißen Wein unaufhaltsam zwischen ihre weit geöffneten Lippen, welche nach jeder

Tasse mit einem herzlich schmatzenden Laute zusammenklappten.

»Mersinah, verbrenne Deine Zähne nicht!«

Sie fuhr erschrocken herum und ließ die Tasse fallen.

»O, Sihdi, es war ein Öremdschek<sup>1</sup> in den Topf gelaufen, und den wollte ich wieder herausfischen!«

»Und diese Spinne hast Du Dir in den Mund gegossen?«

»Nein, Effendi sondern nur das Wenige, was an der Spinne hängen geblieben ist.«

»Gib mir den kleinen Topf von da unten herauf!«

»Hier, Emir!«

»Fülle ihn Dir mit diesem Tranke!«

»Für wen?«

»Für Dich.«

»Was ist es, Emir?«

»Es ist die Arznei, welche ein persischer Hekim erfunden hat, um das Alter wieder jung zu machen. Wer genug davon trinkt, dem ist die Seligkeit gegeben, und wer davon trinkt, ohne jemals aufzuhören, der hat das ewige Leben!«

Sie dankte mir in blühenden Ausdrücken, und ich trug das Übrige nach oben. Die beiden Trinker waren trotz ihres Rangunterschiedes sehr nahe zusammengerückt und schienen sich ganz angenehm unterhalten zu haben.

---

<sup>1</sup>Spinne, Kreuzspinne.

»Weißt Du, Effendi, worüber wir streiten?« frug mich der Commandant.

»Ich hörte es ja nicht!«

»Wir stritten, wessen System am meisten leiden muß, das seinige oder das meinige. Wer hat Recht?«

»Das will ich Euch sagen: Wem die Arznei die größte Hilfe bringt, dessen System hat am meisten gelitten.«

»Deine Weisheit ist zu groß, als daß wir sie begreifen könnten. Was hast Du in diesem Topfe?«

»Das ist Itschki itschkilerin<sup>1</sup> denn ihm kommt kein anderer gleich.«

»Und Du willst, daß wir ihn probiren sollen?«

»Wenn Du es wünschest, so schenke ich Dir davon ein.«

»Gib mir!«

»Mir auch, Effendi,« bat der Agha.

Sie hatten Beide bereits das, was der Spiro-Zoologe einen ›Käfer‹ zu nennen pflegt, ja, es schien bereits ein bedeutender Hirschkäfer zu sein, der alle Anlagen zeigte, sich nach und nach in einen bekannten Vierhänder zu verwandeln. Es war nur heißer Wein, ohne alles Gewürz, den sie jetzt kosteten, aber er brachte sie dem ›Seid umschlungen, Millionen!‹ sehr nahe; sie tranken bereits nur noch aus einem Glase, und der Mutesse-  
lim wischte sogar seinem Agha einmal den Bart ab, als einige Tropfen der herrlichen Arznei sich in den Wald

---

<sup>1</sup>Der Trank aller Tränke.

desselben verlaufen hatten. Die dabei geführte Unterhaltung war diejenige zweier Personen, die im ›edlen Kampfe voller Humpen‹ noch vollständige Laien sind: närrisch und kauderwälsch. Selbst ich, der ich nur that, als ob ich trinke, wurde in Mitleidenschaft gezogen; denn der Mutesselim umarmte mich ein über das andere Mal, und der Agha hielt traulich seinen Arm um meinen Nacken geschlungen.

Da erhob sich einmal der Letztere, um eine neue Lampe für die rothe Laterne zu holen. Er kam ganz glücklich in die Höhe, dann aber streckte er die Arme zuckend aus und trillerte unsicher mit den Knien wie Einer, der zum ersten Male Schlittschuhe läuft.

»Was ist Dir, Agha?« frug der Commandant.

»O, Herr, ich bekomme das Baldyr tschekmisch.<sup>1</sup> Ich glaube, ich muß mich wieder setzen!«

»Setze Dich! Ich werde Dir helfen!«

»Kennst Du ein Mittel?«

»Ein sehr gutes. Setze Dich!«

Der Agha nahm wieder Platz. Der Commandant richtete sich ein wenig empor und erkundigte sich mit liebevoller Herablassung:

»In welcher Wade hast Du den Krampf?«

»In der rechten.«

»Gib mir einmal das Bein!«

---

<sup>1</sup>Wadenkrampf.

Der Agha streckte es ihm hin, und sein Vorgesetzter begann, an demselben mit allen Kräften zu zerren und zu ziehen.

»O jazik – o wehe, Herr; ich glaube, daß es doch in der linken ist!«

»So gib diese her!«

Selim reichte ihm sein anderes Vehikel hin, und der Helfer in der Noth zog aus Leibeskräften. Es war komisch-rührend, zu sehen, daß dieser hochgestellte Beamte, der gewohnt war, sich auch im Allerkleinsten bedienen zu lassen, seinem Untergebenen mit so brüderlicher Bereitwilligkeit die Wade zog und klopfte.

»Gut! Ich glaube, es ist nun weg!«

»So stehe einmal auf, und probiere es!«

Selim erhob sich und gab sich dieses Mal Mühe. Er stand kerzengrad. Aber mit dem Gehen! Ich sah es ihm an, daß es ihm war wie einem flüggen Vogel, der sich zum ersten Male der unsicheren Luft anvertrauen will.

»Laufe einmal!« gebot der Mutesselim. »Komm; ich werde Dich unterstützen!«

Er wollte sich mit der gewohnten Schnelligkeit aufrichten, verlor aber die Balance und kam sehr schnell in seine vorige Stellung zurück. Aber er wußte sich zu helfen. Er legte seine Hand auf meine Achsel und stand auf. Dann machte er die Beine breit, um eine festere Stellung zu bekommen, und starrte ganz verwundert auf die rothe Lampe.

»Emir, Deine Laterne fällt herab!«

»Ich glaube, sie hängt fest!«

»Sie fällt, und das Papier brennt an. Ich sehe schon die Flammen zucken!«

»Ich sehe nichts!«

»Maschallah! Ich sehe sie fallen, und dennoch bleibt sie oben! Wackele nicht so, Selim Agha, sonst wirst Du umstürzen!«

»Ich wackele nicht, Effendi!«

»Ich sehe es sehr genau!«

»Du selbst wackelst, Herr!«

»Ich? Agha, mir wird es sehr bange um Dein System. Deine Nerven schieben Dich hin und her, und die Verdauung ist Dir in die Beine gesunken. Du schüttelst die Arme und schlingerst mit dem Kopfe, als ob Du schwimmen wolltest. O, Selim Agha, diese Medizin war zu herrlich und zu stark für Dich. Sie wird Dich zu Boden werfen!«

»Herr, Du irrst! Was Du mir sagst, das ist mit Dir der Fall. Ich sehe Deine Füße tanzen und Deine Arme hüpfen. Dein Kopf dreht sich rund herum. Effendi, Du bist sehr krank. Allah möge Dir Hilfe senden, daß das System Deines Blutes nicht ganz und gar zu Grunde gehe!«

Das war dem Mutesselim denn doch zu viel. Er machte eine Faust und drohte:

»Selim Agha, nimm Dich in Acht! Wer da sagt, daß mein System nicht in Ordnung sei, den lasse ich peitschen oder einstecken! Wallah! Habe ich denn den Schlüssel zu mir gesteckt?«

Er fuhr sich nach dem Gürtel und fand das Gesuchte.

»Agha, mache Dich auf, und begleite mich! Ich werde jetzt das Gefängniß untersuchen. Emir, Deine Medizin ist wirklich wie die Milch des Paradieses; aber sie hat Deinen Magen umgedreht; Du willst immer mit dem Kopfe nach unten. Erlaubst Du, daß wir gehen?«

»Wenn es Dein Wille ist, den Gefangenen zu besuchen, so darf ich Dich in der Erfüllung Deiner Pflicht nicht hindern.«

»So gehen wir. Wir danken Dir für das Gute, das Du uns heute schmecken ließest. Wirst Du bald wieder Medizin bereiten?«

»Sobald Du es wünschest.«

»Die heiße ist noch besser als die kalte, aber sie gehet dem Menschen durch Mark und Bein und schiebt ihm die Knochen in einander. Allah behüte Dich und gebe Dir eine gute Ruhe!«

Er ging auf den Agha zu und nahm ihn beim Arme. Sie gingen ab und ich folgte ihnen. An der Treppe blieben sie haltenen.

»Selim Agha, steige Du zuerst hinunter!«

»Herr, diese Ehre gebührt ja Dir!«

»Ich bin nicht stolz; das weißt Du ja.«

Der Agha setzte, während er sich mit den Händen anhielt, einen Fuß um den andern sehr vorsichtig auf die Stufen. Der Mutesselim folgte ihm. Es wollte nicht recht sicher bei ihm gehen, zumal ihm die Treppe unbekannt war.

»Effendi, bist Du noch da?«

»Ja.«

»Weißt Du, daß es Sitte ist, seine Gäste bis vor die Thüre zu begleiten?«

»Ich weiß es.«

»Aber Du begleitest mich ja nicht!«

»So erlaube, daß ich es thue!«

Ich nahm ihn beim Arme und stützte ihn. Nun ging es besser. Unten vor der Thüre blieb er stehen, um tief Athem zu holen.

»Emir, dieser Makredsch ist eigentlich auch Dein Gefangener,« meinte er.

»Wenn man es recht betrachtet, ja.«

»So mußt Du Dich auch überzeugen, ob er noch da ist!«

»Ich werde Euch begleiten.«

»So komm, gib mir Deinen Arm!«

»Du hast zwei Arme, Effendi,« meinte der Agha; »gib mir den andern!«

Die beiden Männer hingen schwer an mir, aber ihr Rausch befand sich doch noch immer innerhalb desjenigen Stadiums, in welchem man noch leidlich Herr seiner selbst ist. Ihr Gang war unsicher, doch kamen

wir rasch vorwärts. Die Gassen lagen finster und öde da. Kein Mensch begegnete uns.

»Deine Arnauten werden erschrecken, wenn ich komme,« sagte der Mutesselim zum Agha.

»Und ich mit Dir!« brüstete sich dieser.

»Und ich mit Euch!« vervollständigte ich.

»Ist der Araber noch da?«

»Herr, glaubst Du, ich lasse solche Leute ausreißen?« frug Selim Agha sehr beleidigt.

»Ich werde auch nach ihm sehen. Hat er auch Geld gehabt?«

»Nein.«

»Wie viel denkst Du, daß der Makredsch bei sich hat?«

»Ich weiß es nicht.«

»Er muß es hergeben. Aber, Selim, Deine Arnauten sollten dann eigentlich nicht dabei sein.«

»So gebiete ich ihnen, fortzugehen.«

»Und wenn sie lauschen?«

»Ich riegele sie ein.«

»Gut. Aber wenn wir fort sind, werden sie mit dem Gefangenen reden.«

»Sie bleiben eingeriegelt.«

»So ist es richtig. Dieses Geld gehört in die Kasse des Mutesselim, welcher dem Agha der Arnauten ein sehr gutes Bakschisch gibt.«

»Wie viel, Herr?«

»Das kann ich jetzt noch nicht wissen, denn ich muß erst sehen, wie viel er bei sich führt.«

Wir kamen bei dem Gefängnisse an.

»Schließe auf, Selim Agha!«

»Herr, Du selbst hast doch den Schlüssel!«

»Ja, richtig!«

Er langte in den Gürtel und zog den Schlüssel hervor, um zu öffnen. Er probirte und probirte, fand aber das Schlüsselloch nicht.

Darauf hatte ich allerdings gerechnet.

»Erlaube, Effendi, daß ich Dir öffne!«

Ich nahm den Schlüssel aus seiner Hand, machte auf, zog ihn wieder ab, trat in den Flur und steckte den Schlüssel von innen wieder in das Schloß.

»Tretet ein. Ich werde wieder verschließen!«

Sie kamen herein. Ich that, als ob ich zuschließen wolle, drehte aber den Schlüssel schnell wieder zurück und versuchte scheinbar, ob auch wirklich fest zugeschlossen sei.

»Es ist zu. Hier hast Du Deinen Schlüssel, Mutesse-  
lim!«

Er nahm ihn. Da kamen aus der hintern Zelle und auch von oben die Arnauten herbei, mit den Lampen in der Hand.

»Ist Alles in Ordnung?« frug der Mutesse-  
lim mit Würde.

»Ja, Herr.«

»Ist Keiner entwischt?«

»Nein.«

»Auch der Araber nicht?«

»Nein.«

»Aber der Makredschi?«

»Auch nicht,« antwortete der Sergeant bei diesem geistreichen Verhöre.

»Das ist Euer Glück, Ihr Hunde. Ich hätte Euch todtschicken lassen. Packt Euch hinauf in Eure Stube! Selim Agha, schließe sie ein!«

»Emir, willst Du es nicht thun?« frug mich dieser.

»Gern!«

Das war mir lieb. Der Agha nahm eine der Lampen, und ich führte die Leute nach oben.

»Warum werden wir eingeschlossen, Herr?« frug der Sergeant.

»Die Gefangenen werden verhört.«

Ich ließ sie in ihre Zelle treten und schob die Riegel vor, dann stieg ich wieder die Treppe hinab. Da der Commandant und der Agha bereits nach hinten gingen, lag die Außenthüre im Dunkeln. Ich huschte hin und öffnete sie, so daß sie nur angelehnt blieb. Dann schritt ich schnell den Beiden nach.

»Wo liegt er?« hörte ich den Mutesselim fragen.

»Hier.«

»Und wo liegt der Haddedihi?« frug ich, um dem Öffnen der andern Thüre zuvorzukommen; denn ich mußte darauf sehen, daß bei dem Araber zuerst aufgemacht wurde.

»Hier hinter der zweiten Thüre.«

»So mache einmal auf!«

Der Commandant schien mit meinem Verlangen einverstanden zu sein. Er nickte mit dem Kopfe, und nun machte Selim auf.

Der Gefangene hatte unser lautes Kommen gehört und stand aufrecht in seinem Loche. Der Mutesselim trat näher.

»Du bist Amad, der Sohn von Mohammed Emin?«

Er erhielt keine Antwort.

»Kannst Du nicht reden?«

Es erfolgte dasselbe Schweigen.

»Hund, man wird Dir den Mund zu öffnen wissen! Morgen wirst Du fortgeschafft!«

Amad sprach keine Silbe, hielt aber das Auge auf mich gerichtet, um sich keine meiner Mienen entgehen zu lassen. Ich gab ihm durch ein schnelles Aufziehen und Sinkenlassen der Brauen zu verstehen, daß er aufmerken solle; dann schob Selim die Riegel wieder vor.

Jetzt wurde die andere Thüre geöffnet. Der Makredsch stand an die Mauer gelehnt. Sein Auge war erwartungsvoll auf uns gerichtet.

»Makredsch, wie gefällt es Dir?« frug der Commandant ein wenig ironisch, wohl infolge des Weines.

»Wollte doch Allah, daß Du an meiner Stelle wärest!«

»Das wird der Prophet verhüten! Dein Schicksal ist ein sehr schlimmes!«

»Ich fürchte mich nicht!«

»Du hast den Agha hier ermorden wollen.«

»Er ist es werth!«

»Hast ihn bestechen wollen.«

»Er ist die Dummheit selbst!«

»Hast ihn gleich bezahlen wollen.«

»Der Kerl verdiente, gehängt zu werden!«

»Vielleicht wären Deine Wünsche zu erfüllen,« meinte der Commandant mit schlauer Miene. Infolge des Weingenusses und vor Erwartung der hoffentlichen Beute strahlte sein Angesicht.

»Wie?« zuckte der Makredsch auf. »Sprichst Du im Ernste?«

»Ja.«

»Du willst mit mir handeln?«

»Ja.«

»Wie viel wollt Ihr haben?«

»Wie viel hast Du bei Dir?«

»Mutesselim, ich brauche Reisegeld!«

»Wir werden so billig sein, es Dir zu lassen.«

»Gut, so wollen wir verhandeln. Aber nicht in diesem Loche!«

»Wo sonst?«

»In einem Raume, der für Menschen, nicht aber für Ratten ist.«

»So komm herauf!«

»Gebt mir die Hand!«

»Selim Agha, thue es!« meinte der Commandant, der seinem Gleichgewichte nicht zu trauen schien.

Dem Agha aber kam ganz dasselbe Bedenken, denn er gab mir einen Stoß in die Seite und ermahnte mich:

»Effendi, thue Du es!«

Ich streckte also, um die Sache nicht zu verzögern, meinen Arm aus, faßte den Makredsches bei der Hand und zog ihn heraus.

»Wohin soll er?« frug ich.

»In die Wächterzelle,« antwortete der Commandant.

»Soll ich diese Thüre auflassen oder — —?«

»Lehne sie nur an!«

Ich machte mir mit der Thüre zu schaffen, um die Drei erst in die Zelle eintreten zu lassen, aber das ging nicht; der Commandant wartete auf mich. Ich mußte also an etwas Anderes denken.

Voran trat der Makredsches ein, hinter ihm der Commandant mit der Lampe, dann der Agha und endlich ich. In dem Augenblicke, in welchem diese Ordnung aufgelöst wurde, genügte ein schneller, bei dem Agha vorüber geführter Stoß meiner Hand an den Ellenbogen des Commandanten, um diesem die Lampe aus der Hand zu werfen.

»Agha, was tust Du!« rief dieser.

»Ich war es nicht, Herr!«

»Du stießest mich! Nun ist es finster. Schaffe eine andere Lampe!«

»Ich werde sie von den Arnauten holen,« meinte ich und verließ die Zelle. Ich verschloß sie, trat an die Thüre der Nachbarzelle und schob leise die Riegel zurück.

»Amad el Ghandur!«

»Herr, bist Du es?«

»Ja. Komme schnell herauf.«

Er stieg mit meiner Hilfe empor, und ich schob den Riegel wieder vor.

»Sprich nicht, sondern eile sehr!« flüsterte ich.

Ich faßte ihn, führte ihn rasch an die Außenthüre des Gefängnisses, trat mit ihm hinaus und zog die Thüre wieder heran.

Die frische Luft trieb ihn fast zurück. Er war sehr schwach.

Ich nahm ihn wieder bei der Hand; im Fluge ging es fort, um zwei Ecken hinum, und bei der dritten hielten wir. Seine Lungen athmeten laut.

»Fasse Dich! Dort ist meine Wohnung, und dort ist auch Dein Vater.«

Ich stieß das verabredete Krächzen aus, und sofort erblickte ich einen Lichtschein, an dem ich erkannte, daß die Hausthüre aufgestoßen worden war.

Wir eilten über den Platz hinüber. Unter der Thüre stand Halef.

»Schnell hinein!«

Nun eilte ich zurück. Ich erreichte das Gefängniß in einer Zeit von sicher nicht zwei Minuten, nachdem wir es verlassen hatten, machte die Thüre zu und sprang

die dunkle, mir aber nun bekannte Treppe hinauf. In einigen Sekunden befand ich mich wieder unten und kehrte in die Wächterzelle zurück.

»Du warst lange fort, Effendi!« bemerkte der Muteselim.

»Die Wächter wollten wissen, warum sie eingeschlossen sind.«

»Hättest Du ihnen eine Ohrfeige statt einer Antwort gegeben! Warum hast Du uns eingeschlossen?«

»Herr, es war ja ein Gefangener bei Euch!«

»Du bist vorsichtig, Emir; Du hast recht gethan. Setze die Lampe her und laß uns beginnen!«

Es verstand sich ganz von selbst, daß der Commandant nicht beabsichtigte, den Gefangenen gegen das Geld desselben freizugeben. Er wollte das Geld nur durch eine List an sich bringen, weil er den Widerstand des Makreds sch fürchtete. Aber diese List war eine Hinterlist, eine Treulosigkeit und zugleich jedenfalls eine große Unvorsichtigkeit. Sie Beide befanden sich in einem angetrunkenen Zustande; der Makreds sch konnte sie überwältigen, ihnen den Schlüssel abnehmen und entfliehen, ohne daß es den eingeriegelten Arnauten möglich gewesen wäre, ihnen beizustehen.

»Nun sage, wie viel Geld Du bei Dir hast!« begann der Commandant.

»Sage mir lieber, wie viel Ihr von mir verlangt!«

»Ich kann erst dann eine Summe sagen, wenn ich weiß, ob Du sie auch bezahlen kannst.«

»Versuche es einmal!«

»Gibst Du dreitausend Piaster?«

»Das ist mir zu viel,« meinte der Makreds sch zurückhaltend.

»So gibst Du viertausend.«

»Herr! Du steigst ja in die Höhe!«

»Makreds sch, Du steigest ja abwärts! Ein Mutesselim braucht nicht mit sich feilschen zu lassen. Sagst Du nicht ja, so gehe ich noch höher.«

»Ich habe es nicht. Zweitausend könnte ich Dir geben!«

»Deine Hand ist verschlossen, aber Du wirst sie gern noch öffnen. Jetzt verlange ich fünftausend!«

»Herr, ich will Dir die drei Tausend geben!«

»Fünf habe ich gesagt!«

Die Augen des Makreds sch hafteten wütend auf dem Commandanten, und die Angst um sein Geld stand ihm deutlich auf der Stirn geschrieben. Aber die Sorge für seine Freiheit war noch größer.

»Versprichst Du mir, mich hinaus zu lassen, wenn ich Dich bezahle?«

»Ich verspreche es Dir.«

»Schwöre es mir bei dem Propheten!«

»Ich schwöre es!«

Diese Worte sprach der Mutesselim unbedenklich aus. Der Makreds sch schien seinen Schwur zweideutig formuliert zu haben.

»So zähle!«

Er langte in die Taschen seiner weiten Beinkleider und zog ein Packet hervor, welches in ein seidenes Tuch geschlagen war. Er öffnete es und begann, die Summe auf dem Fußboden aufzuzählen, wobei der Agha leuchtete.

»Ist es richtig?« frug er, als er fertig war.

Der Mutesselim zählte nach und sagte dann:

»Es sind Kaime<sup>1</sup> mit dem Zahlwerthe von fünftausend Piaster. Aber Du wirst wissen, daß dieses Geld den vollen Werth nicht hat. Das Pfund Sterling kostet, mit Kaime bezahlt, jetzt einhundertvierzig statt einhundertzehn Piaster, und Du hast also noch zweitausend Piaster daraufzulegen!«

»Herr, bedenke, daß die Kaime sechs Prozent Zinsen tragen!«

»Früher war dies der Fall, aber auch nur bei einem Theile dieses Geldes; doch der Großherr zahlte auch für ihn keine Zinsen. Lege zweitausend dazu.«

»Herr, Du bist ungerecht!«

»Gut! Gehe in Dein Loch!«

Dem Makredschr stand der Schweiß auf der Stirn.

»Aber zweitausend macht es ja nicht!«

»Wie viel denn?«

»Dreizehnhundertunddreiundsechzig.«

»Das bleibt sich gleich! Was ich sage, das habe ich gesagt. Du gibst noch zwei tausend!«

»Herr, Du bist grausam wie ein Tiger!«

---

<sup>1</sup>Neben dem ›Sehim‹ eine Art Papiergeld.

»Und Dich wird der Geiz noch tödten!«

Mit Grimm im Angesichte zählte der Makredsich von Neuem auf.

»Hier, nimm!« sagte er endlich, tief Athem holend.

Der Mutesselim zählte wieder nach, schob die Scheine zusammen und steckte sie zu sich.

»Es stimmt!« meinte er. »Danke dem Propheten, daß er Dein Herz zur Einsicht bekehrt hat, denn sonst hätte ich noch mehr gefordert!«

»Nun laß mich gehen!« forderte der Andere, sein Tuch wieder um die übrig gebliebenen Scheine schlagend.

Der Commandant sah ihn mit sehr gut gespielter Verwunderung an.

»Gehen lassen? Ja, aber erst dann, wenn Du bezahlt hast!«

»Ich habe es doch gethan!«

»Ja, mich hast Du bezahlt, aber noch nicht diesen Agha der Arnauten!«

»Allah illa Allah!« rief der Gefangene zornig. »Du hast doch nur fünftausend Piaster verlangt!«

»Allah hat Dir Deinen Verstand verdunkelt. Warum frugst Du nicht, für wen diese fünftausend Piaster seien? Sie waren nur für mich. Der Agha hat seinen Theil noch zu erhalten.«

»Wie viel?«

»Ebenso viel wie ich!«

»Herr, der Satan redet aus Dir!«

»Bezahle, so wird er schweigen!«

»Ich bezahle nicht!«

»So kehrest Du in Dein Loch zurück!«

»Oh, Mohammed, oh, Ihr Khalifen, Ihr habt seinen Schwur gehört! Der Scheitan ist bereits in ihm; er wird ihn umbringen!«

»Das Öl dieser Lampe geht zur Neige. Wirst Du bezahlen oder nicht?«

»Ich gebe ihm tausend!«

»Fünftausend! Handle nicht, sonst steige ich höher!«

»Ich habe sie nicht!«

»Du hast sie. Ich habe es gesehen, daß es langen wird.«

»So gebe ich — —«

»Soll ich etwa sechstausend fordern?«

»Du bist ein Tyrann, ja, Du bist der Teufel selbst!«

»Makredsch, wir sind mit einander fertig!«

Er erhob sich langsam und vorsichtig.

»Halt!« rief der Gefangene. »Ich werde bezahlen!«

Die Freiheit stand ihm schließlich doch noch höher als das Geld. Er begann von Neuem aufzuzählen, während der Commandant sich wieder setzte. Das Packet langte wirklich; aber es blieben ihm nur noch einige Scheine übrig.

»Hier liegt es,« meinte er, »und Allah verdamme Den, der es nimmt!«

»Du hast recht gesagt, Makredsch,« antwortete sein früherer Verbündeter und jetziger Gegner sehr ruhig.

»Dieser Agha der Arnauten wird das Geld nicht nehmen.«

»Warum?«

»Es sind nur die fünf Tausend. Du hast vergessen, die zwei Tausend daraufzulegen.«

Der Makredsch machte eine Bewegung, als wolle er sich auf den Commandanten stürzen; aber er besann sich noch.

»Ich habe nichts mehr als diese drei Papiere.«

»So schließe ich Dich ein. Vielleicht besinnst Du Dich dann, daß Du noch mehr Geld bei Dir trägst. Komm!«

Der Makredsch machte eine Miene, als ob er erstickten wolle, dann langte er abermals in die Tasche und zog einen Beutel hervor, den er so hielt, daß nur er selbst den Inhalt sehen konnte.

»So will ich versuchen, ob ich es noch zusammenbringe! Dein Herz ist von Stein, und Deine Seele hat sich in einen Felsen verwandelt. Ich habe hier nur kleine Silberstücke mit einigen goldenen Medschidje darunter. Diese Letzteren sollst Du erhalten, wenn sie reichen.«

Er legte die drei Scheine hin und dann sehr langsam ein Goldstück nach dem andern hinzu.

»Hier! Nun bin ich arm, denn ich habe höchstens noch vierzig Piaster bei mir, und diese muß ich haben, wenn ich nicht verhungern will!«

Ich muß gestehen, daß ich mit dem Manne Bedauern empfand; aber ich sah vorher, daß er auch den letzten

Heller werde geben müssen. Es war als ob der Anblick des Geldes den Mutesselim vollständig ernüchert hätte. Und auch an dem Agha war nicht die Spur eines Rausches zu bemerken. Dieser langte hastig zu, um die Summe an sich zu nehmen.

»Halt!« wehrte ihm der Commandant. »Ich werde dieses Geld einstweilen aufbewahren.«

Er schob es zusammen und steckte es ein.

»Jetzt endlich bin ich frei!« sagte der Makredschi.

Der Commandant schüttelte in höchster Verwunderung den Kopf.

»Frei! Hast Du denn bezahlt?«

»Sind Dir Deine Sinne abhanden gekommen? Du hast ja das Geld eingesteckt!«

»Das meinige und das dieses Selim Agha. Aber dieser Emir hat noch nichts erhalten!«

»Er hat ja gar nichts zu bekommen!«

»Wer sagt Dir das? Er ist ja hier, und muß also auch bezahlt werden!«

»Aber er hat ja über mich nicht das Mindeste zu gebieten!«

»Hat er Dich nicht gefangen nehmen lassen? Du hast das Fieber, Makredschi, sonst würdest Du erkennen, daß er eigentlich noch mehr zu bekommen hat, als wir beiden Anderen zusammen.«

»Er hat nichts zu erhalten!« rief der Gepeinigte nun förmlich wüthend. »Er bekommt nichts, denn ich habe nichts mehr, und ich würde ihm keinen Piaster und

keinen Para geben, selbst wenn ich Millionen bei mir trügel!«

»Du hast noch Geld!«

»Vierzig Piaster, wie ich Dir schon sagte!«

»Oh Makreds, wie dauerst Du mich! Glaubst Du, daß ich den Klang des Goldes von dem des Silbers nicht unterscheiden kann! Dein Beutel ist noch voll goldener Medschidje zu hundert und fünfzig Piaster, und sein Bauch ist so umfangreich, daß Du mehr zusammenbringst, als was Du brauchst, um den Emir zu bezahlen. Du hast Dich sehr gut mit Reisegeld versehen!«

»Du irrst!«

»Zeige mir den Beutel her!«

»Er gehört mir!«

»So behalte ihn, aber bezahle!«

Der Makreds wand sich wie ein Wurm unter den unnachsichtlichen Forderungen des geldgierigen Mannes. Es war eine widerwärtige Scene, aber sie warf ein deutliches Licht auf die Zustände der türkischen Verwaltung besonders jener Provinzen, welche dem Padschah am fernsten liegen.

»Ich kann nicht!« erklärte der Makreds entschieden.

»So folge uns in Dein Loch!«

»Ich gehe nicht. Ich habe Dich bezahlt!«

»Wir werden Dich zu zwingen wissen.«

»So gib mir mein Geld wieder heraus!«

»Es gehört mir. Bedenke, daß ich Dich gefangen habe und verpflichtet bin, Dir Alles abzunehmen, was Du bei Dir trägst!«

»Ich würde auch diese Summe bezahlen, wenn ich sie hätte!«

»Du hast sie. Und wenn Dein Beutel ja zu wenig enthält, so habe ich eine schöne Uhr bei Dir gesehen, und an Deinen Fingern glänzen Ringe, welche viel mehr werth sind, als das, was ich noch zu verlangen habe.«

»Es bleibt dabei, ich kann nicht! Fünfhundert Piaster will ich diesem Manne geben, der mein größter Feind ist.«

Er blitzte mir mit Augen entgegen, in denen der grimmigste Haß zu lesen war. Ich konnte nicht an seiner Feindschaft zweifeln.

»So hast Du Dein letztes Gebot gethan?« frug der Commandant.

»Ja.«

»Dann vorwärts! Folge uns!«

Er stand entschlossen auf; auch der Agha that dies.

Ich stand an der Thüre und trat zur Seite, um dem Mutesselim den Vortritt zu lassen. Aus dem Gürtel desselben blickte der Schlüssel hervor. Die Augen des Gefangenen leuchteten auf. Er that einen Sprung, riß den Schlüssel heraus, warf den Commandanten auf den Agha, daß Beide taumelnd an mich flogen und ich fast niedergerissen wurde, sprang zur Thüre hinaus und

eilte den finsternen Gang hinauf. Die Lampe war umgestürzt, und Finsterniß umhüllte auch uns.

»Ihm nach!« rief der Commandant.

Der Makreds sch wäre gerettet gewesen, wenn er die Geistesgegenwart gehabt hätte, die Thüre hinter sich zuzuwerfen und den Riegel vorzuschieben. Zeit dazu hätte er gehabt, denn die beiden Männer verwirrten sich in einander, so daß ich, um schnell hinauszukommen, sie fassen und von der Thüre zurückschleudern mußte.

Schon hörte ich den Schlüssel im Schlosse klirren. Der Umstand, daß die Thüre bereits von mir geöffnet war, wurde dem Makreds verderblich. Er wandte die Kraft der Verzweiflung an, mittels des Schlüssels den Riegel zurückzubewegen, ohne das Öffnen der Thüre zu versuchen. Der Riegel aber konnte nicht nachgeben. Jetzt war ich dort und faßte ihn. Er hatte sich gegen mich gewendet und die Vorsicht gebraucht, nach meinem Gürtel zu langen. Ich fühlte dies und griff nieder. Es war ihm gelungen, mein Messer zu ergreifen, denn die Schneide desselben strich, mich verwundend, über die Außenfläche meiner Hand hinweg. Es war so dunkel, daß ich seine Bewegungen nicht sehen konnte. Ich griff ihm also, indem ich ihn mit der Rechten fest hielt, mit der Linken nach seiner rechten Achsel und fuhr von derselben aus längs des Armes herab, um sein Handgelenk zu fassen. Es war grad die rechte Zeit gewesen,

denn er hatte bereits den Arm erhoben, um zuzustoßen.

Mittlerweile waren die beiden anderen schreiend bei uns angekommen. Der Commandant packte mich an.

»Lasse los, Mutesselim, ich bin es ja!«

»Hast Du ihn fest?«

»Ja. Schließe die Thüre schnell zu, und brenne Licht an. Er kann uns nicht entkommen!«

»Kannst Du ihn allein halten, Emir?« frug der Agha.

»Ja.«

»So werde ich Licht holen!«

Der Commandant verschloß die Thüre, getraute sich dann aber nicht, uns nahe zu kommen. Ich hatte den Gefangenen an die gegenüberliegende Wand gebracht, konnte ihn aber nicht zu Boden drücken, weil ich die Hand nicht frei bekam, welche mich vor dem Messer zu schützen hatte. Ich hielt ihn aber fest, bis nach einer sehr langen Zeit der Agha mit Licht erschien. Er hatte erst oben bei dem Sergeanten Öl holen müssen. Er stellte die Lampe auf eine der Treppenstufen und kam dann herbei.

»Nimm ihm das Messer,« bat ich.

Er entriß es ihm, und nun hatte ich freie Hand. Ich faßte den Makredsch bei der Brust. Er griff nach mir, aber augenblicklich bückte ich mich, und während seine beiden Hände in die Luft langten, faßte ich ihn am Unterbeine und riß dasselbe empor, so daß er das Gleichgewicht verlor und niederstürzte.

»Bindet ihn!« sagte ich.

»Womit?«

»Mit seinem Gürtel.«

Sie thaten es. Er lag still und ruhig und ließ es geschehen. Nach der großen Anstrengung war das Gefühl seiner Ohnmacht über ihn gekommen.

»Halte ihm die Beine!« gebot der Mutesselim dem Agha.

Der Erstere leerte nun vor allen Dingen die Taschen des Gefangenen; dann zog er ihm auch die Ringe ab und steckte Alles zu sich. Hierauf packte der Agha den Gefangenen bei einem der Beine und zog ihn bis vor seine Zelle, in welche er ihn hinabgleiten ließ. Dann wurde dieselbe zugeschlossen. Nun mußte Selim hinauf, um die Wächter frei zu lassen und ihnen die größte Wachsamkeit einzuschärfen.

»Nimm ihnen den Schlüssel zum Thore ab!« rief ihm der Commandant zu. »Dann kann Niemand öffnen, und auch sie nicht.«

Selim that dies, und dann verließen wir das Gefängniß.

Draußen blieb der Mutesselim stehen. Er war jetzt vollständig ernüchtert, indem er sagte:

»Agha, ich werde nun das Verzeichniß von Allem anfertigen, was der Makredsche einstecken hatte; denn ich habe Alles mit ihm nach Mossul zu senden. Du wirst es unterzeichnen, damit ich beweisen kann, daß ich die

Wahrheit geschrieben habe, falls ihm einfallen sollte, zu behaupten, daß er mehr gehabt habe!«

»Wann soll ich kommen?« fragte Selim.

»Zur gewöhnlichen Zeit.«

»Und den Schlüssel behältst Du?«

»Ja. Vielleicht gehe ich des Nachts noch einmal hier. Gute Nacht, Emir! Du warst mir heute von großem Nutzen und wirst mir sagen, wie ich Dir dankbar sein kann.«

Er ging, und wir wandten uns unserer Wohnung zu.

»Effendi!« meinte der Agha mit sehr bedenklicher Stimme.

»Was?«

»Ich hatte siebentausend Piaster am Boden liegen!«

»Und freutest Dich darauf?«

»Sehr!«

»Laß sie Dir geben!«

»Ich? Geben? Weißt Du, wie es morgen sein wird?«

»Nun?«

»Er wird ein Verzeichniß aufstellen, in welchem steht, daß der Makredsich tausend Piaster bei sich gehabt hat, und ich werde es unterschreiben. Das Übrige, die Uhr und die Ringe behält er zurück, und ich werde dafür die große Summe von hundert Piastern erhalten.«

»Und wirst Dich auch darüber freuen!«

»Zu Tode ärgern werde ich mich!«

»Das Verzeichniß erhält der Basch Tschausch?«

»Ja.«

»So wirst Du mehr erhalten.«

»Wer sollte es mir geben?«

»Der Mutesselim oder ich.«

»Ich weiß, daß Du ein barmherziges Herz besitzt. Oh Effendi, wenn Du nur wenigstens noch ein wenig von Deiner Arznei übrig hättest!«

»Ich habe noch davon. Willst Du sie haben?«

»Ja.«

»Ich werde Dir davon in die Küche bringen.«

Wir fanden die Thüre nicht verschlossen. In der Küche lag die »Myrte« auf einigen alten Fetzen, die ihr des Tages als Hadern und des Nachts als Lager dienten, und schlief den Schlaf der Gerechten.

»Mersinah!« rief der Agha.

Sie hörte nicht.

»Laß sie schlafen,« bat ich. »Ich werde Dir die Arznei bringen, und dann magst Du Dich zur Ruhe begeben, die Du so nöthig brauchst.«

»Allah weiß es, daß ich sie verdient habe!«

Ich fand oben die Betheiligten alle in der Stube des Haddedihn versammelt. Sie brachten mir einen zu lauten Schwall von Worten entgegen, so daß ich Ruhe gebieten mußte. Ich befriedigte zunächst den Agha und überzeugte mich, daß er schlafen ging; dann kehrte ich zu ihnen zurück.

Amad el Ghandur hatte die neue Kleidung angelegt und war von seinem Vater rasirt und gereinigt worden.

Nun bot er einen ganz anderen Anblick dar, als vorher in der Zelle. Die Ähnlichkeit mit seinem Vater war ganz unverkennbar. Er hatte sich erhoben und trat mir entgegen.

»Emir, ich bin ein Beni Arab und kein plaudernder Grieche. Ich habe gehört, was Du meinem Stamme und mir gethan. Mein Leben gehört Dir, auch Alles, was ich habe!«

Das war einfach gesprochen, aber es kam aus einem vollen Herzen.

»Noch bist Du nicht in Sicherheit. Mein Diener wird Dich in Dein Versteck bringen.«

»Ich bin bereit. Wir warteten nur auf Dich.«

»Kannst Du klettern?«

»Ja. Ich werde das Versteck erreichen, trotzdem ich schwach geworden bin.«

»Hier hast Du meinen Lasso. Wenn Dir die Kräfte fehlen, so mag Hadschi Halef Omar voranklettern und Dich ziehen. Hast Du Waffen?«

»Dort liegen sie; der Vater hat sie mir gekauft. Hier hast Du Deinen Dolch. Ich danke Dir!«

»Und Nahrung?«

»Es ist Alles eingepackt.«

»So geht! Wir werden Dich bald abholen.«

Der Sohn des Scheik verließ mit Halef vorsichtig das Haus, und bald schlich auch ich mich fort. Ich hatte seine alten Kleider am Arme. Ich gelangte unbemerkt in die Nähe der Schlucht, riß den Haik in Fetzen und

hing dieselben an die Felskanten und Zweige des Gestrüppes, welches dort stand.

Zu Hause angekommen, wurde ich von dem Engländer in seine Stube geführt. Er hatte ein sehr zorniges Angesicht.

»Herein kommen und setzen, Sir!« sagte er. »Schlechte Wirthschaft! Miserabel hier!«

»Warum?«

»Sitze bei diesen Arabern und verstehe kein Wort! Mein Wein wird alle, mein Tabak wird alle, und ich werde auch alle! Yes!«

»Ich stehe Euch ja zu Diensten, um Alles zu erzählen!«

Ich mußte ihm seinen Willen thun, obgleich ich mich nach Ruhe sehnte. Doch hätte ich immerhin erst Halef's Rückkehr erwarten müssen. Dieser ließ sehr lange auf sich warten, und als er kam, begann bereits der Tag zu grauen.

»Wie ist's?« frug Master Lindsay. »Glücklich angekommen auf Villa?«

»Mit einiger Mühe!«

»Well! Halef hat Kleider zerrissen. Hier, Halef, Bakschisch!«

Der Hadschi verstand die englischen Worte nicht, wohl aber das letzte des Satzes. Er streckte die Hand aus und erhielt ein Hundertpiasterstück.

»Neuen Mantel kaufen; sagt es ihm, Sir!« — — —

So war denn dieser schlimme Abend vorüber, und ich konnte mich, wenigstens für einige Stunden, zur Ruhe legen, die ich denn auch in einem sehr tiefen, traumlosen Schlafe genoß. Ich erwachte nicht von selbst aus demselben, sondern es weckte mich eine sehr laute hastige Stimme:

»Effendi! Emir! Wache auf! Schnell!«

Ich blickte von meinem Lager empor. Selim Agha stand vor mir, ohne Oberkleid und Turban. Die Scheitellocke hing ihm schreckensmatt in das Gesicht hinab; der Schnurrbart sträubte sich voll Entsetzen zu ihr empor, und die von dem genossenen Weine noch trüben Augen versuchten ein Rollen, welches sehr unglücklich ausfiel.

»Was gibt es?« frug ich sehr ruhig.

»Erhebe Dich! Es ist etwas Entsetzliches geschehen!«

Erst nach und nach brachte ich aus ihm heraus, daß der Mutesselim die Flucht des jungen Arabers entdeckt habe und nun in fürchterlicher Wuth sei. Der geängstigte Agha bat mich inständig, mit ihm in das Gefängniß zu gehen und den Mutesselim zu beschwichtigen.

In kurzer Zeit befanden wir uns auf dem Wege. Unter der Gefängnißthüre wartete der Mutesselim auf den Agha. Er dachte gar nicht daran, mich zu begrüßen, sondern faßte Selim beim Arme und zog ihn in den Gang, in welchem die zitternden Wächter standen.

»Unglücklicher, was hast Du gethan!« brüllte er ihn an.

»Ich, Herr? Nichts, gar nichts habe ich gethan!«

»Das ist ja eben Dein Verbrechen, daß Du nichts, gar nichts gethan hast! Du hast nicht aufgepaßt!«

»Wo sollte ich aufpassen, Effendi?«

»Hier im Gefängnisse natürlich!«

»Ich konnte ja nicht herein!«

Der Mutesselim starrte ihn an. Dieser Gedanke schien ihm noch gar nicht gekommen zu sein.

»Ich hatte ja keinen Schlüssel!« fügte der Agha hinzu.

»Keinen Schlüssel – – –! Ja, Agha, das ist wahr, und das ist auch Dein Glück, sonst wäre Dir sehr Übles widerfahren. Komm her, und sieh einmal in das Loch hinab!«

Wir schritten den Gang hinter. Die Zellenthüre war geöffnet, und in dem Loche war nichts zu sehen, als das Loch.

»Fort!« meinte der Agha.

»Ja, fort!« zürnte der Mutesselim.

»Wer hat ihm aufgemacht?«

»Ja, wer? Sage es, Agha!«

»Ich nicht, Herr!«

»Ich auch nicht! Nur die Wächter waren da.«

Der Agha drehte sich nach diesen um.

»Kommt einmal her, Ihr Hunde!«

Sie traten zögernd näher.

»Ihr habt hier geöffnet!«

Der Sergeant wagte es, zu antworten:

»Agha, es hat Keiner von uns einen Riegel berührt. Wir haben die Thüren erst am Nachmittage zu öffnen, wenn das Essen gegeben wird, und so ist nicht eine einzige geöffnet worden.«

»So war ich der Erste, welcher diese Thüre hier öffnete?« frug der Commandant.

»Ja, Effendi!«

»Und als ich öffnete, war das Loch leer. Er ist entflohen. Aber wie hätte er herausgekonnt? Gestern Abend war er noch da; jetzt ist er fort. Zwischen dieser Zeit seid nur Ihr dagewesen. Einer von Euch hat ihn herausgelassen!«

»Ich schwöre bei Allah, daß wir diese Thüre nicht geöffnet haben!« versicherte zitternd der Sergeant.

»Mutesselim,« nahm ich jetzt das Wort, »diese Leute haben keinen Thorschlüssel gehabt. Wenn Einer von ihnen den Gefangenen herausgelassen hätte, so müßte er noch im Hause sein.«

»Du hast Recht; ich habe ja alle beide Schlüssel,« meinte er. »Wir werden Alles durchsuchen.«

»Und schicke auch auf die Wache, um die Mauern der Stadt und die Klippen zu untersuchen. Wenn er die Stadt verlassen hat, so ist es sicher nicht durch eines der Thore, sondern über die Mauer weg geschehen, und dann glaube ich bestimmt, daß eine Spur von ihm gefunden wird. Seine Kleidung ist in diesem Loche so verschimmelt und vermodert, daß sie den Weg über die Felsen gewiß nicht ausgehalten hat.«

»Ja,« gebot er einem der Arnauten, »laufe eilig zur Wache und bringe meinen Befehl, daß die ganze Stadt durchsucht werde.«

Es begann jetzt ein sehr sorgfältiges Durchsuchen des Gefängnisses, welches wohl eine ganze Stunde dauerte. Natürlich aber wurde nicht die geringste Spur von dem Entflohenen entdeckt. Eben wollten wir das Gefängniß verlassen, als zwei Arnauten erschienen, welche mehrere Kleiderfetzen trugen.

»Wir fanden diese Stücke draußen über dem Abgrund hängen,« meldete der Eine.

Der Agha nahm das Zeug in die Hand und prüfte es.

»Effendi, das ist von dem Überkleide des Gefangenen,« berichtete er dem Mutesselim. »Ich kenne es genau!«

»Bist Du dessen sicher?«

»So sicher wie meines Bartes.«

»So ist er dennoch aus diesem Hause entkommen!«

»Aber wohl in den Abgrund gestürzt,« fügte ich hinzu.

»Laßt uns gehen und nachsehen!« gebot er.

Wir verließen das Gefängniß und kamen an den Ort, an welchem ich das Gewand zerrissen und vertheilt hatte. Ich wunderte mich jetzt am Tage, daß ich nicht während der nächtlichen Dunkelheit hinab in den Schlund gestürzt war. Der Mutesselim besah sich das Terrain.

»Er ist hinuntergestürzt und sicher todt. Von da unten ist kein Auferstehen! Aber wann ist er entkommen?«

Diese Frage blieb natürlich unbeantwortet, so sehr sich der Commandant während einiger Stunden auch Mühe gab, dem Geheimnisse auf die Spur zu kommen. Er wüthete und tobte gegen einen Jeden, der ihm nahe kam, und so war es kein Wunder, wenn ich seine Nähe mied. Die Zeit wurde mir trotzdem nicht lang, denn ich hatte genug zu thun. Zunächst wurde ein Pferd für Amad el Ghandur eingekauft, und dann ging ich zu meiner Patientin, die ich bis jetzt vernachlässigt hatte.

Vor der Thüre des Hauses stand ein gesatteltes Maulthier; es war für ein Frauenzimmer bestimmt. Im Vorgemach stand der Vater, welcher mich mit Freuden bewillkommte.

Ich fand die Kranke aufrecht sitzend; ihre Wangen waren bereits wieder leicht geröthet und ihre Augen frei von allen Spuren des Unfalles. An ihrem Lager standen die Mutter und die Urahne. Diese Letztere befand sich in Reisekleidern. Sie hatte über ihr weißes Gewand einen schwarzen, mantelähnlichen Umhang geschlagen, und auf ihrem Kopfe war ein ebenso schwarzer Schleier befestigt, welcher jetzt über den Rücken herabhing. Das Mädchen reichte mir sofort die Hand entgegen.

»Oh, ich danke Dir, Effendi, denn nun ist es sicher, daß ich nicht sterben werde!«

»Ja, sie wird leben,« sagte die Alte. »Du bist das Werkzeug Gottes und der heiligen Jungfrau gewesen, mir ein Leben zu erhalten, welches mir theurer ist, als Alles auf Erden. Reichthümer darf ich Dir nicht bieten, denn Du bist ein großer Emir, der da Alles hat, was er braucht; aber sage mir, wie ich Dir danken soll, Effendi!«

»Danke Gott anstatt mir, dann kommt Dein Dank an die rechte Stelle; denn er ist es gewesen, der Dein Enkelkind gerettet hat!«

»Ich werde es thun und auch für Dich beten, Herr, und das Gebet eines Weibes, welches bereits nicht mehr der Erde angehört, wird Gott erhören. Wie lange bleibst Du in Amadijah?«

»Nicht lange mehr.«

»Und wohin gehest Du?«

»Das soll Niemand wissen, denn es wird vielleicht Gründe geben, es zu verschweigen. Euch aber kann ich sagen, daß ich nach Sonnenaufgang reiten werde.«

»So gehest Du nach derselben Gegend, nach welcher auch ich abreise, Herr. Mein Thier wartet meiner bereits vor dem Hause. Vielleicht sehen wir einander niemals wieder; darum nimm den Segen einer alten Frau, die Dir nichts weiter geben darf, aber auch nichts Besseres geben kann! Aber ein Geheimniß will ich Dir verathen, denn es kann Dir vielleicht von Nutzen sein. Über den Osten von hier brechen böse Tage herein, und es ist möglich, daß Du einen dieser Tage erlebst.

Kommst Du in Noth und Gefahr an einer Stelle, welche zwischen Aschiehtah und Gunduktha, dem letzten Orte von Tkhoma, liegt, und es kann Dir Niemand helfen, so sage dem Ersten, der Dir begegnet, daß Dich der Ruh 'i kulyan<sup>1</sup> beschützen wird. Hört er Dich nicht, so sage es weiter, bis Du Einen findest, der Dir Auskunft gibt.«

»Der Ruh 'i kulyan? Der Höhlengeist? Wer führt diesen sonderbaren Namen?« frug ich die Hundertjährige.

»Das wird Dir Niemand sagen können.«

»Aber Du sprichst von ihm und kannst mir wohl Auskunft geben?«

»Der Ruh 'i kulyan ist ein Wesen, das Niemand kennt. Er ist bald hier, bald dort, überall wo ein Bittender ist, der es verdient, daß seine Bitte erfüllt werde. An vielen Dörfern gibt es einen bestimmten Ort, an welchem man zu gewissen Zeiten mit ihm reden kann. Dahin gehen die Hilfesuchenden um Mitternacht und sagen ihm, was sie von ihm begehren. Er gibt dann Rath und Trost, aber er weiß auch zu drohen und zu strafen, und mancher Mächtige thut, was er von ihm begehrt. Nie wird vor einem Fremden von ihm gesprochen; denn nur die Guten und die Freunde dürfen wissen, wo er zu finden ist.«

»So wird mir Dein Geheimniß keinen Nutzen bringen.«

»Warum?«

---

<sup>1</sup>Kurdisch: Geist der Höhle.

»Man wird mir nicht sagen, wo er zu finden ist, obgleich man sieht, daß ich seinen Namen kenne.«

»So sage nur, daß ich Dir von ihm erzählt habe; dann wird man Dir den Ort sagen, wo er zu finden ist. Mein Name ist bekannt im ganzen Lande von Tijari, und die Guten wissen, daß sie meinen Freunden vertrauen dürfen.«

»Wie lautet Dein Name?«

»Marah Durimeh heiße ich.«

Das war eine geheimnißvolle Mittheilung, die aber so abenteuerlich klang, daß ich nicht den mindesten Werth auf sie legte. Ich verabschiedete mich und ging nach Hause. Dort merkte ich, daß es ungewöhnlich laut in der Küche herging. Es mußte der edlen »Myrte« etwas widerfahren sein, was ihren Unmuth erweckt hatte. Unter den gegenwärtigen Umständen konnte das kleinste Ereigniß für mich Werth besitzen, und so trat ich ein. Mersinah hielt dem tapfern Agha eine Strafpredigt, das sah ich auf den ersten Blick. Sie stand mit drohend erhobenen Armen vor ihm, und er hielt die Augen niedergeschlagen wie ein Knabe, der von seinem Erzieher einen Verweis erhält. Sie sahen mich eintreten, und sofort bemächtigte sich die »Myrte« meiner.

»Siehe Dir einmal diesen Selim Agha an!«

Sie deutete mit gebieterischer Miene auf den armen Sünder, und ich machte mit meinem Kopfe eine Viertelwendung nach rechts, um ihn pflichtschuldigst in Augenschein zu nehmen.

»Ist dieser Mann ein Agha der Arnauten?« frug sie nun.

»Ja.«

Ich gab diese Antwort natürlich in dem Tone meiner festesten Überzeugung, aber grad dieser Ton schien einen Rückfall ihres Raptus über sie zu bringen.

»Was! Also auch Du hältst ihn für einen Befehlshaber tapferer Krieger? Ich werde Dir sagen, was er ist; ein Agha der Feiglinge ist er!«

Der Agha schlug die Augen auf und versuchte, einen verweisenden Blick zu Stande zu bringen. Es gelang ihm leidlich.

»Erzürne mich nicht, Mersinah, denn Du weißt, daß ich dann schrecklich bin!«

»Worüber seid Ihr so ergrimmt?« wagte ich jetzt zu fragen.

»Über diese fünfzig Piaster!« antwortete die ›Myrte‹, indem sie mit der verächtlichsten ihrer Mienen auf die Erde deutete.

Ich blickte nieder und sah nun zwei silberne Zwanzig- und ein ebensolches Zehn-Piasterstück am Boden liegen.

»Was ist's mit diesem Gelde?«

»Es ist vom Mutesselim.«

Jetzt begann ich das Übrige zu ahnen und frug:

»Wofür?«

»Für die Gefangennehmung des Makreds. Effendi, Du weißt ungefähr, wie viel Geld dieser bei sich hatte?«

»Ich schätze es auf ungefähr vier und zwanzigtausend Piaster.«

»So hat Selim mir doch die Wahrheit gesagt. Dieses viele, ungeheure Geld hat der Commandant dem Makreds abgenommen und von demselben diesem tapfern Agha der Arnauten fünfzig Piaster gegeben!«

Bei diesen Worten bildete ihr ganzes Gesicht ein empörtes Ausrufezeichen. Sie schob die Silberstücke mit dem Fuße fort und frug mich:

»Und weißt Du, was dieser Agha der Arnauten gethan hat?«

»Was?«

»Er hat das Geld genommen und ist davon gegangen, ohne ein einziges Wort zu sagen! Frage ihn, ob ich Dich belüge!«

»Was sollte ich thun?« entschuldigte sich Selim.

»Ihm das Geld in den Bart werfen! Ich hätte es ganz sicherlich gethan. Glaubst Du das, Effendi?«

»Ich glaube es!«

Mit dieser Versicherung sagte ich die Wahrheit. Sie beehrte mich mit einem Blicke der Dankbarkeit und frug mich dann:

»Soll er es ihm wiedergeben?«

»Nein.«

»Nicht?«

Ich wandte mich an den Agha:

»Hast Du das Verzeichniß, welches der Commandant nach Mossul schicken muß, unterschrieben?«

»Ja.«

»Wie viel hat er angegeben?«

»Vierhundert Piaster in Gold und einundachtzig Piaster in Silber.«

»Weiter nichts?«

»Nein.«

»Die Uhr und die Ringe?«

»Auch nicht.«

»Er ist Dein Vorgesetzter, und Du darfst ihn Dir nicht zum Feinde machen; darum ist es gut, daß Du das Geld ruhig genommen hast. Weißt Du noch, was ich Dir versprochen habe?«

»Ich weiß es!«

»Ich werde mein Wort halten und mit dem Commandanten sprechen. Tausend Piaster wenigstens sollst Du erhalten.«

»Ist das wahr, Effendi?« frug Mersinah.

»Ja. Das Geld gehört weder dem Mutesselim noch dem Agha, aber es kommt auf alle Fälle in die Hände, welche kein Recht daran haben, und so mag es bleiben, wo es ist. Aber der Agha soll nicht so schmäählich betrogen werden!«

»Er sollte doch wohl siebentausend erhalten?«

»Die bekommt er nicht. Das wurde nur als Vorwand gesagt. Selim, ist der Basch Tschausch schon fort?«

»Nein, Effendi.«

»Er sollte doch am Vormittage fortgehen.«

»Der Mutesselim hat ja einen neuen Bericht zu schreiben, weil er in dem alten sagte, daß er den Araber schicken werde. Vielleicht soll der Basch Tschausch warten, bis wir den Entflohenen wieder haben.«

»Dazu ist wohl keine Hoffnung vorhanden.«

»Warum?«

»Weil er sich an den Felsen zu Tode gestürzt hat.«

»Und wenn wir uns getäuscht hätten?«

»Wieso?«

»Der Mutesselim scheint jetzt zu glauben, daß er noch lebt.«

»Hat er Dir eine nähere Mittheilung darüber gemacht?«

»Nein; aber ich hörte es aus verschiedenen Worten, welche er sprach.«

»So wünsche ich ihm, daß er sich nicht irren möge!«

Ich begab mich nach meinem Zimmer. Sollte ein von mir oder von uns unbeachteter Umstand den Verdacht des Commandanten erregt haben? Möglich war es. Aber dann war es auch gerathen, sich auf Alles gefaßt zu machen. Doch ehe ich meinen Gefährten eine Mittheilung machte, ging ich im Geiste noch einmal alles Geschehene durch. Ich konnte nichts finden, was mir hätte auffallen können, und noch war ich mit mir

nicht im Klaren, als der Agha die Treppen emporkam und bei mir eintrat.

»Effendi, es ist ein Bote des Mutesselim da. Er läßt uns sagen, daß wir nochmals in das Gefängniß kommen sollen.«

»Er ist bereits dort?«

»Ja.«

»Erwarte mich unten. Ich komme sogleich!«

War es in Frieden oder war es in Feindseligkeit, daß er mich kommen ließ? Ich beschloß mich auf Letzteres vorzubereiten. Die beiden Revolver waren geladen. Ich steckte auch die Pistolen zu mir und ging dann zu Halef. Dieser war allein in seiner Stube.

»Wo ist der Buluk Emini?«

»Der Basch Tschausch hat ihn geholt.«

Das war nichts Besonderes, fiel mir aber doch auf, weil ich einmal Verdacht gefaßt hatte.

»Wie lange ist es her?«

»Gleich als Du fortgingst, um das Pferd zu kaufen.«

»Komm mit herüber zum Haddedihn!«

Dieser lag rauchend am Boden.

»Emir,« empfing er mich, »Allah hat mir nicht die Geduld verliehen, lange auf ein Ding zu warten, nach dem ich mich sehne. Was thun wir noch in dieser Stadt?«

»Vielleicht verlassen wir sie in kurzer Zeit. Es hat fast den Anschein, als ob wir verrathen seien.«

Jetzt erhob er sich langsam und in der Art und Weise eines Mannes, der zwar überrascht wird, sich aber stark genug fühlt, diese Überraschung zu verbergen und ihren Folgen zu begegnen.

»Woraus schließt Du das, Effendi?«

»Ich ahne es einstweilen nur. Der Commandant hat zu mir geschickt, daß ich in das Gefängniß kommen soll, wo er mich erwartet. Ich werde gehen, aber die Vorsicht nicht vergessen. Komme ich in einer Stunde nicht zurück, so ist mir ein Übel widerfahren.«

»Dann suche ich Dich!« rief Halef.

»Du wirst nicht zu mir können, denn ich werde mich vielleicht in dem Gefängnisse befinden, und zwar als Gefangener. Ihr könnt dann wählen: – entweder Ihr flieht, oder Ihr sucht, mich frei zu machen.«

»Wir werden Dich nicht verlassen!« versicherte der Haddediñ mit ruhiger Stimme.

Wie er jetzt stolz und aufrecht vor mir stand; im langen, weißen Bart, der bis auf den Gürtel herab wallte, bot er ganz das Bild eines kühnen, aber doch besonnenen Mannes.

»Ich danke Dir! Sollten sie mich gefangen nehmen, so steht doch so viel fest, daß es nur nach einem heißen Kampfe geschieht. Binden aber lasse ich mich auf keinen Fall, und dann wird es wohl möglich sein, Euch die Zelle zu bezeichnen, in der ich mich befinde.«

»Wie willst Du dies thun, Sihdi?« frug Halef.

»Ich werde versuchen, an der Mauer in die Höhe zu kommen, und Euch das Zeichen mit einem meiner Kleidungsstücke geben, welches ich so weit im Loche vorschleibe, daß Ihr es sehen könnt. Dann ist es Euch vielleicht möglich, mir durch den Agha oder durch Mersinah eine Botschaft zu senden. Lange bin ich auf keinen Fall gefangen. Auf alle Fälle aber haltet Ihr Eure Pferde gesattelt. Überlegt Euch die Sache selbst weiter; ich habe keine Zeit, denn der Mutesselim wartet, und ich muß noch zum Engländer.«

Auch dieser saß auf seinem Teppich und rauchte.

»Schön, daß Ihr kommt, Sir!« begrüßte er mich.  
»Wollen fort!«

»Warum?«

»Ist nicht geheuer hier!«

»Sprecht deutlicher!«

Er erhob sich, trat in die Nähe der Fensteröffnung und deutete auf das Dach des gegenüberliegenden Hauses.

»Seht dort!«

Ich blickte schärfer hinüber und erkannte die Gestalt eines Arnauten, welcher auf dem Bauche lag und unsere Wohnung beobachtete.

»Werde auch auf unser Dach steigen,« sagte Lindsay ruhig, »und dem Manne dort eine Kugel geben!«

»Ich gehe jetzt nach dem Gefängnisse, wo mich der Mutesselim erwartet. Wenn ich in einer Stunde nicht zurück bin, so ist mir etwas geschehen, und ich sitze

fest. In diesem Falle stecke ich irgend ein Kleidungsstück aus dem Loche heraus, in welchem ich hocke. Ihr könnt es von den hintern Fenstern oder von dem Dache aus sehen.«

»Sehr schön; wird großes Vergnügen sein; sollen Master Lindsay kennen lernen!«

»Verständigt Euch mit Halef. Er spricht ja einige Brocken Englisch.«

»Werden Pantomimen machen. Yes!«

Ich ging. Über mich wachten drei Männer, auf welche ich mich verlassen konnte. Übrigens war Amadijah beinahe menschenleer; die Hälfte der Garnison laborirte am Fieber, und den Mutesselim hatte ich in meiner Hand.

Selim Agha stand bereits unter der Thüre. Die beiden Besprechungen hatten ihm zu lange gedauert, und er suchte das Versäumte durch einen schnellen Schritt wieder einzuholen. Wie bereits heute morgen, stand der Commandant auch jetzt wieder unter der geöffneten Gefängnißthüre. Er trat zurück, als er uns erblickte. Seit meinem Austritte aus der Wohnung bis hierher hatte ich scharf gespäht, aber keinen Menschen gesehen, der den Auftrag hätte haben können, mich zu beaufsichtigen. Die zwei Gassen, durch welche wir

kamen, waren leer, und auch in der Nähe des Gefängnisses ließ sich Niemand sehen. Der Commandant begrüßte mich sehr höflich, aber mein Mißtrauen entdeckte sehr leicht, daß hinter dieser Höflichkeit sich eine Arglist barg.

»Effendi,« begann er, als er die Thüre hinter sich und uns verschlossen hatte, »wir haben den Körper des Entflohenen nicht gefunden.«

»Hast Du in der Schlucht suchen lassen?«

»Ja. Es sind Leute an Stricken hinabgelassen worden. Der Gefangene ist nicht dort hinab.«

»Aber seine Kleider lagen dort!«

»Vielleicht hat er sie dort nur abgelegt!«

»Dann würde er ja ein anderes Gewand haben müssen!«

»Vielleicht hat er das gehabt. Es ist gestern ein vollständiger Anzug gekauft worden.«

Er blickte mich bei diesen Worten forschend an. Er meinte jedenfalls, ich werde mich durch eine Miene verrathen; im Gegentheile aber hatte er sich durch diese Bemerkung bloßgestellt, denn nun wußte ich ganz genau, was ich von ihm zu erwarten hatte.

»Für ihn?« frug ich ungläubig lächelnd.

»Ich glaube es. Ja, man hat sogar ein Reitpferd gekauft!«

»Auch für ihn?«

»Ich denke es. Und dieses befindet sich noch in der Stadt.«

»Er will also offen und frei zum Thore hinausreiten? Oh, Mutesselim, ich glaube, Dein System ist noch nicht in Ordnung gekommen. Ich werde Dir Medizin senden müssen!«

»Ich werde nie wieder eine solche Medizin trinken,« antwortete er einigermaßen verlegen. »Ich habe die Überzeugung, daß er zwar hier aus dem Gefängnisse entkommen ist, sich aber noch in der Stadt befindet.«

»Und weißt Du auch, wie er entkommen ist?«

»Nein; aber davon bin ich nun überzeugt, daß weder der Agha noch die Wächter die Schuld tragen, daß es ihm gelang.«

»Und wo soll er sich versteckt halten?«

»Das werde ich schon noch entdecken, und dabei sollst Du mir helfen, Effendi.«

»Ich? Gern, wenn ich es vermag.«

Ich hatte bei meinem Eintritte einen raschen Blick zur Treppe emporgeworfen und oben mehr Arnauten stehen sehen, als vorher hier postirt gewesen waren. Man hatte also wohl die Absicht, mich hier festzuhalten. In dieser Überzeugung bestärkten mich natürlich die unvorsichtigen Reden des Commandanten. Ein Blick auf das offene Gesicht des Agha ergab, daß er von dem Vorhaben des Mutesselim ganz sicher keine Kenntniß hatte. Also auch er stand im Verdacht, und daraus schloß ich, daß man den Entsprungenen in seiner und in meiner Wohnung vermuthe.

»Ich habe gehört,« meinte der Commandant, »daß Du ein großer und geschickter Kenner aller Spuren bist.«

»Wer hat Dir das gesagt?«

»Dein Baschi-Bozuk, dem Dein Diener Halef es erzählte.«

Also er hatte den Baschi-Bozuk verhört. Darum also war derselbe von dem Basch Tschausch geholt worden! Der Commandant fuhr fort:

»Und darum bitte ich Dich, Dir einmal das Gefängniß anzusehen.«

»Dies habe ich doch bereits gethan!«

»Aber nicht so genau, wie es geschehen muß, wenn man Spuren entdecken will. Dann ist oft ein ganz kleines Ding, welches man erst gar nicht beachtet hat, von sehr wichtiger Bedeutung.«

»Das ist richtig. Also das ganze Haus soll ich durchsuchen?«

»Ja. Aber Du wirst wohl mit dem Loche beginnen müssen, in dem er gesteckt hat, denn dort hat auch seine Flucht begonnen.«

O, schlauer Türke! Hinter mir hörte ich auf den Treppenstufen etwas knistern. Die Arnauten kamen leise herab.

»Das ist sehr richtig,« bemerkte ich scheinbar ahnungslos. »Laß die Thüre zu der Zelle öffnen!«

»Mache auf, Selim Agha!« gebot er.

Der Agha schob die Riegel zurück und legte die Thüre ganz bis an die Wand hinum.

Ich trat näher, aber so vorsichtig, daß mich kein Stoß von hinten hinabwerfen konnte, und blickte aufmerksam hinein.

»Ich sehe nichts, was mir auffallen könnte, Mutesse-  
lim!«

»Von hier aus kannst Du auch nichts sehen. Du wirst wohl hinabsteigen müssen, Effendi!«

»Wenn Du es für nöthig hältst, werde ich es thun,«  
erwiderte ich unbefangen.

Ich trat zur Seite, faßte die Thüre, hob sie aus den Angeln und legte sie quer vor der Thüröffnung auf den Boden nieder, so daß ich sie von dem Loche aus stets im Auge behalten konnte. Das hatte der gute Commandant nicht erwartet; es machte ihm einen sehr dicken Strich durch seine Rechnung.

»Was thust Du da?« frug er enttäuscht und ärgerlich.

»Ich habe die Thüre ausgehoben, wie Du siehst,« antwortete ich.

»Warum?«

»O, wenn man Spuren entdecken will, so muß man sehr vorsichtig sein und Alles im Auge behalten!«

»Aber das Abnehmen der Thüre ist doch nicht nothwendig. Du erhältst dadurch nicht mehr Licht in das Loch, als vorher.«

»Richtig! Aber weißt Du, welche Spuren die sichersten sind?«

»Welche?«

»Diejenigen, welche man in dem Angesichte eines Menschen findet. Und diese« – dabei klopfte ich ihm vertraulich auf die Achsel – »weiß ein Effendi aus Germanistan ganz sicher zu finden und zu lesen.«

»Wie meinst Du das?« frug er betroffen.

»Ich meine, daß ich Dich wieder einmal für einen großen Diplomaten halte. Du verstehst Deine Geheimnisse und Absichten ausgezeichnet geheim zu halten. Und darum werde ich Dir auch Deinen Willen thun und jetzt hinunterspringen.«

»Was meinst Du für Absichten?«

»Deine Weisheit hat Dich auf den ganz richtigen Gedanken geführt, daß ein Gefangener es am besten errathen könne, wie es einem andern Gefangenen möglich gewesen sei, zu entkommen. Allah sei Dank, daß er so kluge Männer geschaffen hat!«

Ich sprang hinunter in das Loch und bückte mich, um zu thun, als ob ich am Boden suche. Dabei jedoch sah ich unter dem Arm hinweg und bemerkte einen Wink, den der Mutesselim dem Agha gab. Beide bückten sich, um die schwere Thüre aufzunehmen und in die Angeln zu bringen. Ich drehte mich um.

»Mutesselim, laß die Thüre liegen!«

»Sie soll dahin, wohin sie gehört.«

»So gehe ich auch wieder dahin, wohin ich gehöre!«

Ich machte Anstalt, mich emporzuschwingen, was nicht sehr leicht zu bewerkstelligen war, weil das Loch eine bedeutende Tiefe hatte.

»Halt, Du bleibst!« gebot er mir und gab zugleich einen Wink, auf welchen mehrere bewaffnete Arnauten herbeitraten. »Du bist mein Gefangener!«

Der gute Selim erschrock. Er starrte erst den Muteselim und dann mich an.

»Dein Gefangener?« frug ich. »Du scherzest!«

»Es ist mein voller Ernst!«

»So bist Du über Nacht verrückt geworden! Wie kannst Du glauben, daß Du der Mann seist, der mich gefangen nehmen kann!«

»Du bist ja schon gefangen und wirst nicht eher wieder frei kommen, als bis ich den Entflohenen entdeckt habe.«

»Mutesselim, ich glaube nicht, daß Du ihn entdecken wirst!«

»Warum?«

»Dazu gehört ein Mann, welcher Muth und Klugheit besitzt, und mit diesen beiden Eigenschaften hat Dich Allah in seiner Weisheit verschont.«

»Du willst mich verhöhnen? Siehe zu, wie weit Du mit Deiner eignen Klugheit kommst! Legt die Thüre an und schiebt die Riegel vor!«

Jetzt zog ich eine der Pistolen.

»Laßt die Thüre liegen, das rathe ich Euch!«

Die braven Arnauten blieben sehr verlegen stehen.

»Greift zu, Ihr Hunde!« gebot er drohend.

»Laßt Euch nicht erschießen, Ihr Leute!« sagte ich, indem ich die Hähne spannte.

»Wage es, zu schießen!« rief der Mutesselim.

»Wagen? O, Mutesselim, das ist ja gar kein Wagniß. Mit diesen Leuten werde ich ganz gut auskommen, und Du bist der Erste, den meine Kugel trifft!«

Die Wirkung war eigenthümlich, denn der kühne Held von Amadijah verschwand sofort von der Thüröffnung. Aber seine Stimme ertönte:

»Schließt ihn ein, Ihr Schurken!«

»Thut es nicht, Ihr Männer, denn ich werde Den, der diese Thüre zu schließen wagt, ganz sicher in die Dschehennah schicken!«

»So schießt Ihr wieder!« ertönte es von der Seite her.

»Mutesselim, vergiß nicht, wer ich bin! Eine Verletzung meiner Person würde Dich Deinen Kopf kosten.«

»Wollt Ihr gehorchen, Ihr Buben! Oder soll ich es sein, der Euch erschießt? Selim Agha, greif zu!«

Der Neffe des Schwagers von der Schwester des Enkelsohnes der Mutter von der Stiefschwester der ›Myrte‹ war dem Beispiele seines Vorgesetzten gefolgt und hatte sich in der Entfernung an die Mauer gedrückt. Er befand sich jetzt gewiß in sehr großer Verlegenheit, aus der ich ihn erretten mußte.

»Tretet ein wenig zurück, Ihr Männer, denn jetzt geht es los!«

Ich richtete die Mündung der Waffe auf sie und bekam die Öffnung frei. Nach einer schnellen Kraftanstrengung stand ich oben vor dem Commandanten, dem ich die Pistole unter die Nase hielt.

»Mutesselim, ich habe da unten keine Spur gefunden!«

»Allah illa Allah! Emir, thue diese Waffe weg!«

Daß er selbst ein solches Schießding, mit dem er sich ja wehren konnte, im Gürtel trug, schien ihm gar nicht einzufallen.

»Sie kommt erst dann zurück an ihre Stelle, wenn diese Wächter zurückgekehrt sind nach oben. Selim Agha, schaffe sie fort!«

Diesem Befehle leistete der Agha augenblicklich Folge:

»Packt Euch, und laßt Euch nicht wieder sehen!«

Sie retirirten schleunigst die Treppe empor.

»So, jetzt stecke ich die Waffe ein. O, Mutesselim, in welche Schande hast Du Dich gebracht! Deine List ist nicht gelungen, Deine Gewalt hat nichts genützt; und nun stehst Du da wie ein Fakara günakiar<sup>1</sup> der um Gnade bitten muß. Warum wolltest Du mich einschließen lassen?«

»Weil ich bei Dir aussuchen muß.«

»Darf ich nicht dabei sein?«

»Du hättest Dich gewehrt.«

---

<sup>1</sup>Armer Sünder.

»Ah, Du hast also Respekt vor mir? Das höre ich gern! Und Du meinst, daß die Andern sich nicht gehehrt hätten?«

»Du bist der Schlimmste, sie aber hätten wir nicht gefürchtet.«

»Du irrst, Mutesselim. Ich bin der Gütigste von ihnen Allen. Mein Hadschi Halef Omar ist ein Held; der Hadschi Lindsay-Bey ist ein Wütherich, und der Dritte, den Du noch nicht gesehen hast, der übertrifft noch Beide. Du wärest nur todt von ihnen weggekommen! Wie lange aber, glaubst Du, daß ich mich hier in diesem Loche befunden hätte?«

»So lange es mir beliebte!«

»Meinst Du? Sieh diese Waffen und diesen Beutel mit Kugeln und Patronen! Ich hätte die Riegel oder die Angeln aus der Thüre geschossen und in zwei Minuten da gestanden, wo ich jetzt stehe. Und bereits bei dem ersten Schusse hätten meine Leute gewußt, daß ich in Gefahr war. Sie wären herbeigeeilt, um mir zu helfen.«

»Sie hätten nicht hereingekonnt.«

»Eine Büchsenkugel öffnet Dein altes Schloß ganz leicht. Komm her, ich will Dir etwas zeigen!«

Ich drehte ihn nach der Zelle zu und deutete nach dem Fensterloche, durch welches man ein Stückchen des Himmels erblicken konnte; jetzt aber sah man in dem Rahmen des Loches eine Gestalt, welche ein schwarz und roth karrirtes Gewand trug, eine Büchse

in der Hand hielt und aufmerksam nach dem Gefängnisse herüberblickte.

»Kennst Du diesen Mann?« frug ich.

»Hadschi Lindsay-Bey!«

»Ja, er ist's. Er steht auf dem Dache meiner Wohnung und wartet auf das Zeichen, welches wir verabredet haben. Mutesselim, Dein Leben hängt an einem Haare. Was hast Du gegen mich?«

»Du hast den Entflohenen befreit!«

»Wer sagte das?«

»Ich habe Zeugen.«

»Mußt Du mich da gefangen nehmen, mich, einen Effendi und Bey, einen Emir, der viel höher steht, als Du, der das Budjeruldi des Großherrn besitzt und Dir schon viele Beweise gegeben hat, daß er keinen Menschen fürchtet?«

»Ja, Du fürchtest Niemand, und eben darum wollte ich Dich hier sicher haben, ehe ich Deine Wohnung durchsuchte.«

»Du kannst sie in meiner Gegenwart durchsuchen!«

»Herr, nun thue ich es nicht. Ich werde meine Leute senden.«

Ah, er fürchtete jetzt den ›Helden‹, den ›Wütherich‹ und Den, der diese Beiden noch übertraf.

»Auch das werde ich gestatten, wenn es ohne Aufsehen geschieht. Sie können jeden Winkel durchstöbern; ich habe nichts dagegen. Du siehst also, daß Du mich nicht einzusperrn brauchtest, Mutesselim!«

»Das wußte ich nicht!«

»Dein größter Fehler aber war, daß Du glauben konntest, ich sei mit Blindheit geschlagen und werde mich ruhig einsperren lassen. Thue das nicht wieder, denn ich sage Dir: Dein Leben hing an einem Haar.«

»Aber, Emir, wenn wir den Gefangenen bei Dir entdecken, so werde ich Dich doch gefangen nehmen müssen!«

»Dann werde ich mich nicht weigern.«

»Und ich kann Dich jetzt nicht nach Hause gehen lassen.«

»Warum?«

»Ich muß sicher sein, daß Du nicht den Befehl gibst, den Gefangenen zu verstecken.«

»Gut. Aber ich sage Dir, daß meine Gefährten dann die Wohnung nicht durchsuchen lassen. Sie werden im Gegentheile einen Jeden niederschließen, der sie zu betreten wagt.«

»So schreibe ihnen, daß sie meine Leute eintreten lassen sollen!«

»Das will ich thun. Selim Agha kann den Brief gleich hintragen.«

»Nein. Dieser nicht!«

»Warum?«

»Er könnte von Allem wissen und sie warnen.«

»O, der Agha ist Dir treu und weiß kein Wort über den Gefangenen zu sagen oder zu verschweigen! Nicht wahr, Selim Agha?«

»Herr,« meinte dieser zu seinem Vorgesetzten, »ich schwöre Dir, daß ich nicht das Geringste weiß, und daß auch der Effendi ganz unschuldig ist!«

»Das Letztere kannst Du nicht beschwören, das Erstere aber möchte ich glauben um Deinetwillen. Emir, Du gehst mit zu mir, wo wir dann weiter über diese Sache reden werden. Ich werde Dich Deinen Anklägern gegenüberstellen.«

»Das verlange ich auch!«

»Einen derselben kannst Du gleich jetzt hören.«

»Wer ist es?«

»Der Arnaute, der um Deinetwillen dort in dem Loche steckt.«

»Ah! Dieser?«

»Ja. Ich durchsuchte heute noch einmal die Zellen und fragte jeden Gefangenen, ob er heute nacht etwas gemerkt habe. Ich kam auch zu ihm und hörte von ihm etwas, was Dir sehr schädlich ist.«

»Er will sich rächen! Aber willst Du nicht lieber einen der Wächter nach meiner Wohnung senden? Wenn ich einen Brief schreibe, könnte doch ein Irrthum unterlaufen, oder meine Gefährten könnten glauben, daß ihn ein Anderer geschrieben habe.«

»Sie werden dem Wächter noch viel weniger glauben!«

»Das meine ich auch nicht. Dieser Mann soll aber meinen Diener holen, der sich überzeugen kann, daß

ich selbst die Erlaubniß gebe, die Wohnung zu durchsuchen.«

»Du wirst nur in meiner Gegenwart mit ihm sprechen?«

»Ja.«

»So werde ich ihn holen lassen.«

Er rief einen der Arnauten und gab ihm den betreffenden Befehl; dann mußte Selim Agha den Kerker öffnen, in welchem der frühere Khawaß des Engländers eingeschlossen war.

»Stehe auf,« gebot ihm der Mutesselim, »und gib mir Rede und Antwort! Behauptest Du das, was Du mir heute sagtest, auch jetzt noch?«

»Ja.«

»Wiederhole es!«

»Der Mann, den Du Hadschi Lindsay-Bey nanntest, ist ein Inglis. Er nahm mich und einen Dolmetscher von Mossul mit, und diesem hat er erzählt, daß er einen Mann suche, der ausgezogen ist, einen Gefangenen zu befreien.«

Also hatte Master Fowling-bull dennoch geplaudert!

»Hat er diesen Mann genannt?« frug ich den Arnauten.

»Nein.«

»Hat er dem Dolmetscher den Namen des Gefangenen gesagt, welcher befreit werden soll?«

»Nein.«

»Auch nicht den Ort, wo dieser Gefangene ist?«

»Nein.«

»Mutesselim, hat dieser Arnaute noch mehr zu sagen?«

»Das ist Alles.«

»Nein; das ist gar nichts! Selim Agha, schließe wieder zu! O, Mutesselim, Du bist wirklich ein so großer Diplomat, daß ich in Stambul gewiß Deine Verdienste sehr viel rühmen werde! Man wird sich dann beeilen, Dir eine noch viel höhere Stellung als die jetzige zu geben. Vielleicht macht Dich der Padischah gar zum Vicekönig von Bagdad. Hadschi Lindsay-Bey will einen Mann aufsuchen. Hat er gesagt, daß ich dieser Mann sei? Dieser Mann will einen Gefangenen befreien. Hat er gesagt, daß es Dein Gefangener sein soll? Wird ein Inglis sein Vaterland, welches beinahe tausend Kameeltageisen von hier entfernt ist, verlassen, um einen Araber aus der Gefangenschaft zu befreien? Er hatte, als er es verließ, noch niemals einen Araber gesehen.«

»Aber Du, Du bist ein Freund von Amad el Ghandur?«

»Ich sage Dir, daß ich ihn noch nie gesehen hatte, als bis ich ihn hier in dem Loche sah! Hadschi Lindsay-Bey versteht nicht Türkisch und nicht Arabisch, und sein Dolmetscher konnte nicht gut Englisch sprechen. Wer weiß, was dieser Mann gehört und verstanden hat. Vielleicht hat der Hadschi ihm nur ein Märchen erzählt.«

»Aber er redet doch nicht!«

»Damals sprach er noch. Er hat sein Gelübde erst später gethan.«

»So komm, Du sollst auch den andern Zeugen hören! Man klopft. Es wird Dein Diener sein.«

Er öffnete den Eingang. Der Arnaute brachte Halef, dem ich sagte, daß ich mit der Haussuchung einverstanden sei, und fügte bei:

»Ich will dem Mutesselim beweisen, daß ich sein Freund bin. Die Leute sollen überall hingelassen werden. Nun gehe!«

»Wo gehest denn Du jetzt hin?«

»Zum Mutesselim.«

»Wann kommst Du wieder?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»In einer Stunde kann sehr viel gethan und gesprochen werden. Bist Du bis dahin noch nicht zurück, so werden wir kommen und Dich holen!«

Er ging. Der Commandant machte ein sehr zweifelhaftes Gesicht. Das mannhafte Wesen meines kleinen Halef hatte ihm imponirt.

In dem Vorzimmer seines Selamlüks befanden sich mehrere Beamte und Diener. Er winkte einem der Ersteren, welcher mit uns eintrat. Wir setzten uns, aber eine Pfeife erhielt ich nicht.

»Das ist der Mann!« meinte der Mutesselim, indem er auf den Beamten zeigte.

»Was für ein Mann?«

»Der Dich gesehen hat.«

»Wo?«

»Auf der Gasse, welche zum Gefängnisse führt. Ibrahim, erzähle es!«

Der Beamte sah, daß ich mich auf freiem Fuße befand; er warf einen unsichern Blick auf mich und berichtete:

»Ich kam vom Palaste, Herr. Es war sehr spät, als ich meine Thüre öffnete. Eben wollte ich sie wieder schließen, da hörte ich Schritte, die sehr eilig herbeikamen. Es waren zwei Männer, die sehr schnell gingen; der Eine zog den Andern mit sich fort, und dieser Andere hatte keinen Athem. An der Ecke verschwanden sie und gleich darauf hörte ich einen Raben schreien.«

»Hast Du die beiden Männer erkannt?«

»Nur diesen Effendi. Es war zwar finster, aber ich erkannte ihn an seiner Gestalt.«

»Wie war die Gestalt des Andern?«

»Kleiner.«

»Haben sie Dich gesehen?«

»Nein, denn ich stand hinter der Thüre.«

»Du kannst gehen!«

Der Mann trat ab.

»Nun, Emir, was sagst Du?«

»Ich war den ganzen Abend bei Dir!«

»Aber einige Minuten bist Du fort gewesen, nämlich als Du die Lampe holtest. Da hast Du den Gefangenen

fortgeschafft, wie ich vermuthe, und dabei solche Eile gehabt, weil wir auf Dich warteten.«

Ich lachte.

»O, Mutesselim, wann endlich wirst Du einmal ein guter Diplomat werden! Ich sehe, daß Dein System wirklich einer Stärkung bedarf. Erlaube mir einige Fragen.«

»Rede.«

»Wer hatte den Schlüssel zur Außenthüre des Gefängnisses?«

»Ich.«

»Konnte ich also hinaus, selbst wenn ich gewollt hätte?«

»Nein,« antwortete er zögernd.

»Mit wem bin ich nach Hause gegangen?«

»Mit Selim Agha.«

»Ist dieser Agha der Arnauten länger oder kürzer als ich?«

»Kürzer.«

»Und nun, Agha, frage ich Dich: Sind wir langsam gegangen wie die Schnecken oder mit schnellen Schritten?«

»Schnell,« antwortete der Gefragte.

»Haben wir uns geführt oder nicht?«

»Wir führten uns.«

»Mutesselim, kann ein Rabe, der im Traume ein wenig krächzt oder ruft, in Beziehung zu dem Entflohenen stehen?«

»Emir, das trifft ja wunderbar!« antwortete er.

»Nein, das trifft nicht wunderbar, sondern das ist so einfach und natürlich, daß ich über die Kleinheit Deiner Gedanken erschrecke! Ich werde ganz besorgt um Dich! Du hattest den Schlüssel, und Niemand konnte heraus; das mußtest Du wissen. Ich bin mit dem Agha nach Hause gegangen, und zwar durch die Gasse, in welcher jener Mann wohnt; das wußtest Du auch. Und auf eine Erzählung hin, die nur geeignet wäre, mich zu rechtfertigen, willst Du mich verurtheilen? Ich war Dein Freund. Ich gab Dir Geschenke; ich führte den Makredsch, dessen Festnehmung Dir Ehre und Beförderung in Aussicht stellt, in Deine Hände; ich gab Dir Arznei, um Deine Seele zu erfreuen, und das Alles dankst Du dadurch, daß Du mich in das Gefängniß stecken willst. Geh! Ich werde irre an Dir! Und was ebenso schlimm ist: Du wirfst Dein Mißtrauen sogar auf den Agha der Arnauten, dessen Treue Du kennst, und der für Dich kämpfen würde, selbst wenn er dabei das Leben verlieren müßte!«

Da richtete sich Selim Agha um einige Zoll höher auf.

»Ja, das ist wahr!« betheuerte er, indem er an seinen Säbel schlug und die Augen rollen ließ. »Mein Leben gehört Dir, Herr. Ich gebe es für Dich hin!«

Das war zu viel der Beweise. Der Commandant reichte mir die Hand und bat:

»Verzeihe, Emir! Du bist gerechtfertigt, und ich werde in Deiner Wohnung nicht nachsuchen lassen!«

»Du wirst suchen lassen. Ich verlange es nun selbst!«

»Es ist ja unnöthig geworden!«

»Ich bestehe aber auf meinem Verlangen.«

Der Mutesselim erhob sich und ging hinaus.

»Effendi, ich danke Dir, daß Du mich von seinem Verdachte gereinigt hast!« sagte nun der Agha.

»Du wirst gleich hören, daß ich noch mehr für Dich thue.«

Als der Commandant wieder eintrat, machte er ein sehr verdrießliches Gesicht und begann:

»Draußen steht jetzt der Basch Tschausch, der nach Mossul gehen soll – – –«

»Der meinen Baschi-Bozuk holte,« unterbrach ich ihn, »damit Du ihn über mich verhören konntest! Hast Du wohl ein Wort von ihm erfahren, das mich verdächtigt?«

»Nein, er war Deines Lobes voll. Aber sage mir, was ich dem Anatoli Kasi Askeri über den entsprungenen Gefangenen schreiben soll!«

»Schreibe die Wahrheit!«

»Das wird mir großen Schaden machen, Effendi. Denkst Du nicht, daß ich schreiben könnte, er sei gestorben?«

»Das ist Deine Sache!«

»Würdest Du mich verrathen?«

»Ich habe keinen Grund dazu, solange Du mein Freund bist.«

»Ich werde es thun!«

»Aber wenn es Dir gelingt, ihn wieder zu ergreifen? Oder wenn er glücklich seine Heimat erreicht?«

»So hat sich der abgesetzte Mutessarif geirrt und mir einen Mann geschickt, den er zwar für Amad el Ghandur hielt, der es aber nicht war. Und wenn ich ihn wieder ergreife – – Effendi, es wird das Beste sein, daß ich gar nicht nach ihm suchen lasse!«

Das war eine echt türkische Weise, sich aus der Noth zu helfen; mir jedoch kam sie sehr willkommen.

»Aber der Basch Tschauß weiß ja, daß der Araber entflohen ist?«

»Das ist ein anderer Araber gewesen, kein Haddehinn, sondern ein Abu Salman, der mir den Zoll verweigerte.«

»So eile, damit Du der Sorge um den Makredsche ledig wirst. Wenn es auch diesem gelingen sollte, zu entkommen, so bist Du verloren.«

»In einer Stunde soll der Transport abgehen.«

»Hast Du schon das Verzeichniß von den Sachen fertig, welche der Makredsche bei sich hatte?«

»Es ist fertig und von mir und Selim Agha unterzeichnet.«

»Du hast eine Unterschrift vergessen, Mutesselim.«

»Welche?«

»Die meinige.«

»O, Effendi, diese ist gar nicht nöthig.«

»Aber wünschenswerth.«

»Aus welchem Grunde?«

»Man könnte mich in Mossul oder Stambul über diese Sache fragen, wenn etwas nicht stimmen sollte. So wird es besser sein, ich unterzeichne mich jetzt; dann ist Alles in Ordnung. Auch Dir muß es willkommen sein, einen Zeugen mehr zu haben; denn ich traue dem Makredsch gar sehr zu, daß er Dich verleumdete, um sich an Dir zu rächen.«

Der Commandant befand sich augenscheinlich in großer Verlegenheit.

»Das Verzeichniß ist bereits verschlossen und versiegelt,« sagte er.

»Zeige es!«

Er erhob sich wieder und ging in die Nebenstube.

»Effendi,« flüsterte der Agha ängstlich, »verrathe nicht, daß ich Dir Alles gesagt habe.«

»Sei ohne Sorge!«

Der Mutesselim kehrte zurück und hielt ein versiegeltes Schreiben in der Hand. Er reichte es mir ohne Bedenken.

Ich nahm es, um mich zu überzeugen, daß es auch das rechte sei. Ich drückte die langen Bauchseiten zusammen, so daß sich eine Röhre bildete, in deren Inneres ich blicken konnte. Da es nicht couvertirt war, sah ich zwar aus einzelnen Wörtern, daß der Commandant

mich nicht getäuscht habe; doch befanden sich die Ziffern, welche ich suchte, nicht an einer Stelle, die ich hätte lesen können. Gleichwohl aber tat ich, als ob ich sie sähe, und las laut und langsam:

»Vierhundert Piaster in Gold – einundachtzig Piaster in Silber – –! Mutesselim, Du wirst dieses Schreiben öffnen müssen; Du hast Dich sehr verschrieben!«

»Herr, diese Angelegenheit ist nicht die Deinige, sondern die meinige!«

»So war es also nur die meinige, als ich Dir beistehen mußte, den Makreds sch festzuhalten und ihm sein Geld abzunehmen?«

»Ja,« antwortete er naiv.

»Gut! Aber Du versprachst mir fünftausend Piaster, auf welche noch zweitausend zu legen sind, weil das Papiergeld keinen vollen Werth besitzt. Wo ist diese Summe?«

»Emir!«

»Mutesselim!«

»Du sagst, Du seist mein Freund, und willst mich dennoch peinigen!«

»Du sagst, Du seist mein Freund, und willst mich dennoch hintergehen!«

»Ich muß das Geld nach Mossul senden.«

»Vierhunderteinundachtzig Piaster, ja. Deine Pflicht ist es aber, alles Geld des Makreds sch samt der Uhr und den Ringen einzusenden. Thust Du dies, so habe ich

nichts zu fordern; thust Du es aber nicht, so verlange ich den mir gebührenden Theil.«

»Du hast ja gar nichts zu bekommen,« erklärte er.

»Du auch nicht, und Selim Agha auch nicht. Hat er etwas erhalten?«

»Siebentausend Piaster in Papier,« antwortete er sehr schnell, um dem Agha die Antwort abzuschneiden. Dieser schnitt ein Gesicht, daß ich beinahe in lautes Lachen ausgebrochen wäre.

»Nun, also,« sagte ich, »warum willst Du mir da meinen Theil vorenthalten?«

»Du bist ein Fremdling und keiner meiner Beamten.«

»Du sollst Recht behalten; aber dann trete ich meinen Theil an den Padischah ab. Sage also dem Basch Tschausch, daß er nach meiner Wohnung kommen soll, ehe er abreist. Ich werde ihm meinen Bericht an den Anatoli Kasi Askeri mitgeben. – Lebe wohl, Mutesse-  
lim, und erlaube, daß ich Dich heute Abend besuche.«

Ich ging zu der Thüre, hatte diese aber noch nicht erreicht, als er rief:

»Wie viel Geld wirst Du angeben?«

»Die runde Summe von fünfundzwanzigtausend Piaster, eine Uhr und vier Brillantringe.«

»Wie viel willst Du davon haben?«

»Meinen vollen Theil. Siebentausend Piaster in Papier, oder fünftausend in Gold oder Silber.«

»Effendi, es war wirklich nicht so viel Gold!«

»Ich kann den Klang des Goldes sehr gut von dem des Silbers unterscheiden, und der Beutel hatte einen sehr dicken Bauch.«

»Du bist reich, Emir, und wirst mit fünfhundert Piaster zufrieden sein!«

»Zweitausend in Gold, das ist mein letztes Wort!«

»Allah kerihm, ich kann es nicht!«

»Lebewohl!«

Wieder ging ich nach der Thüre. Er wartete, bis ich sie geöffnet hatte, dann rief er mich zurück. Ich ging jedoch weiter und war bereits auf der Straße, als mir eilige Schritte folgten. Es war Selim Agha, der mich zurückrief.

Als ich wieder in das Selamlük trat, war der Commandant nicht da, bald aber kam er aus dem Nebenzimmer. Sein Blick war finster und feindselig, und seine Stimme vibrirte heiser, als er mich frug:

»Also zweitausend willst Du?«

»In Gold!«

Er setzte sich nieder und zählte mir zwanzig Hundertpiasterstücke auf den Teppich.

Ich bückte mich, nahm das Gold auf und steckte es ein. Er wartete einige Augenblicke, dann frug er mit finsterer Stirn:

»Und Du bedankst Dich nicht?«

»Ich? Ich erwarte im Gegentheile Deinen Dank, weil ich Dir dreitausend Piaster geschenkt habe!«

»Du bist bezahlt und hast mir nichts geschenkt.  
Wann reisest Du ab?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Ich rathe Dir, noch heute die Stadt zu verlassen!«

»Warum?«

»Du hast Dein Gold, nun gehe! Aber komme ja nie wieder!«

»Mutesselim, spiele keine Komödie mit mir, sonst lege ich Dir die Piaster wieder her und schreibe einen Bericht. Wenn es mir beliebt, zu bleiben, so bleibe ich, und wenn ich zu Dir komme, wirst Du mich höflich empfangen. Aber um Dir Deine Sorge vom Herzen zu nehmen, will ich Dir sagen, daß ich noch heute abreise. Vorher aber werde ich kommen, um von Dir Abschied zu nehmen, und dann hoffe ich, daß wir in Frieden scheiden.«

Jetzt verließ ich ihn und kehrte zu den Gefährten zurück. Ehe ich das Haus erreichte, begegnete mir eine Truppe Arnauten, welche sich scheu zur Seite stellten und mich vorüber ließen. Unter der Thüre stand Mersinah und blickte ihnen nach. Ihr Angesicht glühte vor Zorn.

»Emir, ist schon einmal so etwas geschehen?« schnaubte sie mir entgegen.

»Was?«

»Daß ein Mutesselim bei seinem eignen Agha der Arnauten hat aussuchen lassen?«

»Das weiß ich nicht, o Engel des Hauses, denn ich bin noch niemals ein Agha der Arnauten gewesen.«

»Und weißt Du, was man suchte?«

»Nun?«

»Den entflohenen Araber! Einen Flüchtling bei dem Aufseher zu suchen! Aber kommt nur dieser Selim Agha nach Hause, so werde ich ihm sagen, was ich an seiner Stelle gethan hätte.«

»Zanke nicht mit ihm. Er hat Leid genug zu tragen.«

»Worüber?«

»Daß ich mit meinen Gefährten abreise.«

»Du?«

Sie machte ein ganz unbeschreiblich erschrockenes Gesicht.

»Ja. Ich habe mich mit diesem Mutesselim gezankt und mag nicht länger an einem Orte bleiben, wo er gebietet.«

»Allah, Tallah, Wallah! Herr, bleibe hier. Ich werde diesen Menschen zwingen, Dir mit Ehrerbietung zu begegnen!«

Das war ein Versprechen, dessen Ausführung beizuwohnen höchst interessant gewesen wäre. Ich hielt sie aber leider für unmöglich und ließ Mersinah unten stehen, wo ihre Stimme fort grollte, wie ferner Donner. Droben stand der Baschi-Bozuk vor der Treppe. Er hatte meine Stimme gehört und auf mich gewartet.

»Effendi, ich will Abschied von Dir nehmen!«

»Komme herein; ich will Dich bezahlen!«

»O, Emir, ich bin schon bezahlt.«

»Von wem?«

»Von dem Manne mit dem langen Gesichte.«

»Wie viel hat er Dir gegeben?«

»Das!«

Er fuhr mit freudeglänzenden Augen in den Gürtel und holte eine ganze Hand voll großer Silberstücke hervor, die er mir zeigte.

»So komme nur. Wenn dies so ist, so hat der Mann mit dem langen Gesichte Dich bezahlt, und ich werde nun den Esel bezahlen.«

»Allah kerihm, den verkaufe ich nicht!« rief er erschrocken.

»Ich meine nur, daß ich ihm seinen Lohn auszahlen will!«

»Maschallah, da komme ich!«

Er ging mit in meine Stube, die leer war. Hier stellte ich ihm ein Zeugniß aus und gab ihm noch einiges Geld, über welches er vor Freuden ganz außer sich gerieth.

»Emir, ich habe noch niemals einen so guten Effen-di gesehen, wie Du bist. Ich wollte, Du wärest mein Hauptmann oder mein Major oder Oberst! Dann würde ich Dich in der Schlacht beschützen und um mich schlagen wie damals, als ich meine Nase verlor. Das war nämlich in der großen Schlacht bei — —«

»Laß das sein, mein guter Ifra. Ich bin von Deiner Tapferkeit völlig überzeugt. Du bist heute bei dem Mutesselim gewesen?«

»Der Basch Tschausch holte mich zu ihm, und ich mußte Antwort geben auf sehr viele Fragen.«

»Auf welche?«

»Ob ein Gefangener bei uns sei; ob Du bei den Dschesidi viel Türken ermordet hast; ob Du vielleicht ein Minister aus Stambul bist, und noch vieles Andere, was ich mir gar nicht gemerkt habe.«

»Euer Weg, Ifra, führt Euch nach Spandareh. Sage dem Dorfältesten dort, daß ich heute nach Gumri aufbreche, und daß ich dem Bey von Gumri das Geschenk bereits übersandt habe. Und in Baadri gehst Du zu Ali Bey, um das zu vervollständigen, was ihm Selek erzählen wird.«

»Dieser geht auch fort?«

»Ja; wo ist er?«

»Bei seinem Pferde.«

»Sage ihm, daß er satteln kann. Ich werde ihm einen Brief mitgeben. Und nun lebe wohl, Ifra. Allah behüte Dich und Deinen Esel. Mögest Du nie vergessen, daß ein Stein an seinen Schwanz gehört!« – –

Die drei Gefährten saßen kampferüstet in der Stube des Engländers beisammen. Halef umarmte mich beinahe vor Freude, und der Engländer reichte mir mit einem so frohen Gesichte die Hand, daß ich erkennen mußte, er sei in herzlichster Sorge um mich gewesen.

»Gefahr gehabt, Sir?«

»Ich stak bereits in demselben Loche, aus welchem ich Amad el Ghandur geholt habe.«

»Ah! Prächtiges Abenteuer! Gefangener gewesen! Wie lange Zeit?«

»Zwei Minuten.«

»Selbst wieder frei gemacht?«

»Selbst! Soll ich Euch die Geschichte erzählen?«

»Versteht sich! Well! Yes! Schönes Land hier, sehr schön! Alle Tage besseres Abenteuer!«

Ich erzählte ihm in englischer Sprache und fügte dann bei:

»In einer Stunde sind wir fort.«

Des Engländers Gesicht nahm ganz die Stellung eines außerordentlich erschrockenen Fragezeichens an.

»Nach Gumri.«

»O, war schön hier, sehr schön! Interessant!«

»Noch gestern hieltet Ihr es nicht für schön, Master Lindsay!«

»War Ärger! Hatte nichts zu thun! Ist aber trotzdem schön gewesen, sehr schön! Romantisch! Yes! Wie ist es in Gumri?«

»Noch viel romantischer.«

»Well! So gehen wir hin!«

Er erhob sich sofort, um nach seinem Pferde zu sehen, und nun hatte ich Zeit, auch den beiden Andern meine letzten Ergebnisse mitzutheilen. Keiner war über unsere Abreise so erfreut, wie Mohammed

Emin, dessen Herzenswunsch es ja war, mit seinem Sohne baldigst zusammen zu kommen. Auch er erhob sich eiligst, um sich zur Abreise fertig zu machen. Nun begab ich mich in meine Stube zurück, um einen Brief an Ali Bey zu schreiben. Ich meldete ihm in gedrängten Worten Alles und sagte ihm Dank für die beiden Schreiben, die mir so große Dienste geleistet hatten. Diese Schreiben übergab ich nebst dem Briefe Selek, welcher dann Amadijah sogleich verließ. Er schloß sich dem Transport nicht an, sondern zog als Dschesidi vor, ganz allein zu reisen.

Da hallten die eiligen Schritte zweier Personen auf der Treppe. Selim Agha trat mit Mersinah ein.

»Effendi, ist es wirklich Dein Ernst, daß Du Amadijah verlassen willst?« frug er mich.

»Du hast es ja bei dem Mutesselim gehört.«

»Sie satteln schon!« schluchzte die ›Myrte‹, welche sich die Thränen aus den Augen wischen wollte, mit der Hand aber leider nur bis an die ebenso betübte Nase kam.

»Wohin gehet Ihr?«

»Das braucht der Mutesselim nicht zu erfahren, Selim Agha. Wir reiten nach Gumri.«

»Dahin kommt Ihr heute nicht.«

»So bleiben wir unterwegs über Nacht.«

»Herr,« bat Mersinah, »bleibe wenigstens diese Nacht noch hier bei uns. Ich will Euch meinen besten Pillau bereiten.«

- »Es ist beschlossen: wir reiten.«  
»Du fürchtest Dich doch nicht vor dem Mutesselim?«  
»Er selbst weiß am besten, daß ich ihn nicht fürchte!«  
»Und ich auch, Herr,« fiel der Agha ein; »hast Du ihm doch zweitausend Piaster abgezwungen!«  
Die ›Myrte‹ machte große Augen.  
»Maschallah, welch eine Summe!«  
»Und zwar in Gold!« fügte Selim hinzu.  
»Wem gehört dieses viele Geld?«  
»Dem Emir natürlich! Emir, hättest Du doch auch für mich ein Wort gesprochen!«  
»Hast Du das nicht gethan, Effendi?« erkundigte sich Mersinah. »Du hattest es uns doch versprochen!«  
»Ich habe ja auch Wort gehalten.«  
»Wirklich? Emir, wann hast Du mit dem Mutesselim darüber geredet?«  
»Als Selim Agha dabei war.«  
»Herr, ich habe nichts gehört!« betheuerte dieser.  
»Maschallah, so bist Du plötzlich taub geworden! Der Mutesselim bot mir ja fünfhundert Piaster anstatt der fünftausend, welche ich verlangte!«  
»Das war ja für Dich, Effendi!«  
»Selim Agha, Du hast gesagt: Du liebst mich und seist mein Freund, und dennoch glaubst Du, daß ich mein Wort so schlecht halte? Ich mußte ja so thun, als ob es für mich wäre!«  
»So thun — —?«

Er starrte mich wie versteinert an.

»So thun?« rief Mersinah. Aber ihr kam das Verständniß schneller. »Warum mußttest Du so thun? Rede weiter, Emir!«

»Das habe ich ja dem Agha bereits erklärt — —«

»Effendi,« rief sie, »erkläre diesem Agha der Arnauten nichts mehr, denn er wird es nie verstehen! Sage es lieber mir!«

»Wenn ich für den Agha Geld gefordert hätte, so wäre der Mutesselim sein Feind geworden — —«

»Das ist richtig, Effendi,« fiel sie eilig ein. »Ja, es wäre noch Schlimmeres geschehen, denn nach Deiner Abreise hätten wir das Geld wieder hergeben müssen.«

»So dachte ich auch, und daher that ich, als ob ich das Geld für mich verlangte.«

»Und es war wohl nicht für Dich? Oh, sage es schnell!«

Die edle ›Myrte‹ zitterte an ihrem ganzen Gebein vor Begierde.

»Für den Agha.«

»Maschallah! Ist dies wahr?«

»Natürlich!«

»Und er soll wirklich außer diesen fünfzig Piastern noch Geld erhalten?«

»Sehr viel.«

»Wie viel?«

»Alles.«

»Allah illa Allah! Wann, wann?«

»Jetzt gleich.«

»Hamdulillah, Preis und Dank sei Allah! Er macht uns reich durch Dich! Aber nun mußt Du es uns auch geben!«

»Hier ist es. Komm her, Selim Agha!«

Ich zählte ihm die volle Summe in die Hand. Er wollte die Hand schnell schließen, that es aber doch zu spät, denn die ›Myrte‹ hatte ihm mit einem sehr geschickten Griff sämtliche Hundertpiasterstücke weggestrichen.

»Mersinah!« donnerte er.

»Selim Agha!« blitzte sie.

»Es ist ja mein!« grollte er.

»Es bleibt auch Dein!« betheuerte sie.

»Ich kann es selbst aufheben!« murmelte er.

»Bei mir ist es sicherer!« redete sie ihm zu.

»Gib mir nur etwas davon!« bat er.

»Laß es mir nur!« schmeichelte sie.

»So gib mir wenigstens die gestrigen fünfzig Piaster!«

»Du sollst sie haben, Selim Agha!«

»Alle?«

»Alle; aber dreiundzwanzig sind bereits davon weg.«

»Alle! Und dreiundzwanzig sind bereits fort! Wo sind sie?«

»Fort! Für Mehl und Wasser für die Gefangenen.«

»Für Wasser? Das kostet doch nichts!«

»Für die Gefangenen ist nichts umsonst; das merke Dir, Selim Agha! Aber, Emir, nun hast Du ja nichts!«

Jetzt nun, da sie das Geld in den Händen hatte, wurde sie auch rücksichtsvoll gegen mich.

»Ich mag es nicht, ja ich darf es nicht nehmen.«

»Du darfst nicht? Warum?«

»Mein Glaube verbietet es mir.«

»Dein Glaube? Allah illa Allah! Der Glaube verbietet doch nicht, Geld zu nehmen!«

»O doch! Dieses Geld gehörte weder dem Makredsch, denn er hat es jedenfalls nicht auf rechtliche Weise erworben, noch dem Mutesselim oder dem Agha. Aber es wäre auf alle Fälle verschwunden und nicht in die Hände der rechtmäßigen Besitzer zurückgelangt. Nur aus diesem Grunde habe ich den Mutesselim gezwungen, einen Theil davon wieder herauszugeben. Wenn es denn einmal in falsche Hände kommen soll, so ist es besser, Ihr habt einen Theil davon, als daß der Muteselim Alles behielt.«

»Effendi, das ist ein sehr guter Glaube!« betheuerte Mersinah. »Du bist ein treuer Anhänger des Propheten. Allah segne Dich dafür!«

»Höre, Mersinah! Wenn ich ein Anhänger des Propheten wäre, so hättet Ihr nichts erhalten, sondern ich hätte Alles in meine eigene Tasche gethan. Ich bin kein Moslem.«

»Kein Moslem!« rief sie erstaunt. »Was denn?«

»Ein Christ.«

»Maschallah! Bist Du ein Nessorah?«<sup>1</sup>

»Nein. Mein Glaube ist ein anderer als derjenige der Nessorah.«

»So glaubst Du wohl auch an die heilige Omm Allah Marryam?«<sup>2</sup>

»Ja.«

»O, Emir, die Christen, welche an diese glauben, sind alle gute Leute!«

»Woher weißt Du das?«

»Das sehe ich an Dir, und das weiß ich auch von der alten Marah Durimeh.«

»Ah! Kennst Du diese?«

»Sie ist in ganz Amadijah bekannt. Sie kommt sehr selten, aber wenn sie kommt, so theilt sie Freude aus an alle Leute, die ihr begegnen. Auch sie glaubt an Omm Allah Marryam und ist ein Segen für viele. Aber da fällt mir ja ein, daß ich zu ihr muß!«

»Sie ist nicht mehr da.«

»Ja, sie ist wieder abgereist; aber dennoch muß ich hin.«

»Warum?«

»Ich muß sagen, daß Du abreisest.«

»Wer hat dies bestellt?«

»Der Vater des Mädchens, welches Du gesund gemacht hast.«

»Bleibe hier!«

---

<sup>1</sup>Nestorianer.

<sup>2</sup>Mutter Gottes, Maria.

»Ich muß!«

»Mersinah, Du bleibst! Ich befehle es Dir!«

Mein Rufen half nichts; sie war bereits die Treppe hinab, und als ich an das Fenster trat, sah ich sie über den Platz eilen.

»Laß sie, Effendi!« sagte Selim Agha. »Sie hat es versprochen. Oh, warum hast Du mir dies viele Geld in ihrer Gegenwart gegeben! Nun bekomme ich keinen Para davon!«

»Verwendet sie es für sich?«

»Nein; aber sie ist geizig, Effendi. Was sie nicht für uns und für die Gefangenen braucht, das versteckt sie, daß ich es nicht finden kann. Sie ist sehr stolz darauf, daß ich einmal viel Geld haben werde, wenn sie stirbt. Aber das ist nicht gut, da ich jetzt darunter leiden muß. Ich rauche den schlechtesten Tabak, und wenn ich einmal zum Juden gehe, so darf ich von seinen Medizinen nur die billigste trinken. Und die, die ist nicht gut!«

Betrübt ging der wackere Agha der Arnauten von dannen, und ich folgte ihm hinab in den Hof, wo die Pferde gesattelt wurden. Dann machte ich mit dem Engländer noch einen Gang in die Stadt, um einige Einkäufe zu besorgen. Als wir zurückkehrten, waren bereits Alle vor dem Eingange des Hauses versammelt. Bei ihnen stand ein Mann, in dem ich schon von Weitem den Vater meiner Patientin erkannte.

»Herr, ich höre, daß Du abreisest,« begann er, mir einige Schritte entgegentretend. »Darum bin ich gekommen, um Abschied von Dir zu nehmen. Meine Tochter wird bald ganz gesund sein. Sie, mein Weib und ich, wir werden zu Allah beten, daß er Dich beschütze. Und damit Du auch an uns denken mögest, habe ich ein kleines Jadikar<sup>1</sup> mitgebracht, welches anzunehmen ich Dich innigst bitte!«

»Wenn es ein Ufak-Defek<sup>2</sup> ist, werde ich es nehmen, sonst aber nicht.«

»Es ist so klein und arm, daß ich mich scheue, es Dir selbst zu geben. Erlaube, daß ich es Deinem Diener einhändige! Welcher ist es?«

»Dort bei dem Rappen steht er.«

Er nahm unter seinem weiten Oberkleide ein ledernes, mit Perlen gesticktes Futteral hervor und reichte es Halef hin. Dann sah ich, daß er außer diesem Gegenstande dem Diener noch etwas gab. Ich dankte ihm, und wir schieden.

Jetzt kam das Schlimmste: der Abschied von Selim Agha und besonders von der ›Myrte‹. Der Agha ging von Pferd zu Pferd und nestelte an Riemen und Schnallen herum, welche ganz in Ordnung waren. Dabei rollte er die Augen so fürchterlich, wie ich es selbst bei ihm noch niemals gesehen hatte.

---

<sup>1</sup>Andenken.

<sup>2</sup>Kleinigkeit.

Die Spitzen seines Schnurrbartes gingen auf und nieder wie Wagebalken, und hier und da fuhr er sich mit der Hand nach dem Halse, als ob es ihn dort würge. Endlich reichte er Halef die Hand zum Abschied. Er fing von unten an.

»Lebe wohl, Hadschi Halef Omar! Allah sei bei Dir immerdar!«

Er hörte gar nicht auf das, was ihm der kleine Hadschi antwortete, sondern sprang zu dem Pferde Mohammed's, um eine Fliege todt zu schlagen, welche am Halse des Rosses saß. Dann fuhr er mit einem energischen Rucke herum und hielt dem Haddedihn die Hand entgegen:

»Allah sei mit Dir und allen den Deinen! Kehre wieder bei uns ein, wenn Dich Dein Weg nach Amadjah führt!«

Da bemerkte er plötzlich, daß der Sattelgurt des Engländers um den zwanzigsten Theil eines Zolles zu weit nach hinten lag. Er eilte dorthin, kroch unter das Pferd und schob und zerrte, als habe er eine schwere Last zu bewältigen. Endlich war er fertig und streckte nun dem Reiter die Rechte hin:

»Sihdi, Dein Weg sei — — —«

»Well!« unterbrach ihn der Master. »Hier!«

Ein Trinkgeld fiel in die Hand des Agha, und es war, wie ich Lindsay kannte, gewiß sehr reichlich. Diese Güte machte den gerührten Anführer der Arnauten noch verwirrter. Er begann also von Neuem:

»Sihdi, Dein Weg sei wie der Weg — — —«

»Well!« nickte Lindsay, und eine zweite Auflage des Bakschisch gelangte zur Ausgabe. Der Geber hielt die zum Abschiede hingestreckte Hand für eine Forderung.

»Sihdi,« begann der Agha mit erhöhter Stimme, »Dein Weg sei wie der Weg der Gerechten, und — — —«

»Well!« ertönte es zum dritten Male.

Aber der Agha zog nun seine Hand plötzlich zurück und nahm die Gelegenheit, daß ich eben zu Pferde steigen wollte, wahr, um mir den Steigbügel zu halten. Jetzt zog es über sein Gesicht, wie Sonnenblick und Wolkenschatten über ein wogendes Feld, dann öffnete er den Mund, aber da stürzte ihm plötzlich die so lange zurückgehaltene Fluth aus den Augen. Das Wort, welches er sagen wollte, wurde zu einem unverständlichen Laute. Er reichte mir die Hand; ich nahm und drückte sie, selbst tief gerührt, und dann zog er sich sehr eilig in den Flur zurück.

Das hatte Mersinah abgewartet. Sie trat hervor, wie die Sonne aus der Morgenröthe. Sie wollte bei Halef beginnen, da drängte ich mein Pferd heran und sagte:

»Halef, reite mit den Andern einstweilen in das Thal hinab. Ich muß noch einmal zum Mutesselim und werde schnell nachkommen.« Dann wandte ich mich zu Mersinah: »Hier, nimm meine Hand! Ich danke Dir für Alles. Lebe wohl, stirb nie und denke an mich, so oft Du die liebliche Speise Deiner Gefangenen kochst!«

»Lebe wohl, Emir! Du bist der großmütigste —«

Mehr hörte ich nicht. Ich ritt schnell, gefolgt von meinem Hunde, nach dem Palaste des Commandanten, ließ das Pferd vor dem Thore stehen und trat ein. Der Hund folgte mir; ich wollte das so. Im Vorzimmer waren einige Personen, die ich bereits dort gesehen hatte. Sie fuhren erschrocken empor, als sie den Hund erblickten. Das hatte noch Niemand gewagt.

»Wo ist der Mutesselim?« frug ich.

»Im Selamlük,« antwortete Einer.

»Ist er allein?«

»Der Aufseher des Palastes ist bei ihm.«

Ich ließ mich gar nicht anmelden, sondern trat ein. Der Hund war an meiner Seite. Der Aufseher des Palastes machte eine Geberde des Entsetzens, und der Mutesselim erhob sich augenblicklich.

»Effendi, was thust Du?« rief er.

»Ich komme, um Abschied von Dir zu nehmen.«

»Mit einem Hunde!«

»Er ist besser als mancher Mensch. Du sagtest mir, daß ich nicht wiederkommen solle, und ich komme mit dem Hunde. Das ist die Antwort eines Emir aus Germanistan. Sallam!«

Ich verließ ihn ebenso schnell als ich gekommen war und ging hinab. Unten aber, da ich mich nun im Freien befand, nahm ich mir Zeit; aber es kam Niemand, um mich zur Rede zu stellen. Ich stieg auf und ritt davon. Die Gefährten waren eben erst zum Thore hinaus, als

ich sie einholte; denn Mersinah's Abschiedsworte an sie hatten einige Zeit in Anspruch genommen.

»Was noch gemacht beim Mutesselim?« frug Lindsay.

Ich erzählte es ihm.

»Ausgezeichnet! Hm! Köstlicher Einfall! Würde gut bezahlen, wenn Ihr ein Andrer wäret! Yes!«

Er brummte und lachte noch lange vor sich hin.

Wir mußten bald absteigen, um die Pferde den steilen Weg hinabzuführen. Desto schneller aber ging es unten weiter, bis wir die Stelle erreichten, an welcher wir früher links abgeschwenkt hatten. Hier mußte Haleb zurückbleiben und sich verstecken, um uns zu benachrichtigen, wenn wir beobachtet würden. Wir erreichten die kleine Lichtung, bei welcher wir die Pferde anbanden, und drangen dann zu Fuße in das Dickicht ein.

»Hier!« meinte der Engländer, als wir bei den Eichen anlangten. »Prachtvolle Villa da oben! Well! Raucht Tabak!«

Wirklich sah man ein kleines Tabakswölkchen nach dem andern oben aus der ›Villa Amad‹ hervorkräuseln. Der Araber lag in der Tiefe des Loches und bemerkte unsere Gegenwart nicht eher, als bis er durch einen lauten Ruf aufmerksam gemacht wurde. Jetzt steckte er den Kopf hervor und erkannte uns. Die frische, kräftige Waldluft und die nahrhaften Speisen hatten ihn wenigstens in so weit gekräftigt, daß er ohne weitere Beihilfe herabkommen konnte. Ich erhielt dabei auch

meinen Lasso wieder, welchen er gestern oben behalten hatte.

Wir verweilten keinen Augenblick, kehrten zurück und bestiegen die Pferde, da es uns Allen darauf ankam, noch heute eine gute Strecke Wegs zwischen uns und Amadijah zu legen. Halef meldete, daß sich nichts Verdächtiges gezeigt habe, und so bogen wir rechts in den Weg ein, welcher zu den Sommerwohnungen der Bewohner von Amadijah führte.

Wir ritten in einem Thale empor, dessen Sohle ein breiter Bergbach bewässerte. Die Seiten waren mit schönem Laubwald besetzt. Weiter oben theilte sich der Bach in sehr viele Arme; das Thal wurde breiter und bot den nöthigen Raum für eine Menge von Zelten und Hütten, die in malerischer Unordnung im Thale und an den Abhängen desselben standen. Dies waren die Jilaks oder Sommerwohnungen.

Die Stelle war außerordentlich gut gewählt. Grüne Wald- und Fruchtbäume beschatteten die Zelte und Hütten, und dichtes Rankengewächs bildete einen reichen Teppich an den Abhängen hinauf. Dieser gesunde Ort bot einen grellen, aber lieblichen Gegensatz zu der von giftigen Lüften erfüllten Festung Amadijah.

Während die Anderen im schnellen Tempo weiter ritten, um Späherblicken baldigst zu entgehen, stieg ich mit dem Engländer vor der Wohnung eines Geldwechslers ab, da Lindsay sich einen Vorrath von landläufigen Münzen einwechseln wollte.

Die Spitze der Höhe erreichten wir nach einer halben Stunde, obgleich die Strecke zwei englische Meilen beträgt, und nun sahen wir das Tal von Berwari vor uns liegen, wo wir vor jeder Verfolgung von Seiten der Türken in Sicherheit waren.

In der Ferne blauten die Tijariberge, von denen uns besonders der Kegel von Aschiehtah in die Augen fiel. Seine Spitze glänzte weiß, denn er war mit Schnee bedeckt, während wir vor noch ganz kurzer Zeit auf den Weidegründen der Haddedihn den reichen Blumenstaub mit den Beinen unserer Pferde aufgewühlt hatten.

Rechts davon stieg hinter den wasserreichen Thälern des Zab das Bergland von Tkhoma empor, und weiter nach Süden sahen wir die Höhen des Tura Ghara, des Dschebel Hair und des Zibar-Landes. Von Tijari und Tkhoma hatte die alte Marah Durimeh gesprochen. Ich mußte unwillkürlich an ihr Geheimniß denken, an den ›Geist der Höhle‹, der dort zwischen jenen Bergen hauste.

Bald mußten wir ein kurdisches Dorf erreichen. Meine Erlebnisse bei den Kurden und meine Begegnung mit dem ›Geist der Höhle‹ werde ich ein ander Mal erzählen. Jetzt aber danke ich dem freundlichen Leser, der mich bis hierher begleitet hat.